Fr. Chr. Schlosser's
Weltgeschichte
für
das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk
besorgt von
Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Dreizehnter Band.

Oberhausen und Leipzig.
Verlagshandlung von Ad. Spaarmann.
1873.

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Geschichte der neueren Zeit.

III. Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

X. Frankreich, Spanien und Italien unter Mazarin; Erschütterung der französischen Verfassung.

1. Militärisches und diplomatisches Glück der Franzosen in Spanien, Deutschland und den Niederlanden.

Der Kardinal Richelieu hatte die auswärtigen Angelegenheiten anfangs seinem Pater Joseph (s. Bd. XI., S. 519) anvertraut, nachher aber ganz dem schlauen Römer **Mazarin** überlassen, der ihm in Italien so oft gute Dienste geleistet hatte. Nach Richelieu's Tode war König Ludwig XIII. nicht im entferntesten geneigt, Mazarin aus dem Kabinet zu entfernen; denn dieser hielt schon seit Jahren alle Fäden der Geschäfte in der Hand, und Ludwig, welcher mit Spanien im Kriege war, fürchtete die Anhänglichkeit seiner Gemahlin, **Anna von Oestreich**, an ihr spanisches Vaterland und an ihre Familie. Mazarin bewies sich damals als einen Meister in allen politischen Kniffen. Er gab zuerst dem Könige Rath, wie er trotz der Constitution seine Gemahlin von der Vormundschaft ihres Sohnes durch Testament ausschließen könne; nachher aber, als Ludwig todtkrank darnieder lag, zeigte er der Königin, wie sie es anfangen müsse, um dieses Testament umzustoßen. Er täuschte zugleich die Herren, welche Anna von Oestreich zu leiten gedachten, sowie den Herzog von Orleans und den Prinzen von Condé, die vom Umstoßen des Testaments Vortheile hofften. Der Herzog von Orleans erhielt nur den leeren Titel eines General-Statthalters des Reiches ohne wahre Macht; auch sollte er und in seiner Abwesenheit der Prinz von Condé den Vorsitz im Staatsrathe führen; Mazarin dagegen ward ganz unerwarteter Weise Premier-Minister. Die Königin ging auf den Rath des Bischofs von Beauvais ein, welcher ihr vorstellte, ihre Stellung werde fester sein, wenn ihr die wirkliche Regentschaft vom Parlament zuerkannt werde. Sie veranstaltete demnach am 18. Mai 1643 eine Sitzung, welcher Orleans,

Condé und sein Sohn, die ersten Herzoge und Beamten, sowie drei Bischöfe, darunter der Erzbischof von Paris, beiwohnten*). Diese Sitzung eröffnete der fünfjährige König, den man dafür sehr bewunderte, mit den Worten: „Ich bin gekommen, um Ihnen meinen guten Willen zu zeigen; mein Kanzler wird Ihnen das Uebrige sagen.“ Zunächst erklärte nun die Königin Anna, daß sie sich stets gern der Rathschläge des Parlaments bedienen werde; Orleans und Condé bezeugten den Entschluß, sich ihr unterzuordnen. Nachdem nun der Kanzler gesprochen hatte, wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, der Königin-Mutter die volle Regentschaft zu übertragen.

Wir wagen nicht Anna's Minister Mazarin, diesen kleinlichen, habsüchtigen, aber aller Kniffe und Schliche kundigen Römer, mit einem großen, gelehrten und gebildeten Manne wie Richelieu, der sich auch um die Sprache und Litteratur seiner Nation unsterbliche Verdienste erworben hat, zu vergleichen; allein jedenfalls war es unter den damaligen Umständen ein Glück, daß Mazarin der Anarchie steuerte, mit welcher das französische Reich bedroht war. Mazarin erhielt den Franzosen nicht blos durch große Feldherren und durch eine neue Organisation des Kriegswesens das Uebergewicht im Felde, sondern er bewirkte auch, daß die unter Richelieu gebildeten Diplomaten durch ihre Gewandtheit, ihre Sprache und ihre freiere Bildung dem französischen Kabinet das Uebergewicht über die spanische und italienische Politik verschafften. Wir gehen daher ausführlich auf Mazarin's Zeit ein, weil damals Alles, was unter Ludwig XIV. geschah, vorbereitet und die französische Nation mit dem Heiligenscheine des militärischen Ruhmes umkleidet ward, der für jeden Franzosen höchsten Preis des Lebens ist. Herrschen, Erobern und Siegen ist Bedürfniß der Franzosen und jeder Einzelne unter ihnen lernt von Jugend auf die Kunst, sich so zu spreizen, als wenn er allein die Nation ausmache. Der Franzose und der Engländer prahlen trotzig und laut, jener mit allen tapferen Thaten seiner Nation, wie wenn er selbst sie vollbracht hätte, dieser mit seiner vortrefflichen Verfassung; und der Deutsche, welcher immer das, was vornehme Leute sagen, gern glaubt und Fremde stets für vornehmer hält, als seine Landsleute, betet entweder demüthig nach, was so laut verkündigt und durch so viele Schriften verbreitet wird, oder er glaubt es in seiner Gutmüthigkeit, oder er schweigt doch ganz bescheiden. Wir sind daher auch weit entfernt, den Franzosen den militärischen Ruhm und das Besserwissen und Bessermachen oder den Engländern ihr Glück bestreiten zu wollen. Wir wollen nur ganz

*) Paris war erst 1623 auf den Wunsch Ludwig's durch den Papst Gregor XV. vom Rang eines Bisthums zu dem eines Erzbisthums erhoben worden.

kurz andeuten, wie die Franzosen unter Mazarin das Uebergewicht erlangten, welches nachher unter Ludwig XIV. zur Unterdrückung der anderen Nationen benutzt ward.

Es wird die Uebersicht der sehr verworrenen Geschichte von Frankreichs vormundschaftlicher Regierung unter Ludwig XIV. erleichtern, wenn wir Alles, was sich auf Krieg und Politik oder auf das Verhältniß zu anderen Mächten bezieht, angeben, und dann erst auf die Geschichte der inneren Unruhen und auf die Errichtung der dadurch herbeigeführten Militär-Regierung übergehen. Die deutschen und niederländischen Angelegenheiten sind schon bis zum westfälischen Frieden behandelt worden; wir werden ihrer daher nur gelegentlich des Zusammenhanges wegen erwähnen. Dagegen müssen die spanischen und italienischen Angelegenheiten, welche früher nur leicht berührt wurden, jetzt nachgeholt werden. Wir sollten auch von Portugal reden, welches sich seit 1640 der spanischen Herrschaft wieder entzogen hatte; da es aber auch als selbstständiges Reich nur eine Neben-Rolle spielte, so wollen wir blos gelegentlich über sein Verhältniß zu anderen Mächten einen Wink geben.

Mazarin beendigte zuerst in Deutschland das, was unter Richelieu begonnen worden war, weil das Glück wollte, daß gerade zu der Zeit, als er die Leitung der Dinge in Frankreich übernahm, zwei große Feldherren, Turenne und der Herzog von Enghien, dort neue Siege erfochten, und weil überdies auch die junge Königin von Schweden des Krieges müde war. Mazarin that Alles, um den Frieden der Niederländer zu Münster aufzuhalten; er vermochte dies aber doch nicht. Auch den Frieden, welchen Schweden durch Salvius betreiben ließ und Trautmannsdorf im Namen des Kaisers betrieb, wünschte er keineswegs, besonders nachdem die Franzosen die Niederlage bei Tuttlingen erlitten hatten (24. November 1643). Er konnte indessen nicht wollen, daß auch Schweden seinen Frieden ohne ihn mache, weil dann die ganze Last des Krieges mit Spanien und mit Deutschland auf Frankreich gefallen wäre. Die im März 1643 abgeschlossenen Präliminarien des westfälischen Friedens blieben nachher, obgleich sie ratificirt waren, auf sich beruhen, bis im August 1645 die französischen Heere nach dem Siege bei Allersheim in der Nähe von Nördlingen wieder die Uebermacht erhielten. Dann begannen freilich die Friedensunterhandlungen endlich ernstlich; der Krieg wurde aber während derselben lebhaft fortgesetzt, und zwar trotz vieler Abwechselungen im Ganzen zum Vortheile der Franzosen. Mazarin verzögerte, sobald es seine Politik oder seine Privat-Absichten forderten, den Abschluß, weil er es dahin gebracht hatte, daß er, je nachdem es ihm passend schien, entweder Frieden schließen oder den Krieg fortsetzen konnte.

Mazarin hatte die oberste Leitung der Friedensunterhandlungen anfangs sich selbst übertragen lassen. Nachher gab er dieses Amt dem Herzoge von Longueville, den er aus Paris entfernen wollte, jedoch blos als ein Ehrenamt. Die Geschäfte selbst wurden von dem Grafen d'Avaux und von Abel Servien, Grafen von La Roche des Aubiers, geleitet, welche ausgezeichnete Geschäftsmänner und ganz von Mazarin abhängig waren. Einig waren beide Männer nie, was dem Kardinal nach seiner Art lieb sein mußte, weil er in Folge davon sicher war, daß Alles nach seinem Willen gehen werde. Er allein erntete daher die Frucht ganz verschiedener Talente der aus Richelieu's Schule her vorgegangenen Diplomaten, sowie der Bildung und Kenntniß derselben. Seine Creatur, der Graf Servien, ertrotzte hochmüthig Manches von den Deutschen, was ein Mann wie d'Avaux nie erlangt haben würde. Der Letztere war ein mit allen deutschen Verhältnissen genau bekannter und, was damals viel sagen wollte, auch in der deutschen Sprache sehr gewandter Diplomat; er hatte aber das Vertrauen des Kardinals, dem er viel zu ehrlich war, durchaus nicht. Dieses besaß dagegen Servien, welcher in italienischen Geschäften zum Italiener geworden war, im vollen Maaße. Es ging jedoch schließlich dem Kardinal zu weit, daß die beiden Gesandten endlich einander nicht mehr sahen und sogar Schmähschriften gegen einander veröffentlichten; der Herzog von Longueville mußte daher noch einmal nach Münster gehen, um durch sein Ansehen Servien in Schranken zu halten. Servien war ein guter Jurist und, nachdem er General-Procurator des Parlaments von Grenoble gewesen war, als Unterhändler nach Italien geschickt worden, wo er jene italienische Politik erlernte, welche im 15. Jahrhundert in ein System gebracht, im 17. an allen Höfen gelehrt und getrieben wurde. Er zeigte sich bei den Unterhandlungen durch seinen Stolz, seine Heftigkeit und seinen hartnäckigen Sinn für Mazarin's Absichten so brauchbar, daß dieser auch im Jahre 1648 noch keinen Frieden abgeschlossen haben würde, wenn nicht ein Bürgerkrieg in Frankreich ausgebrochen wäre und die Parlamente, die Großen und das Volk von Paris den gerade damals ganz unentbehrlichen Minister in ihre Händel gezogen hätten. In den Niederlanden dauerte der Krieg mit Spanien noch fort; in Neapel und besonders in Catalonien aber hatte er, als Mazarin die Regierung übernahm, eine für Frankreich ungünstige Wendung genommen; denn hier stellte sich endlich, wie wir näher berichten werden, Philipp IV. selbst an die Spitze einer Armee. Mazarin konnte daher, als Schweden ernstlich zum Frieden entschlossen war, den Krieg nicht weiter fortsetzen, ohne ganz allein dem Habsburgischen Hause gegenüberzustehen. Er trennte also durch den west-

fälischen Frieden Oestreich von Spanien und setzte dann den Krieg mit diesem auch ohne Bundesgenossen fort.

Was den Krieg mit Spanien angeht, welchen Frankreich im Bunde mit den sieben Provinzen der Niederlande seit 1635 führte, so sah Mazarin sehr gut die Unmöglichkeit ein, daß die Tag und Nacht auf nichts als auf ihren Vortheil bedachten Holländer ihm jemals behülflich sein würden, die spanisch gebliebenen Niederlande an Frankreich zu bringen, was seine Absicht war. Die Prinzen Moritz und Friedrich Heinrich von Oranien beschränkten sich darauf, alle diejenigen südlichen Festungen zu erobern, welche ein Bollwerk für Holland bilden könnten; sie waren aber aus vielen Gründen niemals anwesend, wenn eine entscheidende Feldschlacht geliefert werden sollte. Der Kampf der Franzosen und Spanier in den Niederlanden war, obgleich nicht nur Richelieu, sondern sogar König Ludwig XIII. selbst ins Feld gezogen waren, trotz der gebrachten großen Opfer ohne Entscheidung geführt worden; im Jahre 1643 erschien aber dort ein Kriegsheld, welcher, so unwürdig und niedrig auch sein moralischer Charakter und Wandel war, von den Franzosen, besonders den politisch und theologisch Rechtgläubigen, noch jetzt gleich einem Kriegsgotte verehrt wird. Dieser Held war der Sohn des unersättlich habgierigen Prinzen von Condé. Er hieß damals noch Herzog von Enghien, führte nach seines Vaters Tode (1646) den Namen Prinz von Condé, und ward, seit er für Ludwig XIV. Siege erfochten hatte, nur der große Condé genannt. Da große Feldherren, wie große Dichter und Mathematiker, nicht gemacht, sondern geboren werden, so könnten wir uns mit der bloßen Aufzählung von Enghien's Thaten begnügen; allein wir dürfen doch nicht ganz übergehen, daß die Umstände der Entwickelung seiner natürlichen Anlagen sehr günstig waren, und daß er, gleich dem Marschall von Sachsen im 18. und Bonaparte im 19. Jahrhundert, sein ganzes Kriegs-System auf den National-Charakter der Franzosen gründete, oder mit anderen Worten, daß er, wo es nur immer möglich war, den gewagtesten und kühnsten Angriff vorzog. Er war schon in seinem 20. Lebensjahre bei einem Kriegszuge Ludwig's XIII. gegen Aire und Arras gegenwärtig gewesen und hatte sich auch auf dessen Zuge nach Roussillon (1642) ausgezeichnet; daß er aber in dem darauf folgenden Jahr den Oberbefehl über das Heer in den Niederlanden erhielt, schrieb man nur seiner Vermählung mit Richelieu's Nichte Clemence, der Tochter des Marschalls von Brezé, zu. Wenn dies richtig ist, so zeigte sich diesmal der Nepotismus für die öffentliche Sache vortheilhaft; denn Enghien hatte, obgleich er damals erst 22 Jahre alt war, die Stimme des Heeres für sich.

Das Heer, dessen Oberbefehl Enghien 1643 auf Mazarin's Be-

treiben erhielt, war ziemlich bedeutend, und sollte das spanische Heer unter Don Francesco de Melos abhalten, aus dem Hennegau in die Champagne einzurücken. Schon gleich anfangs, als dasselbe zum Entsatze der Festung Rocroy, deren Außenwerke bereits genommen waren, herbeizog, verschaffte sich Enghien den Ruf eines großen Feldherrn und das volle Vertrauen der Soldaten, welches einen französischen General unüberwindlich macht. Er setzte gegen die Meinung des Marschalls de L'Hopital, der ihm zur Mäßigung seines Ungestüms beigegeben war, durch, daß das Lager der Spanier, die den Franzosen entgegenstanden, aber keine Schlacht anboten, sogleich gestürmt werde. Dies schien nicht blos militärisch gewagt, weil das spanische Heer zahlreich und tapfer war, sondern auch politisch, weil durch ein Fehlschlagen des Sturmes die nach Ludwig's XIII. Tode errichtete vormundschaftliche Regierung in eine sehr bedenkliche Lage gebracht werden konnte. Der Sturm ward am 19. Mai 1643 (gerade einen Tag nach der oben erwähnten königlichen Sitzung) wirklich unternommen und, trotz der guten Befestigung des Lagers und trotz der dasselbe vertheidigenden Infanterie, welche für die beste in Europa galt, auf glänzende Weise vollbracht. Dieser Sieg bei Rocroy machte den Herzog von Enghien zum Helden der Franzosen und befestigte die Regierung Mazarin's und der Königin-Mutter. Es wurden, wie man angibt, 8000 Spanier getödtet, 6000 gefangen genommen und alles Gepäck und Geschütz des Feindes erobert. In Folge des Sieges wurden zudem viele Festungen, unter Andern Maubeuge, Binch und das damals überaus starke Diedenhofen (Thionville) innerhalb dreier Monate den Spaniern entrissen. Philipp IV. entledigte sich um jene Zeit (Juni 1643) seines Lieblings, des übermüthigen Grafen-Herzogs Olivarez, welcher die Catalonier zur Verzweiflung gebracht und den Abfall Portugals von Spanien verschuldet hatte. Olivarez hatte die Ungeschicklichkeit gehabt, die Amme des Königs zu beleidigen. Er wurde auf seine Güter verwiesen; aber sein Neffe, Don Luis de Haro, der nun erster Minister wurde, war ebensowenig im Stande, dem gesunkenen Reiche wieder aufzuhelfen, und hatte überall mit Unruhen zu kämpfen, die er selbst durch seine Maaßregeln hervorrief. Es war daher ein Glück für die Spanier in den Niederlanden, daß Enghien gerade damals in Deutschland und bald auch in Catalonien gebraucht wurde.

Der Krieg in Catalonien war von Richelieu an Mazarin vererbt worden und Ludwig XIII. schmeichelte sich mit der Hoffnung, durch Benutzung der dort von Olivarez hervorgerufenen Unruhen Catalonien mit Frankreich vereinigen zu können. Olivarez zürnte bekanntlich den Cataloniern, weil sie, stolz auf ihre Verfassung, welche auch nach den

durch Karl V. und Philipp II. gemachten Beschränkungen immer noch freier war, als die der meisten heutigen constitutionellen Staaten, jeden seiner Schritte überwachten und nur der Gewalt nachgaben. Als daher die Franzosen das feste Salces den Spaniern entrissen (1640), benutzte Olivarez diese Gelegenheit, um zur Wiedereroberung desselben neapolitanische und castilianische Truppen nach Catalonien zu schicken, deren Befehlshaber wahrscheinlich den Auftrag hatte, die dortigen Feinde des despotischen Ministers für ihre antimonarchischen Grundsätze büßen zu lassen. Das in Catalonien einquartierte Heer erlaubte sich die ärgsten Gewaltthätigkeiten; und als die Catalonier deshalb Deputirte nach Madrid schickten, wurden diese nicht vor den König gelassen, von dessen Liebling und Minister aber mit stolzer Verachtung, mit Vorwürfen und neuen Drohungen abgefertigt. Der Unwille der Bevölkerung Cataloniens ward unmittelbar nachher durch den Vice-König Santa Colonna aufs Höchste gesteigert, so daß endlich die Bürger von Barcelona sich unter dem Rufe „Freiheit oder Tod!“ empörten, das spanische Joch abschüttelten und den Vice-König tödteten. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte ganz Catalonien. Doch erkannten, als der Marquis de los Velos mit einem ansehnlichen castilianischen Heere über den Ebro ging, die kleinen Städte ihre Ohnmacht. Sie baten daher um Gnade; Olivarez ließ aber selbst gegen diejenigen Städte, die sich ohne Widerstand unterwarfen, eine furchtbare Rache üben. Er rief dadurch einen neuen Aufstand hervor. Als hierauf die Spanier vor Barcelona erschienen, leisteten die Bürger dieser Stadt einen wüthenden Widerstand. Sie schlugen drei Stürme ab, nöthigten den Marquis über den Ebro zurückzugehen und bewirkten durch ihr Beispiel und ihr Glück, daß ganz Catalonien sich aufs Neue erhob. Die Catalonier hofften an Portugal, das sich gerade damals ebenfalls gegen die spanische Herrschaft empörte und wieder unabhängig machte, einen Bundesgenossen zu erhalten. Dies war freilich nicht der Fall; sie erhielten aber dagegen Hülfe von den Franzosen. Die Cortes von Catalonien hatten schon im Februar 1641 in Uebereinstimmung mit dem Senate der Hundert von Barcelona den König Philipp IV. für abgesetzt erklärt, weil er seinem Eide zuwider die Landesrechte verletzt habe; sie wählten zugleich Ludwig XIII. zum Grafen von Catalonien. König Ludwig XIII. erkannte später, als er kurz vor seinem Tode nach Roussillon gezogen war, die Catalonier unter dem Versprechen, ihre von Olivarez verletzten Rechte zu erhalten und zu schützen, wirklich als seine Unterthanen an, schickte den Marschall von Brezé mit einer Besatzung nach Barcelona und ernannte den Marschall de la Mothe Houdancourt zum Vice-König von Catalonien. Der Letztere war mit seinen Truppen nicht so glücklich, als La Meilleraye und Turenne,

welche Roussillon besetzt hielten, obgleich er zweimal, im Januar und März 1642, gesiegt, im Juni sogar einen Einfall in Aragonien gemacht und, nachdem unweit Lerida die Spanier geschlagen worden waren, diese feste Stadt erobert hatte. Der deutsche Kaiser überließ damals dem König von Spanien den General Piccolomini; auch ward Philipp IV. selbst durch die Siege der Franzosen endlich aus seiner phlegmatischen Ruhe geweckt. Er stellte sich selbst an die Spitze seines Heeres, nahm schon im Jahre 1643 die Stadt Monzon wieder ein, entriß im folgenden Jahre auch Lerida und Balaguer den Franzosen und zwang sie, die Belagerung von Tarragona aufzuheben. Sein General Philipp de Silva brachte dem Marschall de la Mothe Houdancourt selbst eine Niederlage bei, in Folge deren dieser auf Mazarin's Befehl verhaftet und lange gefangen gehalten wurde.

An Houdancourt's Stelle ward 1645 der Graf von Harcourt nach Catalonien geschickt, der sich vorher in Italien ausgezeichnet hatte. Dieser erfocht bedeutende Vortheile und wurde daher für Mazarin's Ruhm und für dessen Stellung gegen die allgemeine Unzufriedenheit in Frankreich ebenso wichtig, als Enghien und Turenne, welche zu derselben Zeit die Kaiserlichen und die Baiern in Schwaben, sowie die Spanier in den Niederlanden hart bedrängten. Harcourt schlug im Juni und August 1645 die Spanier zweimal im Felde, eroberte Rosas und Balaguer und vereitelte eine Verschwörung, welche den Zweck hatte, den Franzosen Barcelona durch Verrath wieder zu entreißen. Die Geschichte dieser weit verzweigten Verschwörung, welche von der Baronesse Albi, einer vornehmen, reichen und galanten Dame, gestiftet worden war, ist ebenso abenteuerlich, als für den Zustand Cataloniens und Spaniens überhaupt charakteristisch; wir übergehen dieselbe jedoch. Sie gehört zu den merkwürdigsten des an Verräthereien und Verschwörungen so reichen klassischen Jahrhunderts der italienischen und spanischen Politik. Sie endigte, wie Unternehmungen dieser Art gemeiniglich zu endigen pflegen; denn sie ward zu rechter Zeit entdeckt und die Urheber und Theilnehmer wurden theils hingerichtet, theils als Gefangene nach Frankreich geschickt. Im Jahre 1646 ward der spanische General Marquis Leganez, welcher dem Grafen Harcourt im Felde nicht gewachsen war, ebenso auf Befehl seines Ministers verhaftet, wie ein Jahr früher auf Mazarin's Befehl der französische Marschall de la Mothe Houdancourt, welcher seine Pflicht nicht gethan haben sollte. Leganez erhielt jedoch bald Gelegenheit, seine Feinde und Neider zu beschämen. Als nämlich Harcourt Lerida zu erobern suchte, hinderte Leganez, den man wieder in Freiheit gesetzt und zum Entsatze geschickt hatte, nicht allein den Fortgang der Belagerung, sondern er brachte auch seinem als tüchtiger General bekannten Gegner

zweimal eine Niederlage bei. Im November mußte Harcourt die fruchtlose Belagerung aufheben.

In den Niederlanden würden die Franzosen noch weit größere Vortheile erlangt haben, als sie erhielten, wenn nicht Anna von Oestreich und Mazarin, um den Herzog von Orleans, dem sie durch den Titel Generalstatthalter des Reiches einen Antheil an der Regierung gegeben hatten, von Paris fern zu halten, diesem den Oberbefehl über die dortigen Truppen hätten übertragen müssen. Auch der Herzog von Orleans hatte jedoch in den Jahren 1645 und 1646 stets tüchtige Unterbefehlshaber und ward von Zeit zu Zeit auch noch durch den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien unterstützt. Er eroberte einige kleinere befestigte Städte und zwang im Jahre 1646 Courtrai (Cortryk) zur Kapitulation. In diesem Jahre stand ihm auch der Herzog von Enghien zur Seite. Derselbe erhielt im Herbste, als der Herzog nach Paris gereist war, das Ober-Commando und eroberte zum Staunen der Welt den wichtigen Handelsort und Seehafen Dünkirchen in dem kurzen Zeitraum von fünf Wochen. Er wurde dabei durch eine holländische Flotte unterstützt, welche die Stadt von der Seeseite her einschloß. Nach der Eroberung von Dünkirchen berief König Philipp IV., in dessen Dienste inzwischen Piccolomini getreten war, den Erzherzog Leopold Wilhelm, einen Bruder des Kaisers, zum Statthalter der Niederlande und zum Oberbefehlshaber der spanischen Truppen in denselben. Dieser Prinz, welcher im dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle gespielt und wenigstens stets tüchtige General-Adjutanten zur Seite gehabt hatte, entriß 1647 den Franzosen viele im vorigen Jahre eroberte Plätze wieder und zwang Landrecies zur Uebergabe; er konnte jedoch nicht hindern, daß die Franzosen unter Gassion und Ranzaü die feste Stadt Lens wegnahmen.

Schon im December 1646 war der alte habsüchtige Prinz von Condé gestorben, welcher für die schwache Regierung eine wahre Plage gewesen war, weil er ihr eine Zahlung und eine Stelle und Provinz nach der anderen abgezwungen hatte; sein Sohn, der Herzog von Enghien, hatte alsbald den Namen Prinz von Condé angenommen und das Meiste von seines Vaters erpreßtem Gute an sich gebracht. Er war von den Niederlanden bald abgerufen und an Harcourt's Stelle nach Catalonien geschickt worden. Dort sollte er Lerida erobern, vor welcher Stadt Harcourt gescheitert war. Auch der große Condé, wie ihn die Franzosen nennen, konnte sich der durch ihren felsigen Boden geschützten Festung nicht bemächtigten; er erlitt schwere Verluste und mußte im Juni die Belagerung aufheben; er ward dagegen, als die Unruhen in Paris immer bedenklicher wurden, der Königin und dem Kardinal, welche mit Orleans ganz zerfielen, unentbehrlich. Diese

machten ihn zum Reichs-Admiral, gaben ihm viele durch Stellvertreter zu verwaltende Statthalterschaften, leisteten ihm Zahlungen, auf welche er keinen Anspruch hatte und ertheilten ihm 1648 aufs Neue das Commando in den Niederlanden Im Mai dieses Jahres eroberte Condé die Festung Ypern, welche der Erzherzog Leopold Wilhelm vergebens zu entsetzen gesucht hatte. Dagegen nahm dieser während der Belagerung von Ypern Cortryk weg. Gleich nachher bewies der junge Feldherr, daß er seiner Alles wagenden Kühnheit zur rechten Zeit Schranken zu setzen wisse, was der alte Raufheld Ranzau, welcher neben ihm diente, nie gelernt hatte. Dieser mußte damals seine Tollkühnheit mit dem Leben bezahlen. Der Marschall Ranzau drang nämlich darauf, daß Condé nach der Einnahme von Ypern gegen Ostende ziehen solle. Dies fand der Prinz zu gewagt; da jedoch Mazarin und der Hof das Unternehmen billigten, so ließ er zu, daß Ranzau mit einem Theile des Heeres den Zug antrete. Es geschah, was Condé vorausgesehen hatte. Das Unternehmen scheiterte, Ranzau's ganzes Heer wurde vom Erzherzoge vernichtet; er selbst starb, wenig beachtet, als Befehlshaber von Dünkirchen. Der Erzherzog eroberte hierauf nicht blos Furnes, sondern er fiel auch in Artois ein und nahm Lens eher, als die von Condé herbeigeführten Franzosen diese Stadt entsetzen konnten. Condé trat darauf den Rückzug an. Er ward unterwegs durch den Angriff der Spanier auf seine Reiterei, die den Rückzug deckte, zu einem Treffen genöthigt (21. August 1648). In diesem Treffen **bei Lens** erlitten die Spanier aufs Neue eine völlige Niederlage. Sie verloren 3000 Todte und 5000 Gefangene, darunter fast alle ihre höheren Officiere, ihr Gepäck und 38 Kanonen. Lens ward darauf wieder erobert und Ende September 1648 auch Furnes von den Franzosen mit Sturm gewonnen.

2. Italienische Angelegenheiten und Frankreichs Verhältniß zu denselben.

Die so eben erzählten Kriegsbegebenheiten sind nur aus dem Grunde angeführt worden, weil in der letzten Zeit Richelieu's und im Anfange von Mazarin's Verwaltung durch einige große Feldherren die Militär-Macht gegründet ward, mit welcher Ludwig XIV. nachher ganz Europa zu unterdrücken drohte. Ehe wir nun zu dem inneren Kriege übergehen, welcher damals in Frankreich ausbrach, müssen wir noch einen Blick auf Italien werfen. Dort suchte zuerst Richelieu und dann Mazarin die Spanier in Neapel, Sicilien und Mailand, wo ihre Statthalter das Volk drückten, durch Kabalen aller Art und endlich auch mit den Waffen zu verdrängen oder doch wenigstens zu beschränken. Welche Veranlassungen Richelieu während des dreißigjährigen

Krieges benutzte, um das Ansehen des deutschen Kaisers und des Königs von Spanien in Ober-Italien zu schwächen, ist bereits früher (s. Bd. XI., S. 516, 521) angegeben worden. Dort ward auch schon bemerkt, daß in den letzten Jahren Richelieu's neue Ursachen zum Kriege gegeben wurden.

In Savoyen machten die Prinzen Moritz und Thomas nach dem 1637 erfolgten Tode ihres Bruders, des Herzogs Victor Amadeus I., die Vormundschaft über dessen Sohn Karl Emanuel II. der Mutter desselben, Christina, einer Schwester Ludwig's XIII., streitig, ließen das Testament desselben durch ein kaiserliches Decret umstoßen und riefen die Spanier zu Hülfe. Die spanischen Statthalter von Mailand nahmen sich der beiden savoyischen Prinzen an; Richelieu aber schickte den Herzog von Longueville mit französischen Truppen, um der Herzogin-Mutter beizustehen oder eigentlich um Piemont und Savoyen auf dieselbe Weise an Frankreich zu reißen, wie Lothringen an dieses geknüpft worden war. Die Herzogin zeigte gegen Richelieu's Zudringlichkeit einen männlichen Muth, behauptete die Festung Montmelian und ließ ihren Sohn in dieselbe bringen, bis kurz vor Richelieu's Tode der Streit über die Vormundschaft beigelegt und die beiden Prinzen abgefunden wurden. Der Eine, Prinz Moritz, welcher Kardinal war, legte diese Würde nieder und heirathete eine Tochter der Herzogin. Später kehrte sie (1645) mit ihrem Sohne nach Turin zurück; doch blieb auch nachher noch die Citadelle von Franzosen besetzt.

Der Krieg zwischen den Franzosen und den Truppen, welche die spanischen Statthalter in Mailand gegen diese sandten, dauerte in Piemont fort, bis ein neuer Krieg, welchen Papst Urban VIII. und seine Neffen, Taddeo und Antonio Barberini, hervorgerufen hatten, alle Staaten von Mittel-Italien in Bewegung brachte. Den Zusammenhang dieses Krieges, welcher zugleich mit geistlichen und weltlichen Waffen geführt ward, ausführlich zu erzählen, würde zu viel Raum erfordern; wir wollen daher nur daran erinnern, daß das Herzogthum Parma für ein Lehen des römischen Stuhles galt und daß die Päpste auf dasselbe Ansprüche gründeten, von welchen die Herzoge des Landes (aus dem Hause Farnese) nichts wissen wollten. Herzog Eduard (Odoardo) I. und sein Vorgänger Rainuto (Ranucci) I. waren außerdem sehr verschuldet und hatten gegen bedeutende Summen, die sie in Rom aufgenommen hatten, die ihnen gehörenden Herrschaften Castro und Ronciglione zum Pfande gegeben. Diese an der Grenze des Kirchenstaates liegenden Herrschaften waren Lehen der Kirche und wurden von Urban's VIII. Neffen, den Barberini, zum Kaufe gesucht. Da jedoch Herzog Eduard von Parma weder seine Herrschaften verkaufen, noch auch die verabredete Vermählung eines

der Barberini mit seiner Tochter vollziehen lassen wollte, so hetzten die Letzteren ihren Oheim, Papst Urban, den sie, als er alt und schwach geworden war, unbedingt beherrschten, gegen den Herzog auf. Von dieser Zeit an suchte die päpstliche Regierung ihren Vasallen auf jede Weise zu ärgern und zu kränken. Als daher der Herzog Castro befestigte und mit einer Besatzung versah, erklärte der Papst dies für Rebellion, ließ, um jenen Ort militärisch zu besetzen, in Viterbo 6000 Mann Fußvolk und 600 Reiter werben und setzte dem Herzoge einen Termin. Nachdem dieser abgelaufen war, brachen die päpstlichen Söldner am 27. September 1641 auf und eroberten zuerst Montalto und dann Castro. Da Italien von Banditen und Gesindel wimmelte, so brachte auch der Herzog leicht einen Haufen Abenteurer zusammen, um die Soldaten der Kirche wieder zu verjagen.

Der drohende Ausbruch eines Krieges zwischen dem Papste und dem Herzoge von Parma regte den französischen König, den Senat von Venedig, den Großherzog Ferdinand II. von Toscana, die Vice-Könige von Neapel und Mailand und den Herzog Franz I. von Modena heftig auf. Diese Alle bemühten sich, Frieden zu vermitteln. Die Barberini wollten jedoch nicht nachgeben. Es bildeten daher endlich Venedig, Modena und Toscana einen Bund zur Beschützung des Herzogs von Parma. Der Letztere konnte, da seine Schatzkammer ganz leer war, die von ihm angeworbenen Truppen nicht so lange unterhalten, bis auch seine Verbündeten im Felde erschienen. Er brach also schon im September 1642 auf und rückte mit seinem ganz unbedeutenden Heere durch das Gebiet des Papstes und des Herzogs von Modena in den Kirchenstaat ein. Alle Verbündeten beschwerten sich über ihn, weil er es wagte, mit 3000 Reitern und ohne Artillerie, Gepäck und Kriegs-Kasse gegen das Heer des Kardinals Taddeo Barberini zu ziehen, welches auf 18—20,000 Mann geschätzt wurde und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war. Eduard Farnese zog jedoch an Bologna vorbei nach Imola, Faenza und Forli, und gedachte nach Rom vorzudringen. Der Ausgang stellte sowohl das päpstliche Heer, als die Anstalten des Herzogs in ein sehr lächerliches Licht. Barberini's Truppen liefen, sobald die wenigen Reiter des Herzogs von Parma heranzogen, ungeachtet ihrer großen Ueberzahl, auseinander, und selbst ihr geistlicher General glaubte sich nicht eher in Sicherheit, als bis er innerhalb der Mauern von Ferrara war. Was die parmesanischen Truppen betrifft, so erwartete man, daß dieselben schnell gegen Rom aufbrechen würden, wo Alles im größten Schrecken war und der alte Papst schon den Bannspruch gegen Parma suspendirt und sich in die Engelsburg geflüchtet hatte. Jener Aufbruch wurde jedoch thörichter Weise unterlassen. Die Miethlinge des Herzogs vertheilten

sich im Lande und der Herzog selbst ließ sich durch die Unterhandlungen der französischen und toscanischen Gesandten mit den Barberini täuschen. Das ganze Beginnen zerfloß daher wie Schnee vor der Sonne. Die Soldaten des Herzogs wurden, weil sie in Unthätigkeit blieben, ganz demoralisirt und liefen, da sie nicht bezahlt wurden, aus einander. Der Papst hatte sich gegen Frankreich erboten, Castro den Verbündeten des Herzogs zu übergeben; doch als die Umstände sich zu bessern schienen, unterließ er es und der Herzog kehrte unverrichteter Dinge und ohne Heer nach Hause zurück.

Der für das unglückliche Land und die Finanzen des Herzogs gleich verderbliche Krieg, welcher zu gar nichts führen konnte, hörte noch nicht auf. Schon Ende Mai 1643 fiel Herzog Eduard aufs Neue in das päpstliche Gebiet, und zwar in Ferrara, ein. Auch die Barberini hatten wieder Truppen gesammelt und durch Errichtung von Befestigungen im Gebiet von Ferrara die Venetianer gereizt. Im Mai 1643 wurde ein neues Bündniß zu Gunsten des Herzogs abgeschlossen, woran Venedig, Modena und Toskana betheiligt waren. Den Venetianern traute Herzog Eduard durchaus nicht; denn er sah deutlich, daß sie nur die Gelegenheit benutzen wollten, um auf seine oder des Papstes Kosten ihr Gebiet zu erweitern. Der Herzog von Modena dagegen stand ihm tüchtig bei. Dieser brachte sogar den Grafen von Montecuculi, welcher sein Vasall war und später die kaiserlichen Heere zum Siege führte, auf jenen kleinen Kriegsschauplatz; er rief denselben aus Deutschland zurück, um ihm den Oberbefehl seines Heeres zu übergeben, welches gegen den Kardinal Antonio Barberini im Felde stand. Die Modeneser drangen gegen Bologna vor, wurden aber zum Abzuge genöthigt, weil päpstliche Truppen ins venetianische Gebiet einfielen, während der Großherzog von Toscana ein Heer in den Kirchenstaat schickte. Die Güter der Barberini sowie des Malteser-Ordens, welcher dem Papst beistand, wurden in Toscana mit Beschlag belegt und die römischen Truppen zweimal von den großherzoglichen geschlagen. Die Resultate des Kampfes verdienen keiner Erwähnung. Er würde übrigens noch länger fortgedauert haben, wenn nicht schon am Ende des Jahres 1643 der alte Papst so schwach geworden wäre, daß die Barberini sein Ende voraus sahen und sich deshalb zu Unterhandlungen über einen Frieden willig finden ließen. Im März 1644 ward in Venedig von den Verbündeten des Herzogs Eduard, unter französischer Vermittelung, ein Frieden geschlossen, vermöge dessen Alles wieder auf den alten Fuß gesetzt ward. Kurze Zeit nachher söhnte sich der Herzog von Parma mit dem Papste aus und erhielt gleich darauf auch das Herzogthum Castro in demselben Zustande zurück, in welchem es vorher gewesen war. In Italien wurde durch

diese kleinen Kriege das Banditenwesen auf eine furchtbare Höhe gebracht, da jeder Führer einer kleinen bewaffneten Schaar (lancia oder Gleve) nach Belieben Dienste nahm und verließ; zudem hatten die Barone des Kirchenstaates und mitunter sogar die fremden Gesandten in Rom kleine Banden zu ihrer Verfügung; barberinische Raubschaaren hausten im Gebiet von Siena, toskanische in der Gegend von Perugia.

Für die allgemeine Geschichte sind diese kläglichen Händel nur darum wichtig, weil sie dem Kardinal Mazarin Gelegenheit gaben, den französischen Einfluß, nachdem derselbe in Piemont fest gegründet war, auch über Mittel-Italien auszubreiten. Frankreich übernahm nämlich die Bürgschaft für die Erfüllung des abgeschlossenen Friedens; oder mit anderen Worten, der König von Frankreich ward ebenso der Schiedsrichter zwischen Venedig, Parma, Modena und dem Papst, wie er es früher zwischen den savoyischen Prinzen, ihrer Schwägerin und den Spaniern geworden war. Im Juli 1644 starb Papst Urban zu großer Freude der Römer, da die Barberini allgemein verhaßt waren. Bei der Neuwahl zeigten sich drei Parteien, deren Häupter ihre Wohnsitze befestigten und Bewaffnete hielten; endlich ward ein 70 Jahre alter Römer, der Kardinal Johann Baptista dei Pamfili, gewählt, welcher als Papst den Namen Innocenz X. annahm. Dieser hatte, wie sich bald zeigte, den Groll, den er gegen die Neffen seines Vorgängers hegte, nicht vergessen, obgleich dieselben zu seiner Erwählung mitgewirkt hatten. Der rüstigste der Barberini, Antonio, entfloh, als der Papst eine Untersuchung gegen ihn und die Seinen veranstaltete, im September 1645 heimlich aus Rom. Innocenz hielt nämlich auf Sparsamkeit und zog die heillose Wirthschaft der Barberini ans Licht, wobei sich fand, daß Antonio über mehr als zwei Millionen Scudi keine Rechenschaft zu geben wußte. Dieser begab sich nach Paris, wo Mazarin ihn in Schutz nahm. Schon im folgenden Jahre zwang der Letztere, wie sich unten zeigen wird, den Papst zur Aussöhnung mit den Barberini. Dies führt uns auf die inneren Angelegenheiten von Neapel und Sicilien und auf die Bestrebungen Mazarin's, den französischen Einfluß auch dort geltend zu machen.

In diesen beiden Provinzen des spanischen Reiches regierten sowohl unter Philipp III., als unter Philipp IV. Vice-Könige, welche durch die königlichen Günstlinge eingesetzt wurden und das ihnen unterworfene Land wie einen Schwamm ausdrücken mußten, damit Spanien unabläßig Geld, Soldaten und Schiffe erhalte. Der Statthalter Emanuel Guzman erpreßte nicht nur in einem Zeitraum von sechs Jahren 44 Millionen Scudi, sondern er hob auch über 500 junge Männer nebst 8000 Pferden für den spanischen Kriegsdienst aus. Zudem wurden die Einnahmen und Steuern durch Pächter, meist

fremde Speculanten, erhoben, die dabei einen bedeutenden Gewinn für sich erzielten. Der Unverstand und die Härte, mit welcher beide Länder behandelt und zu Gunsten Spaniens ausgesogen wurden, hatten zur Folge, daß dieselben mit Räubern und Banditen angefüllt waren und als sie den Druck der Steuern nicht länger ertragen konnten, sich gegen die spanische Oberherrschaft auflehnten. Schon in dem Jahre, in welchem Catalonien und Portugal von Spanien abfielen, bestanden auch in Neapel und Sicilien viele geheime Verbindungen. Diese wurden vom Kardinal Mazarin unterstützt, welcher zugleich den Prinzen Thomas von Savoyen ermunterte, sich eine Partei in Neapel zu bilden, um dort mit französischer Hülfe auf den Thron zu gelangen. Im Jahre 1644 hatte zwar Philipp IV. endlich einmal einen Vice-König nach Neapel geschickt, welcher ernstlich für das Wohl des Landes besorgt war; aber schon nach zwei Jahren war es dem neuen Statthalter nicht mehr möglich, den harten Geboten der spanischen Minister länger Folge zu leisten, so daß er seine Stellung freiwillig niederlegte. Dieser Vice-König war Alfons Henriquez, Admiral von Castilien. Er erließ während der kurzen Zeit seiner Verwaltung viele sehr nützliche Verordnungen, säuberte das Land einigermaaßen von Banditen und Räubern, schaffte die von seinen Vorgängern eingeführten Mißbräuche ab und gab dem obersten Gerichtshofe sein Ansehen dadurch wieder, daß er ihn von unwürdigen Mitgliedern reinigte. Auch dieser treffliche Mann mußte aber das Land drücken; er mußte Millionen nach Spanien schicken, sowie eine Flotte und ein Heer für den Krieg in Catalonien ausrüsten, und endlich gebot man ihm sogar, eine Steuer auf die Häuser auszuschreiben, gegen welche das ganze Volk protestirte. Diese Steuer zu erpressen, weigerte er sich standhaft; als die Minister auf ihrer Forderung bestanden, dankte er ab und kehrte nach Madrid zurück, wo er Oberst-Hofmeister ward. Dort machte man ihm, wie dies neuerdings auch in Deutschland Sitte wurde, den Vorwurf, daß er aus Schwäche der Meinung der Menge nicht gehörig zu trotzen verstanden habe.

An seine Stelle kam Rodrigo Ponce de Leon, Herzog de los Arcos, welcher kräftig genug schien, um harte Befehle mit Gewalt durchzusetzen. Dieser fand, als er im April 1646 in Neapel ankam, die Lage des Landes ganz verzweifelt, zumal da gerade damals Mazarin ein Heer und eine Flotte aus gerüstet hatte, um seinen Schützling Thomas von Savoyen bei dem Versuche auf Neapel zu unterstützen. Das französische Heer ward vom Prinzen Thomas, die Flotte vom Herzog von Brezé befehligt. Beide richteten ihren Angriff zunächst nicht gegen Neapel, sondern gegen die spanischen Besitzungen an der Küste von Toscana, die man stato degli presidii nannte. Dort wur-

den sie vor Orbitello so lange aufgehalten, bis der Vice-König de los Arcos eine spanische Flotte schickte. Diese nöthigte dann die Franzosen zu einem Seetreffen, in welchem der Admiral Brezé das Leben verlor. Beide Theile rühmten sich des Sieges, weil sie durch einen Sturm auseinander getrieben worden waren. Die Franzosen fanden sich jedoch bald durch die ungesunde Maremmen-Luft zu geschwächt, um die Städte an der Küste zu erobern; und da sie auch zur See Schaden litten, so mußten sie sich glücklich schätzen, ohne größeren Verlust wieder nach Toulon zu gelangen. Dieser schimpfliche Ausgang der kostspieligen Expedition rief unzählige Satiren gegen Mazarin und seinen Schützling, den Prinzen Thomas, hervor. Der Kardinal veranstaltete daher noch in demselben Jahre 1646 eine zweite und zwar viel stärkere Expedition unter den Marschällen de la Meillerie und du Plessis-Praslin. Die neue Flotte und das auf ihr eingeschiffte Heer eroberten gegen Ende October Piombino und Porto Longone auf der Insel Elba, welche damals ein spanisches Besitzthum war.

Beide Unternehmungen Mazarin's waren übrigens nicht blos gegen die Spanier und gegen Neapel, sondern gelegentlich auch zur Demüthigung des Papstes Innocenz X. bestimmt. Gegen diesen war Mazarin eines Theils durch die zu ihm geflüchteten Barberini erbittert worden; anderes Theils aber wollte er sich an ihm auch dafür rächen, daß sein Bruder, Michael Mazarin, Erzbischof von Aix, nicht zur rechten Zeit Kardinal geworden war. Die an die Küste von Toscana geschickten französischen Truppen mußten daher außer den neapolitanischen Städten und Städtchen auch Piombino besetzen, welches dem Fürsten Lodovisi, einem Neffen des Papstes, gehörte. Innocenz versöhnte sich hierauf, dem Kardinal Mazarin zu Gefallen, mit den Barberini, die von Paris nach Avignon geflüchtet waren. Er gewährte ihnen, damit sie seinem Neffen sein Besitzthum wieder verschafften, Verzeihung und ernannte Michael Mazarin zum Kardinal.

Die französische Politik hatte auch großen Antheil an den Unruhen, durch welche im Jahre 1647 Sicilien und Neapel in eine solche Verwirrung gebracht wurden, daß es einige Monate hindurch den Anschein hatte, als wenn auch diese Provinzen, von denen jede einen besonderen Vice-König hatte, gleichzeitig mit Portugal und Catalonien ganz von Spanien abfallen würden. Die unmittelbare Ursache der Empörung in beiden Provinzen war die unverständige Einrichtung des Abgaben-Systems und die steigende Erhöhung der Steuern auf die ersten Lebensbedürfnisse. Dadurch ward der ganze Druck auf die niedrigsten Klassen gelegt, welche dann durch Theuerung und wirklichen oder vorgeblichen Mangel zur Verzweiflung getrieben wurden.

In Sicilien rief dieser Druck den furchtbaren Aufstand hervor,

welcher am 20. Mai 1647 in Palermo ausbrach. Don Pedro Fajardo de los Velez, Vice-König von Sicilien, hatte gerade damals weder eine Flotte noch ein Heer, weil beide in Catalonien gebraucht wurden. Er konnte daher nicht verhindern, daß das Haus des Bürgermeisters (pretore) vom Volke gestürmt und unsäglicher Unfug in der Stadt geübt ward. Die Zollregister wurden verbrannt, die Gefängnisse erbrochen und die Einnehmer der Zölle mißhandelt. Die Jesuiten zogen, das Allerheiligste vorantragend, durch die Stadt, allein auch sie vermochten nichts gegen die allgemeine Aufregung. Der Vice-König suchte durch Nachgiebigkeit den Pöbel zu befriedigen, vermehrte aber die Anarchie, weil er sein Versprechen, die Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse (Oel, Salz, Mehl, Fleisch und Fische) abzuschaffen, nicht halten konnte oder durfte. Das Wüthen und Toben der von allen Gegenden her nach Palermo strömenden Haufen dauerte die Monate Juni und Juli hindurch. Endlich faßte das Volk Zutrauen zum Marchese von Gerace und wollte diesen zu seinem Führer machen. Da aber der Marchese seine Popularität benutzen wollte, um das Volk zum Könige zurückzubringen, so war sein Ansehen bald verloren und das Morden und Rauben ward ärger als je zuvor. Endlich errichtete man, um einige Ordnung herzustellen, eine Bürgergarde aus handfesten Zunftgenossen. Diese vereinigte sich jedoch nach kurzer Zeit mit den Proletariern, zwar nicht um zu plündern, wohl aber um für das Volk einen Antheil an der Verwaltung zu erzwingen, welche ganz in den Händen des Adels war. Der Schrecken der höheren Klassen war so groß, daß man endlich zwei Zunftmeister (Consoli dell' arti) in den Regierungs-Palast rufen ließ, um die Sache mit ihnen zu überlegen. Während dies geschah, blieb das Volk in den Straßen und auf den Plätzen versammelt; und als die Abgeordneten lange Zeit hindurch nicht wieder erschienen, glaubte die Masse sich verrathen, rief Tod und Verderben über die Regierung aus (muora il mal governo!), plünderte die Arsenale und Waffenschmiede, bewaffnete sich, pflanzte eine Kanone gegen die Thore des Palastes auf und drohte diese einzuschießen. Zugleich führte der Haufen eine Art von militärischer Ordnung ein und ernannte einen gewissen Giuseppe da Lesi, der seines Handwerks ein Golddrathzieher war, zu seinem Führer. Der Vice-König rettete sich auf die Schiffe im Hafen und seine Gemahlin nach Castellamare.

Glücklicher Weise traute die rohe Masse der Meuterer sogar ihrem eigenen Führer nicht, weil dieser verständig genug war, Wachen auszustellen, um den Palast und andere Orte gegen die Banditen und Räuber zu schützen, die sich das Volk nannten. Als endlich Niemand mehr seines Lebens und seiner Habe sicher war, versammelte sich ein Theil der Ritterschaft vor dem Palaste, um diesen zu vertheidigen und sein

eigenes Leben und Eigenthum zu retten. Dort sprengten dann die berittenen Edelleute in die gedrängten Haufen hinein, trieben dieselben aus einander und tödteten Viele, unter ihnen auch da Lesi und seinen Bruder. 13 Andere wurden gefangen und erdrosselt. Mit dieser blutigen Scene, welche am 22. August vorfiel, war die Sache bei weitem nicht beendigt. Der Vice-König, welcher durch milde Mittel die Gemüther zu besänftigen hoffte, hatte eine Amnestie bekannt gemacht und die lästigen willkürlichen Auflagen aufgehoben. Dies wurde aber in Spanien nicht gebilligt und die Anarchie dauerte daher fort. Endlich erkrankte der Vice-König vor Kummer und starb am 13. November. An seine Stelle ward der Kardinal Theodor Trivulzio gesetzt; bis zur Ankunft desselben aber leitete der Marquis von Monteallegro die Geschäfte und hielt das Volk bei guter Laune. Die Hauptstadt Palermo war bei Trivulzio's Ankunft noch so wenig beruhigt, daß die Kabinetsräthe des neuen Vice-Königs ihm riethen, nicht nach Palermo, sondern zuerst nach Messina zu gehen. Diesem Rathe folgte er jedoch nicht. Er begab sich vielmehr unmittelbar nach Palermo. Hier zog er mit großem Gepränge und unter dem jubelnden Zurufe des Volkes in den Dom und beantwortete die Ausrufungen des großen Haufens blos mit den Worten „Frieden und Amnestie" (Pace e libro nuovo). Das Volk ließ es nachher ruhig geschehen, daß Trivulzio die alten Obrigkeiten aufs Neue einsetzte, die Gerichte und Gesetze wieder zur Geltung brachte und die Ruhe überall wieder herstellte. Er that dies mit Sanftmuth und Milde und begab sich erst, nachdem er Alles geordnet hatte, nach Messina, wo eine Flotte und ein Heer angelangt waren, welche der damals in Neapel herrschenden Ochlokratie ein Ende machen sollten.

In Neapel war der Herzog de los Arcos in derselben Verlegenheit, die von den spanischen Ministern unaufhörlich verlangten Truppen, Schiffe und Vorräthe zu liefern, wie der Marquis de los Velez in Sicilien. Die Abgaben waren dort theils verpachtet, theils gegen Vorschüsse verschrieben und zwar fast durchgängig an Genuesen, unter deren Druck das an sich reiche Land erlag. Da der Betrag dieser Abgaben bei weitem nicht ausreichte, so suchte der Herzog Hülfe bei den Ständen. Diese bewilligten zwar eine Million Dukaten als Donativ für die Kosten der Abwehr des Zuges, welchen Thomas von Savoyen gegen Neapel rüstete; sie wollten aber nach der Sitte der mittelalterlichen Stände, bei welchen das Volk keine Stimme hatte, die Last von ihren Schultern abwälzen und den schon hart besteuerten niederen Klassen aufbürden. Die neue Steuer sollte nämlich durch eine Abgabe von den ersten Lebensbedürfnissen, von Getreide und Obst, erhoben werden. Dies hatte man schon einmal versucht; man hatte aber dabei solchen Widerstand gefunden, daß die Steuer wieder abgeschafft wer-

den mußte. Als dieselbe jetzt (durch ein Edict vom 3. Januar 1647) erneuert wurde, entstand unter den sehr zahlreichen niederen Klassen eine allgemeine Unzufriedenheit. Der Vice-König sah sich, so oft er ausging, von Volkshaufen umdrängt, welche die Aufhebung der lästigen Abgabe forderten und dumpfe Drohungen ausstießen. Endlich (19. Mai) verbrannte das Volk die Bude, welche mitten auf dem Markte für die Einnehmer errichtet war; und da um dieselbe Zeit die Empörung in Palermo ausbrach, ward der Vice-König ernstlich besorgt. Er suchte zum zweiten Male ein besonderes Mittel zu finden, um das Geld aufzubringen, drang aber bei den wohlhabenden Klassen ebenso wenig als früher durch. Die Unzufriedenheit nahm daher zu und zwei geistliche Demagogen, der Priester Julius Genuino und der Karmelit Pater Savino, suchten dieselbe gegen die Spanier zu benutzen. Sie fanden an einem jungen Fischer, Thomas Aniello, nach Neapolitanischer Weise Masaniello genannt, ein geeignetes Werkzeug. Dieser Fischer hatte nämlich großen Einfluß auf das niedere Volk, besaß Beredsamkeit, stand, so bettelarm er war, im Rufe der Uneigennützigkeit, und schnaubte Rache, weil man seine Frau einmal wegen eingeschmuggelten Mehles bestraft hatte. Die beiden genannten Priester hatten verabredet, daß man im Juli 1647, an einem großen Festtage, an welchem das Landvolk zahlreich in die Stadt strömte, über die Spanier herfallen wolle; ein Zufall führte jedoch den Aufstand früher herbei. Am 7. Juli entstand nämlich auf dem Marktplatze zwischen den Käufern und Verkäufern von Feigen Streit darüber, wer von beiden die Abgaben zu bezahlen habe. Als endlich der Marktmeister erklärte, daß dies vom Verkäufer geschehen müsse, gerieth ein Obsthändler aus Puzzuoli, welcher kein Geld bei sich hatte, darüber in solche Wuth, daß er seine Feigen aus den Körben auf die Erde schüttete und sie mit den Füßen zerstampfte oder den Betteljungen preisgab. Dies veranlaßte einen großen Zusammenlauf von Menschen und viel Lärmen. Auch Masaniello und die mit ihm längst verschworenen, mit Stangen bewaffneten jungen Leute kamen herbei. Diese fielen über die Einnehmer, ihre Gehülfen und Diener her, verjagten dieselben und plünderten nicht nur die Zollbude auf dem Markte, sondern auch alle anderen Orte, an welchen Abgaben erhoben wurden. Nachher strömte die tobende Schaar, gegen 4000 Köpfe stark, zum Palaste des Vice-Königs. Dort betheuerte sie zwar ihre Anhänglichkeit an den König, tobte aber gegen die schlechte Regierung unter dem Rufe: Viva il re di Spagna e muoja il mal governo! Vor Allem verlangte man Abschaffung der Steuern auf Lebensmittel und Herstellung der Privilegien, die Karl V. für Neapel ertheilt hatte.

Von diesem Augenblicke an war Masaniello Herr und Dictator

in Neapel. Er zeigte sich der Stelle, die er einnahm, im Ganzen würdig. Er hatte als Redner im naiven Volkston denselben wunderbaren Einfluß auf die Menge, welcher in unseren Tagen Kossuth unter den Magyaren und im 15. Jahrhundert Huß unter den Slaven allmächtig machte. Masaniello bestieg von Zeit zu Zeit eine Bühne, welche neben der Kirche Santa Maria del Carmine für ihn errichtet war, um seine Verordnungen ausrufen zu lassen und das klägliche Schicksal des unter spanischem Drucke seufzenden Volkes zu schildern. Das Volk verschmähte in Folge davon die dem Vice-König abgezwungene Milde und wollte den Palast desselben stürmen, so daß endlich der erschrockene Vice-König sich in seinem geschlossenen Wagen ins Castel nuovo zu flüchten suchte. Dort fand er jedoch die Zugbrücke niedergelassen. Er ließ daher umwenden, um in das Castel del Uovo zu fahren. Aber das Volk erkannte ihn und riß ihn aus dem Wagen, worauf er versprach, in der Kirche des heiligen Franz von Paula seine Zusagen auf das Evangelium zu beschwören. Der Kardinal Erzbischof Filomarino übernahm die Vermittelung; inzwischen aber gelang es dem Vice-König zu entkommen und das Kloster des heiligen Ludwig zu erreichen, wo er Zuflucht fand.

Der Vice-König suchte vergebens die Empörer durch Güte, sowie durch die Aufhebung der Abgaben vom Getreide und vom Mehl zu befriedigen. Die Zahl der Unzufriedenen nahm von Tag zu Tag zu und stieg endlich durch 50,000 Landleute, welche von weit und breit her in die Stadt strömten, so hoch, daß der Vice-König in das Castel St. Elmo flüchtete. Tiberius Caraffa, Fürst von Bisignano, welchen das Volk an seine Spitze gestellt hatte, rief dasselbe in eine der Hauptkirchen von Neapel, bestieg die Kanzel und ermahnte es mit dem Crucifix in der Hand zur Ruhe. Er konnte jedoch nichts ausrichten, weil die Masse keinem Versprechen mehr traute. Das Volk verlangte das Original des erwähnten Freiheits-Privilegiums Karl's V. zu sehen, welches die von diesem Kaiser der Stadt ertheilten, nachher aber absichtlich in Vergessenheit gebrachten Rechte enthielt. Das Original des Documents war nicht zu finden. Das Volk gerieth daher in noch größere Wuth und sammelte sich von allen Enden her in Neapel, wo jetzt nicht mehr der Vice-König, sondern Masaniello regierte. Der Vice-König suchte, da er sich auch in St. Elmo nicht für sicher hielt, aufs Neue im Castel nuovo eine Zuflucht. Dahin folgten ihm der Prinz Bisignano und der Kardinal Trivulzio, welcher gerade um diese Zeit aus Mailand nach Sicilien gesandt wurde, nebst einem Theile des vom Volke bedrohten Adels. Er ward im Castel nuovo sehr bedrängt, weil das Volk vermittelst der geplünderten Waffen-Vorräthe über 20,000 Mann ausgerüstet hatte. Außerdem waren 16 Kanonen

aufgestellt und alle Anstalten getroffen, um den Palast und die Häuser des hohen Adels, in denen man noch immer Mitglieder desselben antraf, durch Feuer zu vernichten und die Bewohner zu ermorden.

Das Volk erwählte endlich Masaniello förmlich zum Haupte des jetzt souverainen Pöbels (Capitan generale del populo). Dieser sammelte darauf einen plebejischen Hof um sich und der Vice-König sah mit Vergnügen, daß der vorher zerlumpte Fischer, welchen das ganze Volk Tag und Nacht bewachte, hochmüthig geworden sei. Er betrachtete ihn als wirkliches Haupt des Volkes, weil Masaniello, wie einst der römische Tribun Cola Rienzi, vom Volke gewählt, bei demselben auch unbedingten Gehorsam fand. Masaniello, welcher an der Spitze von 50,000 Mann stand, öffnete die Gefängnisse, setzte die Verhafteten in Freiheit und verfolgte den Adel und die spanische Bureaukratie mit Feuer, Schwert und Plünderung, ließ aber jeden, der für sich geraubt oder gestohlen hatte, sogleich hinrichten. Wie man dies bei Volksaufständen der neueren Zeit berichtet hat, so wurde auch während der neuntägigen Herrschaft Masaniello's nichts geraubt als Waffen und Kriegsbedarf, welche man aus Läden und Werkstätten wegnahm. Er versammelte das Volk öfters vor einer auf einem öffentlichen Platze errichteten Bühne und hielt als Volksredner in seinen Fischerkleidern, aber das Schwert statt des Scepters in der Hand tragend, mit der den Südländern eigenen Lebhaftigkeit begeisterte Reden in dem eigenthümlichen neapolitanischen Volks-Dialekt. Sein Wink war für Alle ein Gebot. Der Vice-König glaubte daher dem Kardinal-Erzbischof Filomarino, daß er durch denselben Mann, welcher das Volk aufgeregt hatte, es auch wieder besänftigen könne. Er überschickte den Freiheitsbrief Karl's V., den man bis dahin nicht hatte finden können, dem Dictator des Volks, welcher ihn dann demselben vorlesen ließ. Hierauf traten Masaniello im Namen des souverainen Pöbels und der Vice-König im Namen des Königs von Spanien, dessen Einwilligung später eingeholt werden sollte, in Unterhandlung mit einander; und es kam unter Vermittelung des Kardinals und Erzbischofs ein Vertrag zu Stande, welcher 23 Hauptartikel und fünf Nebenbestimmungen enthielt, und den man in Lünig's Sammlung der diplomatischen Actenstücke Italiens (Codex Italiae diplomaticus, 1725—1732, 4 Bände in Folio) abgedruckt findet. Dieser im Juli 1647 geschlossene Vertrag enthielt nicht nur die Gewährung einer vollständigen Amnestie, sondern auch das Versprechen, daß das Original der Urkunde Karl's V. dem Volke ausgeliefert, alle seit der Ertheilung desselben den Bürgern auferlegten Steuern abgeschafft und keine neuen eingeführt werden sollten. Außerdem war in dem Vertrage festgesetzt, daß das Volk künftig dieselben verfassungsmäßigen Rechte haben solle, welche der

Adel besitze. Die königliche Bestätigung des Vertrages sollte drei Monate lang erwartet werden, während dieser Zeit aber das Volk unter den Waffen bleiben dürfen. Der Vertrag ward in der Kirche der Karmeliter (Maria del Carmine) vom Volke durch einen Eid bekräftigt.

Die Ruhe wäre wenigstens vorerst hergestellt gewesen, wenn nicht die Häupter des Adels durch Verrath und Treubruch Masaniello zu entsetzlichen Grausamkeiten getrieben hätten. Dies geschah bei Gelegenheit eines feierlichen Dankfestes, welches Masaniello in der Karmeliter-Kirche halten ließ. Als er nämlich in der Kirche wie gewöhnlich von der Bühne herab eine Rede an das Volk hielt, erschien plötzlich eine Anzahl Banditen zu Pferde, ritt in die Kirche hinein und feuerte ihre Gewehre auf den Redner ab. Wir lassen die Zahl derselben unbestimmt; denn wir glauben weder, daß es 500, noch auch wie Giannone und Muratori sagen, blos 200 gewesen sind. Auch die Zahl der um die Kirche versammelten Proletarier betrug schwerlich, wie man meldet, 150,000. Eine Art Wunder war es aber doch, daß die in die Kirche eingedrungenen Banditen insgesammt auf den Redner schossen und keiner ihn traf. Das Volk, welches bewaffnet um die Bühne stand, fiel sogleich über die Reiter her; Masaniello aber, der überhaupt eine furchtbare Polizei gegen alle Ruhestörer organisirt hatte, übte von nun an eine blutige dictatorische Justiz. Diese traf zuerst die Brüder Caraffa, gegen welche einer der Banditen ausgesagt hatte. Der Eine von ihnen, der Herzog von Montechiaro, rettete sich durch die Flucht; der Andere aber, Joseph (Peppo) Caraffa, ward enthauptet, sein Leichnam durch die Gassen geschleift und sein Haupt nebst denen vieler Anderen auf eine Pike gesteckt.

Dem Erzbischof gelang es gleichwohl, noch einmal eine Unterhandlung zwischen dem Vice-Könige und dem armen Fischer, welcher jetzt den Titel „Haupt des getreuen Volkes" führte, zu Stande zu bringen. Das Ergebniß dieser Unterhandlung war ein zweiter förmlicher Vertrag, welcher ebenfalls in Lünig's Werk abgedruckt ist. Jetzt wurde aber der in Neapel unumschränkt herrschende Volks-Tribun, welcher die dortige Ritterschaft ebenso gedemüthigt hatte, wie Cola Rienzi im 14. Jahrhundert die römische, seinen Plebejern auf dieselbe Weise verdächtig, wie Rienzi den seinigen. Man beredete ihn boshafter Weise, sich nicht nur zu einer Zusammenkunft mit dem Herzoge de los Arcos in dessen Palast zu begeben, sondern dabei auch nebst seiner Frau in vornehmem Costüme zu erscheinen. Er legte also, ohne Zweifel auf den Antrieb seiner vornehmen Rathgeber, seine zerlumpten Kleider ab, und verfügte sich mit seiner Frau, in Silber und Seide gekleidet,*)

---

*) Wörtlich: Veste di tela d'argento e cappello con pennachiera.

mit einem Federhut und auf einem Zelter reitend, in den Palast. Ehe er in denselben eintrat, erklärte er dem Volk, er sei arm geboren und wolle arm sterben, er sei ohne Ehrgeiz; auch fügte er die Bitte hinzu, wenn er innerhalb einer Stunde nicht zurückkomme, möge man ihn rächen. Vor dem Vice-König warf er sich nieder; dieser aber hob ihn auf und umarmte ihn. Da bei Masaniello's längerem Verbleiben im Palaste das Volk seine Unruhe laut äußerte, trat er ans Fenster und gebot Stillschweigen. Dennoch war von diesem Tag an das Vertrauen des Volkes auf seinen Führer erschüttert, nachdem dieser schon vorher durch leidenschaftliches Trinken und durch sein ganz despotisches Verfahren seine Anhänger von sich entfernt hatte. Nach anderen Nachrichten war seine Ueberspannung zuletzt in Wahnsinn übergegangen. Wir glauben, daß das neapolitanische Volk beleidigt ward, als der Vertheidiger der Gleichheit plötzlich nicht blos im Hof-Costüm erschien, sondern auch von derselben Bühne herab, auf welcher er so oft gegen die spanische Regierung geredet hatte, das Volk zur Treue ermahnte und zu dem Rufe: „Es lebe der König von Spanien!" aufforderte. Das neapolitanische Volk stand nämlich nicht auf der Höhe unserer Zeit, die es ganz natürlich findet, wenn ein Mann vom höchsten Unglauben zum blinden Aberglauben, von anarchischem Treiben zur Vertheidigung der Willkür und des Despotismus ganz plötzlich übergeht. Masaniello warf sich übrigens nochmals dem Vice-Könige zu Füßen, zerriß die kostbaren Gewänder, und erklärte, daß seine Rolle ausgespielt sei. Auch gegen das Volk erbot er sich, seine Stelle aufzugeben; doch behielt er sie und erlaubte sich Gewaltthätigkeiten, welche ein Zeichen von Raserei zu sein schienen. Man sagte daher, es sei durchaus erforderlich, ihn auf irgend eine Weise unschädlich zu machen. Der Vice-König ließ ihn hierauf am 16. Juli, wenige Tage nach seinem höchsten Triumphe, durch vier Schützen erschießen, welche in der Karmeliter-Kirche versteckt waren.

Das Volk regte sich für den Augenblick nicht, weil der Mord von der Regierung gebilligt ward; gleich am folgenden Tage jedoch zeigte es eine ganz entgegengesetzte Stimmung, und der Vice-König hatte Ursache, die Ermordung eines Mannes zu bereuen, welcher bis dahin den tobenden Haufen mit seinem bloßen Winke geleitet und 100,000 wüthende Schreier dadurch, daß er die zwei vorderen Finger auf den Mund legte, sogleich zum Schweigen gebracht hatte. Nach dem Morde hatte man dem Getödteten den Kopf abgehauen und denselben dem Vice-König überbracht, welcher ihn in einen Graben werfen ließ. Der Rumpf des Gemordeten war durch die Straßen geschleppt und schändlich verstümmelt worden. Adel, Priesterschaft und Geistlichkeit wollten jedoch zu früh den Augenblick für ihren Vortheil benutzen. Der feierlich be-

schworene Vertrag ward sogleich vergessen und schon am nächsten Tage nach Masaniello's Ermordung hatte das Brod nicht mehr das bestimmte Gewicht. Dies ward dann das Signal zu einem neuen förmlichen Aufstande gegen Spanien, dessen König das Volk unter Masaniello nie verleugnet hatte. Man holte Masaniello's Leiche aus dem Graben, in den sie geworfen worden war, hervor, legte sie auf eine Bahre, bedeckte sie mit dem Königsmantel, setzte ihr eine Lorbeerkrone auf das Haupt, gab ihr einen Commando-Stab in die Hand und trug sie unter dem Geleite des ganzen Volkes, darunter 500 Priester und 40,000 Bewaffnete, in allen Quartieren der Stadt umher. Ja, die Neapolitaner machten sogar ihren Tribunen im Tode zu einem Märtyrer und Wunderthäter. Sie hatten seine Leiche, an welche, wie sie sagten, der Kopf wieder angewachsen sei, in der Kirche Maria del Carmine niedergesetzt und beerdigten sie als die Leiche eines Mannes vom höchsten Rang. Der verächtliche Vice-König schickte nicht allein seine Pagen als Leidtragende, sondern er ließ auch der Leiche alle militärischen Ehren erweisen.

Gegen das Volk verfuhr der Vice-König damals nach der gewohnten spanischen Weise. Viele wurden gefangen, Andere hart behandelt; ein Vermittler war nicht da; der geschlossene Vertrag wurde nicht gehalten. Das Volk zog daher aufs Neue in Masse gegen den Palast, um den Vice-König zur Rede zu stellen. Es wurde nach hartem Kampfe (aspra zuffa) mit den Wachen zurückgetrieben. Dagegen wurden aber auch alle Spanier, deren die wilde Menge sich bemächtigen konnte, von ihr grausam hingerichtet oder gemordet. Nach einem drei Tage langen Gefechte mußte der Vice-König sich wieder in das Castel nuovo flüchten. Dieses, sowie das Castel del Ermo wurde hierauf vom Volke eingeschlossen. Da die Belagerung beider Castelle einen militärischen Anführer erforderte, so ward Don Francesco Toralto, Fürst von Massa, gezwungen, die Stelle eines Oberbefehlshabers anzunehmen. Dieser, ein Sprößling des Hauses Aragonien, verständigte sich insgeheim mit dem Vice-Könige, um das Volk so lange zu äffen, bis die erwartete Hülfe aus Spanien käme. Die Zustände wurden bei dem lebhaften Charakter des begabten, aber ungebildeten Volkes völlig tumultuarisch; die Bettler verlangten und erhielten gewisse Rechte; die Studenten drangen auf Herabsetzung der Promotionskosten; die Laienschwestern im Kloster Santa Chiara wollten der Hausordnung nicht mehr gehorchen; in der Umgegend erhoben sich die Bauern gegen den Adel. Während der Fürst das Volk durch allerlei zwecklose Unternehmungen beschäftigte, hatte der Vice-König die Stirn, über einen dritten Vertrag zu unterhandeln und am 17. September noch einmal Alles zu bestätigen, was er vorher zugestanden hatte. Er erkannte auch

den Fürsten von Massa in der ihm vom Volke verliehenen Würde eines Generalcapitäns an und versprach, daß künftighin alle Aemter nur an Eingeborene vergeben werden sollten. Sobald nachher die Flotte und das Heer, die man lange vergebens erwartet hatte, ankamen, dachte Niemand mehr daran, dem Volke Wort zu halten.

An der Spitze der aus Spanien gesandten Kriegsmacht stand der jüngere Don Juan d'Austria. Dieser war ein Neben-Sohn Philipp's VI. von der Maria Calderon, welche, da sie ihren früheren Geliebten, den Herzog von Medina Sidonia, nicht vergessen konnte, bald nach der Geburt ihres Sohnes in ein Kloster gegangen war. König Philipp hatte den Letzteren als Sohn anerkannt und ebenso, wie einst Philipp II. seinen Halbbruder, Don Juan d'Austria genannt. Er hatte ihn nachher zum Groß-Prior von Castilien gemacht und schickte ihn 1647 als Oberbefehlshaber eines Heeres und einer Flotte nach Sicilien und Neapel, um den dortigen Aufstand zu unterdrücken. Don Juan landete mit seinen 22 Kriegsschiffen und 40 Transport-Fahrzeugen zuerst an der Küste von Sardinien und lief dann am 1. October in den Hafen von Neapel ein. Er ließ sich, da er als ein junger Mann von 17 Jahren die Lage der Dinge unmöglich richtig beurtheilen konnte, vom Vice-Könige und von den spanischen Räthen leiten und diese führten ihn auf einen falschen Weg. Seine freundliche und jugendliche Manier und Gestalt würden im Gespräche leicht obgesiegt haben; er weigerte sich aber, zu unterhandeln oder auch nur sein Schiff zu verlassen, wenn das Volk nicht vorher die Waffen niedergelegt habe und alles Weitere der Gnade des Königs überlasse. Dies konnte um so weniger geschehen, weil derselbe Vice-König, der die Sache betrieb, früher mehrmals Verträge mit dem Volke beschworen und nicht gehalten hatte.

Da die Spanier sich nicht getrauten, das zahllose bewaffnete Volk anzugreifen, so ward gegen den Rath des Kardinals Trivulzio beschlossen, an Schuldigen und Unschuldigen Rache zu nehmen, nachdem man vorher die Neapolitaner durch treulose Versprechen zur Niederlegung der Waffen bewogen habe. Es wurde den Neapolitanern versprochen, daß die mit Masaniello geschlossenen Verträge gehalten werden sollten, wenn sie unbewaffnet als Bittende erschienen. Das Volk ließ sich dazu bereit finden, weil der von ihm gewählte Fürst von Massa es insgeheim den Spaniern verrathen hatte. Man erblickte hierauf in den Straßen nur weiße Fahnen, als plötzlich am 15. October einige hundert Spanier feindlich einbrachen und die Stadt zugleich von der Flotte und auf Befehl des Vice-Königs von den drei Castellen aus, dem Castel nuovo, del Uovo und Sanct Elmo, mit Kugeln und Bomben überschüttet wurde. Die Soldaten eilten, alle

Posten zu besetzen; es zeigte sich aber bald, daß es ihnen unmöglich sein werde, der ganzen Einwohnerschaft einer Stadt, welche zu den bevölkertsten von Europa gehörte, Widerstand zu leisten. Die Kanonen konnten, obgleich sie großen Schrecken verbreiteten und viele Menschen tödteten, bei weitem nicht die ganze Stadt bestreichen. Weiber und Kinder liefen heulend und wehklagend durch die Straßen; die Männer aber läuteten Sturm, ergriffen die niedergelegten Waffen wieder und riefen Alles zur Gegenwehr auf. Die Straßen wurden hierauf verrammelt und die Soldaten von einander getrennt. Während die Männer mit diesen in den Straßen kämpften, schütteten die Weiber siedendes Wasser und Oel aus den Fenstern und wälzten Steine von den Dächern herab auf die Soldaten, die sich in einer ihnen ganz unbekannten Stadt befanden. Mehrere Stunden lang ward in den Straßen mörderisch gekämpft, bis die Spanier merkten, daß ihre Zahl immer kleiner werde, die der Neapolitaner dagegen durch stets zuströmende Schaaren furchtbar anwachse. Sie suchten daher zu unterhandeln und steckten ihrerseits weiße Fahnen auf. Das Volk aber, welches schon so oft schändlich betrogen worden war, wollte von Unterhandlungen nichts wissen. Es steckte vielmehr schwarze Fahnen auf und erklärte, daß es lieber Alles wagen und opfern, als sich noch einmal betrügen lassen wolle. Der Kampf dauerte also in dieser Art zwei Tage lang fort.

Vergebens bat der Vice-König, als die Neapolitaner ganz mit ihm gebrochen hatten, den Kardinal-Erzbischof um seine Vermittelung. Die Spanier ließen es nachher den edeln Mann bitter entgelten, daß er seine Landsleute nicht den Spaniern verrathen wollte, wie der Fürst von Massa gethan hatte. Der Letztere wurde damals vor ein Volksgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und enthauptet, sein Leib aber an einem Beine an den Galgen gehängt (22. October). Das Volk, dessen Vertrauen der Fürst so sehr mißbraucht hatte, verfuhr auch gegen Andere mit großer Strenge. Es setzte namentlich einen Preis von mehreren tausend Dukaten auf den Kopf des Herzogs von Montechiaro, des Don Joseph Mastrillo, des Lucio Sanfelice, des Herzogs von Siano und der beiden Söhne des Anton Musciotolo. Jetzt bestand in der Stadt Neapel eine Art demokratischer Republik, die von Demagogen geleitet ward. Diese erließ eine Anzahl Verordnungen, durch welche der Ritterschaft ihre für das Volk drückenden Privilegien entzogen wurden. Sie finden sich zugleich mit einem im Namen des Volkes gegen die spanische Regierung erlassenen Manifest ebenfalls in der oben angeführten Sammlung italienischer Staats-Documente von Lünig. Durch ein Volks-Decret vom 16. October wurden alle blos auf dem Volke lastenden Auflagen (gabelle) aufgehoben, und durch

ein anderes ward jedem Baron verboten, sich mit bewaffnetem Gefolge irgendwo öffentlich zu zeigen.

Da es den Volksführern in Neapel nicht entging, daß ihre Republik sich gegen die See- und Landmacht Spaniens auf die Dauer nicht werde halten können, so traten sie vermittelst des französischen Gesandten in Rom, des Marquis von Fontenay, mit Mazarin in Verbindung, der ihnen die besten Zusicherungen gab. Unglücklicher Weise aber wählte das Volk einen Mann zu seinem Führer, welcher weder Masaniello's Beredsamkeit, noch dessen Uneigennützigkeit und Herrscher-Talent besaß; und zu gleicher Zeit drängte sich ein französischer Prinz heran, dem die Königin von Frankreich das bisher ihrem Bruder Philipp IV. unterworfene Königreich Neapel nicht gönnte. Der vom Volke erwählte demokratische Führer war der Büchsenmacher Gennaro Annese, ein Mann aus dem niederen Haufen. Man ertheilte ihm den Titel General-Kapitän des Volkes, welchen auch der Fürst von Massa geführt hatte, und vergönnte ihm, sich in einem festen Thurm (torello) neben der Karmeliter-Kirche von einer Art Garde bewachen zu lassen. Der französische Prinz, der sich herbeidrängte, um im Trüben zu fischen, war Herzog Heinrich von Guise, welchen Richelieu aus Frankreich fortgeschickt hatte, der aber von der Königin wieder zugelassen worden war. Er war ein Glied des Hauses Lothringen, welches von dem Titularkönig René von Anjou her (s. Bd. VII., S. 483) alte Erbansprüche an Neapel machte und diese einmal zur Geltung zu bringen hoffte. Er hielt sich damals in Rom auf, um vom Papste die Scheidung von seiner Gemahlin und die Erlaubniß zur Vermählung mit seiner Maitresse, dem Fräulein von Pons, zu erhalten. An diesen Prinzen, welcher in guter und in schlechter Beziehung der Zeiten des alten Ritterthums ganz würdig war, wandten sich die Neapolitaner, nachdem sie vergebens beim Papste Gehör zu finden gesucht hatten; Innocenz X. war nicht geneigt, als Oberlehnsherr von Neapel einzuschreiten. Der Herzog bot den Volksführern seine Hülfe an, wobei er selbst auf die der französischen Regierung rechnete; er schwieg aber im Anfange von seinem Erbrechte; er erkannte sogar die vom Volke errichtete demokratische Regierung stillschweigend an und erklärte, er nehme im Staate keine andere Stellung in Anspruch als etwa diejenige, welche der Prinz von Oranien in den Niederlanden inne habe. Guise, den der Marquis von Montglat in seinen Denkwürdigkeiten als einen romantischen Schwärmer schildert *), war weder mit Ma-

*) Er sagt vol. II., pag. 103 (ed. Petiot): Ce prince avoit beaucoup d'esprit et de coeur, mais il manquoit de jugement. Il étoit susceptible de pensées fort chimériques, plus approchantes des romans que de la vraisemblance. Tellement qu'il se remplit la tête de vanité et d'imagination

zarin, noch mit dem neapolitanischen Pöbel einverstanden. Er wurde im October von den Neapolitanern durch ein Schreiben aufgefordert, sich als Beschützer zu ihnen zu begeben. Dieses Schreiben war unterzeichnet „das Volk von Neapel und sein Königreich.“ Zugleich aber wandten sich die Unterzeichner an Ludwig XIV. in einer anderen Zuschrift, worin es hieß, das allergetreuste Volk von Neapel bitte den König mit blutigen Thränen, die spanische Flotte zu vernichten, nachdem ein furchtbarer Angriff des hochmüthigen Feindes zurückgeschlagen sei; diese Zuschrift schloß mit den Worten: „Wir verbeugen uns aufs Tiefste und küssen Ihre königlichen Kleider.“ Als nun Guise am 15. November ohne Flotte, ohne Truppen, nur von 22 Personen begleitet und mit wenigem Geld und Kriegsbedarf in Neapel eintraf, wurde er an die Spitze des Kriegswesens gestellt, während Gennaro Annese die inneren Angelegenheiten der sogenannten Republik Neapel leiten sollte. Dies führte Verwirrung herbei. Doch brachte es der Herzog dahin, daß man ihn, weil er sich nicht getraute, den Königstitel anzunehmen, zum Herzoge oder Dogen der Republik ernannte. Seine Wohnung erhielt er bei Gennaro Annese im Torello an der Karmeliterkirche.

Unterdessen hatte der Kardinal Mazarin wirklich eine Flotte und ein Heer abgeschickt, um die Neapolitaner gegen die Spanier in Schutz zu nehmen; Guise's Vetter aber, der Herzog von Elboeuf, schrieb diesem, er solle dem Kardinal ja nicht trauen, sondern sich in den Besitz von Neapel setzen, ohne die Franzosen zuzulassen. Die französische Flotte, welche vom Herzoge von Richelieu commandirt wurde, litt unterwegs durch einen Sturm großen Schaden und mußte zuerst an der Küste von Toscana landen, um sich mit Allem, was sie bedurfte, neu zu versehen. Sie kam daher erst spät bei der Insel Ischia an. Hier ließ Guise dem Befehlshaber der Flotte sogleich sagen, daß es ihm an dem nöthigen Pulver und Geschütz fehle, um die von den Spaniern besetzten drei Castelle anzugreifen. Der Herzog von Richelieu konnte ihm aber weder mit Munition aushelfen, noch auch das Getreide liefern, an welchem damals in Neapel großer Mangel war. Auch in den Hafen der Stadt konnte Richelieu nicht einlaufen, weil die Castelle den Eingang beherrschten. Als hierauf die spanische Flotte in See ging, ward ein furchtbares Seetreffen geliefert. Ein Sturm, welcher die beiden Flotten aus einander trieb, verhinderte, daß es in demselben zu einer Entscheidung kam. Obgleich die Franzosen sich des

si vague, que dans le besoin qu'il eut de secours il en demanda en France non comme sujet, mais comme allié ou ami oppressé, qui désiroit d'être protégé. Le cardinal Mazarin jetà en même tems des yeux de concupiscence sur ce beau royaume, pour en faire partage à quelqu'un des siens.

Sieges rühmten, so legte sich doch die spanische Flotte unmittelbar nach dem Kampfe wieder unter die Kanonen des am Eingange des Hafens befindlichen Castells del Uovo.

Der Herzog von Guise glänzte nach seinen prahlenden Denkwürdigkeiten, die sich in der großen französischen Sammlung finden, in Neapel als ein Held alter Zeit; die Frau von Motteville und der Marquis von Montglat aber machen in derselben Sammlung einen Don Quixote aus dem edeln Herrn, welcher von einem Königthum Neapel träumte *). Seine Geliebte, das Fräulein von Pons, spielte in Paris schon die Königin, zum großen Aerger der Anna von Oestreich. Der Herzog vermochte in Neapel dem Rauben und Morden nicht Einhalt zu thun. Etwas mehr leistete Gennaro Annese, mit welchem Guise bald zerfallen war. Schon im November 1647 mißbilligte Mazarin das, was in Neapel vorging. Da Papst Innocenz X. eine Partei dort hatte, so suchte sein Nuntius, Altieri, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Er beredete den Herzog de los Arcos, die ersten Schritte zu einer solchen zu thun. Dies geschah im December dadurch, daß der Herzog ein Edict erließ, in welchem Alles, was billig war, zugestanden ward. Sogar Annese erklärte in Uebereinstimmung mit dem päpstlichen Nuntius, daß das Volk mit den gemachten Zugeständnissen zufrieden sein könne, obwohl er zugleich aussprach, daß dem Herzog de los Arcos nicht zu trauen sei. Im Januar 1648, als die französische Flotte sich von der neapolitanischen Küste entfernt hatte und nach Porto Longone zurückgegangen war, verließ Arcos die Hauptstadt und nun trat Don Juan d'Austria selbst mit Annese und mit dem Nuntius in Verbindung. Man unterhandelte lange. Nachher setzte Don Juan an seine Stelle für eine zeitlang den Grafen von Ognate, Inigo Velez, einen alten, erfahrenen Geschäftsmann, welcher damals spanischer Gesandter in Rom war. Dieser begab sich in eines der Castelle von Neapel und es gelang ihm zugleich, mehrere Compagnieen Spanier heimlich hinein zu bringen. Auch Annese trat mit ihm in Correspondenz, nachdem dieser Volksführer durch einen nach Paris gesandten Mönch vergebens versucht hatte, die Königin von Frankreich und den Kardinal Mazarin gegen die Demokratie und den Herzog von Guise zu benutzen. Uebrigens hatte Don Juan schon vorher eine allgemeine Straflosigkeit verkündigt und dem Volke viele Erleichterungen ver-

*) Die Frau von Motteville sagt unter Andern da, wo sie des Herzogs Aufnahme in Neapel schildert (vol. II., p. 308): Il fit distribuer de la monnaie au peuple, qui l'environnoit, afin de faire redoubler leurs cris de joie. La femme d'Annese, qui n'étoit ni belle ni propre, lui fit la chemise, qu'il mit le lendemain, et les Napolitains lui donnèrent, en petite quantité sans doute, des choses dont il avoit besoin.

sprochen. Dessen ungeachtet zogen sich die Unterhandlungen in die Länge und Alles gerieth in einen kläglichen Zustand.

Ein umfassender Angriff, den der Herzog von Guise am 12. Februar gegen die Castelle unternahm, wurde zurückgeschlagen und die Hungersnoth nahm zu. Außerdem erweckten die Leichtfertigkeit und Vergnügungssucht des Herzogs von Guise, besonders seine Unvorsichtigkeit im Verkehr mit vornehmen verheiratheten Damen, große Eifersucht gegen ihn. Er ward darüber von zwei Männern aus dem Gefolge des Erzbischofs, Antonio Basso und dessen Bruder, in Volksliedern verspottet. Dies nahm er so übel, daß er beide Männer, trotz der Fürbitten des Kardinals, des Gennaro Annese und anderer Häupter des Volkes, enthaupten ließ. Dadurch gerieth Alles in die größte Erbitterung. Am 10. März machten daher Gennaro Annese, der General-Procurator Vincenz Andreis und der Syndikus des Volkes (eletto del popolo) Antonio Mazzela an der Spitze eines Haufens von mehreren tausend Menschen einen Versuch, des Herzogs Haus zu stürmen. Dies gab ihm dann Gelegenheit, seine eigene ritterliche Tüchtigkeit und die Erbärmlichkeit des souverainen neapolitanischen Volkes zu beweisen. Er bestieg nämlich sein Streitroß, ritt an der Spitze einer kleinen Schaar den Lazzaroni entgegen und ließ über ihre Köpfe hin feuern, worauf Alle sogleich aus einander liefen. Unmittelbar darauf brachten dieselben Leute dem Herzoge ein Lebehoch und es gelang ihm sogar, die Hinrichtung des Syndikus Mazzela, den er der Conspiration mit den Spaniern verdächtig gemacht hatte, zu bewirken. Dies hatte jedoch zur Folge, daß Ende März Annese und sein Anhang sich dem Don Juan ganz in die Arme warfen. Sie verabredeten mit demselben einen Plan, nach welchem der ritterliche Muth des Herzogs benutzt werden sollte, um ihn aus der Stadt zu locken, damit dann Annese die Spanier in die Stadt lassen und in den von ihm selbst besetzten festen Thurm neben der Karmeliter-Kirche legen könne. Zu diesem Zwecke ließ Ognate die Insel Nisita angreifen. Der Herzog von Guise zog wirklich mit allen denen, die er in den Waffen geübt hatte, aus der Stadt, um dem belagerten Nisita Entsatz zu bringen. Während er aber mit den Seinigen außerhalb der Stadt war, führten Ognate und Don Juan in der Nacht vom 5. auf den 6. April alle spanischen Truppen vor die Mauern von Neapel und Annese ließ ihnen ein Thor, sowie einen festen Thurm öffnen. In zwei Stunden waren alle Posten von ihnen besetzt und der elende Haufen feiger Bürger strömte, über Verrath schreiend, durch alle Thore hinaus. Sobald die Nachricht davon zu den Begleitern des Herzogs von Guise kam, gingen Alle, welche bis dahin mit ihm gegen die Spanier gekämpft hatten, davon und ließen ihn allein. Sogar die 30, welche anfangs noch bei ihm

geblieben waren, trennten sich von ihm, als er den Weg nach Rom einschlug. Schon in Capua wurde er von einem der überall ausgestellten spanischen Pikets gefangen und nach Gaëta gebracht, von wo man ihn dann nach Spanien hinüber führte. Dort wollte man ihm den Proceß machen; doch ward er 1652 wieder in Freiheit gesetzt. Die Neapolitaner wurden auch diesmal schändlich betrogen; denn die Zusicherungen, welche Ognate mündlich und schriftlich gegeben hatte, wurden ebensowenig gehalten, als vorher die des Herzogs de los Arcos. Nur die Steuern auf Getreide und Obst blieben abgeschafft. Zugleich ward nach spanischer Sitte leicht ein Vorwand gefunden, um Gennaro Annese ungeachtet der Amnestie, die man ihm zugesagt hatte, verurtheilen und hinrichten zu lassen.

Zu derselben Zeit, als die demokratischen Bestrebungen der Neapolitaner und Sicilianer vereitelt wurden, brach in Paris eine Empörung aus, welche der hohe Adel und die Parlamente für ihre Privat-Zwecke anstifteten. Das Volk diente diesen dabei als ein Werkzeug, welches man wegwirft, wenn es nicht mehr gebraucht werden kann. Es ward daher auch durch diese gegen Mazarin angestifteten Unruhen der sogenannten Fronde überzeugt, daß weder die Parlamente, noch der Adel sich jemals aufrichtig seiner annehmen würden, und zog also die Ruhe vor, welche nur der Minister mit der ihm zu Gebote stehenden Militär-Macht schaffen konnte. Auf diese Weise konnte Mazarin und nach ihm Ludwig XIV. ein System des Despotismus gründen, wie dies auch vom Jahr 1852 an geschah.

3. Innere Unruhen in Frankreich oder die Zeit der Fronde bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges.

Unter dem Kardinal Richelieu hatte die französische Politik und Unterhandlungswissenschaft zugleich mit der französischen Sprache, den Kriegswissenschaften und der Form eines gebildeten Umganges und höfischer Unterhaltung eine Entwickelung erhalten, welche nicht wenig dazu beitrug, daß der ganze Vortheil des dreißigjährigen Krieges, den Frankreich mit Schweden hätte theilen sollen, dem König Ludwig XIV. zufiel. Nach Richelieu's Tode ward die von Karl V. stammende spanische und italienische diplomatische Kunst und Treulosigkeit maurischer Politik durch den Kardinal Mazarin und durch seine Schützerin Anna von Oestreich in das französische Kabinet gebracht. Dieses Kabinet ist durch Kabalen und Intriguen, sowie durch die vielen Leute, die uns in ihren Denkwürdigkeiten romanhafte Schilderungen ihres eigenen Treibens und des Lebens ihrer Zeitgenossen hinterlassen haben, ebenso berühmt und mächtig geworden, als die großen französischen Generale im Felde. Schon 1648 erntete Mazarin

allein die Frucht der Verdienste der Generale und Diplomaten durch den Triumph des westfälischen Friedens. Herr von Frankreich ward er erst nach Beendigung des Kampfes, den er mit den Parlamenten, mit den gedrückten Bürgern von Paris und mit den conspirirenden Großen des Reiches zu bestehen hatte. Dieser Kampf, welcher 1648 in einen förmlichen Bürgerkrieg überging, ward durch Mazarin's und seiner Creaturen rücksichtslose Finanzwirthschaft und durch die Selbstsucht der Großen hervorgerufen. Uebrigens pflegt man die gegen Mazarin verbündete Partei mit einem von dem Schleuderspiele der Pariser Straßenjungen entlehnten Namen, die Fronde zu benennen.*)

Der Hauptzug von Mazarin's Charakter war jene den römischen Naturen**) eigene kalte egoistische Klugheit, welche, mit Geschmeidigkeit und Fügsamkeit verbunden, selten ihr Ziel im Leben verfehlt und, mit unablässiger Geschäftigkeit vereinigt, eben so sicher ihre blos äußeren Zwecke erreicht, als der mercantile Geist des Engländers und der karge Sinn des Schotten. Wenn man jedoch beachtet, was für Leute es waren, welche mit Mazarin um die unumschränkte Herrschaft über die schwache Anna von Oestreich auf Tod und Leben kämpften, so kommt man zu demselben Schlusse, wie bei den meisten politischen Bewegungen unserer Zeit. In so schlechten Händen nämlich auch die Regierung unter Mazarin's Leitung gewesen sein mochte, so war sie doch immer noch in besseren Händen, als sie in denen seiner Gegner gewesen sein würde. Die Hauptgegner Mazarin's und der von ihm und Anna von Oestreich geführten Vormundschaft des jungen Königs waren die beiden ersten Prinzen von Geblüt, der Herzog Gaston von Orleans und der alte Prinz Heinrich II. von Condé. Beide hatten sich im Kampfe mit Richelieu verächtlich gemacht und unfähig bewiesen. Der Herzog von Orleans hatte fortwährend seine Freunde und Parteigenossen, den Marschall von Ornano, den Grafen von Chalais, den Herzog von Montmorency, den Marquis von Cinqmars und sogar seine eigene Gemahlin, Margaretha von Lothringen, der Rache des Kardinals Richelieu preisgegeben. Er benahm sich zur Zeit der Fronde gegen Mazarin ebenso schwach und schwankend, als vorher gegen Richelieu. Der Prinz von Condé war während seines langen Lebens bei allen Unruhen mit thätig gewesen, hatte aber ebenfalls stets diejenigen, welche ihm vertrauten, in der Noth verlassen. Sogar seine Religion hatte er verkauft und dadurch Statthalterschaften, Gnaden-

*) Entweder wegen der bei diesen Kämpfen mit der Schleuder (à coup de fronde) obwaltenden Unruhe überhaupt oder weil dieselben nach jedem Dazwischentreten der Polizeibeamten immer wieder ausbrachen. Andere Ableitungen haben wenig für sich.

**) Genau genommen war Mazarin zu Piscina in den Abruzzen geboren, aber in Rom erzogen worden.

gelder und Vortheile aller Art auf schamlose Weise an sich gebracht. Er hatte unter Richelieu seinen Antheil an den Kabalen und Unruhen durch eine mehrjährige Haft gebüßt und sich seitdem etwas ruhiger verhalten. Als jedoch Mazarin und seine Creaturen ebenso wenig, wie vorher Richelieu, ihm und den mit ihm verbundenen Familien die Ausbeutung des Volkes zugestehen wollten, dessen Gut und Blut nur dem Kardinal, der Königin und ihren Damen zu Gute kommen sollten, regte Condé von neuem Parlament und Junkerschaft gegen die Regierung auf. Dies war doppelt auffallend, weil seine wegen ihrer außerordentlichen Schönheit berühmte Gemahlin, eine Tochter des hingerichteten Marschalls von Montmorency, von der Königin Anna sehr begünstigt wurde. Durch sie wurde Condé auch lange abgehalten, sich der geheimen Verschwörung gegen Mazarin oder der Fronde anzuschließen; doch gelang ihr dies nicht durchaus.

Die ganze Familie des Prinzen von Condé war unablässig bemüht, sich Vortheile vom Staate zu verschaffen und der Regierung Hindernisse zu bereiten, damit Mazarin genöthigt werde, ihre Habsucht auf irgend eine Weise zu befriedigen. Wir haben übrigens in unseren Tagen gesehen, daß die doctrinären Mitglieder der französischen Deputirten-Kammer unter Louis Philipp sich ganz ebenso, wie die Prinzen, der hohe Adel und die Parlamente des 17. Jahrhunderts, durch die Regierung auf Unkosten des Volkes abfinden ließen. Condé's ältester Sohn, der Herzog von Enghien, war gleich dem Marschall Soult auf der einen Seite durch niedrige Gesinnung, Habsucht, Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit verächtlich, und bewies sich auf der anderen von Jugend auf als einer der größten Feldherren seiner Zeit. Der Bruder dieses unter dem Namen des großen Condé als Kriegsheld unsterblich gewordenen Prinzen, Armand, Prinz von Conti, war trotz seines verwachsenen Körpers von früher Jugend an in alle Ränke, Kabalen und Unruhen dieser für die romantische Geschichte so wichtigen Zeit eingeweiht. Die Schwester Anna, welche gegen ihren Willen mit Herzog Heinrich II. von Longueville vermählt worden war, hat in unseren Tagen an dem Philosophen Cousin einen Lobredner gefunden, auf den wir verweisen müssen, weil nur ein französischer Rhetor und Doctrinär Kunst und Dreistigkeit genug hat, um den Ton, die Litteratur, den Geschmack der vornehmen Welt unseres oder des 17. Jahrhunderts als Ideal und Muster echter geselliger Bildung zu preisen. Die Herzogin von Longueville war ihrem jüngeren Bruder Conti weit mehr zugethan, als dem älteren und berühmteren, der ihre Lebensweise tadelte. Als der Kardinal Retz eine Partei gegen den Hof bildete, führte sie derselben den Prinzen Conti und ihren begünstigten Liebhaber Marsillac zu, welcher Letztere später (nach seines

Vaters Tode) Herzog von Larochefoucauld wurde. Uebrigens wurden sowohl der Prinz von Condé als der Herzog von Orleans stets von ihren Vertrauten dem Kardinal verrathen und ihr Complot war Kinderspiel. Der Prinz von Condé ward von seiner eigenen Gemahlin, der schwache Bruder Ludwig's XIII. von den Intriguanten, denen er seine Geheimnisse anvertraute, verkauft. Früher war es der Abbé La Rivière, welcher sein Spiel mit dem Herzoge von Orleans trieb; nachher fiel derselbe in die Hände des Coadjutors von Paris, des nachherigen Kardinals von Retz.

Neben Orleans und seinem Anhange und neben der Familie Condé und ihren Clienten war das Haus Vendome besonders geschäftig, um von Mazarin und der schwachen Königin Anna alles dasjenige wieder zu ertrotzen, was es unter Richelieu verloren hatte. Der Stifter dieses Hauses, Cäsar von Vendome, ein Sohn Heinrich's IV. und der Gabriele d'Estrées (s. Bd. XI., S. 320), welchem sein Vater das Herzogthum Bretagne verliehen hatte, war bekanntlich in die Händel mit Richelieu verwickelt und dabei nicht glücklicher gewesen, als die anderen Herren, welche gegen diesen Kardinal kabalirten. Er und sein älterer Sohn, der Herzog von Mercoeur, nahmen, von Richelieu eingeschreckt, an der wilden Bewegung der Anarchie der Zeit der Fronde keinen Theil. Cäsar's jüngerer Sohn dagegen, der Herzog von Beaufort, glaubte in Verbindung mit einem geistlichen und einem weltlichen Genossen die dem Kardinal Mazarin bestimmte Vormundschaft an sich reißen zu können. Er ward jedoch vor aller Welt lächerlich, als dieselbe plötzlich an Mazarin übertragen wurde; Beaufort, der sich damals in eine Verschwörung gegen Mazarin einließ, war schon im September 1643 verhaftet und nach Vincennes gebracht worden. Seine Kabalen waren doppelt verächtlich, weil Jedermann wußte, daß er von seiner Geliebten, der Prinzessin von Montbazon, unbedingt geleitet wurde und daß eine ganze Anzahl loser Schelme sich seiner als ihres Werkzeuges bedienten.

Auch das Haus Bouillon wollte nicht leer ausgehen, als es einen Bürgerkrieg voraussah, der ihm aufs Neue die Gelegenheit darbot, im Trüben fischen können. Der Herzog von Bouillon war in alle Händel des Herzogs von Orleans und des Grafen von Soissons mit Richelieu verwickelt gewesen, hatte ihm aber, wie solche Herren ihres Vortheils und ihrer Familie wegen zu thun pflegen, die Sache der Protestanten verrathen und durch die Uebergabe von Sedan an die Krone sein Leben gerettet. Sein Bruder, der Vicomte von Turenne, blieb lange Protestant; Ludwig XIII. hatte erklärt, der Vicomte könne keinen Marschallstab erhalten, so lange er dem reformirten Glauben angehöre; Anna von Oestreich erhob ihn jedoch schon 1644 zum Mar-

schall und er blieb seinem Bekenntniß treu, bis nachher Ludwig XIV. auch ihm einen Preis bot, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Der Herzog von Bouillon konnte den Verlust der Festung Sedan und des gleichnamigen Fürstenthums nicht vergessen und als Meister in Intriguen und Kabalen jeder Art schloß er sich an die Verbindung gegen Mazarin und Anna von Oestreich an, sobald sich eine Aussicht zur Wiedererlangung des Verlorenen zeigte.

Es ist hier, wo blos die Beziehung zur allgemeinen Geschichte angegeben wird, nicht möglich, auf diese elenden, für die französische Nation und ihre Bildung nur zu wichtigen Kabalen näher einzugehen. Wir verweisen deshalb den Freund von Anekdoten und Abenteuern auf den Herzog von St. Aulaire, welcher alle Liebesgeschichten, Eifersüchteleien, Galanterieen, Witze und romanhafte Abenteuer jener Zeit in ein eigenes, auch ins Deutsche übersetztes Werk vereinigt hat, wozu sich ihm in der frivolen Memoiren-Litteratur der damaligen Hofdamen und Höflinge Stoff genug darbot. Uebrigens hat von den schwatzenden und intriguirenden Damen der Fronde die Herzogin von Longueville unter den anglisirten doctrinären Häuptern der neueren Aristokratie fast eben so viele Bewunderer und Lobredner gefunden, als zu der Zeit, wo die Gesellschaftssäle des Hotel Rambouillet für den Mittelpunkt europäischer Bildung galten. Um uns kürzer fassen zu können, wollen wir der Geschichte des bürgerlichen Krieges mit Mazarin und seiner Schützerin nur noch die Erwähnung einiger Personen vorausschicken, welche in diesem Kriege mit mehr oder weniger Glück eine Rolle spielten.

Vor allen Anderen ist der Geistliche zu erwähnen, der durch seine romanhaften Denkwürdigkeiten schon zu seinen Lebzeiten und dann bis auf unsere Tage herab den höchsten Ruhm in dieser Art von Schriftstellerei erworben hat. Welchen historischen Glauben übrigens seine Denkwürdigkeiten, in denen der Lüge das Kleid der Wahrheit gegeben worden ist, verdienen, und wie vielen Antheil er selbst an der Abfassung derselben hatte, haben wir nicht zu untersuchen; denn darauf kommt bei historischen Halb-Romanen wenig an. Dieser Geistliche, dem es weder an Geist, noch an der in den Schulen jener Zeiten erlernten Schulgelehrsamkeit, Spitzfindigkeit und Erfahrung im Klopffechten fehlte, war der Abbé Franz Paul von Gondi oder der nachherige Kardinal von Retz. Seine Familie, die aus Florenz stammte, war einst mit Katharina von Medicis nach Frankreich gekommen und daselbst zu großem Reichthum und Ansehen gelangt. Der Oheim des jungen Mannes war Erzbischof von Paris und wünschte seinen Neffen, der mit 13 Jahren Domherr an der Notre-Dame-Kirche wurde, trotz der ärgerlichen und lüderlichen Lebensweise desselben, zum Coadjutor zu

erhalten; er hielt ihn daher zu geistlichen Studien an. Da der junge Gondi ein guter Kopf und von lebhafter Natur war, so bezweifeln wir nicht, daß er die Wahrheit sagt, wenn er erzählt, er habe schon im 27. Jahre alle Proben theologischer und klassischer Gelehrsamkeit bestanden. So erhielt er denn im 30. Jahre (1643) wirklich die Würde eines Coadjutors und zugleich den Titel eines Bischofs von Korinth. Gondi ward der Catilina oder, indem er auch Geistlicher war, der Talleyrand der Zeit der Fronde, in welcher höchstens von Glauben, niemals aber von strenger Sittlichkeit und Zucht die Rede war. Als Schriftsteller hatte er ein italienisches Geschichtswerk, Mascardi's Geschichte der Verschwörung des Fiesco zu Genua, in einem Sinne bearbeitet, welchen Richelieu für revolutionär und gefährlich hielt. Er hatte sich zuerst in der Gunst der Anna von Oestreich festzusetzen gesucht; als er aber diese Frau ganz in Mazarin's Gewalt sah, suchte er sich des schwachen Gaston von Orleans zu seinem Zwecke zu bedienen. Der Letztere fühlte recht gut, daß man ihm zwar den Titel General-Statthalter des Reiches nicht bestreite, daß aber dieser Titel ihm kein Gewicht im Staate verleihe. Ihm konnte der junge Abbé als Coadjutor seines Oheims sehr nützlich sein; denn Gondi hatte nicht nur die reichen Stiftungen und Spenden der Pariser Kirche ganz in seiner Hand, sondern es stand auch der ärmere Theil der Bürgerschaft von Paris in seinem Solde und seine Creaturen konnten jeden Augenblick die ganze Stadt in Bewegung bringen und von der Kanzel herab fanatisiren. Außerdem übte Gondi auch einen Einfluß auf die jüngeren Mitglieder des Parlaments und auf die Damen aus, welche eine stille Verschwörung gegen Mazarin bildeten. Der Cynismus der Gesinnung, welcher damals in den höheren Kreisen unter dem Einfluß italienischer Bildung verbreitet war, gibt sich nirgendwo so empörend kund, als in den Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz. Er sagt geradezu, er habe sich zu geregelten Sitten, wie sie einem Geistlichen geziemen, nicht fähig gefühlt und weder Ehre noch Gewissen hätten ihn dazu fähig machen können. Gerade dadurch habe ihn die Wirksamkeit eines Parteihauptes, wie er dieselbe in den Lebensgeschichten des Plutarch kennen gelernt, sehr angezogen; die Laster eines Erzbischofs können unter vielen Umständen Tugenden sein. Auch äußert er einmal: das Böse mit Absicht zu thun, sei zwar vor Gott das größte Verbrechen, aber vor der Welt das Klügste.

Auf die älteren Parlaments-Räthe wirkten in gleicher Weise zwei Männer, die sich in jener unruhigen Zeit dadurch ein unsterbliches Verdienst erworben haben, daß sie zugleich den Demagogen und dem despotischen Kardinal muthig die Stirn boten. Diese Männer waren der erste Präsident Molé und der General-Advokat Omer Talon.

Der Letztere galt zu seiner Zeit für den ausgezeichnetsten Redner in Europa. Wir wissen jedoch nicht, wie er zu diesem Ruhme gekommen sein mag, wenn er ihn nicht etwa blos der Art des Vortrages verdankte; denn seine pedantischen Denkwürdigkeiten, welche in der großen Sammlung eine Reihe von Bänden füllen, haben nichts Anziehendes; einige seiner Reden freilich, deren Inhalt uns vorliegt, zeugen ebenso von Kraft und Nachdruck, wie von ehrenhafter Gesinnung; die einzige aber, die ganz gedruckt ward, ist im Ausdruck sehr überladen.

Wer die Damen, Pfaffen, Juristen und Prinzen, welche Mazarin's Gegner waren, näher ins Auge faßt, wird trotz der tiefen Immoralität des schmutzigen Römers eingestehen müssen, daß bei dem geringen Werthe, den die französische Gesellschaft überhaupt auf Wahrheit, Einfalt und Sittlichkeit legte, Mazarin im 17. Jahrhundert ebenso bedeutend für die Erhaltung der bestehenden Ordnung war, als Talleyrand in den Jahren 1814 und 1815. Mazarin's ganzes Streben war auf Erpressungen, sowie auf die Vermählung seiner Nichten mit Prinzen und mit anderen Herren des höchsten Ranges gerichtet. Er hat beide Zwecke erreicht und namentlich so große Summen an sich gebracht, daß er 231 Millionen hinterlassen konnte. Er suchte durch gleißnerische Milde und Demuth zu erlangen, was Richelieu hochmüthig ertrotzt hatte. Uebrigens hatten Mazarin und Anna von Oestreich als Fremde den National-Geist der Franzosen gegen sich, besonders der Erstere, welcher das Französische nie ordentlich aussprechen lernte. Das Glück wollte jedoch, daß der Herzog von Enghien in den Niederlanden und der Vicomte von Turenne in Deutschland gerade in dem Augenblicke glänzende Siege erfochten, als die neue Regierung von allen Seiten bedroht ward. Diese beiden Feldherren, welchen Mazarin und Anna von Oestreich den militärischen Glanz ihrer elenden und verächtlichen Regierung verdankten, erschienen wie Meteore in einer traurigen Zeit. Die Thaten beider Feldherren und deren Bedeutung für die innere und äußere Geschichte Frankreichs sind schon früher ausführlicher angegeben worden. Das militärische Glück der Franzosen hatte freilich, was ebenfalls oben schon angedeutet wurde, im Kriege mit Spanien anfangs keinen Bestand, weil in Catalonien, wie in den Niederlanden nicht dem Verdienste, sondern der Kabale des Hofes gehuldigt wurde. Dessen ungeachtet kann man den von Enghien bei Rocroy erfochtenen Sieg und die Stütze des Heeres, welche Mazarin durch diesen Sieg erlangte, als den Anfangspunkt von Mazarin's Allmacht und von Ludwig's XIV. autokratischer Herrschaft ansehen.

Von der Kenntniß der eigentlichen Finanz-Wissenschaft war Mazarin weit entfernt. Er behandelte Alles, was die Finanzen betraf, auf italienische Weise, ohne Rücksicht darauf, ob das Geld durch gerechte

oder ungerechte Mittel herbeigeschafft werde. Außerdem bediente er sich bei der Finanz-Verwaltung seiner Landsleute, welche im ganzen Mittelalter ebenso verhaßt waren, als die Juden. An der Spitze der Schaaren, vermittelst deren Mazarin unter allerlei Vorwänden, ohne die Stände oder das Parlament zu befragen, Abgaben erpreßte, stand der Italiener Particelli, Herzog von Emery, dessen Familie seit längerer Zeit in Lyon ansässig war. Er hatte anfangs den Titel Finanz-Minister nicht, übte aber unter dem Namen eines General-Controleurs der Finanzen jede Willkür. Als der Kardinal den Unwillen des Volkes mit jedem Tage wachsen sah, suchte er, wie in unseren Tagen Guizot und Thiers in Louis Philipp's corrupten Kammern thaten, die gefährlichsten, aber zugleich unwürdigsten Schreier auf Unkosten des gedrückten Volkes abzufinden oder zum Verrathe ihrer Freunde zu erkaufen. Er fügte, um des Herzogs von Orleans ganz sicher zu sein, diesem zu seinen anderen Statthalterschaften auch noch die von Languedoc hinzu und ertheilte dem Leiter und Verräther desselben, dem Abbé La Rivière, das Versprechen, daß er Kardinal werden solle. Er verschaffte dem jungen lüderlichen Abbé von Gondi seine hohen geistlichen Stellen und Würden. Dem alten Prinzen von Condé gab er die Statthalterschaft von Burgund und seinem Sohne, dem Herzoge von Enghien, die der Champagne. Dem Herzoge von Bouillon endlich ward die Wiedererlangung des Fürstenthums Sedan in Aussicht gestellt.

Dies Alles war auf Lüge und Betrug berechnet und konnte nicht von Dauer sein. Es war schon im December 1644 geschehen, noch ehe Mazarin zum Premier-Minister erklärt wurde und als die Grafen Servien und d'Avaux wenigstens noch den Schein eines Antheiles an der Finanz-Verwaltung hatten. Im folgenden Jahre wurden die genannten beiden Grafen mit der Leitung der Unterhandlung des westfälischen Friedens beauftragt, und nun ward endlich Emery als Finanz-Minister (Surintendant) ebenso Despot im Finanz-Wesen, wie Mazarin es im Kabinet war. Er schuf neue Aemter, um sie zu verkaufen; er gestattete den Steuerpächtern, bei Erhebung der Taille den Landleuten Vieh und Hausgeräth zu pfänden, so daß viele derselben ihre Heimath verließen. Eine der gehässigsten Maaßregeln des neuen Finanz-Ministers bestand darin, daß er ein Erpressungs-System gegen die Pariser Bürgerschaft ausdachte und durchzuführen suchte, welches nicht auf ein Gesetz, sondern auf eine bloße Kabinets-Ordre (arrêt du conseil) Heinrich's II. vom Jahre 1548 gegründet war, und die Pariser aufs Höchste erbitterte. König Heinrich hatte, um die schon zu seiner Zeit bedenkliche Vergrößerung der Stadt Paris zu verhindern, die Verordnung erlassen, daß über eine gewisse Linie hinaus keine neuen

Häuser erbaut werden dürften und zwar bei Strafe der Niederreißung und der Wegnahme aller Materialien, wozu noch eine bedeutende Geldbuße kam. Diese Verordnung war in Vergessenheit gerathen; Emery zog sie aber wieder hervor, um von den Hausbesitzern in Paris starke Summen zu erpressen. Es sollten, ward verordnet, alle über die bestimmte Linie hinaus gebauten Häuser gemessen (toisé) und je nach dem Raume, den sie einnahmen, mit einer festen Abgabe belegt werden. Diese Verordnung wurde auch sogleich unter militärischer Bedeckung ausgeführt und die Abgaben mit der größten Strenge eingetrieben. Die unmittelbare Folge davon war ein Straßen-Tumult des Pöbels. Die Regierung erklärte nun, sie wolle sich anstatt jener Bau-Abgabe mit einer Million Livres begnügen; um jedoch den Ausfall zu decken, verlangte sie eine Zwangs-Anleihe, an der alle Vermögenden sich zu betheiligen hätten. Im Fortgange der Verhandlungen wurde von Seiten der jüngeren Parlaments-Räthe die Forderung gestellt, daß eine Versammlung aller Abtheilungen des Parlaments*) veranstaltet werde, wodurch man eine Art Stände-Versammlung, sowie eine souveraine Volksgemeinde zu deren Schutz erhalten haben würde. Dies verhinderte jedoch der erste Präsident Molé, welcher mit demselben Muthe dem tobenden Volke (civium prava jubentium ardori) und dem despotischen Minister (vultui instantis tyranni) entgegentrat, und mit dem Gesetze drohend die Ruhe erhielt. Doch konnte er nicht verhindern, daß die fünf Untersuchungskammern zusammentraten und einen ihrer Präsidenten, Gayant, an den Hof schickten; als Dieser jedoch sprechen wollte, entzog ihm die Königin das Wort und verbannte ihn nach Montargis. Gleich nachdem Molé den ersten Aufstand ohne militärische Hülfe gedämpft hatte, zeigte Mazarin bei einem ganz elenden Anlasse einen völligen Mangel an Festigkeit und Muth. Die Pfarrgemeinde von St. Eustache wollte den ihr bestimmten Pfarrer nicht annehmen. Als man darauf bestand, ward Sturm geläutet und in den Straßen gekämpft; die Truppen, welche Mazarin kommen ließ, wurden vom Volke zurückgedrängt; und dem Kanzler Seguier, welcher zu jener Gemeinde gehörte, ward mit dem Niederbrennen seines Palastes gedroht. Nichts destoweniger

*) Es gab deren zehn, die zusammen gegen 300 Mitglieder zählten: 1. die große Kammer (grand'chambre), die für die oberste galt; ihr erster Präsident, damals Molé, galt für den Präsidenten des ganzen Parlaments; 2. fünf Untersuchungskammern (chambres des enquêtes); 3. die chambre de la tournelle, d. h. Kammer der wechselnden Reihe, so genannt, weil die Mitglieder der vorher angeführten sechs Kammern der Reihe nach in sie eintraten; 4. zwei Bittschriften-Kammern (chambres des requêtes du palais); und endlich die Edict-Kammer, die sich hauptsächlich mit Streitsachen der Reformirten beschäftigte.

gewährte man, nachdem die Höckerweiber (les dames de la halle) eine Deputation an die Königin geschickt hatten, der Gewalt, was der Bitte versagt worden war.

Die Unzufriedenheit des Volkes ward durch Emery's Unverschämtheit und besonders dadurch gesteigert, daß dieser gleich einem gemeinen Betrüger Versprechungen that, die er weder halten konnte, noch wollte, sowie daß er, um dem Hofe für sein leichtsinniges Verschenken und Verschwenden baares Geld zu schaffen, sich von den General-Pächtern und General-Einnehmern ungeheuere Vorschüsse geben ließ, wofür er ihnen dann Wucherzinsen zugestand. Er ging sogar noch weiter. Er erließ den Unterpächtern ein volles Drittel der einzuzahlenden Gelder, wenn sie die beiden anderen Drittel sogleich bezahlten. Von den Renten, welche die Stadt Paris zu zahlen hatte, ward zuerst ein Viertel und dann noch zwei andere ganz eingezogen. Die meisten Jahrgelder wurden nicht ausgezahlt und die Garde des Königs (la maison du roi) ohne Sold gelassen. Als Emery, ungeachtet aller dieser harten Maaßregeln, zuletzt seine Hülfsquellen doch erschöpft sah, hatte er die Unverschämtheit, für 1,100,000 Livres neue Leibrenten zu schaffen, deren Ankauf er von den Unterthanen erzwingen wollte. Ein anderes Mittel, für den Augenblick Geld zu schaffen, war die Schöpfung vieler ganz unnützen Titel und Stellen, die man an die Meistbietenden verkaufte. Es wurden königliche Räthe ohne Amt und Geschäft, Controleurs vom Brennholz, königliche Ausrufer für den Weinkauf, königliche Geschworene für den Heuverkauf und dergleichen mehr geschaffen, auch Adelsrechte und der Adel selbst an Mitglieder der höheren Behörden verkauft. Das Leben, welches dabei am Hofe und in der Stadt geführt wurde, hat der lüderliche Abbé St. Evremont, der in jener Zeit eine ähnliche Rolle spielte, wie Dr. Veron unter Ludwig Philipp, vortrefflich geschildert *).

Das Volk wurde freilich durch Soldaten leicht in Ordnung gehalten; das Parlament war aber ein viel gefährlicherer Feind der Regierung. Wir glauben zwar nicht, daß der Finanz-Minister Emery sich über Ehrlichkeit und Worthalten so unvorsichtig ausgesprochen

---

*) J'ai vu le tems de la bonne regence,
Tems, où regnoit une heureuse abondance,
Tems, où la ville aussi bien que la cour
Ne respiroient que les jeux et l'amour.
Une politique indulgente
De notre nature indulgente
Favorisoit tous les désirs.
Tout goût paroissoit légitime.
La douce erreur ne s'appelloit pas crime;
Les vices délicats s'appelloient des plaisirs.

habe, als der Coadjutor Gondi in seinen Denkwürdigkeiten behauptet; doch sind die Worte, welche dieser ihm in den Mund legt, des schamlosen Finanz-Mannes ganz würdig, da derselbe gleich den vornehmen Leuten das Volk und dessen Meinung tief verachtete. Gondi behauptet, aus Emery's eigenem Munde die Aeußerung vernommen zu haben, Ehrlichkeit und Worthalten passe für Krämer und Justiz-Beamten (maîtres des requêtes), wer aber bei großen politischen und Finanz-Angelegenheiten davon rede, sei ein Pinsel. Schon im Jahre 1644 war Emery's Finanz-Verwaltung im Parlament heftig angegriffen worden. Im März 1645 entstand sogar ein förmlicher Krieg zwischen der Regierung und den souverainen Gerichtshöfen. Zwei Mitglieder des Parlaments, deren Patriotismus verdächtig und deren Talente zweifelhaft waren, zeichneten sich damals durch ihren Widerstand gegen den ministeriellen Despotismus besonders aus. Diese waren der Präsident Barillon und der Parlaments-Rath Broussel. Den Ersteren, welcher schon früher auf Richelieu's Befehl in Pignerol festgesetzt worden war, ließ Mazarin am 25. März 1645 aufs Neue ganz willkürlich nach Pignerol bringen, damit er nicht, wie er gedroht hatte, gegen den Finanz-Minister auftrete. Da begab sich Molé an der Spitze des gesammten Parlamentes zu Fuße nach dem Palais Royal, um Einsprache zu thun, worauf die Königin zwar die Rückkehr des Präsidenten Gayant zugab, aber die Freilassung Barillon's verweigerte. Die Erbitterung über dieses gewaltsame Verfahren wurde dadurch noch gesteigert, daß Barillon in der Haft starb und daß man seinen Tod dem Aerger und dem Gram über die vom Kardinal erlittene Kränkung zuschrieb; sogar von Vergiftung war die Rede, namentlich da zu gleicher Zeit auch Gayant verschied. Ganz Frankreich wurde damals mit Spottliedern und Satiren gegen den Kardinal überschwemmt. Es waren nämlich zu jener Zeit Redefreiheit und Preßfreiheit ebenso wenig als unter dem Kaiserreich in Frankreich zu finden; daß man aber den Leuten auch das Lesen und Singen verbieten könne, war der Polizei noch nicht in den Sinn gekommen. Uebrigens waren Mazarin und die Königin Anna in Betreff der Art, mit dem Parlament zu verfahren, ganz verschiedener Meinung. Anna mit ihren spanischen Begriffen vom göttlichen Ansehen der Könige sprach von den Juristen des Parlaments, die sich den königlichen Befehlen zu widersetzen wagten, nie anders als ganz verächtlich, und verlangte, daß man dieselben mit Gewalt zum Gehorsam zwingen solle. Mazarin dagegen wollte dies nicht zugeben und behauptete, die Königin zeige den Muth eines Soldaten, welcher die Gefahr noch nicht kenne. Der Hof fuhr also fort zu befehlen und das Parlament zu protestiren. Endlich faßte man von Seiten des Ersteren den kühnen Entschluß, sich des jungen Königs

zu einer Handlung des Absolutismus zu bedienen. Am 7. September 1645 hielt der siebenjährige König welcher bei dieser Gelegenheit die erste Probe seiner nachherigen Regierungsart ablegte, umgeben von den Prinzen und dem Hofe, eine feierliche Parlaments-Sitzung und befahl mit festem, trotzigem Tone, daß 19 Verordnungen über Finanz-Angelegenheiten auf einmal registrirt werden sollten.

Glücklicher Weise hatte, während das Parlament tobte und die Unzufriedenheit im Volke allgemein ward, der Minister die Ueberlegenheit im Kriege wieder erlangt. In Catalonien, wo Philipp IV. selbst an der Spitze seiner Truppen erschienen war, wurde Rosas erobert und durch den Marquis von Harcourt die schon erwähnte gefährliche Verschwörung gegen die Franzosen, welche in Barcelona ihren Mittelpunkt hatte, vereitelt. In Flandern, wo dem Namen nach der Herzog von Orleans, in der That aber Ranzau und Gassion commandirten, wurden Bethune, Menin, Bourbourg, St. Venant, Armentières und Lens schnell hinter einander erobert. Nachher erhielt Enghien, welcher zuletzt in Deutschland gewesen war, an der Stelle des Herzogs von Orleans das Commando, und eroberte zur Verwunderung von ganz Europa Dünkirchen. Die Großen und die Parlamente fuhren unterdessen fort, gegen Mazarin und die Königin Anna zu conspiriren; wir dürfen uns aber in das Labyrinth der elenden Kabalen jener Zeit nicht einlassen. Nur das Eine müssen wir im Allgemeinen bemerken, daß Statthalterschaften, Großwürden, Pensionen, bedeutende Zahlungen aus der Staatskasse damals der Preis der Intriguen waren. So war z. B. 1646 kaum der Herzog von Brézé gestorben, als über die Reichsadmirals-Würde, die er besessen hatte, ein heftiger Streit zwischen dem alten Condé und dem Herzoge von Vendome entstand. Die Königin ertheilte jenes Amt keinem von Beiden, sondern ließ es verwalten und behielt die sehr reichen Einkünfte für sich. Der alte Condé zürnte anfangs und entfernte sich vom Hofe; doch gab er sich zufrieden, als sein Sohn, der Herzog von Enghien, mit Mazarin aufs Neue in Verbindung trat. Er starb im December 1646. Sein Sohn, welcher seine Güter und Titel erbte, sank um jene Zeit politisch und moralisch um so tiefer herab, je höher sein Heldenruhm stieg. Seit dem Tode des alten Condé war der Herzog von Orleans der Einzige, welcher der Königin und dem Kardinal mit einem Scheine des Rechtes die Reichsverwaltung streitig machen konnte.

Im Herbst des Jahres 1646 war zwischen Mazarin und dem Parlament ein neuer Streit über das sogenannte Tarif-Edict entstanden, durch welches Emery auf alle in Paris eingeführten Waaren eine Steuer legte, die von Jedermann entrichtet werden sollte, mochte er nun sonst steuerfrei sein oder nicht. Er gab als Grund an, daß durch

die bisherigen Steuern die ländliche Bevölkerung übermäßig belastet sei; es sei billig, die Städte mehr heranzuziehen, und dies geschehe am besten auf dem Wege der Verbrauchssteuern. Daß genanntes Edict registrirt werden müsse, darüber war die Regierung mit dem Parlament einverstanden; das Letztere verlangte aber, daß die Registrirung vor allen Kammern stattfinde, die Regierung dagegen wollte sie nur in der Finanz-Kammer (cour des aides) vorgenommen haben, weil in der Letzteren die nach Popularität strebenden jüngeren Räthe nicht widersprechen konnten. Obgleich das Edict auf königlichen Befehl wirklich in der Finanz-Kammer registrirt wurde, so zerfielen doch Parlament und Regierung im Jahre 1647 über dasselbe gänzlich. Bei diesem Streite ließen sich übrigens der Herzog von Orleans und der Prinz von Conti gegen das Parlament gebrauchen. Das Parlament konnte sogar durch seinen der Königin und dem Kardinal ganz ergebenen Präsidenten Molé nicht abgehalten werden, gegen die ihm aufgedrungenen Edicte zu protestiren oder doch darauf zu bestehen, daß es über dieselben berathschlagen und Abänderungen fordern dürfe. Die Königin ließ hierauf am 28. April 1647 das Parlament noch einmal sehr scharf zu Ruhe weisen. Erst jetzt, nachdem das Gezänke zwei volle Jahre gedauert hatte, kam es zu einem ernstlichen Kampfe, weil nun auch die beiden Präsidenten erklärten, daß eine erzwungene Registrirung den Edicten keine Gesetzeskraft verleihen könne. Sowohl Mazarin als der Kanzler Seguier sprachen sich gegen das Parlament auf eine Weise aus, welche zeigte, daß der Erstere weder die Grundgesetze, noch die Verfassung Frankreichs kenne, und daß der Andere sich nicht schäme, die gelehrten Mitglieder der Gerichte mit Hohn und Spott abzufertigen. Mazarin sah die Sorge des Parlaments, unerhörten Druck vom Volke abzuwenden, als eine unnöthige Tribulation an und sagte: „er wundere sich, wie ein so achtbares Collegium seine Zeit mit Zanken über dergleichen Kleinigkeiten vergeuden möge.“ Seguier gab mehreren wackeren Mitgliedern des Parlaments, welche versicherten, sie könnten ihres Gewissens wegen dem Registriren der verhaßten Edicte ihre Zustimmung nicht geben, gleichsam höhnend zur Antwort: „Es gebe zweierlei Gewissen. Das eine sei das Gewissen für Staatsangelegenheiten, dieses müsse man nach demjenigen einrichten, was Zeit und Umstände forderten; das andere Gewissen sei für Privat-Sachen, dieses müsse man respectiren.“

Ein neuer noch heftigerer Streit entstand gegen das Ende des Jahres 1647, als Emery, um Geld zu erhalten, die Zahl der Maitres des requêtes, welche ihre Stellen theuer angekauft hatten, bedeutend zu vermehren gedachte. Zugleich wollte er einem großen Theile der Parlaments-Räthe den Besitz ihrer Stellen, die sie hätten aufge-

ben sollen, auf vier weitere Jahre zusichern, wenn sie dafür während dieser Zeit auf ihren Gehalt verzichteten. Nicht blos die Requetenmeister protestirten gegen ein solches Verfahren, sondern es weigerte sich zu gleicher Zeit auch ein großer Theil der Bürgerschaft von Paris, die ihm durch die Edicte auferlegte Steuer zu bezahlen. Als man Gewalt brauchen wollte, wurde Sturm geläutet, der Pöbel trieb die Soldaten zurück, und der Präsident Thoré, Emery's Sohn, entging der Wuth desselben nur mit genauer Noth. Im Jahre 1648 erklärten 800 Bürger durch Abgeordnete dem Herzog von Orleans, daß sie gewisse Abgaben, welche durch jene 19 Verordnungen aufgelegt waren, nicht bezahlen würden; ja sie zogen nach dem Parlament und bedrohten heftig den Präsidenten Thoré, den sie als den Sohn des Tyrannen bezeichneten. Als die Königin nach der Notredame-Kirche fuhr, sah sie ihren Wagen von mehreren hundert Frauen umgeben, welche drohend Gerechtigkeit verlangten und durch den Ruf: „Neapel!" anzeigten, man könne wohl das Beispiel dieser Stadt nachahmen. Auch der Vorgang Englands, wo damals das Parlament gegen den König Krieg führte, blieb nicht ohne Wirkung. Anna beharrte jedoch auch bei dieser Gelegenheit auf ihrer spanischen Verachtung der Stimme des Volkes und des Parlaments, während dagegen Emery und Mazarin sich sehr schwach zeigten. Sie ließ in verschiedenen Quartieren der Stadt Truppen vertheilen. Als ihr jedoch die Stadtobrigkeiten anzeigten, daß die ganze Bürgerschaft im Begriffe sei, die Waffen zu ergreifen, zog sie die Soldaten wieder zurück. Das Parlament suchte sich damals das Ansehen zu geben, als wenn es nicht für seine Vortheile allein, sondern auch für die Milderung des auf dem Volke lastenden Druckes kämpfen wolle. Die Steuerkammer, der sogenannte große Rath und die Rechnungskammer versprachen sich unter einander, für die Erleichterung des Volkes und die Beseitigung des allgemeinen Elendes zu arbeiten. Vergebens suchte der Hof die sämmtlichen Kammern vom Beitritte zu dieser Verbindung durch Gewährung besonderer Vortheile abzuhalten. Das ganze Parlament vereinigte sich mit der Rechnungskammer, dem Steuerhof oder Schatzgericht (cour des aides) und dem großen Rath*), um, wie es hieß, zu berathschlagen, auf welche Weise künftig für das Wohl des ganzen Staates, sowie für das der Einzelnen am besten gesorgt und die Mißbräuche abgeschafft werden könnten. Ueber die Ausführung sollten je zwei Deputirte von jeder Kammer und eine Anzahl Deputirte der genannten drei Behörden im Saale des heiligen Ludwig berathschlagen. Dieser Beschluß vom 13. Mai 1648 war trotz aller

*) Der große Rath (le grand conseil) war zur Erledigung gewisser Rechtssachen bestimmt, welche nicht vor das Parlament gehörten, sondern dem König vorbehalten waren.

juristischen Spitzfindigkeiten, mit welchen er bemäntelt ward, offenbar der bestehenden Verfassung entgegen und eine Anmaaßung des Parlaments. Auch damals erwarb sich der Präsident Molé aufs Neue das große Verdienst, daß er ohne Soldaten und Polizei, blos durch seine Würde und seinen richterlichen Ernst das Volk von Gewaltthätigkeiten abhielt; die Heftigkeit der Königin verdarb aber Alles wieder, was er gut gemacht hatte. Sie glaubte das königliche Recht, von welchem sie träumte, nach spanischer Weise geltend machen zu können und zu müssen. Sie zog daher in feierlichem Gepränge mit ihrem neunjährigen Sohne ins Parlament, um von dem Kinde das Registriren mehrerer finanziellen Verordnungen dictatorisch befehlen zu lassen. Bei dieser königlichen Sitzung gab der General-Advocat Talon, obgleich er sonst für die Regierung arbeitete, einen Beweis von der alten biederen französischen Freimüthigkeit, welche später ganz verschwand. Er sagte der Königin vor der glänzenden Versammlung und in einem Tone, welcher erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder in Gebrauch kam, Wahrheiten, die ihm heutiges Tages sogar in constitutionellen Staaten leicht eine Zuchthausstrafe zuziehen würden. Er erklärte, die Registrirung der Edicte beruhe auf Freiheit der Abstimmung; es sei eine Täuschung, zu glauben, ein Gesetz habe dadurch Gültigkeit, daß der König es in seiner Gegenwart vorlesen lasse. Eine beschränkte Gewalt gewinne sich das Wohlwollen der Unterthanen; dieses gehe verloren, wenn man sich überzeuge, daß die Regierung das allgemeine Elend verschulde. „Seit zehn Jahren“, sagte er, „ist das platte Land zu Grunde gerichtet, die Bauern schlafen auf Stroh, ihre Geräthschaften sind verkauft; um den Luxus von Paris zu unterhalten, leben Millionen ehrlicher Leute von Brod und Kleie; sie besitzen nur noch ihre Seele, die nicht unter den Hammer gebracht werden kann. Eine despotische Regierung mag für Scythen oder für Barbaren des Nordens passen, die nur das Antlitz von Menschen tragen, nicht für Franzosen, die gewohnt sind, frei geboren zu werden und zu leben. Erinnern Sie sich, Madame, Abends in Ihrer Hauskapelle an das Elend des Volkes; aller Ruhm gewonnener Schlachten kann Diejenigen nicht befriedigen, welche kein Brod haben und welche Lorbeeren und Palmen nicht zu den Nahrungspflanzen zählen können.“ Diese mit Würde und Pathos an das religiöse Bewußtsein der Königin gerichteten Worte machten auf Anna einen tiefen Eindruck; Mazarin verwischte aber denselben bald durch den boshaften Sinn, den er den Worten des General-Advokaten unterschob. Er wußte die Königin sowohl gegen Talon, als auch gegen die maîtres des requêtes aufs Neue und noch heftiger als früher zu erbittern. Sie ließ darauf die Letzteren ins Palais Royal rufen, in welchem sie damals residirte, und ihnen dort in Gegenwart

des ganzen Hofes durch den Kanzler Seguier einen derben Verweis geben. Ja, als ihr die lange Rede des Kanzlers nicht derb genug zu sein schien, unterbrach sie ihn, fuhr die Herren grob an*) und hieß sie gehen. Sie machte dadurch das Uebel nur noch ärger.

Die Königin ließ nachher dem Parlament eine Verfügung des geheimen Rathes vorlesen, in welchem der seitdem erneuerte Parlaments-Beschluß vom 13. Mai cassirt und dem Parlament bei Strafe der Rebellion verboten ward, allgemeine Versammlungen zu halten, oder, wie geschehen war, die Deputirten aller hohen Gerichtshöfe im Saale des heiligen Ludwig zu vereinigen. Zugleich ward dem Parlament im Namen des Königs befohlen, sich nicht in Staatssachen zu mischen, sondern seine Thätigkeit auf die Rechtspflege zu beschränken. Schon am nämlichen Tage jedoch, an welchem dies geschah, kamen die Deputirten besonders auf Veranlassung Broussel's wieder im Saale des heiligen Ludwig zusammen und das Parlament berathschlagte in allgemeiner Versammlung über den ihm mitgetheilten Beschluß. Unmittelbar darauf zeigte sich, daß die königliche Regierung es doch nicht wage, zugleich mit der gesammten Pariser Bürgerschaft und mit dem Parlament einen offenen Krieg zu beginnen, da die Erstere Reformen begehrte und durch das Parlament Erleichterung des Druckes zu erlangen hoffte, das Parlament aber wegen der sogenannten Paulette heftig erbittert war. Diese von einem Kabinets-Secretair Heinrich's IV. erfundene Steuer bezeichnet am besten den damaligen, für die Regierung und das Volk gleich traurigen Zustand des jetzt zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Finanz- und Steuerwesens oder mit anderen Worten der langsamen und unmerklichen Benutzung des Privat-Vermögens für die Regierung. Nach der Paulette sollte nämlich ein vom Könige ernannter Parlaments-Rath jährlich den 60. Theil der Summe, die er für die Stelle, wenn er sie gekauft hätte, würde bezahlt haben, an den königlichen Schatz entrichten, wofür dann die Stelle in seiner Familie erblich blieb. Dabei versteht sich von selbst, daß jeder, der durch Kauf oder Erbschaft eine Stelle erhielt, erst die Fähigkeit, sie zu verwalten, nachweisen mußte. Um nicht durch die Forderung dieser Abgabe die ungemein zahlreichen Senate des Parlaments zu reizen, hatte man die Steuer vorerst nur von denjenigen Collegien gefordert, welche nicht eigentlich Justiz-Behörden waren, d. h. von der Rechnungskammer, vom Schatzgericht (cour des aides) und vom großen Rath (grand conseil). Sie war von diesen in neun Jahren nicht entrichtet worden, jetzt ward sie nachgefordert. Dies hatte die oben erwähnte Union der Kammern veranlaßt

*) Vous êtes, sagte sie ihnen, de plaisantes gens, de vouloir borner l'autorité du roi. Il vous montrera bien, qu'il peut créer telles charges qu'il lui plait.

und das Parlament so dreist gemacht, daß es, um die Zahlung der Paulette zu verhindern, den Beschluß gefaßt hatte, es solle einstweilen Niemand als Mitglied eines Collegiums aufgenommen werden, der nicht die Zustimmung der Wittwe oder der anderen Erben seines Vorgängers erhalten habe. Zugleich hatten die Schatzmeister von Frankreich (trésoriers de la France) nicht nur die ihnen auferlegte Steuer verweigert, sondern auch, was unter allen Umständen unerlaubt gewesen wäre, den Beschluß gefaßt, sich ihre vollen Besoldungen aus den in ihren Händen befindlichen Geldern zu verschaffen. Mazarin hatte deshalb auch Ende Mai 1648 einen Präsidenten und drei Räthe des Schatzgerichtes, sowie fünf Schatzmeister an verschiedenen Orten gefangen setzen und im Juni den erwähnten Beschluß, sowie die ganze Union der Behörden durch den geheimen Rath für nichtig erklären lassen.

Der Lärm, den diese auf ausdrückliche Veranlassung der Königin ergriffene Maaßregel bei den Pariser Bürgern, den sämmtlichen Parlaments-Gliedern und den zahlreichen unzufriedenen Großen erregte, war so groß, daß dieselben Leute, von welchen sie angerathen worden war, zu einem Schritte riethen, der die Regierung ganz verächtlich machen mußte*). Die Königin nahm am 27. Juni eine Deputation derselben Räthe an, deren Versammlung sie verboten hatte; sie unterhandelte mit ihnen und gestattete, daß die im Saale des heiligen Ludwig versammelten Räthe über die Bedingungen berathschlagten, die sie ihr vorschreiben wollten. Sie erklärte, sie sei von der aufrichtigen Gesinnung des Parlaments überzeugt; da jedoch die Truppen des Königs im Feld und an der Grenze stünden, so bitte sie, die dringenden Bedürfnisse des Staates wohl zu erwägen. Die Berathungen begannen am nächsten Tag und dauerten bis zum 12. Juli; es gingen aus ihnen nicht weniger als 27 Forderungen hervor, von welchen sieben sehr bedeutend waren. Gleich im ersten Artikel ward gefordert, daß die Intendanten der Provinzen und alle Commissionen, welche nicht in den hohen Gerichtshöfen registrirt seien, entlassen werden sollten. Die Taille oder persönliche Besteuerung sollte um ein Viertel vermindert werden; dies, wurde bemerkt, könne gar wohl geschehen, da der Gewinn der Intendanten mehr als dieses Viertel betragen habe. Man hatte noch hinzugefügt, daß über die Amtsverwaltung der Intendanten eine gerichtliche Untersuchung angestellt werden solle; und die Räthe bestan-

*) La cour, sagt der Kardinal von Retz (vol. II, p. 200), beaucoup plus émue par la disposition des peuples, que par les remontrances du parlement, plia tout d'un coup et fit dire par les gens du roi à la compagnie, que le roi lui permettoit d'exécuter l'arrêt d'union, de s'assembler, de travailler avec les autres compagnies à ce qu'elles jugeraient à propos pour le bien de l'état.

den auf dieser Forderung, auch als der Hof in Betreff des ersten Punktes nachgegeben hatte. Der Streit dauerte daher bis zum Schlusse der Berathungen fort. Der Herzog von Orleans spielte dabei auf eine sehr verdächtige Weise den Vermittler. Die Regierung konnte nicht hindern, daß die versammelten Parlaments-Räthe sogar einen Beschluß faßten, welcher das ganze Reich in die größte Verwirrung bringen mußte. Es wurde nämlich nicht allein beschlossen, daß die den Wucherern und Zollpächtern zugestandenen Wucherzinsen nicht bezahlt werden sollten, sondern sogar auch, daß alle und jede Geld-erhebung, welche blos auf ministerielle Verordnung ohne Bewilligung des Parlaments vorgenommen werde, aufhören müsse. Außerdem wurde die Abschaffung aller Monopole verlangt und der Beschluß gefaßt, es solle künftig kein Unterthan des Königs über 24 Stunden in Haft bleiben, ohne seinem gesetzlichen Richter übergeben zu werden; die gegenwärtig ohne gerichtliche Untersuchung Verhafteten seien alsbald freizulassen und in ihre Aemter und Rechte wieder einzusetzen.

Die Heftigkeit des Parlaments und dessen Bestreben, sich gebieterisch zwischen die königliche Regierung und das Volk zu drängen, konnte zu nichts Anderem führen, als zu einer Aristokratie adeliger Juristen, welche ärger ist, als jede Minister-Despotie, weil die Letztere keine Dauer haben kann. Mazarin verstand sich sogar dazu, daß er den Finanz-Minister Emery, der doch ganz seine Creatur war, dem Hasse des erbitterten Volkes und Parlaments aufopferte und an seine Stelle einen Franzosen aus altem Geschlechte, den Marschall La Meilleraye, setzte. Dessen ungeachtet dauerten die Kabalen und die vom Coadjutor bewirkte künstliche Aufregung fort und das Parlament nöthigte die schwache Regierung, einen streitigen Punkt nach dem anderen nachzugeben. Dabei erhielt eine Anzahl vornehmer Intriguanten, der elende Gaston von Orleans oben an, Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, und eine Anzahl Parlaments-Räthe machte, wie wir es neuerdings auch in Deutschland und in Frankreich gesehen haben, die Redner, obgleich sie eigentlich nur vom Haufen bewunderte Schreier waren. Unter den Letzteren zeichnete sich besonders Broussel aus, welcher im Parlament das große Wort führte und in Paris für einen Mann des Volkes galt. Beiden Theilen war es offenbar mit einer Versöhnung nicht ernst. Auch waren alle Zugeständnisse des Hofes so gefaßt, eingeschränkt und verclausulirt, daß man sie jeden Augenblick zurücknehmen konnte. Am 1. Juli wurden endlich die Versammlungen im Saale des heiligen Ludwig und die Berathschlagungen des Parlaments über Erleichterung des auf dem Volke lastenden Druckes in einer Sitzung, bei welcher der junge König wieder anwesend war, förmlich untersagt; man gewährte aber, um zwischen dem

Parlament und dem Volke Uneinigkeit zu stiften, den vier hohen Gerichtshöfen die Vergünstigung, daß die Aemter derselben noch auf weitere neun Jahre erblich sein dürften. Dies war jedoch den Herren zu plump; sie gingen nicht in die ihnen gelegte Schlinge.

4. Krieg der Fronde mit der Regierung.

Die Streitigkeiten zwischen Parlament und Regierung, denen wir hier nicht im Einzelnen folgen können, dauerten in der seitherigen Weise fort, bis der Prinz von Condé (der große Condé) in den Niederlanden am 21. August 1648 den glänzenden Sieg bei Lens erfocht. Die Nachricht von diesem Siege war kaum nach Paris gelangt, als Mazarin schon am 26. August Truppen in der Stadt aufstellen, die beiden Schreier des Parlaments, den Präsidenten Blancmesnil und den Rath Broussel verhaften und den Einen nach Vincennes, den Anderen nach St. Germain bringen ließ. Dieser Schritt veranlaßte einen förmlichen Aufstand in Paris. Broussel insbesondere, der bei geringem Vermögen genügsam lebte, galt für einen uneigennützigen Volksfreund. Die Menge sammelte sich in höchster Aufregung vor dem Palais Royal; der Marschall de la Meillerage wurde durch einen Steinwurf verwundet und auch der Coadjutor Gondi richtete mit seinem Zureden nichts aus. Wahrscheinlich war es ihm auch damit nicht recht Ernst; wenigstens gab ihm die Königin dies zu verstehen, als er von den ausgestandenen Gefahren erzählte. Als hierauf im Kabinet der Königin eine geheime Berathung gehalten wurde, erschien gleißnerisch und auflauernd auch der Coadjutor, der vorher nicht wenig dazu beigetragen hatte, das Volk für die Sache des Parlaments zu begeistern. Er gesteht übrigens selbst ein, daß solche Dienstanerbietungen von Leuten, wie er, und unter den Umständen, unter welchen er sie machte, immer verdächtig zu sein pflegen*). Der Aufruhr breitete sich in Paris so sehr aus und das Parlament, das sich in Gesammtheit nach dem Palais Royal begab, forderte so trotzig die Freilassung der Gefangenen, daß die Königin sich entschließen mußte, nachzugeben. Schon waren alle Anstalten getroffen, um die Straßen durch Ketten und Fässer zu verbarrikadiren, und ganz Paris war im Begriffe, den königlichen Hof im Palais Royal zu belagern. Die Gefangenen wurden also wieder in Freiheit gesetzt. Ihre Ankunft in Paris führte Alles in den gewohnten Gang zurück. Die Bürger wandten sich wieder ihren friedlichen Geschäften zu und das Parlament ließ die Rüstungen einstellen. Die Ruhe war jedoch nur eine scheinbare; denn Mazarin und die Königin standen dem Parlament nach wie vor feindlich gegenüber.

*) Seine Worte sind: Il est vrai de dire, qu'auprès des princes il est aussi dangereux et presqu'aussi criminel de pouvoir le bien, que de vouloir le mal.

Am 20. September kehrte Condé, vom Hofe gerufen, nach Paris zurück. Er war über die Anmaaßungen des Parlaments und über den Trotz der von ihm wie von allen Prinzen tief verachteten Pariser Bürgerschaft erbittert und glaubte seine Rechnung vorerst besser bei Mazarin und der Königin, als bei dem Parlament und den Bürgern zu finden. Er sprach sich daher gegen den Coadjutor, der ihn für das Parlament zu gewinnen suchte, sehr verächtlich über die Pariser aus; er erklärte demselben, die Unverschämtheit der Bürger sei nicht länger zu dulden; er selbst sei Prinz von Geblüt und wolle den Staat nicht erschüttern. Hierauf bot er der Königin und dem Kardinal seine Dienste an. Dagegen ließ sich später Condé's Bruder, der Prinz von Conti, durch den Coadjutor gewinnen; dieser Prinz konnte jedoch der Sache des Parlaments eher schaden als nützen. Außer ihm und den schon erwähnten Freunden der Herzogin von Longueville schlossen sich indessen auch noch Bouillon und Beaufort, der aus der Haft zu Vincennes entronnen war, an Gondi an. Auf Condé's Rath wurden die Truppen, die man zusammenzog, nicht in die Stadt selbst, in welcher sie jeden Augenblick eingeschlossen werden konnten, geschickt, sondern in der Umgegend vertheilt, um dem vom Parlament geworbenen Heere und den Bürgern von Paris die Zufuhr abzuschneiden. Ehe dies ausgeführt wurde, machte man noch einmal einen Versuch, das Parlament durch das Ansehen des Königs, des Herzogs von Orleans und des Prinzen von Condé zum Gehorsam zu bringen. Orleans und Condé begaben sich, von mehreren Pairs begleitet, am 16. December in das Parlament. Hier verdarb aber Condé durch seine militärisch despotischen Manieren Alles. Er sprach verächtlich davon, daß sich das Parlament in Staatssachen mischen wolle, da es doch nur zur Entscheidung der Processe zwischen Privatleuten berufen sei. Als seine soldatischen Worte von dem jüngeren Theile der Räthe mit Hohn und Zischen beantwortet wurden, fühlte sein prinzlicher Stolz sich so sehr beleidigt, daß er sogleich der Königin anbot, mit den Truppen über die Stadt herzufallen. Mazarin traute ihm jedoch gerade jetzt, wo Condé es mit dem Parlament und den Bürgern ganz verdorben hatte, um so weniger, und es blieb also bei der Einschließung.

Eine neue Handlung despotischer Willkür von Seiten Mazarin's gab dem Coadjutor Gelegenheit, durch den schwachen Präsidenten Viole, den er ganz beherrschte, auch das Parlament zu einem neuen revolutionären Schritte zu treiben. Zwei Mitglieder des Kabinets, welche noch von Richelieu's Zeit her großen Einfluß hatten, Chavigny und der ehemalige Siegelbewahrer Chateauneuf, wurden ohne Urtheil und Recht verhaftet, der Erstere nach Vincennes gebracht, der Andere auf 50 Lieues von Paris weggewiesen. Dies nahm der Präsident Viole

zum Anlaß, um im Parlament darauf anzutragen, die Königin dringend zu bitten, daß der junge König nach Paris zurückgeführt und die zerrüttete Verfassung wiederhergestellt werde. In Rücksicht auf das Letztere sollten der Herzog von Orleans und alle hohen Kronbeamten eingeladen werden, anwesend zu sein, wenn ein 1617 gegen den Marschall d'Ancre erlassenes Parlaments-Decret auch auf Mazarin angewendet werde, der dem Reiche noch verderblicher sei, als d'Ancre je gewesen wäre. In diesem Decret war die Todesstrafe gegen jeden Fremden ausgesprochen, der sich in die Regierung des Reiches mische. Dieser Beschluß wurde zwar nicht sogleich ausgeführt; in Saint Germain fanden Conferenzen statt, denen Abgeordnete des Parlaments und die ersten Herren des Hofes beiwohnten; in einer neuen Declaration schien man sich über die wichtigsten Punkte geeinigt zu haben; Chavigny und die anderen Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt. Der Streit dauerte aber fort und ward heftiger durch die Parlaments-Verordnungen über die Verproviantirung von Paris, über die Aufstellung eines Bürgerheeres in der Stadt und über die Entfernung der königlichen Truppen aus der Umgegend derselben.

Jetzt that die Königin endlich den letzten entscheidenden Schritt, obgleich sie nicht zugab, daß, wie Condé wollte, die Truppen stürmend gegen die Stadt geführt würden. Sie begab sich am 6. Januar 1649 mit dem ganzen Hofe wieder nach St. Germain und ließ dadurch, daß der Stadt Paris von allen Seiten her die Zufuhr abgeschnitten wurde, den Bürgerkrieg beginnen; noch an demselben Tage meldete sie dem Prévôt des marchands und den Schöffen (échevins) von Paris, sie habe sich den verderblichen Anschlägen derjenigen Parlaments-Mitglieder entziehen müssen, die mit den Feinden des Staates einverstanden seien und die Person des Königs in ihre Gewalt bringen wollten. (Es geschah dies genau um die Zeit, da in England Karl I. vor Gericht gestellt wurde). Nun schritt auch das Parlament zum Aeußersten. Es erklärte am 8. Januar den Kardinal Mazarin für einen Feind des Vaterlandes und befahl ihm, binnen acht Tagen das Reich zu verlassen, indem er nach Ablauf dieser Zeit außer dem Gesetz stehe. Es traf ferner Anstalten zur Vertheidigung von Paris, trat mit anderen Parlamenten des Reiches in Verbindung, nahm die Pairs, die den Dienst ihrer Vasallen und der von ihnen geworbenen Leute anboten, in Pflicht und ließ die königlichen Truppen angreifen. Jene Pairs waren die Herzoge von Longueville, von Elboeuf, von Brissac und von Bouillon und der Marquis de la Boulaye. Auch der Prinz von Conti ließ sich, wie bereits bemerkt worden ist, damals durch den Coadjutor bewegen, mit den Unzufriedenen gemeine Sache zu machen. Ebenso ergriff der Herzog von Beaufort die Gelegenheit, um

sich an Mazarin zu rächen. Die Pariser erwählten den Prinzen von Conti zum „Generalissimus der Truppen der Stadt Paris für den Dienst des Königs;“ Elboeuf aber, Bouillon, Brissac und de la Mothe-Houdancourt, der sich längst aus seiner Haft gerettet und bisher verborgen gehalten hatte, wurden vom Parlament ernannt, um als Generallieutenants unter ihm zu dienen. Die Parlamente von Aix und Rouen schlossen sich völlig an das Pariser Parlament an; dieses ordnete an, die königlichen Gelder seien in Beschlag zu nehmen und für die Vertheidigung der Stadt zu verwenden. Die Herzogin von Longueville war und blieb der Mittelpunkt der Unruhen; sie blieb, angeblich wegen ihrer bevorstehenden Entbindung, in Paris und nahm sogar ihre Wohnung auf dem Stadthause. Am 18. Januar unterzeichneten die Prinzen und Herren zu Paris eine Acte, in welcher sie sich verpflichteten, zusammen zu stehen, bis Mazarin aus dem Reiche entfernt sei. Die vielköpfige Regierung der Juristen, Stadträthe und großen Herren war jedoch einem General wie Condé im Felde nicht gewachsen. Dieser schlug die Truppen des Parlaments, wo sie sich zeigten, und brachte es dahin, daß schon im Februar die Pariser Mangel litten. Die Letzteren verloren freilich, so lange er noch nicht alle Zufuhr abgeschnitten hatte, die Fassung nicht. Als aber Condé's Truppen Charenton erstürmten (8. Februar), sank Vielen der Muth. Der Hof sandte einen Herold an das Parlament. Gondi, der um jeden Preis eine Versöhnung verhindern wollte, bewirkte zwar, daß man diesen Herold zurückwies; doch wurden die Unterhandlungen fortgesetzt. Auf Gondi's Veranlassung hörte das Parlament nunmehr einen spanischen Agenten an, der im Namen seiner Regierung Beistand verhieß. Inzwischen aber verständigte man sich mit der Königin, welcher das Protectorat des Prinzen von Condé sehr lästig zu werden begann.

Nach einer langen Reihe von Kabalen und Winkelzügen kam man endlich in den letzten Tagen des Februar überein, daß Commissäre der Königin und der Pariser am 4. März im Schlosse von Ruel über den Frieden unterhandeln sollten. Während der Dauer dieser Unterhandlungen sollten täglich 100 Malter Getreide nach Paris geschafft werden dürfen. Als die Versammlung eröffnet wurde, fand sich, daß unter den von der Königin ernannten Commissären auch der vom Parlament verbannte und geächtete Kardinal Mazarin sei. Dies gab Anstoß, weil das Parlament nicht zugeben wollte, daß seine Bevollmächtigten mit Mazarin in Berührung kämen. Man half sich damit, daß von den vier Bevollmächtigten eines jeden Theiles blos zwei persönlich die Unterhandlungen führen sollten. Schon in acht Tagen kam es zu einer Uebereinkunft; und der erste Präsident Molé, der in dieser ganzen Zeit durch Muth und Thätigkeit sich große Verdienste erwor-

ben und der Anarchie stets widerstanden hatte, bewirkte in Verbindung mit dem Präsidenten de Mesmes, daß dieselbe am 11. März 1649 unterzeichnet wurde. Es kam ihm und der Friedenspartei sehr zu statten, daß die äußere Lage sich für den Hof gefahrdrohend gestaltet hatte. In Bordeaux hatte der Zwiespalt des dortigen Parlamentes mit dem hochmüthigen Herzog von Epernon zu einem Aufstand geführt; bedeutende Städte, wie Poitiers, Tours, Le Mans erklärten sich für Paris; Turenne, der sich bisher an den Unternehmungen seines Bruders, des Herzogs von Bouillon, nicht betheiligt hatte, bot nun dem Parlament seinen Arm gegen Mazarin. Dies ermuthigte die Häupter der Fronde, mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm einen Vertrag zu schließen, demzufolge dieser seine Truppen bis Reims vorrücken lassen sollte. Unter diesen Umständen gab der Hof Einiges nach. Der Uebereinkunft vom 11. März gemäß sollten erstens die Wege zur Versorgung der Stadt wieder geöffnet werden, dagegen auch zwei früher erlassene Declarationen vom Parlament ausgeführt und den Geldanleihen für die Bedürfnisse des Staates im laufenden und im folgenden Jahre nichts entgegengesetzt werden. Zweitens wurden alle seit dem 6. Januar stattgefundenen Parlaments-Verhandlungen, sowie alle königlichen Edicte und Beschlüsse gegen das Parlament für nichtig erklärt. Ferner erhielten alle Prinzen, Herzoge, Pairs, Kronbeamten und Städte, welche seit jenem Tage gegen den König gedient hatten, volle Verzeihung. Die Einwohner von Paris sollten die Waffen niederlegen und die Bastille dem König übergeben werden. Des Kardinals Mazarin wurde gar nicht erwähnt, weder im Guten noch im Bösen, obgleich das Parlament, welches am 14. März den Frieden annahm, heftig getobt hatte, als es erfuhr, daß auch er, wie Orleans und Condé, seinen Namen unter den Vertrag gesetzt habe. Die Aussöhnung hatte also unter Bedingungen und Verhältnissen stattgefunden, welche voraussehen ließen, daß sie nicht von Bestand sein werde. Es dauerte daher auch einerseits die Aufregung in Paris fort, Molé wurde vom Volke bedroht, wobei selbst der Ruf „Republik!" laut wurde; andererseits kehrte die Königin noch nicht dahin zurück, sondern ging vielmehr nach Compiegne. Auch gaben Conti, Longueville und Bouillon, deren unersättliche Habgier man nicht befriedigen wollte *), ihre Unzufriedenheit laut zu erkennen.

Erst im August führte die Königin, begleitet von Condé und Ma-

---

*) Die höchst lächerlich übertriebenen Forderungen aller der Herren, welche dem Parlament gegen den König gedient hatten, findet man in den Mémoires de Motteville vol. III, p. 254—260. Beaufort verlangte die Würde eines Admirals von Frankreich und für seinen Vater das Gouvernement der Bretagne, Bouillon außer Sedan das Gouvernement der Auvergne.

zarin, den König nach Paris zurück. Hier zeigte sich dann bald, daß zwischen Mazarin und dem despotischen, unleidlich stolzen Prinzen von Condé ein gutes Einverständniß nicht möglich sei. Der Kardinal fand die Dankbarkeit lästig, die er dem Prinzen dafür schuldig war, daß dieser ihn im Triumph nach Paris zurückgeführt und dabei seine Feinde abgeschreckt hatte, laut zu werden. Dem Prinzen schien die zwischen Mazarin's Nichte, der Mancini, und dem Herzoge von Mercoeur, einem Sohne des Herzogs von Vendome, verabredete Vermählung sehr bedenklich; und Mazarin hätte gern seinem Emery wieder die Stelle eines Finanz-Ministers ertheilt, welche La Meilleraye aufgegeben hatte. Condé, der sich damals mit seinen Geschwistern völlig aussöhnte, ertrotzte für seinen Schwager, den Herzog von Longueville, in der Normandie einen bedeutenden Platz nach dem anderen; und Mazarin sowie die Königin waren so ohnmächtig, daß sie nach langem Widerstreben endlich auch über den Besitz von Pont de l'Arche nachgeben mußten. Glücklicher Weise übte Condé seine insolente Herrschaft mit solcher Brutalität, daß er auch den Gegnern des Kardinals (den sogenannten frondeurs) unerträglich ward. Mit dem Parlament war er wegen der heftigen Ausdrücke und drohenden Geberden, durch die er einzelnen Räthen, sowie dem Parlament überhaupt in voller Versammlung seine Verachtung zu erkennen gegeben hatte, längst zerfallen. Es wurde daher endlich eine Verbindung zu dem Zwecke gebildet, ihn durch das Gesindel, welches in Paris sehr zahlreich war, meuchelmörderischer Weise aus dem Wege räumen zu lassen. Die Verwirrung in Paris und in ganz Frankreich war damals so groß und das königliche Ansehen so gering, daß, als der Prinz von dieser Verschwörung gegen sein Leben Anzeige machte, die Sache an das Parlament verwiesen ward*).

Während Condé seinen Proceß lebhaft verfolgte und das Parlament den Marquis de la Boulaye in Verhaft nehmen wollte, trat Mazarin mit diesem heimlich in Verbindung und half ihm aus dem Reiche. Er unterhielt auch mit dem Anstifter aller Unruhen und Frevel, dem Coadjutor von Paris, eine Verbindung, und gab dem ihm ganz ergebenen Marschall l'Hospital die Statthalterschaft von Paris, welche dem alten Herzoge von Montbazon entzogen wurde.

---

*) Mémoires de Montglat, vol. II, pag. 208: Il fut résolu, à cause de la foiblesse de l'autorité royale, de présenter requête au parlement pour demander justice de ceux, qui avoient été si hardis de conspirer contre le premier prince du sang Français. On prétendoit, sans désigner personne, vérifier par les informations, que c'étoient les frondeurs, qui en étoient complices, et qu'on leur ferait faire leur procès, par lequel on les châtieroit de toutes leurs rebellions passées.

Der Herzog von Orleans ward durch den Coadjutor ebenfalls in die gegen Condé, Conti und Longueville gerichtete Verschwörung hineingezogen. Als man stark genug zu sein glaubte, um die genannten drei Herren offen anzugreifen, bewog Mazarin die Königin zur Unterzeichnung eines Verhaftsbefehles gegen sie. Dieser ward durch den Befehlshaber der Garden in Ausführung gebracht. Als nämlich alle drei Herren sich am 18. Januar 1650 im Palais Royal zu einer Rathsversammlung einfanden, wurden sie durch eine Seitenthür zu einem Wagen geführt und sogleich ganz in der Stille nach Vincennes gebracht. Dem Herzoge von Vendome ertheilte man, um ihn zu gewinnen, die durch des alten Condé Tod erledigte Reichsadmirals-Würde. Dem Herzoge von Beaufort ward die Anwartschaft auf diese Stelle verliehen. Auch den Marquis von Vitry und den Herzog von Noirmoutiers gewann man dadurch für Mazarin, daß Beiden der Herzogstitel ertheilt wurde. Der Marquis von Noirmoutiers ward zugleich Statthalter von Charleville, wogegen man den seitherigen Inhaber dieser Stelle aus der Staatskasse entschädigte. Chateauneuf, der sich zu Richelieu's Zeit um Mazarin sehr verdient gemacht hatte, nachher aber entfernt worden war, ward wieder Siegelbewahrer. Turenne, der Prinz von Marsillac (später Herzog von Larochefoucauld) und der Herzog von Bouillon entgingen der Verhaftung durch die Flucht; doch wurde die Gemahlin des Letzteren auf die Bastille gebracht. Uebrigens feierte das Volk die Verhaftung der Prinzen durch Anzünden von Freudenfeuern und im Palais Royal drängten sich vornehme Leute, die ihre Glückwünsche brachten.

Durch alles dies vermochte Mazarin sich nicht gegen den allgemeinen Unwillen aufrecht zu erhalten, wenn er auch in Paris und im Norden die Uebermacht hatte. Den Vorwand zu neuen Unruhen gab die Verhaftung der drei Prinzen. Diese ließen in ihren Statthalterschaften und auf ihren Gütern einen Krieg mit den königlichen Truppen beginnen. Larochefoucauld und Bouillon befanden sich in Guyenne an der Spitze eines Heeres; und Turenne hatte schon vorher vom Elsaß aus seinem Bruder, dem Herzoge von Bouillon, mit seinen größtentheils aus Deutschen bestehenden Truppen zu Hülfe ziehen wollen, war aber vom Heer im Stiche gelassen worden. Mazarin hatte noch rechtzeitig an den Herrn von Erlach, der die Kriegskasse hatte, die Summe von 800,000 Livres gesandt, welche Erlach unter die Obersten vertheilte.

Der Kardinal wurde in dem neuen Kriege anfangs vom Glücke begünstigt. Er zog zuerst nach Burgund und nöthigte den dortigen Statthalter, den Herzog von Bouillon, nach Guyenne zurückzuweichen, wo die Stadt Bordeaux demselben ihren Beistand zusagte. Condé's

Gemahlin Clemence, eine Nichte Richelieu's, war sammt ihrem jungen Sohn in Bordeaux vom Volke mit Begeisterung empfangen worden. Sie erschien persönlich im dortigen Parlament und stellte sich in den Schutz desselben. Das Parlament beschloß, ihr Gesuch dem König zu empfehlen. Weiter wollte es nicht gehen; das Volk aber erzwang unter Toben, daß die Herzoge von Bouillon und Larochefoucauld, welche die Sache der Prinzen führten, in die Stadt eingelassen wurden. Nun trat das Parlament mit dem von Paris in Verbindung. Als aber königliche Truppen die Stadt belagerten, gewann die Friedenspartei die Oberhand, namentlich auch weil die Weinlese herannahte; am 1. October söhnte sich Bordeaux mit der Regierung aus. Die Truppen der Prinzessin durften frei abziehen, sie selbst nahm ihren Aufenthalt zu Montrond in Berry. Mazarin und die Königin hatten sich unterdessen der ganzen Normandie bemächtigt und einen Versuch Turenne's, Condé, Conti und Longueville zu befreien, dadurch vereitelt, daß diese Gefangenen schnell von Vincennes nach Havre gebracht worden waren. Die Herzogin von Longueville war, nachdem sie die Normandie vergebens zu retten gesucht hatte, genöthigt worden, sich nach Dieppe zu begeben; da jedoch die Bürger nicht geneigt waren, eine längere Belagerung zu bestehen, so entfloh sie von da nach Holland. Hier unterhielt sie eine Verbindung zwischen ihrer Partei und dem Statthalter der spanischen Niederlande, Erzherzog Leopold Wilhelm. Dieser hatte in Paris durch einen besonderen Gesandten spanische Hülfe angeboten; der patriotische Parlaments-Präsident Molé hatte aber bewirkt, daß das Parlament und die Bürgerschaft dieselbe zurückwiesen. Dagegen schloß sich Turenne an den Erzherzog an; er gab sich damals den Titel „Generallieutenant des Königs zur Befreiung der Prinzen." Der Erzherzog erklärte übrigens, er führe diesen Krieg nur, um einen Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu Stande zu bringen, den Mazarin hartnäckig zu verhindern suche.

Mit Turenne vereinigt fielen im Sommer 1650 die Spanier in die Champagne ein. Sie hatten schon Rethel und Chateau-Porcien erobert, als Mazarin den Marschall du Plessis Praslin gegen sie schickte. Dieser war so glücklich, Rethel wieder zu erobern, da Turenne, welcher Entsatz bringen wollte, um einige Tage zu spät ankam. Damals gab sich Mazarin das Ansehen, als wenn er ein Feldherr sei; denn er kam selbst nach Rethel und befahl, Turenne's Truppen, welche etwa vier Stunden von Rethel standen, anzugreifen. Es kam am 15. December 1650 zu einem Treffen, in welchem Mazarin's Feinde völlig geschlagen, das spanische Heer zersprengt, sein Führer, viele Stabs-Officiere und andere angesehene Personen gefangen genommen wurden. Turenne war so glücklich, sich durch die Flucht zu retten.

Mazarin, der bereits am 19. December wieder in Paris eintraf, benahm sich nach dem Siege, den er sich allein zuschrieb, ebenso übermüthig und beleidigend, als er sonst niederträchtig und kriechend war. Das Parlament wurde dadurch nicht eingeschreckt. Alle unzufriedenen Großen, welche Statthalter von Provinzen oder Commandanten von Städten waren und mit deren Einkünften Truppen unterhielten, hatten die Waffen gegen Mazarin ergriffen. Es stand gleichsam das ganze Land, wie zur Zeit der Ligue, in den Waffen. Diese Umstände wurden von einigen Damen, welche durch ihre Intriguen bei den Franzosen Unsterblichkeit erlangt haben, geschickt benutzt, um in Verbindung mit dem Coadjutor, der die Fäden aller Conspirationen in seiner Hand hatte, und mit dem Parlament, welches dieser ebenso wie den Herzog von Orleans beherrschte, dem Kardinal alle erlangten Vortheile plötzlich aus der Hand zu reißen. Zu diesen Damen gehörte auch eine Pfalzgräfin, Anna Gonzaga, vermählt mit Eduard, einem Sohne des Pfalzgrafen Friedrichs V.; in ihrer Wohnung wurde der Vertrag zwischen der alten und neuen Fronde zur Befreiung der drei Prinzen unterzeichnet. Den ersten Anstoß zur Veränderung der Lage der Dinge gab eine Bittschrift der Prinzessin von Condé, welche Deslandes-Payen dem Parlament überreichen sollte, um dasselbe zu neuen Schritten gegen Mazarin zu bewegen. Auch der Herzog von Orleans, der schon seit Mazarin's Rückkehr aus Guyenne mit diesem gespannt war, wurde von dem Coadjutor in die neue Verbindung der Juristen und der Frondeurs gegen den Minister, welcher der Königin durchaus unentbehrlich war, hineingezogen.*) Mazarin ließ sich damals vom Grafen von Grancey, den er nicht, wie er versprochen hatte, zum Marschall hatte machen wollen, brutal den Marschalls-Stab abtrotzen, weil Grancey zu verstehen gab, daß er im entgegengesetzten Falle den Spaniern wieder zu Grevelingen verhelfen werde.

Wegen der Prinzen machte das Parlament der Königin am 20. Januar 1651 dringende Vorstellungen, wobei Molé selbst das Wort führte. Die Königin konnte, da auch der Herzog von Orleans den Hof verlassen und sich den Unzufriedenen zugesellt hatte, die Bitte des Parlaments nicht wohl zurückweisen; sie sagte also die Gewährung derselben zu, ohne jedoch vorerst Wort zu halten. Gleich darauf erklärte ihr der Herzog von Orleans rund heraus, daß Mazarin's Entfernung durchaus nothwendig sei, um die Ruhe und den Frieden im Reiche wieder herzustellen. Er begab sich sogar selbst in das Parlament und

---

*) Gondi unterscheidet in seinen Denkwürdigkeiten die alte Fronde, die hauptsächlich auf der volksthümlichen Opposition der Parlamente beruhte, von der neuen Fronde, die er als die Partei der Prinzen bezeichnet.

bewirkte dort, daß die Befreiung der Prinzen noch einmal von der Königin gefordert wurde. Man wollte damals im Parlament einen förmlichen Beschluß von der Art, wie er 1617 gegen d'Ancre erlassen worden war, gegen den Kardinal erlassen; dies verhinderte jedoch der Herzog von Orleans, welcher Mazarin's Stelle bei der Königin einzunehmen wünschte und es also nicht ganz mit ihr verderben durfte, durch eine sehr verständig abgefaßte Rede. Es wurde daher blos beschlossen, der Königin zu danken, daß sie den Deputirten des Parlaments Mazarin's Entfernung versprochen habe, sowie sie zu bitten, ihn ganz aus dem Königreiche zu verbannen und nicht zuzugeben, daß er wieder in dasselbe zurückkehre, und endlich noch das Gesuch um Freilassung der Prinzen zu wiederholen. Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, entfernte sich Mazarin am 6. Februar, um den ersten Sturm austoben zu lassen, mit drei Begleitern aus der Stadt; er begab sich unter militärischer Bedeckung erst nach St. Germain und von da nach Havre. Hier suchte er den gefangenen Prinzen die Meinung einzuflößen, daß er gekommen sei, um sie zu befreien; er ward aber von ihnen ausgehöhnt. Inzwischen hatte auch die Königin heimlich Paris verlassen wollen; aber das Volk, vom Coadjutor Gondi aufgewiegelt, drang lärmend in den Palast und sogar in ihr Schlafzimmer ein. Sie läugnete nun das Vorhaben ihrer Flucht ab und stellte den Befreiungsbefehl für die Prinzen aus, welche alsbald entlassen wurden. Sie hielten am 16. Februar einen glänzenden Einzug in Paris, während der Kardinal sich nach Deutschland begab, wo ihm der Kurfürst von Köln auf dem Schlosse Brühl (zwischen Köln und Bonn) einen ehrenvollen Aufenthalt anwies.

Im Parlament zu Paris, wo Orleans und Condé ihren Triumph über Mazarin feierten, herrschte fortwährend tobender Lärm. Es wurden alsbald die heftigsten Beschlüsse gefaßt, welche die Königin, die seit Anfang Februar in Paris gewissermaaßen Gefangene des Volkes war, im März bestätigte. In einem dieser Beschlüsse ward ausgesprochen, daß gegen Mazarin, seine Verwandten und Angehörigen ein Proceß wegen Veruntreuung und Verschwendung öffentlicher Gelder, sowie wegen anderer Vergehen angestellt und Mazarin, wo er sich fände, verhaftet und in die Conciergerie gebracht werden solle. Vier Monate später untersagte das Parlament durch einen Spruch dem Kardinal und seinen Verwandten und Angehörigen auf ewige Zeiten die Rückkehr in das Reich und zwar mit der Drohung, daß sie, wenn sie sich sehen ließen, als Majestäts-Verbrecher und als Störer der öffentlichen Ruhe bestraft werden sollten.

Der Kardinal blieb auch in der Entfernung Rathgeber der Königin; denn diese traute ihm mit Recht unbedingt, weil er allein seine

Autokratie auf die des Königs zu gründen suchte, während alle anderen Leute am Hofe nur ihre besonderen Vortheile suchten und die Glieder des Parlaments eine Art juristischer Republik erschaffen wollten. Mazarin's Stelle nahm Chateauneuf als leitender Minister ein. Dieser hätte den Kardinal gern an der Rückkehr gehindert, um die Stelle behalten zu können, während die Staatssecretäre Le Tellier, Servien und Lyonne ganz auf Mazarin's Seite standen und die Königin selbst mit diesem in Briefwechsel blieb. Sie erwartete sehnlich den Monat September, in welchem der König das 14. Jahr erreichte; denn damit hörte die Vormundschaft auf und sie selbst ward nicht allein der Rücksicht auf den Herzog von Orleans ganz entbunden, sondern es galt auch dann Alles, was sie auf Mazarin's Rath im Namen des Königs, der ja seiner Jugend wegen die Regierung noch nicht selbst führen konnte, anordnete und befahl, als unmittelbarer königlicher Wille.

Der Bund zwischen alten und neuen Frondeurs konnte nicht von Dauer sein. In Paris hatten sich während der Gefangenschaft der Prinzen allmälig gegen 800 Adelige versammelt; sie hegten umfassende Pläne zur Herstellung der mittelalterlichen Staatsverfassung und gedachten sowohl die Parlamente als die Königsmacht in ihre Schranken zu verweisen. Sie blieben auch nach der Rückkehr der drei Prinzen vereinigt, ja sie veranstalteten regelmäßige Zusammenkünfte in einem Franziskanerkloster und bedrohten jeden Edelmann, der sich ihnen nicht anschließen würde, mit dem Verlust des Adels. Sie sprachen sich ebenso entrüstet gegen die Allmacht des Hofes wie gegen den Aemterkauf aus, durch welchen ein Student um Geld sich eine Stellung im Staate verschaffen könne. Im Parlament wurde dieses ganze Verfahren als ungesetzlich bezeichnet und die Theilnahme an den Versammlungen untersagt; die edlen Herren erklärten dagegen, sie würden den Präsidenten Molé mit seinem Sohn in die Seine werfen. Es stand jedoch der Adelsversammlung keine Truppenmacht zur Seite, da Condé nicht für sie eintreten wollte und der Herzog von Orleans sich sogar gegen sie erklärte. Diese beiden Prinzen gebrauchten seit Mazarin's Entfernung ihren überwiegenden Einfluß auf eine solche Weise, daß sie die herrschende allgemeine Verwirrung eher vermehrten, als verminderten. Condé tauschte zuerst die Statthalterschaft Guyenne vom Herzoge von Epernon ein, dem er dagegen die von Burgund abtrat. Dann zwangen er und Orleans die Königin, welche den Siegelbewahrer Chateauneuf entfernt und dem Präsidenten Molé dessen Stelle gegeben hatte, diesen nach wenigen Tagen wieder zu entlassen und durch eine Creatur Condé's, Chavigny, zu ersetzen, der vorher auf seine Güter verbannt worden war. Darüber war Molé sehr aufge-

bracht, während zugleich durch ihn wie durch den Coadjutor auch das Parlament gegen Condé erbittert wurde. Auch mit den sämmtlichen Mitgliedern der gegen Mazarin geschlossenen engen Verbindung (den frondeurs) entzweite sich der Prinz, was Montglat als höchsten Unverstand bezeichnet, weil jene natürlich, sobald Condé aufs Neue mit der Königin zerfiel, die Gelegenheit begierig ergriffen, um sich an diese gegen ihn anzuschließen*). Endlich beleidigte Condé sogar auch den jungen König, indem er aus Mißtrauen gegen dessen Mutter nicht mehr zu dieser kam, also an einem und demselben Orte mit dem Könige war und doch nicht bei Hofe erschien. Der Haß gegen den Prinzen war bald so groß und allgemein, daß nicht nur der Coadjutor Gondi und der Staatssecretär Lyonne der Königin eine nochmalige Verhaftung desselben vorzuschlagen wagten, sondern daß auch, was für jene so ängstlich kirchlichen Zeiten und Menschen charakteristisch ist, der Graf Harcourt und der Marschall von Hocquincourt sich zu seiner Ermordung erboten. Die Königin wies dies Anerbieten schaudernd zurück. Sie hatte sich damals mit dem Coadjutor ganz ausgesöhnt, weil dieser ihr versprach, dafür zu sorgen, daß Mazarin zurückkehren dürfe, wogegen sie und Mazarin ihm den Kardinals-Hut zu verschaffen versprachen. Als endlich Condé im Einklange mit dem Herzoge von Orleans von der Königin die Entlassung Servien's, Le Tellier's und Lyonne's, welche mehr Mazarin's Minister als die der Königin waren, verlangte, gaben die Letzteren der Königin den Rath, den Prinzen aufs Neue verhaften zu lassen. Condé erhielt jedoch Kenntniß davon und entwich nach St. Maur (6. Juli 1651). Sein gehässiger, übermüthiger und stolzer Charakter, sein Neid und seine Habsucht waren nicht geeignet, ihm Freunde zu verschaffen oder diejenigen, welche er erworben hatte, zu erhalten. Gleichwohl suchte die Königin sich mit ihm zu vergleichen und verwies deshalb sogar die drei genannten Minister vom Hofe. Condé kam wirklich wieder nach Paris, wo er überaus hochfahrend auftrat. Er zeigte sich öffentlich mit zahlreichem Gefolge, das ihm zujauchzte; sein Hauptgegner Gondi ließ sich nun ebenfalls bei jedem Ausgange von Edelleuten und Bürgern begleiten. Da Condé offenkundig mit Spanien Verbindungen unterhielt, ließ die Königin schon im August wieder eine Klageschrift gegen ihn abfassen. Dies veranlaßte am 20. August im Parlament eine unerhört brutale Scene; Condé wie Gondi kamen mit bewaffneter Begleitung in das Haus; auf Ermahnung der Präsidenten entschlossen sie sich zwar, dies

*) Mémoires de Montglat vol. II, pag. 287: Le prince fit en cette occasion une grande faute, car il devoit rester en bonne intelligence avec les frondeurs ou se réunir entièrement à la cour, mais il ne fit ni l'un ni l'autre.

Gefolge zu entlassen, zu welchem Zwecke Gondi persönlich den Saal verließ und Condé seinen Freund Larochefoucauld absandte; da sich aber Beide bei ihrem Wiedereintritt begegneten, klemmte der Herzog den Coadjutor zwischen die Thüren ein und rief den Seinigen zu, ihn niederzustoßen. Dies hinderten zwar muthige Mitglieder, welche dazwischen traten; doch dauerte die wilde Zänkerei fort. Am 5. September schien die Lage sich dadurch zu ändern, daß der König sein vierzehntes Lebensjahr vollendete und somit nach einer Verordnung Karl's V. volljährig wurde. Zwei Tage nachher (7. Sept.) wurde er in einer feierlichen Parlaments-Sitzung (lit de justice) für majorenn erklärt. Ludwig XIV. spielte schon damals durch seine Gestalt, Haltung, Rede und Freundlichkeit die Rolle eines Königs so vortrefflich, daß Jedermann eingestand, er sei vollkommen geeignet und eingeübt, über ein Volk zu regieren, welches Pracht, Pomp, Glanz und Herrschen über Alles liebt. Er hielt eine kurze Ansprache; die Königin beugte das Knie vor ihm, worauf er sie umarmte und ihr für die Sorge dankte, die sie seiner Erziehung und dem Staat gewidmet habe. Auch blieb sie zunächst an der Spitze der Regierung. Schon am Tage vorher war eine sehr entschiedene „Declaration“ gegen Mazarin veröffentlicht worden und in der königlichen Sitzung wurde Condé für schuldlos erklärt; doch wurde gleichzeitig sein Feind Chateauneuf an die Spitze des königlichen Rathes berufen und Molé zum Siegelbewahrer ernannt.

Der Prinz von Condé und seine Familie, besonders die Herzogin von Longueville, hatten unterdessen die Unterhandlungen mit den Spaniern, namentlich mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm, erneut, und Condé selbst war in seine Statthalterschaft Guyenne gegangen, um Anstalten zu einem neuen Bürgerkriege zu machen. Er warb mit königlichen Geldern, die er in Bourges weggenommen hatte, ein Heer, fand aber die Umstände ganz geändert, weil der Krieg mit ihm und seinen Verbündeten jetzt im Namen des Königs, der sich nebst seiner Mutter beim Heere befand, und nach den schlauen Rathschlägen Mazarin's geführt wurde. Der Coadjutor, fortan Kardinal von Retz, erhielt um dieselbe Zeit die von Mazarin lange Zeit hindurch verweigerte Zustimmung zu seiner Ernennung zum Kardinal. An der Spitze des im October gegen Condé geschickten königlichen Heeres stand der Graf von Harcourt; die Königin selbst, die mit dem König im Spätherbst zu Poitiers eintraf, führte ihm 4000 Mann zu. Auf diesem Zuge hatte der Hof einige Wochen in Bourges zugebracht und hier wurden durch einen königlichen Erlaß Condé, seine Geschwister und Verbündeten für Hochverräther erklärt, falls sie nicht innerhalb eines Monats zu ihrer Pflicht zurückkehrten (8. October 1651). Condé hatte, als Harcourt gegen Guyenne vorrückte, seinen Aufenthalt in

Bordeaux genommen, wo die Bürgerschaft und das Parlament sich für ihn erklärten. Er und Harcourt führten während des ganzen Monats November den Krieg wie im feindlichen Lande. Am Ende vermochte jedoch die Geschicklichkeit des Prinzen nichts gegen ein Heer, welches unter den Augen eines jungen, von der Bevölkerung angebeteten Königs kämpfte *). Er wußte sich zuletzt nicht anders zu helfen, als daß er der Königin anbieten ließ, er wolle ihr zur Rückkehr Mazarin's behülflich sein, welche der Herzog von Orleans, der in Paris geblieben war, unablässig zu hintertreiben suchen werde. Die Königin fragte über diesen Vorschlag bei dem Kardinal an, der sich damals noch zu Brühl aufhielt; Mazarin sah aber seine Rückkehr als eine ganz unfehlbare Sache an, in Betreff deren es nicht nöthig sei, sich mit dem Prinzen einzulassen. Er warb in Deutschland Truppen und vereinigte sich unweit Sedan mit dem königlichen Heere, welches Hocquincourt, Manicamp und Vaubecourt aus der Champagne und aus der Picardie herbeigeführt hatten (Ende December 1651). Als dies in Paris kund wurde, gerieth das Parlament in eine sehr sonderbare Lage. Es mußte einerseits den Prinzen von Condé für einen Majestäts-Verbrecher erklären, weil er sich mit den Feinden seines Vaterlandes, den Spaniern, verbunden hatte, und erließ andererseits zu gleicher Zeit gegen den Minister, der die Königin und durch diese das Reich regierte, die furchtbarsten Beschlüsse. In Betreff des Letzteren, welcher mit dem Könige und seiner Mutter in ununterbrochenem Verkehr stand und dieser jeden Schritt angab, gebot das Parlament allen Befehlshabern an der Grenze, den von ihm Geächteten nicht in das Reich einzulassen. Es untersagte ferner allen Unterthanen des Königs bei Lebensstrafe, sich an den Kardinal anzuschließen oder ihm auf irgend eine Weise Hülfe zu leisten. Es ließ endlich, als Mazarin, von der Königin gerufen, seinen Marsch von Sedan nach Reims fortsetzte, seine Güter und sogar die Einkünfte seiner Pfründen einziehen, befahl, seinen Palast in Paris, seine Möbel und seine Bibliothek zu verkaufen und setzte aus dem Ertrage einen Preis von 150,000 Livres für Denjenigen aus, der ihn lebendig oder todt einbringen werde. Gleichzeitig aber untersagte es bei Todesstrafe jede Truppenwerbung, die nicht vom König ausgehe. Er marschirte jedoch, ohne sich durch alles dies irre machen zu lassen, an die Orte, wo er den Hof zu treffen hoffte, und versah seine Garden mit Schärpen von seiner Farbe (der

*) Montglat sagt vol. II, p. 311: Le prince de Condé, toujours invincible jusqu'ici, se trouvoit bien empêché; il n'osoit tenir ferme devant le comte d'Harcourt, qui le battoit en tout rencontre, et par là il connut la différence qu'il y avoit entre combattre les ennemis de l'état à la tête de vieilles troupes aguerries ou de tirer l'épée contre son roi avec de nouvelles levées qui s'enfuyoient d'abord.

grünen). Die Lage des Reiches glich damals dem Zustande, in welchem Frankreich sich zur Zeit der Ligue befunden hatte. Condé, welcher sein Anerbieten, zur Rückkehr Mazarin's beizutragen, längst wieder zurückgenommen hatte, war aufs Neue mit dem Herzoge von Orleans, der sich wieder vom Hofe getrennt hatte, in Verbindung getreten, dieser hatte seine Truppen von dem königlichen Heere abgerufen und dem Prinzen zugesandt. Das königliche Heer stand damals zum Glück für die Sache, die es im Felde vertheidigte, unter den Befehlen des Marschalls Turenne. Für diesen war es freilich ein Unglück, daß er in Mazarin's Diensten den Ministerial-Despotismus in Frankreich begründen mußte; am Ende war aber doch eine solche Art von Regierung besser, als das, was Orleans, Condé und ihr Anhang wollten. Auch zeigten sich ja die Franzosen bald entzückt über das von Mazarin geschaffene Regierungs-System Ludwig's XIV.

Ende Januar 1652 langte Mazarin in der Nähe der Stadt Poitiers an, in der sich der Hof befand. Der König und sein Bruder zogen ihm mit den Garden eine halbe Meile weit entgegen, und am 30. Januar hielt er einen triumphirenden Einzug in Poitiers; die Königin, außer sich vor Freude, hatte zwei Stunden lang am Fenster seine Ankunft erwartet. Doch standen seine Angelegenheiten noch immer ziemlich bedenklich und bald nachher schien sich das Glück sogar ganz seinen Gegnern zuzuwenden. Condé, durch des Herzogs von Orleans Truppen verstärkt, wandte sich, nachdem er seinen Bruder Conti und den Grafen von Marsin als Stellvertreter in Guyenne zurückgelassen hatte, plötzlich nach der Loire, wo eine spanisch-französische Armee, die der Herzog von Nemours aus den Niederlanden herbeigeführt hatte, seines Befehls gewärtig war. Er zog gegen das Heer des Marschalls von Hocquincourt und war im Anfang des Monats April so glücklich, dasselbe bei Bleneau in der Nähe von Gien, wo sich der Hof befand, zu schlagen. Er würde es sogar ganz aufgerieben haben, wenn nicht Turenne zu rechter Zeit als Retter erschienen wäre. Nach diesem Siege eilte Condé mit einem Theile seiner Truppen nach Paris, wo er am 11. April vom Herzoge von Orleans sehr feierlich empfangen wurde. Sonst aber war es fast nur die niedrigste Klasse, die ihn mit Jubel empfing; der Herzog von Beaufort war nicht zu stolz, sich an die Spitze derselben zu stellen und sie durch Spenden von Geld und Wein für den Prinzen zu begeistern. Schon am folgenden Tage begab Condé sich in das Parlament und erklärte demselben, obgleich er auch spanische Truppen in seinem Heere hatte, daß er durchaus nicht gegen den König, sondern nur gegen Mazarin Krieg führe. Jetzt zog sich der Kampf in die Nähe von Paris. Das Parlament, welches kurz vorher den Hof noch einmal vergebens um die Entlassung Mazarin's

gebeten hatte, verhielt sich vorerst neutral. Seine Führer bewiesen dem Prinzen und dem Pöbel gegenüber einige Selbstständigkeit; als Condé um Erlaubniß bat, den heranziehenden Herzog von Lothringen als seinen Verbündeten vorzustellen, erhielt er die Antwort, derselbe werde bei seinem Erscheinen verhaftet werden. Dagegen ward der Tochter des Herzogs von Orleans, der rüstigen Prinzessin von Montpensier, welche die Stadt Orleans gegen die Königlichen vertheidigt hatte, das Commando in der Bastille übertragen. In den Monaten April, Mai und Juni bewiesen Condé und Turenne ihre Meisterschaft in der Kriegskunst durch ihre Kreuz- und Querzüge, während der Hof sich bald hier, bald da aufhielt und sogar nach St. Germain, sowie von dort nach St. Denys kam, wo er jedoch nicht eingelassen ward. Turenne bedrängte den Prinzen bei Etampes und nöthigte den Herzog von Lothringen zum Rückzug in sein Land. Ein Treffen mußte Condé vermeiden, weil die königlichen Truppen ihm an Zahl weit überlegen waren und weil der König selbst, auf den er doch nicht feuern lassen durfte, oft zu Pferde erschien. Turenne dagegen mußte ein Treffen suchen. Am 1. Juli glaubte er die Gelegenheit zu einem offenen Kampfe gefunden zu haben. Condé führte nämlich an diesem Tage seine Truppen aus Paris heraus, um bei Charenton am Zusammenflusse der Seine und Marne eine feste Stellung zu nehmen und spanische Hülfstruppen aus den Niederlanden zu erwarten. Bei diesem Unternehmen suchte Turenne ihn ganz von Paris abzuschneiden. Er drang auch wirklich in die Vorstädte ein und erreichte die Fläche zwischen der Antons-Vorstadt und dem Schlosse Vincennes. Dadurch ward Condé von einem Theile seines Heeres abgeschnitten und genöthigt, sich in der genannten Vorstadt einzuschließen und in derselben auf jede Weise zu verschanzen; er sperrte die drei Zugänge durch Barrikaden und besetzte die Häuser in der Nähe mit Musketieren. In der mittleren Straße gedachte er selbst den Oberbefehl zu führen; in den beiden anderen übertrug er denselben dem Herzog von Nemours und dem Marschall Tavannes. Turenne ersuchte zuerst den König, der sich unter den Gefahren Muth und Würde erworben hatte und, den Geschützen trotzend, am äußersten Ende der Vorstädte St. Martin und St. Denys zu Pferde erschien, sich zu entfernen. Dann befahl er dem Marschall La Ferté, mit einem ebenso starken Heere, als das seinige war, von der einen Seite her zu stürmen, während er selbst von der anderen her vordrang. Dadurch kam es am 2. Juli in der Antons-Vorstadt selbst zu einem sehr erbitterten blutigen Treffen; und Mazarin erwartete, daß an diesem Tage alle seine Feinde auf einmal vernichtet werden würden, weil er überzeugt war, daß die Stadt Paris ihre Thore dem Heere Condé's geschlossen halten werde. Der Kampf,

bei welchem der Hof von einer nahen Höhe, die Pariser von Dächern und Thürmen aus Zuschauer waren, war sehr hartnäckig; Montglat meint, Condé habe selten besser bewiesen, daß er der größte Feldherr seiner Zeit sei, als bei diesem ganz ungleichen Kampfe*). In der Straße Charenton schlug Nemours im Verein mit Beaufort und Larochefoucauld die stürmenden Truppen des Königs dreimal über die Barricade zurück. In der Straße Charonne wurden Hunderte, darunter der Marschall Saint Maigrin, durch das heftige Feuer niedergestreckt, das von den Fenstern her auf sie unterhalten wurde. Turenne selbst mußte seinen Weg durch die Antons-Straße mit Trümmern und Leichen bezeichnen. Er schob den letzten Angriff auf, bis auch La Ferté auf der anderen Seite eingetroffen sei. Dieser zog an dem Graben her, welcher damals die Stadt umgab, bis an das Antons-Thor, in dessen Nähe die Bastille lag. Wäre es ihm möglich gewesen, sich dort festzusetzen, so würde Condé zwischen zwei ihm an Zahl überlegenen Heeren enge eingeschlossen und also völlig geschlagen worden sein. Die Prinzessin von Montpensier rettete aber den Prinzen auf ganz unerwartete Weise. Sie eilte nach dem Stadthause (Hôtel de ville), vor welchem, auf dem Grèveplatze, die für Condé günstig gestimmten Volkshaufen gegen das Parlament und die Behörden murrten und lärmten; sie ermunterte, während das Gefecht am Thor fortdauerte, die Bürger, dem Prinzen beizustehen, ließ im Vertrauen auf ihr Ansehen als Prinzessin, ohne eine Ordre zu haben, das Geschütz der Bastille, obgleich dieselbe eigentlich neutral war, auf die königlichen Truppen richten und bewog den Parlaments-Rath Portail, die Kanonen abfeuern zu lassen. Auch dies würde jedoch den Prinzen nicht gerettet haben. Die Prinzessin wußte aber, noch ehe der Marschall La Ferté das Thor erreichte, die Bürger, die sich am Antons-Thor gesammelt hatten, durch ihre Reden so zu begeistern, daß diese noch gerade zu rechter Zeit dem Prinzen das Thor öffneten, der, vom Geschütz der Bastille gedeckt, seine Truppen in die Stadt rücken ließ. Dadurch wurden Turenne und La Ferté zum Abzuge genöthigt und der König, seine Mutter und Mazarin in ihrer Hoffnung, in Paris einzuziehen, betrogen. König Ludwig XIV. hat der Prinzessin Montpensier in seinem ganzen Leben nicht verziehen, daß sie es gewagt hatte, ihm diesen Streich zu spielen, und sie hat es nachher schwer büßen müssen.

Von dem Augenblicke an, als Condé sich mit dem Herzoge von

*) Montglat vol. II, p. 350: Le prince de Condé témoigna en cette occasion tant de courage et de présence d'esprit dans le plus grand péril et tant d'activité pour donner ses ordres, qu'il attira l'admiration des étrangers et rehaussa le coeur de son parti.

Orleans in Paris befand, erklärten sich die Bürger der Stadt zum Theil freiwillig für ihn, zum Theil wurden sie durch ein Schreckenssystem ohne Gleichen dazu genöthigt. Eine Versammlung von etwa 300 Parlamentsmitgliedern, Beamten, Geistlichen und Vorstehern der 16 Quartiere fand sich auf dem Stadthause ein (25. Juni); vor dieser erschienen die Herzoge, jedoch ohne eine Erklärung zu ihren Gunsten durchzusetzen. Als sie nun die Versammlung verließen, hörte man sie zum Volke sprechen: „Es sind Mazarin's; macht mit ihnen, was ihr wollt.“ Nun wurden die verschlossenen festen Thore vom Pöbel durch aufgeschichtetes Feuer zerstört; der wüthende Haufe drang ein und kämpfte gegen seine Vorgesetzten und die andern achtbaren Bürger bis gegen Mitternacht. Von den Letzteren fanden gegen 30 ihren Tod; Manche retteten sich durch Lösegeld. Nun verstummte der Widerspruch; eine neue Stadtbehörde mit Broussel als Prévôt wurde eingesetzt, welche sich für die Prinzen erklärte. Das Parlament ging am 20. Juli sogar so weit, daß es, obgleich der König nicht nur majorenn, sondern auch beliebt und geachtet war, den Herzog von Orleans zu dessen Stellvertreter in der Regierung (lieutenant-général du royaume), sowie den Prinzen von Condé zum Generalissimus des französischen Heeres ernannte, Alles unter dem Vorwande, den Kardinal Mazarin, der die Königin auf ganz unbegreifliche Weise in seiner Gewalt habe, an der Rückkehr zu hindern. Es wurde hierauf in Paris eine Regierung organisirt und ein Heer für Condé eingerichtet, welcher noch immer seine Verbindung mit Spanien aufrecht hielt und sich mit einem herannahenden spanischen Heere unter dem Herzog von Lothringen und dem General Fuensaldagna zu verbinden im Begriffe stand. Der König war nach Pontoise gegangen. Dahin berief er auch das Pariser Parlament, indem er zugleich alle Räthe desselben, die sich nicht dort einfinden würden, mit der Absetzung bedrohte, alle Urtheile, die man in Paris fällen und alle Beschlüsse, die man dort fassen würde, für null und nichtig erklärte. Allein ungeachtet aller Drohungen erschienen nur 16 oder 17 Mitglieder des Pariser Parlaments in Pontoise. Diese bildeten dann dort ein besonderes Parlament; aber auch dieses trug die Bitte vor, es möge durch Mazarin's Entfernung die Ruhe hergestellt werden. Beide Parlamente bekriegten einander ebenso mit Decreten, wie die beiden Regierungen in Pontoise und Paris mit den Waffen.

Dieser Streit mußte von selbst aufhören, sobald der junge und liebenswürdige König den allgemein verhaßten Italiener, welcher Richelieu's Stelle ohne dessen Talente einnahm, von sich entfernt hatte. Auch die Königin Anna erklärte sich, als sie sah, daß Condé sich jeden Augenblick mit den ihm versprochenen spanischen Hülfs-

truppen vereinigen könne, wenigstens dem Scheine nach geneigt, sich des Friedens wegen aufs Neue von Mazarin zu trennen. Die Frau von Motteville behauptet*), Mazarin selbst habe sich entfernt, um seinen Freunden Gelegenheit zu verschaffen, die Meinung für ihn zu gewinnen, so schwer es ihm auch geworden sei, die Königin zu verlassen, weil er befürchtet habe, es möchte ein Anderer sich bei ihr eindrängen. Der Kardinal verließ, nachdem ein Versuch, sich mit dem Prinzen Condé zu verständigen, gescheitert war, am 19. August Pontoise; er erhielt vor seiner Abreise vom König und von der Regentin die Zusage, bei eingetretener Ruhe in ehrenvoller Weise zurückberufen zu werden. Er begab sich wieder in das Herzogthum Bouillon. Condé und der Herzog von Orleans konnten den Regentschafts-Rath, den sie in Paris einrichten wollten, gar nicht zu Stande bringen; und das Parlament von Paris erklärte sogar seine Bereitwilligkeit, sich mit dem Könige friedlich abzufinden. In ihrer Umgebung brachen Zwistigkeiten aus, wie sie bei so hochfahrenden und selbstsüchtigen Naturen nicht ausbleiben konnten. Die Herzoge von Beaufort und Nemours schritten nach einem heftigen Wortwechsel zum Zweikampf, in welchem der Letztere erschossen wurde; wie denn überhaupt in jener Zeit die Duellwuth, trotz aller dagegen erlassenen strengen Gesetze, wahre Verheerungen anrichtete**). Der junge König dagegen, der sich nach Compiegne zu dem von Turenne befehligten Heere begeben hatte, erhielt bald von allen Seiten her Versicherungen der Ergebenheit und Treue. Er bot dem Prinzen von Condé volle Amnestie an; dieser traute aber den Spaniern mehr, als der Königin, welche immer noch unter dem Namen ihres Sohnes die Regierung führte. Auch den Parisern ließ der König eine Amnestie anbieten. Sie ward jedoch, so lange Condé noch in Paris verweilte, nur von Wenigen angenommen. Auch traute weder das Parlament, noch die Bürgerschaft, obgleich Beide des Krieges längst müde waren, einer Amnestie, welche unter dem Einflusse

---

*) Sie sagt vol. IV, 310: Mazarin se résolut enfin de quitter la cour pour quelque tems; mais comme l'absence est toujours dangereuse à un ministre, avant de partir il voulut encore tenter un accommodement avec Mr. le prince. Il envoya Lenglade au duc de la Rochefoucauld avec des conditions de paix presque conformes à ce que M. le prince avoit paru souhaiter, mais ce prince, étant entrainé par sa destinée, ne voulut pas écouter, et les offres du roi d'Espagne lui firent naître de nouvelles pensées dans l'esprit.

**) Der Graf von Rieux, Sohn des Herzogs von Elboeuf, gab dem Prinzen Condé eine Ohrfeige, welche dieser erwiderte. Nach den eigenthümlich ausgebildeten Ehrbegriffen jener Kreise gab dieser Vorfall keinen Anlaß zum Zweikampf, weil Condé erklärte, er habe den Streich nicht mit der flachen Hand, sondern mit der Faust versetzt.

des verhaßten Kardinals erlassen worden war, wie denn auch später von ihr viele Ausnahmen gemacht wurden. Der Krieg dauerte im September noch fort, weil die Herzoge von Würtemberg und Lothringen dem Prinzen zu Hülfe gezogen waren.

Da der Prevot der Stadt Mantes, welcher auch in der großen Kammer des Parlaments einen Sitz hatte, die Vermittelung übernahm, so begab sich der Hof in diese Stadt. Der Prevot redete in Paris den Bürgern und dem Parlamente zu, den Händeln ein Ende zu machen; und man beschloß darauf wirklich in einer sehr großen Bürgerversammlung, welche am 24. September im Palais Royal gehalten wurde, schnell Frieden zu machen. Beim Schlusse dieser Versammlung steckte jeder Anwesende ein weißes Band oder Papier an den Hut, um sich dadurch als Anhänger des Königs kundzugeben; das Abzeichen der Freunde Condé's war seit dem Schlachttage in der Antonsvorstadt ein Bund Strohhalme gewesen. Indessen zog sich die Verhandlung in die Länge, weil Condé, Orleans und der Kardinal von Retz sich noch in der Stadt befanden und weil der alte einfältige Broussel damals Stadtvogt (prévôt des marchands) war. Als nachher der Letztere seine Stelle niederlegte, wurde bald der ganze Magistrat von Paris geändert; und es begab sich hierauf eine sehr glänzende Deputation der Pariser Kaufmannschaft nach Pontoise, wohin der Hof gegangen war und wo auch der Herzog von Guise eintraf, nachdem dieser vier Jahre lang in Spanien gefangen gehalten und endlich auf Condé's Verwenden wieder freigelassen worden war. Der König nahm durch seine Freundlichkeit die Pariser Deputation ganz für sich ein. Jetzt verzweifelte Condé daran, die Stadt Paris behaupten zu können, in welcher nicht nur die höhere Bürgerschaft von ihm abgefallen war, sondern auch bei der niederen der Kardinal von Retz gegen ihn kabalirte. Er verließ daher am 14. October Paris und begab sich nach Flandern, wo er den Oberbefehl über das spanische Heer erhielt. Am 21. October führte die Königin Anna ihren Sohn und den Hof nach Paris zurück. Unterwegs hatte sie zu ihrem Schrecken erfahren, daß der Herzog von Orleans nicht abgereist sei, sondern sie in Paris erwarten wolle. Sie hatte deshalb wieder umkehren wollen; Turenne hatte ihr aber das Unbedachtsame eines solchen Schrittes vorgestellt und ihren Zug mit seinen Truppen gedeckt. Der Herzog war zu feige, um etwas zu wagen; er blieb nicht in Paris. Broussel's Sohn, der während des Aufstandes zum Gouverneur der Bastille ernannt worden war, übergab dieselbe sogleich dem Hofe. Das Parlament wurde in das Louvre zu einer königlichen Sitzung berufen, in welcher ein Amnestiebeschluß, aber auch ein Decret verlesen wurde, welches alle Erlasse des Parlaments seit Ausbruch der Unruhen für nichtig erklärte. Zugleich wurde der

Versammlung verboten, sich künftig mit Staats-Angelegenheiten und mit der Beurtheilung von Finanz-Maaßregeln zu befassen.

Alles, was die Königin nunmehr that, geschah nach den Anschlägen, welche Mazarin ihr von Sedan aus zugehen ließ. Auf seinen Rath versparte sie auch, als sie nach Paris zurückgekehrt war, vorerst die Ausübung ihrer Rache. Später ward dieselbe auf kleinliche Weise nicht blos an Mazarin's Feinden, sondern sogar an Weibern geübt, welche während des Aufruhrs die Königin geschimpft hatten.*) Der Herzog von Orleans wurde nach Blois verbannt. Seine Tochter, die Montpensier, ward zuerst nach Bois le Comte ins Exil geschickt; nachher ward ihr von der Regierung ein nicht fürstlicher Gemahl gesucht, weil man witzelnd sagte, die Kanonen der Bastille hätten ihren Bräutigam erschossen. Sie wußte sich jedoch zu helfen; der König ernannte den Garde-Kapitän, den sie gewählt hatte, zum Herzoge. Broussel ward eine zeitlang gefangen gehalten. Ein Dutzend anderer unruhiger Köpfe im Parlament wurden nach verschiedenen Orten verbannt. Das Pariser Parlament, mit dem sich die Räthe in Pontoise wieder vereinigten, ward in alle seine Rechte wieder eingesetzt. Den Kardinal von Retz verfolgte Mazarin bis an seinen Tod. Er gab auch nicht zu, daß derselbe Erzbischof von Paris werde. Er weigerte sich deshalb sogar, als die Königin in Paris den Kardinal von Retz nicht entbehren konnte, dahin zu kommen, so lange derselbe dort sei. Da jedoch Retz die ganze Bürgerschaft von Paris so sehr in seiner Gewalt hatte, daß er jeden Augenblick wieder einen Aufstand veranlassen konnte, so wagte die Königin zwei Monate lang nicht, ihn zu entfernen. Sie hatte ihn bei ihrem Einzuge sehr gnädig und freundlich empfangen, nachher mehrere Male sich wohlwollend gegen ihn bewiesen und sogar einer seiner Predigten in St. Germain l'Auxerrois beigewohnt. Nachdem Retz dadurch ganz sicher gemacht worden war, wurde er am 19. December, als er bei der Königin zum Besuche gewesen war, beim Heraustreten aus ihrem Zimmer von einem Garde-Kapitän verhaftet, zu Fuß durch die große Allee des Louvre in die Tuilerien geführt und von dort im Wagen nach Vincennes, sowie später auf die Burg von Nantes gebracht.

Im Februar 1653 kehrte Mazarin nach Paris zurück. Er hatte bei den westfälischen Friedensverhandlungen die Talente der beiden ihm

*) Montglat vol. II, pag. 399: Une chambre de justice fut crée à l'arsenal, qui fit exécuter à mort Bertaut et Ricors pour avoir attenté à la vie du cardinal Mazarin. Descouture, homme fort séditieux, fut aussi envoyé à la Bastille et dame Anne, harengère (Häringskrämerin), qui avoit parlé fort insolemment de la reine durant les troubles, fut enfermée dans les petites maisons.

untergeordneten Minister d'Avaux und Servien so vortrefflich benutzt, daß sein König der Protector des deutschen Reiches geworden war. Er unterhielt außerdem Agenten bei allen deutschen Fürsten, um dieselben durch ihren Egoismus an Frankreich zu fesseln. Er wurde daher auch, als er nach Paris zurückkehrte, auf eine ganz ungewöhnlich feierliche Weise empfangen. Der König zog ihm, umgeben von seinen Garden, zum Empfang entgegen und sobald Mazarin aus dem Wagen gestiegen war, verließ auch der König den seinigen. Er umarmte den Kardinal, nahm ihn in seinen eigenen Wagen und fuhr mit ihm durch die Straßen. Mazarin hatte schon im Voraus dafür Sorge getragen, daß Geld unter die Lebehoch-Rufenden (die claqueurs) ausgeworfen wurde. Er ward als Beglücker empfangen und von dem Magistrat nicht blos mit Lob und schönen Redensarten überschüttet, sondern auch prächtig auf dem Stadthause bewirthet. Die Juristen des Parlaments zeigten sich nicht weniger gemein und servil gegen ihn, als die reichen Kaufleute des Stadtrathes. Er erhielt von denselben Parlaments-Räthen, welche einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, zahlreiche und demüthige Besuche. Sie brachten ihm auch ihren Dank dar, als er einigen ihrer Collegen, die er ungerechter Weise aus der Stadt gewiesen hatte, die Rückkehr erlaubte. Condé wurde im Jahr 1654 aufgefordert, sich innerhalb zweier Wochen vor dem Parlament zu stellen. Da er dies unterließ, wurde ein Decret erlassen, durch welches er für schuldig erklärt wurde, die Majestät beleidigt und seine Lehenspflicht verletzt zu haben; demgemäß wurden ihm nicht nur alle Aemter und Würden, sondern auch der Name Bourbon abgesprochen und seine Güter eingezogen.

In und um Paris herrschte von dieser Zeit an Ruhe; in den verschiedenen Städten und Provinzen dagegen dauerte der Krieg noch einige Jahre fort. In Bordeaux zogen die königlichen Truppen erst im Sommer 1653 ein; dort hatte sich ein ultrademokratischer Volksverein gebildet, der die Ulmengesellschaft (Ormée) genannt wurde, weil er sich auf einem mit Ulmen bepflanzten Raume zu versammeln pflegte. Derselbe führte in seinem Abzeichen den Spruch „Volksstimme, Gottes Stimme," stand aber dabei mit dem Prinzen Condé in gutem Einvernehmen. Die Ormée widersetzte sich dem Parlament und der vermögenden Bürgerschaft, behauptete sich in Straßenkämpfen und machte lange Zeit hindurch eine Versöhnung der Stadt mit dem Hofe unmöglich. Auch in der Provence und in Languedoc legte sich die Aufregung nur langsam. Mazarin selbst beförderte diesen Zustand des Reiches dadurch, daß er den Schwachen sich kräftig entgegensetzte, den Starken aber feige zugestand, was sie forderten. Dies ging so weit, daß einst, als er einem verdienten Officier die Marschalls-Würde ver-

sprochen hatte und Wochen lang sein Versprechen nicht erfüllte, der Getäuschte ihn in der Straße anhalten und mit Gensdarmen so lange umstellen ließ, bis er sein Versprechen erfüllte. Die Habsucht und der drückende Despotismus des Kardinals wurde nach seiner Rückkehr noch ärger, als sie früher gewesen waren. Er überließ z. B. die Finanzen einer Anzahl Personen, welche wie Gauner wirthschafteten, und unter denen Fouquet durch Pracht und Glanz eine zeitlang ganz Europa in Staunen setzte.

5. Letzte Zeit Mazarin's.

Mazarin war in allen seinen Unternehmungen vom Glücke begünstigt; und seine Nichten, die Fräulein Mancini, die sich in Frankreich durch ihre Schönheit und Lebhaftigkeit einen Namen erwarben, wurden alle mit fürstlichen Personen vermählt. Die eine erhielt einen Prinzen von königlichem Geblüt, Condé's Bruder, Conti, der sich mit dem Hofe völlig aussöhnte, zum Gemahl, die zweite einen Prinzen von Modena, eine dritte, Olympia Mancini, den Prinzen Eugen Moritz von Savoyen, den Sohn des Prinzen Thomas, eine vierte den Herzog von La Meilleraye, welcher den Namen Herzog von Mazarin annahm, eine fünfte den Herzog von Bouillon. Eine sechste wollte sogar der junge König Ludwig XIV. zur Gemahlin nehmen und dieser stand nur ungern und in Thränen davon ab. Nach adeligen Begriffen mögen sie alle sehr glücklich gewesen sein; nach unseren bürgerlichen Vorstellungen war es keine. Mazarin fürchtete mit Recht nur einen einzigen Mann, da derselbe gleich ihm Prälat war, weit mehr Verbindungen jeder Art hatte, in allen Künsten des Betruges, der Kabale und des Verrathes Meister war und Bildung und Kenntnisse besaß, welche dagegen dem Kardinal Mazarin abgingen. Dieser Mann war der Kardinal von Retz. Er spielte, sogar als er auf dem Fort von Nantes gefangen gehalten wurde, dem mächtigen Minister einen argen Streich. Er übernahm nämlich beim Tode seines Oheims, des Erzbischofs von Paris, von dort aus als Coadjutor durch Procuration dessen Stelle, ehe Mazarin dies verhindern konnte. Er würde sogar, da der Commandant von Nantes ihm durch Erleichterung seiner Haft die Flucht möglich machte, selbst nach Paris gegangen sein, wo er als Erzbischof schwer zu vertreiben gewesen wäre, wenn ihm nicht bei seinem Befreiungsversuch ein Unfall begegnet wäre. Er hatte nämlich, als er vermittelst eines Seiles von der 40 Fuß hohen Bastei in den Graben herabgekommen war, ein Pferd bestiegen, stürzte aber mit demselben noch in der Stadt. Auch bei diesem Unfalle wußte er sich noch zu helfen. Er suchte und fand bei Freunden ein Versteck und ließ sich bei ihnen heilen. Dann ging er nach Rom und, als man ihm dort nicht helfen konnte, nach Flandern und Spanien. Doch mußte er bis nach

Mazarin's Tod von Frankreich fern bleiben. Nach seiner Rückkehr (1662) verzichtete er auf sein Erzbisthum und erhielt die Würde eines Abtes von Saint-Denys. Er lebte fortan zurückgezogen, arbeitete an seinen Denkwürdigkeiten, tilgte zum Theil seine ungeheuren Schulden und ergab sich frommen Uebungen, bis er 1679 starb.

Mazarin verdient, da in Staatsgeschäften von Moral keine Rede ist, unstreitig den Ruhm, Richelieu's System der Kabinets-Regierung neu begründet, eine Anzahl ausgezeichneter Männer in die Verwaltung gebracht und das ganze Kriegswesen, sowie das Ansehen seiner Nation zu Wasser und zu Lande wiederhergestellt zu haben. Dagegen schwand zu gleicher Zeit in Spanien unter Philipp's IV. Liebling und Minister Don Luis Haro, dem Neffen und (seit 1643) Nachfolger des einst allmächtigen Olivarez, auch der letzte Rest der Kriegsmacht und des königlichen Ansehens. Alle Vortheile, welche Frankreich im westfälischen Frieden erlangte, wurden dem Kardinal Mazarin zugeschrieben, in dessen Auftrag Turenne in den Niederlanden glücklich gegen Condé kämpfte, den man an die Spitze des spanischen Heeres gestellt hatte. Die Franzosen waren einig unter sich und von National-Gefühl beseelt; die Spanier dagegen sahen sich von einem fremden Prinzen angeführt, dem sie nicht trauten. Bei den Franzosen erschien von Zeit zu Zeit der junge König im Lager, dessen äußere Erscheinung liebenswürdig war und sie begeisterte; bei den Spaniern dagegen war ewiger Streit zwischen ihrem Statthalter Leopold Wilhelm, dem Prinzen von Condé und einem anderen fremden Anführer, dem Herzog Karl III. von Lothringen. Der Letztere war zwar ein ritterlich tapferer Mann, aber keines gesunden Gedankens fähig, und hatte früher eine ganze Zahl sonderbarer Abenteuer gehabt, deren auch von uns gedacht worden ist. Er war zuletzt mit seinen Truppen in die Niederlande gegangen, um daselbst am Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Er wollte aber dort den Souverain spielen, vereitelte durch seinen Eigensinn jedes Unternehmen und war theils wegen des Ranges, theils wegen des Oberbefehls stets mit Condé in Streit, so daß seine Truppen den Spaniern eher hinderlich als nützlich waren. Außerdem führte er auch in den Niederlanden wieder eine verdächtige Correspondenz. Die Spanier entfernten ihn daher bald auf solche Weise, daß sie seine Truppen behalten konnten. Sie ließen ihn (1654) aufheben und zuerst auf das Schloß von Antwerpen, dann nach Dünkirchen und zuletzt nach Spanien bringen. Wegen der tollen Streiche, welche Karl oft machte, gelang es den Spaniern, die Lothringer ruhig zu erhalten. Sein Bruder Franz kam sogar selbst in die Niederlande und übernahm ein Commando bei den Spaniern, ging aber freilich bald mit allen seinen Lothringern zu den Franzosen über.

Die Franzosen hatten übrigens während der Unruhen der Fronde viele von den Vortheilen wieder verloren, die sie vorher in den Niederlanden, in der Franche Comté und sogar in Catalonien, in Neapel und an der Küste von Toscana über die Spanier erlangt hatten. Dazu trug freilich auch der Umstand viel bei, daß die Spanier einige Zeit an Leopold Wilhelm oder, was einerlei ist, an dessen General-Adjutanten in den Niederlanden, sowie an Don Juan d'Austria zur See tüchtige Anführer hatten. Diese waren besonders während der ersten Jahre der Unruhen in Frankreich glücklich. Damals (1651) rückte ein Theil der Truppen des Erzherzogs, mit Condé vereinigt, in die Champagne ein und nahm St. Menehould in Besitz. Fast gleichzeitig vereitelte Don Juan, wie oben erzählt worden ist, die Hoffnungen, welche Frankreich auf die Unzufriedenheit der Neapolitaner und Sicilianer gegründet hatte, und eroberte dann die Städte an der toscanischen Küste wieder. Im Jahre 1652 entriß Don Juan den Franzosen auch Catalonien wieder. Er schloß nämlich die Stadt Barcelona von der Südseite her ein, während sie zugleich auf der Landseite enge blokirt ward. Der französische General Graf Marsin, ein eifriger Anhänger Condé's, zog mit dem besten Theile der Truppen ab, um dieselben nach Frankreich zu führen. Die Spanier störten seinen Abmarsch nicht; die Bevölkerung der Stadt litt durch Krankheiten und die Anhänger Spaniens drangen auf Unterhandlungen. Dadurch wurde der französische Marschall La Mothe Houdancourt, welcher in der Stadt commandirte, nach einer Belagerung von 13 Monaten genöthigt, dieselbe am 12. October den Spaniern gegen freien Abzug zu überlassen. Nachher eroberten die Spanier auch Girona, Palamos, Puy de Quiers, Balaguer und andere kleinere Städte und ganz Catalonien ward, nachdem es 13 Jahre lang eine französische Provinz gewesen war, wieder mit Spanien vereinigt. In demselben Jahre 1652 entrissen die Spanier den Feinden auch in Flandern Grevelingen und Dünkirchen, welche Condé an Frankreich gebracht hatte, wieder; doch konnten sie diese Städte nicht lange behaupten. Im Jahre 1654 erfocht Turenne in der Nähe von Arras über den Erzherzog und Condé einen glänzenden Sieg.

Die Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und Spanien ward nachher immer schwieriger. Erst als Cromwell Anstalt machte, die Feindschaft beider Staaten zu seinem Vortheile zu benutzen, ließ sich Don Haro zu Unterhandlungen bewegen. Cromwell hatte als militärischer Dictator von England gegen die großen holländischen Admirale des 17. Jahrhunderts, einen de Ruyter, van Tromp, de Wassenaar, Witt und de Evertsen, die nicht minder tüchtigen englischen Seehelden Monk, Dean, Penn, Blake, Lawson ausgesandt; diese waren

mehrentheils glücklich gewesen, so daß sich die aristokratische Partei, welche damals in Holland am Ruder war, zu dem oben berichteten nicht ehrenvollen Friedensschlusse hatte verstehen müssen. Nach dem Frieden mit Holland bedachte sich Cromwell einige Zeit, ob er in Spanien oder in Frankreich Raub und Beute suchen wolle. Condé hatte ihm angeboten, mit englischer Hülfe eine Landung in Guienne zu unternehmen, wo seine Anhänger und die Reformirten ihn unterstützen würden. Cromwell aber überzeugte sich durch Agenten, die er in die protestantischen Städte schickte, daß diese mit Mazarin völlig zufrieden waren, indem der Kardinal das Gnadenedict von Nismes streng beobachtete. Was der Protector von Spanien begehrte, würde, wenn es auch Don Haro bewilligt hätte, der König Philipp IV. nie zugestanden haben; Cromwell versuchte daher Dünkirchen, als es wieder in die Hände der Franzosen gefallen war, von diesen zu erhalten. Er wandte sich zuerst an den französischen Commandanten von Dünkirchen, den Grafen Estrades, und bot ihm sehr große Summen, wenn er die Engländer in die Stadt einlasse. Der Graf lehnte dies zwar mit edlem Unwillen ab; da er aber die Geldverlegenheit seiner Königin und die Habsucht Mazarin's kannte, so gab er den Engländern den Wink, der französischen Regierung selbst jenen Vorschlag zu machen. Die Königin Anna ging jedoch nicht auf denselben ein, und nun schämte sich der fromme Cromwell nicht, Raub und Gewaltthat zu üben, auch ohne daß er vorher gereizt worden war. Er erleichterte nämlich den Spaniern nicht blos ihre Werbungen in Irland, als sie sich zum Behufe der Wiedereroberung von Grevelingen und Dünkirchen verstärken wollten, sondern er ließ auch, als Dünkirchen aufs Aeußerste gebracht war und die Franzosen auf sieben kleineren Kriegsschiffen Lebensmittel und Kriegsvorräthe in die Stadt bringen wollten, diese Schiffe durch seinen Admiral Blake in dem Augenblick wegnehmen, als sie in den Hafen einlaufen wollten. Diesen offenbaren Friedensbruch hätte Mazarin rächen sollen; er that es aber nicht, sondern nahm vielmehr von der Sache Anlaß, einen Gesandten nach England zu schicken, welcher vorgeblich über die Rückgabe der geraubten Schiffe, in Wirklichkeit aber über eine gemeinschaftliche Benutzung der schlechten Regierung und des elenden Zustandes von Spanien mit Cromwell unterhandeln sollte.

Durch diese Unterhandlungen, aus welchen ein im November 1655 abgeschlossener Freundschaftsvertrag hervorging, wurden die Spanier so lange getäuscht, bis der Protector alle seine Rüstungen gemacht hatte. Dann verheerte Blake die Küsten des mittelländischen Meeres, und die Besitzungen der Spanier in beiden Indien wurden von den Engländern theils erobert, theils geplündert und mißhandelt. Endlich schlossen

Mazarin und Cromwell durch einen am 23. März 1657 in Paris unterzeichneten Vertrag einen förmlichen Bund zur Beraubung Spaniens, welcher ganz zum Vortheile und zur Ehre des Protectors und zum Nachtheile und Schimpfe der Franzosen war. Mazarin machte sich in demselben verbindlich, die drei Söhne des unglücklichen Karl I. und der französischen Prinzessin Henriette Marie, also die Vettern seines Königs, den nachherigen König Karl II. und die Herzoge von York und Glocester, aus Frankreich zu entfernen, sowie in Verbindung mit den Engländern Grevelingen, Mardyk und Dünkirchen den Spaniern zu entreißen. Dem letzteren Punkte war aber die Clausel beigefügt, daß Frankreich nur Grevelingen behalten dürfe, Dünkirchen und Mardyk dagegen den Engländern übergeben müsse; doch sollte die katholische Religion in diesen beiden Städten nicht beeinträchtigt werden.

Die Spanier hatten damals zwei tüchtige Generale in den Niederlanden, Don Juan d'Austria, welcher als Statthalter an Leopold Wilhelm's Stelle gekommen war, und den Prinzen von Condé. Mit dem Letzteren war jedoch nicht auszukommen, weil er gegen Don Juan, wie früher gegen Leopold Wilhelm, chikanirte und intriguirte. Im Jahre 1657 eroberte Turenne die Festung Mardyk, welche alsbald von den Engländern besetzt wurde. Im Mai des folgenden Jahres zog er, von englischen Truppen und Lord Lockart begleitet, vor Dünkirchen. Er hatte diese Stadt kaum enge eingeschlossen und vor derselben ein stark befestigtes Lager aufgeschlagen, als Condé und Don Juan zum Entsatze herbeieilten und sich in der Nähe der Franzosen lagerten. Don Juan bestand darauf, daß man das befestigte Lager verlassen und das der Feinde stürmen müsse; Condé war zwar anderer Meinung, gab aber doch nach. Als darauf die Spanier sich außerhalb ihrer Befestigungen gelagert hatten, that Turenne ein Gleiches. Er benutzte die eintretende Ebbe, um ein Corps über den feuchten Strand zu senden und die feindlichen Linien zu trennen. Dann griff er seinerseits den Feind an, ehe noch dessen Geschütz eingetroffen war. Auf solche Weise ward am 14. Juni 1658 ganz nahe am Meere ein Treffen geliefert, welches nothwendig unglücklich für die Spanier ausfallen mußte, weil sie keine Artillerie hatten und zwischen der See und einem Morast standen. Dieses Treffen, das bedeutendste im ganzen Kriege, wird, da beide Heere auf den Sandhügeln der Küste aufgestellt waren, die Schlacht in den Dünen genannt. Der Ausgang desselben war schnell entschieden. Das spanische Heer wurde geschlagen und zerstreut. Schon am 25. Juni mußte Dünkirchen seine Thore den Franzosen öffnen, welche dann auch diese Stadt den Engländern übergaben. Nachher wurden noch Furnes, Dixmuyden, Grevelingen, Oudenarde und Ypern genommen.

Der Feldzug des Jahres 1658 brachte endlich den spanischen Minister zu der Ueberzeugung, daß er sich mit Frankreich abfinden müsse. Schon zwei Jahre früher, als Frankreich und England über ein Bündniß unterhandelten, hatte Spanien den Wunsch zu erkennen gegeben, Frieden zu schließen. Mazarin hatte damals Lyonne nach Madrid geschickt, um dort, während der Krieg in den Niederlanden, in Italien und in den Pyrenäen fortwüthete, mit Don Louis de Haro zu unterhandeln. Bei diesen Unterhandlungen war Philipp IV. selbst mit thätig gewesen. Sehr große Schwierigkeit hatte gleich anfangs der Umstand bereitet, daß Philipp die Wiedereinsetzung des Prinzen von Condé in alle die Ehren, Würden, Aemter und Güter verlangte, deren Mazarin ihn mit Zustimmung des Parlaments beraubt hatte. Eine zweite Schwierigkeit hatte der Wunsch der Königin Anna gemacht, ihren Sohn mit einer Tochter Philipp's IV. zu vermählen; Philipp hatte nämlich noch keinen männlichen Erben, es wäre demnach in Folge dieser Heirath die Vereinigung von Spanien und Frankreich zu befürchten gewesen. Die Unterhandlungen waren deshalb damals fruchtlos geblieben. Im folgenden Jahre wurde jedoch dem spanischen Könige ein Sohn, der später unter dem Namen Karl II. König wurde, geboren, und es stand zu erwarten, daß die spanische Königin dem Lande noch einen Prinzen schenken werde. Man knüpfte daher 1658 die früher abgebrochenen Unterhandlungen wieder an. Jetzt wünschte der spanische Minister selbst die Vermählung der Infantin Maria Theresia mit Ludwig XIV., und Mazarin erdachte eine List, um die Langsamkeit der Spanier zu einem schnelleren Entschlusse zu bringen. Er bewog den König Ludwig, mit Pracht und Aufwand nach Lyon zu reisen, ließ auch die Herzogin von Savoyen mit einer ihrer Töchter dahin gehen und veranlaßte dadurch das Gerücht von einer bevorstehenden Verlobung Ludwig's mit der Prinzessin von Savoyen. Dies brachte die beabsichtigte Wirkung hervor. Der König von Spanien schickte alsbald einen seiner Staats-Secretäre, Don Anton Pimentel, nach Lyon, welcher den König nach Paris begleitete und schon im Anfange des Jahres 1659 die Präliminarien eines Friedens abschloß.

Der Punkt wegen des Prinzen von Condé war in diesen Präliminarien ganz so eingerichtet worden, wie der schon als Knabe auf sein königliches Ansehen sehr eifersüchtige Ludwig XIV. bereits im Jahre 1656 es gefordert hatte. Ludwig versprach nämlich, dem Prinzen von Condé aus königlicher Gnade alle seine Güter außer Chantilly, dagegen aber keine seiner Stellen und Statthalterschaften wiederzugeben. In Betreff der gemachten Eroberungen wurde in den Präliminarien festgesetzt, daß Ludwig alle von seinen Truppen besetzten Plätze behalten dürfe; welche Plätze aber gemeint wären, sollte erst

im Frieden selbst bestimmt werden. Im Mai 1659 ward ein Waffenstillstand geschlossen. Hierauf begab sich Mazarin nach St. Jean de Luz, Don Louis de Haro nach San Sebastian, um persönlich über den Frieden zu unterhandeln, da beide Minister in gleichem Grade unumschränkte Herren ihrer Reiche waren. Sie hielten ihre Conferenzen auf der Fasanen-Insel des von den Pyrenäen herabkommenden Flusses Bidassoa, welcher die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Mazarin trat dabei prächtig und prahlend, Don Louis de Haro dagegen weit bescheidener auf. Bei der ersten Conferenz am 24. August erschien Mazarin mit 27 Hofkutschen, welche alle mit sechs Pferden bespannt und mit französischen Edelleuten besetzt waren. Auch eine Menge prächtig gekleideter Pagen, Garden und Livrée-Bedienten war von Mazarin mitgebracht worden. Man hielt nicht weniger als 25 Conferenzen. Schon nach der sechsten reiste der Herzog von Grammont nach Madrid, um feierlich um die Hand der spanischen Prinzessin anzusuchen. In Rücksicht des Prinzen von Condé ließ Mazarin sich bewegen, einen Artikel der Präliminarien nachzugeben und dem Prinzen die Statthalterschaft von Burgund, sowie seinem Sohne die Stelle eines Oberhofmeisters wieder zu ertheilen. Dafür mußten aber außer den in den Präliminarien erwähnten Plätzen noch Avesnes, Philippeville und Marienburg in den Niederlanden, sowie die Grafschaft Conflans in den Pyrenäen an Frankreich abgetreten werden. Eine der Hauptbestimmungen dieses sogenannten Pyrenäischen Friedens, welcher im November 1659 unterzeichnet*), aber erst Ende Februar 1661 in aller Form ratificirt wurde, bestand darin, daß der Herzog Karl von Lothringen, dessen sich Ludwig XIV. ebenso annahm, wie Philipp IV. des Prinzen von Condé, freigegeben wurde, aber das Herzogthum Bar, sowie Stenay, Jametz und andere Plätze im französischen Lothringen den Franzosen überlassen, auch die Festungswerke von Nancy schleifen mußte**). Frankreich wurde durch diesen Frieden an seiner Nordgrenze wesentlich ausgedehnt und durch den Besitz von Städten gestärkt. Es erhielt fast die ganze Grafschaft Artois; ferner in Flandern Grevelingen und Bourbourg; im Hennegau Landrecies und Le Quesney; im Luxemburgischen eine Reihe von

*) Bei dem Abschlusse saßen Mazarin und Haro einander gegenüber auf zwei Stühlen, zwischen welchen die Reichsgrenze angedeutet war; nach der Unterzeichnung umarmten sie einander, jeder im Gebiete seines Königs stehend.

**) Dies ward am 28. Februar 1661 geändert. Der Herzog erhielt Bar zurück; die Festungswerke von Nancy aber wurden geschleift, und der Herzog entsagte nicht nur dem Besitze von Meyenvic, Causinau, Pfalzburg, Saarburg und der Grafschaft Clermont, sondern er räumte auch den Franzosen eine 30 Stunden lange und eine halbe Stunde breite Militär-Straße ein, welche von Metz nach Pfalzburg und ins Elsaß führte.

Ortschaften mit ihrer Gemarkung, darunter Thionville und Montmedy; endlich (in der Grafschaft Namur) Marienburg und Philippeville, die es erst im Jahre 1815 wieder an die Niederlande verlor. Da ferner die Pyrenäen zur Reichsgrenze erklärt wurden, erhielt Frankreich für alle Zeiten die Grafschaften Roussillon und Conflans, sowie den nördlichen Theil der Grafschaft Cerdagne. Zur Feststellung der Pyrenäengrenze wurde vor Abschluß des Friedens eine Commission eingesetzt. Den Cataloniern wurde völlige Straflosigkeit zugesichert; dagegen versprach Frankreich, den König von Portugal in keiner Weise zu unterstützen. Die von Spanien abgetretenen niederländischen Städte gehörten staatsrechtlich zum burgundischen Kreise des deutschen Reiches; doch war das Letztere damals nicht so beschaffen, daß es hätte Einsprache thun und sein Ansehen wahren können.

Seit der Zeit des pyrenäischen Friedens ward Frankreich der Schrecken von Europa, Ludwig XIV. aber nebst dem französischen Hofe das Muster der Fürsten und des hohen Adels der Welt. Beides fand besonders statt, seitdem die ganze Politik Frankreichs darauf gerichtet ward, die Erbschaft des spanischen Zweiges der Habsburger an Frankreich zu bringen. Darauf war auch Ludwig's XIV. Vermählung mit der spanischen Prinzessin berechnet, obgleich seine Gemahlin für sich und ihre Erben auf die feierlichste Weise jedem Erbanspruche an Spanien entsagen mußte. Mazarin hatte diese Verzichtleistung auf Spanien und Italien beschränkt sehen wollen, sie wurde jedoch ausdrücklich auch auf Burgund und die Niederlande ausgedehnt und Ludwig bekräftigte sogar eidlich die Entsagungs-Acte in ihrem ganzen Umfang. Er nöthigte auch das Parlament, dieselbe zu registriren. Dieses blieb aber stets bei der Behauptung, daß sie nichtig sei, weil Niemand die angeborenen Rechte seiner Kinder und Enkel veräußern könne. Uebrigens sah Ludwig die Infantin Maria Theresia zum erstenmal auf der Fasanen-Insel am 4. Juni 1661; fünf Tage nachher wurde die Ehe vom Bischof von Bayonne eingesegnet.

Mazarin bewies in seinem ganzen Leben die Kunst, in welcher zu unserer Zeit Talleyrand groß war, sich entweder im Sattel zu halten, oder, wenn er heraus geworfen war, sich wieder hinauf zu schwingen. Er hatte auch wie Talleyrand das Glück, sich bis an seinen Tod in seinem Ansehen zu behaupten. Er wurde zwar zuletzt dem jungen Könige beschwerlich, welcher bereits laut sagte, daß er keinen Premier-Minister mehr ernennen werde; er starb aber am 9. März 1661 im vollen Genusse der Macht. Von seinem ungeheuren Vermögen bestimmte er einen Theil zur Stiftung eines Collegiums, in welchem hauptsächlich junge Leute aus den neuen Gebietstheilen Frankreichs erzogen werden sollten; diesem „Collège Mazarin“ vermachte er auch

seine berühmte Bibliothek; sein Haupterbe, der Gemahl seiner Nichte, Hortensia Mancini, wurde später zum Herzog von Mazarin erhoben. Vor seinem Tode hatte der Kardinal dem Könige noch diejenigen Männer empfohlen, welche die Einrichtungen durchführten, denen das monarchische Frankreich seine Größe verdankt. Unter diesen nennen wir vor Anderen Le Tellier, welcher die inneren Angelegenheiten, Louvois, der das Kriegswesen, Pomponne, Croissy und Lyonne, welche die auswärtige Politik leiteten, und Colbert (geboren zu Reims 1619), den Mazarin statt des Verschwenders und Wucherers Fouquet für die Finanzen empfahl. Fouquet wurde von Ludwig noch einige Zeit hindurch geduldet, dann aber auf dieselbe Art behandelt, wie man im Orient Finanz-Minister zu behandeln pflegt. Mazarin hatte nach Emery's Entfernung ein Finanz-System befolgt, welches nur für die Verwalter der Finanzen vortheilhaft, für das Land dagegen höchst drückend war. An der Spitze des Finanz-Collegiums stand Fouquet als General-Controleur; ihm untergeordnet waren zwei Controleurs, ein Ober-Intendant und zwei Intendanten. Fouquet machte mehr Aufwand, als der König zu thun im Stande war. Man sagte von ihm (wir wissen jedoch nicht, ob sich die Sache so verhält) er habe jährlich nicht weniger als 23 Millionen für unbekannte Ausgaben gebraucht. Er baute aber außerdem nicht nur mit einem Aufwande von neun Millionen, welche jetzt mehr als das Doppelte betragen würden, einen Palast und Garten in Vaux und vertheilte jährlich vier Millionen Pensionen, sondern er beschenkte und bewirthete auch Edelleute, Künstler und Gelehrte auf wahrhaft fürstliche Weise. Seine Prachtliebe und Verschwendung gingen so weit, daß sich der König, den schon Mazarin gewarnt hatte, zuletzt tief gekränkt fühlte, weil Fouquet ihn in seinem neuen Palast in Vaux zu Festen einlud, welche seine eigenen in Fontainebleau weit hinter sich zurückließen. Manche behaupten jedoch auch, daß Fouquet, welcher die Gunst der berühmten Damen, Künstler und Dichter (auch Molière diente ihm) mit großen Summen erkaufte, dem Fräulein La Vallière, welche Ludwig innig und aufrichtig liebte, nachgetrachtet und dadurch des Königs Zorn gereizt habe. Dies mag unentschieden bleiben; gewiß ist jedenfalls, daß der König noch eine zeitlang fortfuhr, ihn ganz freundlich zu behandeln, weil er seine vielen Verbindungen scheute, daß er aber schon vorher ihn durch Colbert hatte dahin bringen lassen, die Stelle eines General-Procurators des Parlaments zu verkaufen, die ihm das Vorrecht gab, nur allein vom Parlament gerichtet zu werden. Der König ließ ihn endlich nach Nantes kommen, dort am 5. September 1661 verhaften und, wie seit Richelieu's und Mazarin's Zeit Sitte war und blieb, nicht vor seinen natürlichen Richter, sondern vor eine Commission stellen.

Es ist für den früheren Zustand Frankreichs bezeichnend, daß Fouquet in der Bretagne zwei Festungen besaß, die der König nun in seine Gewalt brachte. Die Anklage lautete auf Unterschleif und auf Verbrechen gegen den Staat. Die Commission begann den Proceß erst am 24. November 1664 und verurtheilte, da Fouquet Alles, was er gethan, mit Bewilligung der Königin-Mutter gethan und zur Zeit der Fronde auf ihren Befehl Betrug und Wucher geübt hatte, ihn mit zwölf Stimmen gegen acht zu lebenslänglicher Verbannung und zur Einziehung seines Vermögens. Der König verwandelte jedoch diese Strafe willkürlich in lebenslängliches Gefängniß; Fouquet wurde auf die Citadelle von Pignerol gebracht, wo er nach 16 Jahren starb.

XI. Europa von Mazarin's Tode bis zum Frieden von Nymwegen.

1. Deutsche Verhältnisse vom westfälischen Frieden bis zum Beginn der Beraubung Deutschlands durch Ludwig XIV.

Seitdem es den Kardinälen Richelieu und Mazarin gelungen war, in Frankreich auf den Trümmern der alten Volksrechte eine absolute Monarchie, einen glänzenden Hofstaat, eine Ministerial-Herrschaft mit prahlenden Wissenschaften und Künsten zu gründen, bemühten sich auch die deutschen Fürsten, das geschwächte kaiserliche Ansehen noch mehr zu schwächen und in jedem kleinen Ländchen eine absolute Monarchie oder vielmehr einen Polizei-Staat einzurichten. Dies war jedoch in jenen Zeiten schwieriger, als in den unserigen, weil die Stände damals von anderer Art waren, als jetzt, und weil die Reichsgerichte und der Kaiser zwar selten und schwer Jemandem zu seinem Rechte verhalfen, aber doch gern wenigstens durch Worte den Mächtigen fühlen ließen, daß er nicht unabhängig sei.

Drei Mächte übten seit dem westfälischen Frieden eine Protection in Deutschland aus, Oestreich, Frankreich und Schweden. Das Letztere konnte aber, da es nach Karl's X. Tode eine Beute der Oligarchie ward, seine Stellung nicht behaupten. Dadurch erhielt der unter dem Namen des großen Kurfürsten berühmt gewordene Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sich gleich nach dem westfälischen Frieden an den Kaiser enge anschloß, Gelegenheit, eine ganz neue

anti=französische Macht zu bilden, welche, weil Mazarin Frankreichs Uebergewicht auf stehende Heere, auf Feldherren und auf die Benutzung des Volkes für die Zwecke des Regenten gegründet hatte, nothwendiger Weise eine rein militärische, von Ständen unabhängige sein mußte. Unter allen Fürsten Deutschlands war nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg fähig, die Verhältnisse auf eine solche Art zu benutzen, daß er die Stände beseitigen, die Finanzen verbessern, sein Heer auf Unkosten des Landes unverhältnißmäßig vermehren und dem Kaiser wie dem Reiche bedeutende Hülfe leisten konnte; denn er war nicht nur sparsam, sondern er besaß auch Feldherrn=Talente und nahm, während die schwedischen Oligarchen das alte Heer Karl's X. vernachlässigten, die ausgezeichnetsten Officiere in seine Dienste auf. Mit welcher Klugheit er Karl's X. abenteuerliche Züge gegen Polen benutzt hatte, um sein Herzogthum Preußen von der polnischen Lehens=Abhängigkeit frei zu machen und die Ritter und Städte seinem monarchischen Willen unterzuordnen, ist bereits bei Karl's Geschichte erzählt worden. Hier müssen wir nur noch hinzufügen, daß Friedrich Wilhelm als aufrichtig deutsch gesinnter Mann sich stets an den Kaiser anschloß, obgleich dieser ein Feind des Protestantismus, er selbst aber dessen bester Schützer war und später auch den von Ludwig XIV. verfolgten Protestanten Schutz und Zuflucht gewährte.

Oestreich war damals ganz in der Gewalt der Jesuiten. Schon Kaiser Ferdinand III. hatte 36 Collegien derselben errichten lassen. Sein früher zum geistlichen Stande bestimmter Sohn Leopold I., dem er in seinem Testament die Jesuiten dringend anempfahl, ging noch viel weiter. Dieser Kaiser, der von seinen eigenen Ministern verrathen und verkauft wurde, ertheilte nicht nur dem Jesuiten=Collegium zu Wien ständische Rechte, sondern er wollte auch dem Orden die Grafschaft Glatz schenken und hatte sogar die Urkunde darüber schon ausfertigen lassen, als es dem Minister Lobkowitz gelang, ihn zurückzuhalten. Gleichwohl war es Kaiser Leopold, der den großen Kurfürsten in dem schwedisch=polnischen Kriege am kräftigsten unterstützte und sich 1658 innig mit ihm verband. Diese Allianz wurde 1666 um zehn Jahre verlängert. Uebrigens verdankte der große Kurfürst seiner eigenen Einsicht und Energie, sowie dem von ihm geschaffenen Heere und der Disciplin desselben das Ansehen, welches ihn in den Stand setzte, nicht blos in allen deutschen Angelegenheiten, sondern auch in den europäischen eine gewichtige Stimme zu führen. Er erlaubte sich dabei freilich, um die Finanzen seines kleinen Gebietes den neuen Bedürfnissen anzupassen, vielerlei schreiende Gewaltthaten. Doch kann hier, wo nur der innere Zusammenhang der allgemeinen europäischen Geschichte im 17. Jahrhundert angedeutet werden soll, der branden=

burg-preußischen Angelegenheiten nicht näher gedacht werden. Wir überlassen es daher auch billiger Weise den Preußen, die Mittel zu entschuldigen, welche angewandt worden sind, um eine neue absolute militärische Macht in Deutschland zu schaffen.

Der Reichstag vom Jahr 1654 war der letzte, der durch einen Kaiser (Ferdinand III.) geleitet und mit einem Abschied geschlossen wurde.*) Auf demjenigen, der im Jahr 1663 stattfand, zeigte sich zwar Leopold I.; doch verhandelten die Fürsten nicht in Person. Die Bevollmächtigten blieben beisammen und setzten die Berathungen fort, bis im Jahr 1670 ein kaiserliches Decret bestimmte, daß die Reichsstände ihre Abgesandten auf ihre Kosten für die Dauer in Regensburg lassen sollten. So wurde der Reichstag von 1663 zu einem immerwährenden (permanenten) und erhielt sich bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Gleichzeitig mit dem Prunk der alten berufenen Fürstenversammlung ging in diesem Jahrhundert die deutsche Bürgerfreiheit fast ganz unter; denn die freien Städte wurden, da der Kaiser sie nicht zu schützen vermochte, großentheils fürstliche Städte. Freilich verdiente die Art von Freiheit, welche in den deutschen Städten und durch sie bestand, ebenso wenig Erhaltung, als die Klöster. Beide hatten ihre Zeit gehabt und diese war damals vorüber. Wir führen nur einige Beispiele an. Bremen, von den Schweden bedrängt, belagert und sogar beschossen, mußte seinen Rechten auf einen Sitz im Reichstage lange entsagen, wenn es auch durch die Verwendung des Kaisers und der Seestaaten eine freie Stadt blieb. Im Jahr 1666 wurde durch einen Vergleich festgesetzt, daß die Stadt ihr Sitz- und Stimmrecht auf den Reichstagen nach Beendigung des gegenwärtigen nicht mehr ausüben solle. Da nun der gegenwärtige Reichstag zu einem beständigen wurde, so blieb Bremen im Besitze seines Rechtes. Münster ward 1661 durch seinen kriegerischen Bischof Bernhard von Galen der Reichsfreiheit beraubt. Dies geschah nach wilden Unruhen, in welchen ein Domdechant, Namens Mallinckrodt, als heftiger Volksführer gegen den Bischof auftrat; die Stadt hielt mehrere Belagerungen und Beschießungen aus, bevor sie sich unterwarf (März 1661). Gegen Erfurt wurde 1664 zu Gunsten des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der sich ganz in französischen Schutz begeben hatte, auf gleiche Weise verfahren, weil die Erfurter den Namen des Kurfürsten nicht mit dem Beisatz „unser gnädigster Herr" in das Kirchengebet aufnehmen wollten. Die Unterdrückung dieser Stadt ward mit französischen Truppen ausgeführt,

*) Dieser Reichstag war derselbe, bei welchem der Bürgermeister Otto von Gerike auf offenem Markte vor dem Kaiser und den Ständen seine berühmten Experimente mit der von ihm erfundenen Luftpumpe anstellte.

die Ludwig XIV. dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe geschickt hatte, die aber der Kurfürst zur Bekämpfung seiner angeblichen Unterthanen in Anspruch nahm. Erfurt kapitulirte im October 1664; die Behörden mußten auf öffentlichem Platze den Kurfürsten knieend ersuchen, die Huldigung der Stadt anzunehmen.*) Uebrigens war Johann Philipp von Schönborn derselbe Kurfürst von Mainz, welcher vorher in Frankfurt den rheinischen Bund gestiftet hatte, vermittelst dessen das deutsche Reich auf eine schmähliche Weise abgehalten werden sollte, einem bedrohten Mitstande beizustehen, und welchem neben einer Anzahl deutscher Fürsten auch der schwedische König als Herzog von Bremen und Verden, sowie Ludwig XIV. selbst beitrat (August 1658). Auch die Stadt Magdeburg verlor fast zu gleicher Zeit mit Erfurt ihre Freiheit. Sie ward (1666) durch den großen Kurfürsten mit Truppen besetzt und zu dem Vertrage von Kloster Bergen genöthigt, durch welchen sie sich unter günstigen Bedingungen verpflichtete, einstweilen dem Administrator des Stiftes, Herzog August von Sachsen, und nach dessen einstigem Ableben dem Kurfürsten von Brandenburg zu huldigen. Friedrich Wilhelm unternahm diesen Gewaltstreich im Vertrauen auf den Kaiser, der kriegerischen Beistand von ihm erwartete. Auf gleiche Weise verfuhr Bernhard von Galen 1674 mit Höxter. Ebenso wurden im Jahre 1671 Köln und Braunschweig ihrer Freiheit beraubt; jenes schloß mit seinem Erzbischof einen Vergleich, dieses wurde vom Herzog Rudolph August zu Wolfenbüttel durch eine förmliche Belagerung zur Huldigung und zur Aufnahme von Truppen genöthigt. Dagegen mißlang 14 Jahre später ein Versuch des Königs von Dänemark, Hamburg zu einer dänischen Landstadt zu machen.

In das unbegrenzte Lob, welches viele Geschichtschreiber (nur Stenzel nicht) dem Schöpfer des Preußenthums zollen, können wir, wie schon gesagt, nicht einstimmen. Jedenfalls war es aber ein Glück für Deutschland, daß Friedrich Wilhelm sich enge an Oestreich anschloß, als Ludwig XIV. beim Tode des Kaisers Ferdinand III. (1657) dessen Sohn Leopold I. um die deutsche Krone zu bringen und die Wahl auf einen Fürsten zu lenken suchte, welcher schwach und phlegmatisch war. Auch die deutschen Fürsten bedurften eines Kaisers, welcher weder mächtig, noch energisch war. Man stellte als Mitbewerber Leopold's I. den Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern

---

*) Zum Dank verschaffte Johann Philipp dem König von Frankreich aus Wien den mit kostbarem Schmuckwerk versehenen Sarg des Merovingerkönigs Childerich, der in Tournay gefunden und vom Erzherzog Leopold Wilhelm an den Kaiser geschickt worden war. (Childerich war Chlodwig's Vater; s. Bd. IV., S. 318.)

auf, welcher 1651 im 15. Lebensjahre seinem Vater Maximilian I. nachgefolgt war. Derselbe war ebenso unbedeutend, als Leopold und wurde zudem ganz von seiner französisch gesinnten Gemahlin Adelheid von Savoyen beherrscht. Ferdinand Maria war, was die Hofleute einen herzensguten und frommen Regenten nennen; er blieb aber sein ganzes Leben hindurch unselbstständig. Er that in der Jugend Alles, was seines Vaters alte Räthe ihm angaben und ließ sich nachher von seiner Mutter Maria Anna, einer Tochter des Kaisers Ferdinand II., die ihn sogar auf die Jagd begleitete, unbedingt beherrschen, bis endlich seine Gemahlin ihn zu leiten übernahm. Daß er sich zum Werkzeuge der französischen Politik gebrauchen lassen werde, war um so mehr zu hoffen, weil die Franzosen dabei auf den lächerlichen Ehrgeiz der Juristen in seinem Kabinet rechnen konnten. Dieser Ehrgeiz führte auch bei der nach Ferdinand's III. Tode in Frankfurt gehaltenen Wahlversammlung eine von uns schon erwähnte, für die deutschen Juristen und Fürsten jener Zeit sehr charakteristische Scene herbei. Es war nämlich schon seit mehreren Jahren Streit darüber, ob durch den westfälischen Frieden die Pfalz wieder ihre alte Kurwürde mit allen an ihr klebenden Rechten und Baiern eine neue erhalten habe, oder ob die alte Kurwürde mit allen ihren Attributen an Baiern übertragen worden sei. Man hatte deshalb von bairischer Seite, noch ehe die Nachricht von Ferdinand's III. Tode nach Heidelberg gekommen war, durch vorher gedruckte Patente Besitz von dem bis zur Wahl eines neuen Kaisers nöthigen Reichs-Vicariat genommen, das für Oberdeutschland von jeher der pfälzischen Kur zugestanden hatte, wie für Niederdeutschland der sächsischen. Der Kurfürst von der Pfalz aber, Friedrich's V. Sohn, Karl Ludwig, hatte dagegen protestirt und durch seine Juristen Deductionen und schimpfende Streitschriften bekannt machen lassen, welche von den Baiern in gleichem Ton und Stil beantwortet wurden. Zu der Wahl-Versammlung schickte Ferdinand Maria seinen Minister, Mentor und Deductionen-Macher Oechsle; Karl Ludwig dagegen erschien in eigener Person. Oechsle nahm zu Frankfurt seines Herrn Sitz im Kurfürsten-Collegium ein und hielt einen Vortrag über das Reichs-Vicariat, welcher durchaus nicht in dem jetzt sogenannten parlamentarischen Stil abgefaßt, sondern derb war, wie die bairische Lebensart. Karl Ludwig, welcher ebenfalls nichts weniger als fein im Benehmen war, unterbrach ihn jedoch und verbot ihm, seinen Vortrag fortzusetzen. Oechsle kehrte sich nicht an diesen Befehl; als er aber von einer verwirkten Kurwürde redete, warf ihm Karl Ludwig das Tintenfaß an den Kopf. Obgleich Oechsle als ächter Diplomat sich dadurch nicht stören ließ, sondern seinen Aufsatz ruhig weiter las, so entstand doch ein großes Geschrei über die Verletzung eines kur-

fürstlichen Repräsentanten. Beide Theile machten sogar kriegerische Anstalten; und nur mit Mühe gelang es dem Kur-Collegium, den guten Kurfürsten von Baiern dazu zu bringen, daß er sich mit einer öffentlichen Entschuldigung des heftigen Pfälzers aus Stuart'schem Blute begnügte. Karl Ludwig hatte seine heftige Sinnesart auch im eigenen Hause kundgegeben. Da seine Gemahlin Charlotte von Hessen ihn nicht liebte und kalt behandelte, wandte er seine Neigung einem Fräulein Louise von Degenfeld zu, die eine seltene Geistesbildung besaß und mit ihrem kurfürstlichen Geliebten in lateinischer Sprache Briefe wechselte. Da seine Gemahlin ihre üble Laune nicht verbarg, gab er ihr an offener Tafel eine Ohrfeige, worauf die gekränkte Frau nur mit Mühe verhindert wurde, eine geladene Pistole auf die Degenfeld abzufeuern. Diese hatte ihm bereits vier Kinder geboren, als die Kurfürstin sich bewegen ließ, sich mit einem Jahrgehalt nach Kassel zurückzuziehen (1662). Die Degenfeld, deren Kinder den Titel von Raugrafen und Raugräfinnen führten, starb 1677, als sie ihrer vierzehnten Entbindung entgegensah. Karl Ludwig war den Bestrebungen für Vereinigung der christlichen Bekenntnisse zugethan und zeigte auch darin eine seltene Freiheit der Denkweise, daß er den berühmten Spinoza auffordern ließ, eine Professur in Heidelberg zu übernehmen, worauf dieser freilich nicht einging. Karl Ludwig ließ im Jahr 1771 seine durch ihre originellen Aufzeichnungen berühmte Tochter Elisabeth Charlotte zur katholischen Religion übertreten, um sie mit Ludwig's XIV. Bruder, dem Herzog von Orleans, vermählen zu können.

Da die drei geistlichen Kurfürsten dem rheinischen Bunde angehörten, dessen Protector Ludwig XIV. war, und da nur Brandenburg und Sachsen östreichisch gesinnt waren, so schien es leicht, Ferdinand Maria's Erwählung durchzusetzen. Allein dieser selbst war durchaus nicht geneigt, eines bloßen Titels wegen sich und sein Land den Feindseligkeiten Oestreichs preiszugeben. Die französischen Minister wandten alle möglichen Mittel an, um ihn zu bewegen, daß er die Kaiserwürde suche und annehme. Sie streuten Geld mit vollen Händen aus. Sie ließen den Kurfürsten durch seine Gemahlin in ihrem Sinne bearbeiten; doch wirkte derselben seine Mutter entgegen, welche eine Schwester des verstorbenen Kaisers war. Die Gesandten boten ihm 15,000 Mann Franzosen und viel Geld an. Der Herzog von Grammont trat bei den in Frankfurt versammelten Kurfürsten mit dem größten Glanze auf und begab sich persönlich auch nach München. Einer der drei Fürstenberge, welche im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts eine so undeutsche Rolle gespielt haben, Franz Egon, bot seine ganze französisch-italienische Feinheit für die Zwecke des französischen Königs auf *). Alle Be-

*) Da der Name Egon im Hause Fürstenberg herkömmlich war und noch

mühungen scheiterten an der Hartnäckigkeit des jungen Kurfürsten von Baiern und Leopold I. wurde im Juli 1658 zum Kaiser gewählt. In der Wahlkapitulation mußte er jedoch versprechen, sich in den noch andauernden Krieg zwischen Frankreich und Spanien nicht einmischen zu wollen.

Wenn auch in Bezug auf die Kaiserwahl Ludwig XIV. seinen Zweck nicht erreicht hatte, so fand er doch auf andere Weise Gelegenheit genug, durch Unterstützung der schwächeren Fürsten und Herren, welche sich dem Kaiser und den Reichsgerichten widersetzten, in Deutschland seine stolze Herrschsucht zu befriedigen. Durch französische Unterstützung ward z. B. Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, seinem Nachbarn Karl Ludwig von der Pfalz so beschwerlich, daß dieser ihn nur den Oberpriester nannte, der ihm in Allem entgegen sei; freilich war auch Karl Ludwig kein besonders guter Nachbar. Uebrigens konnten Ludwig XIV. und seine Minister das Protectorat, welches Schweden und Frankreich durch den westfälischen Frieden erhalten hatten, damals für sich allein benutzen, weil sie in der Nähe waren und blieben, der Schweden-König Karl X. aber mit dem Kriege in Polen und Dänemark zu thun hatte. Auch flossen, als nach Fouquet's Entfernung Colbert die Leitung der Finanzen Frankreichs übernahm, alle die großen Summen, welche Fouquet für sich benutzt hatte, in den königlichen Schatz, und durch den neuen Minister wurden zugleich frische Quellen des Reichthums in Frankreich geöffnet. Außerdem hatten die Franzosen allein große Feldherren und ein gut bezahltes, wohl eingerichtetes Heer. Ludwig XIV. konnte sogar 1664 dem Kaiser Leopold ein Hülfsheer gegen die Türken schicken, welche damals bis nach Wien streiften. Dieses Heer hatte vielen Antheil an dem bei St. Gotthard an der Raab unter Montecuculi erfochtenen glänzenden Siege der Oestreicher.

Sogar Kaiser Leopold selbst verhalf damals den Franzosen zu einem immer weiter ausgebreiteten Einfluß in Deutschland, als der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, 1661 diese Stadt der Reichsfreiheit beraubte und eine Citadelle in derselben erbauen ließ. Der Kaiser hatte nämlich im Einverständniß mit den Reichsgerichten eine Achtserklärung gegen die Stadt erlassen, weil sie in dem Streite, den sie seit 1657 mit ihrem Bischofe hatte, Abgeordnete nach dem Haag gesandt hatten, um von den Generalstaaten Hülfe zu erbitten. Der Kaiser hatte nämlich in seiner Wahlcapitulation versprochen, nicht zu dulden, daß Unterthanen der Reichsstände mit anderen Reichsständen oder mit auswärtigen Mächten Bündnisse schlössen. Leopold that aber noch mehr: er schickte dem Bischof Executions-Truppen. Dieser er-

ist, so bezeichnete man sie und ihre politische Partei auch wohl als Egonisten.

hielt bei seinem Kriege mit der Stadt auch französische Truppen und war deshalb fortan den Franzosen behülflich, ihre Absichten in Deutschland zu fördern. Im Jahre 1664 gelang es dem Könige von Frankreich, nicht allein die Verlängerung des rheinischen Bundes zu bewirken, sondern auch die Fürsten von Würtemberg, Darmstadt und Pfalz-Zweibrücken, sowie den Bischof von Basel zum Beitritte zu bewegen. Ludwig's Minister ließen schon damals ihren König in symbolischen Gemälden und Kupferstichen als die Alles belebende Sonne darstellen. Fürsten und große Gelehrte, in und außerhalb Frankreichs, Maler, Baumeister, Bildhauer und Dichter priesen für Geschenke, Jahrgelder u. dergl. m. einen König, welcher die Cavaliere aller Nationen an seinem Hofe versammelte und ihnen auf Unkosten des Volkes prächtige Feste gab.*) Sogar dem Kurfürsten von Brandenburg zahlten die Franzosen Geld und zogen ihn in das Bündniß. Doch trauten sie ihm nicht recht, seitdem er sich förmlich beschwert hatte, daß Ludwig dem Kurfürsten von Mainz zur Unterdrückung von Erfurt Truppen geliehen habe. Seit dem Jahre 1665, als der rheinische Bund durch die Unterschrift, wenn auch nicht durch den thatsächlichen Beitritt des großen Kurfürsten auf drei Jahre verstärkt worden war, änderten sich freilich die Umstände gänzlich, der Bund zerrann und auch die Politik Johann Philipp's von Mainz nahm eine andere Richtung; dagegen verkauften sich aber die deutschen Fürsten fortan einzeln den Franzosen, weil der Schwache von Kaiser und Reich wohl Urtheile und Decrete, aber keine thätige Hülfe zu erwarten hatte. Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen verpflichtete sich sogar insgeheim, für die 200,000 Thaler, die er jährlich von Ludwig XIV. empfing, auf den Reichstagen stets im Interesse Frankreichs zu stimmen.

Ludwig begann übrigens damals, noch ehe er mit seinen Ansprüchen an einzelne Stücke der spanischen Niederlande und gelegentlich auch an Deutschland auftrat, in Verbindung mit dem wieder eingesetzten Könige von England seine Neckereien gegen die sieben Provinzen der Niederlande. Er that dies unter dem Vorwande des Schutzes, den er deutschen Fürsten und Herren zu gewähren habe. Dabei war ihm wieder der ganz militärische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, sehr nützlich, welcher seit seinem Streite mit der Stadt Münster über die Holländer sehr erbittert war und mit französischem Gelde Truppen geworben hatte. Auch des Kurfürsten von Köln und des

---

*) Unter Anderem bezogen der Geschichtschreiber Böker in Straßburg und der berühmte Staatsrechtslehrer Conring in Helmstedt vom französischen Hofe Jahrgehalte von je 300 Thalern. Conring, vom Glanze der Regierung Ludwig's eingenommen, meinte in ihm den einzigen Helfer gegen die Türken, ja einen neuen Karl den Großen zu erkennen.

Herzogs von Pfalz-Neuburg nahm sich Ludwig gegen die Holländer an. Er verlangte nämlich trotzig, daß die General-Staaten, welche damals die Niederlande republikanisch regierten, dem Kurfürsten von Köln das von ihnen noch immer besetzt gehaltene Rheinberg, sowie dem Herzoge von Neuburg einen festen Platz seines Gebietes, den sie ihm vorenthielten, zurückgeben sollten. Des Bischofs von Münster nahm sich Ludwig an, als derselbe wegen einer kleinen Grenzfestung mit den Holländern in Zwist gerathen war. Der kriegerische Bischof hatte nämlich, als Hermann von Lichtenstein den Fürsten von Ost-Friesland bekriegte und die Holländer demselben ihren Schutz gewährten, das Fort Bockeloe an der Grenze errichtet, um sie von da aus zu beunruhigen. Der Graf von Styrum bemächtigte sich aber dieses Forts und die Provinz Geldern leistete demselben Hülfe. Der Bischof zog hierauf gegen die Vertheidiger des Grafen ins Feld. König Ludwig gewährte ihm zwar, weil sein getreuer Freund, der Kurfürst von Köln, Verbündeter der Provinz Geldern war, keine militärische Hülfe; er beauftragte aber seinen Gesandten bei den General-Staaten, den Grafen Estrades, sich der Sache des Bischofs anzunehmen. Nachher hatte Ludwig, wie wir später sehen werden, politische Gründe, den Holländern gegen den Bischof von Münster beizustehen. Sie hatten ihr Landheer vernachlässigt und waren dem kriegerischen Prälaten kaum gewachsen. Dieser vertraute auf Hülfsgelder von England, welche jedoch ausblieben oder zu spät ankamen. Da nun Galen auch von Brandenburg nachdrückliche Abmahnungen erhielt, so sah er sich genöthigt, am 20. April 1666 unter französischer Vermittelung einen Vertrag zu schließen, in welchem die Holländer wegen Bockeloes nachgaben, er selbst aber sich verpflichtete, nicht mehr als 3000 Mann Soldaten zu halten. Uebrigens gab sich Ludwig schon um jene Zeit Mühe, Jülich von Pfalz-Neuburg und Cleve von Brandenburg zu erkaufen.

Die obigen kurzen Angaben zeigen zur Genüge, wie die Verhältnisse Deutschlands unmittelbar nach der endlichen vollständigen Ausführung des westfälischen Friedens und nach der offenen Verletzung desselben durch das gewaltsame Verfahren der Franzosen im Elsaß beschaffen waren. Sie sind hier vorausgeschickt worden, um zu erklären, worauf Ludwig XIV. sich stützte, als er ohne alle Rücksicht auf jenen Frieden seit 1665 zugleich Spanien und Deutschland zu berauben begann.

2. England von Oliver Cromwell's Tode bis zur Rückkehr Karl's II.

Oliver Cromwell hatte, obgleich die Nation keines seiner Parlamente und diese ihn selbst nie anerkannten, die Regierung bis an

seinen Tod (3. September 1658) behauptet. Auch sein Sohn Richard Cromwell würde sich haben behaupten können, wenn er, der ein vortrefflicher Privatmann war, irgend eine Regenten-Eigenschaft oder einen Anhang und Verbindungen im Heere gehabt hätte.*) Zwar bewirkten sein Bruder Heinrich und der General Monk, von welchem jener in Irland, dieser in Schottland an der Spitze der Regierung und der Truppen standen, seine Anerkennung in beiden Ländern; aber die Officiere und die Republikaner wollten nichts von ihm wissen und bei den Frommen im Lande war er ebenso wenig beliebt. Außerdem gerieth er unglücklicher Weise sogar mit seinem Schwager Fleetwood in Streit. Endlich ließ er auch, obgleich sein Vater nicht wie Louis Philipp und dessen Creaturen dafür gesorgt hatte, unermeßliche Summen für sich und die Seinigen in Sicherheit zu bringen, demselben unter königlicher Pracht eine Leichenfeier veranstalten, wobei ein Wachsbild des Verstorbenen die Stelle des rasch verwesten Körpers vertrat und eine Krone auf rothem Kissen getragen wurde. Richard lud auch sonst, gerade zu einer Zeit, wo er das Geld am nöthigsten brauchte, eine so große Schuldenlast auf sich, daß ihm Niemand mehr Geld leihen wollte. Die Oberstin Hutchinson sagt in ihren Denkwürdigkeiten, Richard habe schon im November daran gedacht, einen Platz aufzugeben, der für ihn zu schwierig gewesen sei, und in der That habe der arme Mann einen so schwachen Geist besessen, daß man dies glauben könne. Hierbei hat sie seine Unfähigkeit offenbar übertrieben; denn Richard Cromwell, wiewohl etwas lässig und bequem, hatte doch Verstand und guten Willen. Jedenfalls aber erkannten die Soldaten gleich anfangs, daß sie einen Mann empor gebracht hätten, welcher nicht im Stande sei zu regieren, und daß dieser ein Parlament versammelt habe, das leicht zur Wiedereinsetzung der Stuart's schreiten könne. Die Soldaten waren wirklich stets in Besorgniß, die ganze Nation möge sich gegen sie erheben und ihr Joch abschütteln. Indessen standen dem neuen Protector einige tüchtige alte Räthe seines Vaters zur Seite. Unter diesen waren zwar Pierpont und St. John Anhänger des Hauses Stuart; dagegen meinten es aber Thurloe, Whitelock, Lord Broghill und einige Andere aufrichtig mit Richard, und waren ganz andere Rathgeber

*) Burnet sagt in der Geschichte seiner Zeit, französische Uebersetzung Th. I, pag. 178 ganz richtig: Cromwell avoit deux fils et quatres filles. Ses fils n'avoient point sa fermeté, mais ils étoient honnêtes gens. Richard, l'ainé des deux, quoiqué déclaré protecteur en consequence du choix de Cromwell lui-même, choix de la réalité duquel néanmoins bien des gens doutèrent, n'avoit ni l'habitude ni la capacité des affaires. Il étoit innocent de tous les crimes de son père, aussi n'y avoit-il aucune prévention contre sa personne, et tant les royalistes que les presbytériens tous s'imaginèrent être favorisés par lui, quoiqu'il se donnât pour indépendant.

und Staatsmänner, als die Camarilla, die sich nachher um den wieder eingesetzten Karl Stuart bildete. Hallam meint daher auch, es würde für Richard möglich gewesen sein, eine neue Dynastie zu begründen.*)

Die Soldaten hatten schon im October 1658 ihre vorher streng untersagten Berathschlagungen über Staatsangelegenheiten wieder begonnen; und Richard hatte, um sie in Ordnung zu halten, seinen Schwager Fleetwood zum Oberbefehlshaber ernannt. Dieser war aber nicht nur unsicher und schwankend in seinen Entschlüssen, sondern er stand auch ebenso, wie Lambert und alle anderen fanatischen Independenten und Republikaner, der Masse des Volkes, welche stets royalistisch geblieben war, ganz fern. Nur Monk, welcher damals in Schottland Alles in militärischer Ordnung hielt, erkannte, daß der Engländer ein Sclave der Gewohnheit sei, und weder durch Propheten, noch durch Idealisten regiert werden könne. Monk hatte Oliver Cromwell, seitdem dieser das Land königlich regierte, unterstützt. Er hatte auch Richard Cromwell als Protector ausrufen lassen; sobald er jedoch sah, daß derselbe nichts als ein guter Landedelmann sei, faßte er einen Entschluß, der auf die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge gerichtet war. Diesen Entschluß theilte er aber, wie es einem General und Admiral geziemt, keinem Menschen mit, bis er ihn unerwartet ausführte.

Richard berief, weil er Geld brauchte, gleich anfangs ein Parlament, jedoch nicht nach der neuen Wahlordnung seines Vaters, sondern nach der alten; die Flecken gewannen wieder ihr Wahlrecht und mit ihnen der Adel seinen Einfluß. Dieses Parlament, welches nothwendiger Weise mit den Officieren und Soldaten bald in Streit gerathen mußte, ward am 27. Januar 1659 eröffnet. In ihm saßen eines Theils die angesehensten und tüchtigsten Demagogen der republikanischen Zeit, ein Heinrich Vane, Haslerig, Lambert, Ludlow, Nevil, Bradshaw, Scott und Andere, lauter Männer, welche in politischen Kämpfen geübt waren; anderentheils waren aber auch eine Zahl ihrer wüthendsten Gegner erschienen. Gleichwohl ward von diesem Parlament nicht nur Richard als Protector anerkannt, sondern sogar das von Oliver Cromwell bestellte Oberhaus, dessen Berechtigung sehr zweifelhaft und schwankend war, unter gewissen Beschränkungen vorerst zugelassen. Richard Cromwell's Eröffnungsrede hatte nichts von dem rauhen und sonderbaren biblischen Tone, dessen Oliver sich bedient hatte, aber

*) Hallam Constitutional History of England, vierte Auflage Th. II, S. 125 sagt: Time would have worn away the stains of ignoble birth and criminal usurpation, and the young man, whose misfortune has subjected him to rather an exagerated charge of gross incapacity, would probably have reigned as weil as most of those, who are born in the purple.

auch nichts von seiner Kraft und Eigenthümlichkeit. Die Soldaten wollten aber gleich Anfangs von diesem Parlamente nichts wissen. Sie erhoben sich bald mit einem Nachdruck gegen dasselbe, welcher den Protector in große Verlegenheit brachte. Fleetwood hatte den unzufriedenen Officieren erlaubt, ihre auf den Umsturz der Regierung, zunächst aber gegen das Parlament gerichteten Versammlungen bei ihm in Wallingfordhouse zu halten; und es war eine förmliche Verbindung derselben mit den republikanischen Mitgliedern des Unterhauses geschlossen worden, um die Auflösung des verhaßten Parlaments herbeizuführen. Man nannte diese Verbindung die Kabale von Wallingford. Die vornehmsten Officiere, welche zu diesem Bunde gehörten, waren Fleetwood, Desborough, Berry und Sydenham. Neben der Versammlung in Wallingfordhouse gab es noch zwei andere Versammlungen von Officieren, welche auch Soldaten unter sich aufnahmen. Die Officiere hatten sich also förmlich als politische Körper constituirt. Diese bestürmten seit dem März bald den Protector, bald das Parlament mit Forderungen und Bitten, bis endlich im April ein offener Zwist zwischen ihnen und dem Parlament entstand. Zum völligen Bruche kam es, als das Parlament in demselben Monat dem Ansehen Fleetwood's und der Anmaaßung des Heeres, von der bürgerlichen Regierung ganz unabhängig zu sein, durch die Erklärung ein Ende machen wollte, daß die bewaffnete Macht von den drei obersten Staatsgewalten abhänge. Desborough, der wie Lambert Fleetwood's Unentschlossenheit stets mißbilligt hatte, erklärte am 21. April dem jungen Protector gerade heraus: Der Augenblick der Entscheidung sei gekommen; er habe ihm daher im Namen der von ihm zusammenberufenen und befragten Officiere und Soldaten zu erklären, daß das Parlament entweder von ihm, als der bürgerlichen Obrigkeit, oder durch das Schwert aufgelöst werden müsse. Richard möge jetzt wählen; wenn er sich für das Erstere entscheide, so werde man für seinen Unterhalt und seine würdige Stellung sorgen; wähle er aber das Letztere, so werde man ihn seinem Schicksale überlassen und er werde ohne Freund und von Niemand bedauert, fallen. Alle Räthe hatten damals den Protector im Stillen schon aufgegeben, mit alleiniger Ausnahme von Whitelock. Dieser rieth ihm, sich nicht zwingen zu lassen, so groß auch seine Geldverlegenheit sei. Richard folgte jedoch der Mehrheit und löste das Parlament trotz seines Widerstrebens am 22. April auf.

Jetzt entstand eine völlige Anarchie; denn Richard ward von Jedermann verlassen und Fleetwood, welcher den Oberbefehl des Heeres hatte, mußte sich gefallen lassen, daß der sogenannte Kriegsrath sich in Alles mischte und daß die Republikaner zwar der Gewalt wichen,

die neue Regierung aber nicht als rechtmäßig anerkannten. Der Kriegsrath fand rathsam, ein Parlament zu berufen; und da die Soldaten einsahen, daß sie auch hierzu kein Recht hätten, so verständigten sie sich mit Lenthal, dem Sprecher des langen Parlaments, damit er diese einst widerrechtlicher Weise entlassene Versammlung wieder einberufe. Aus derselben war bekanntlich schon im Jahre 1648 eine große Zahl von Mitgliedern durch eine gewaltsame Maaßregel ausgeschlossen worden. Von diesen Ausgeschlossenen waren noch 194 am Leben, davon wohnten 80 in London. Zum zweitenmal war das lange Parlament (nunmehr Rumpfparlament) im Jahre 1653 durch Cromwell in Person aus dem Hause getrieben worden. Die Frau Hutchinson sagt, daß vom Kriegsrath aus auch ihrem Mann und Anderen das Einberufschreiben zugekommen sei. Es ist daher nicht richtig, wenn man sagt, daß nur 42 in diesem Parlament gesessen haben sollen, zumal da auch Ludlow, welcher Mitglied desselben war, ausdrücklich bezeugt, daß das Parlament aus 160 Mitgliedern bestanden habe.*) Dieses Parlament setzte wenige Wochen nach seiner Eröffnung den Protector, welcher schon seit Ende April aufgehört hatte zu regieren, förmlich ab oder nahm die von ihm eingereichte Entlassung an, wobei ihm und seiner Mutter eine Pension von 10,000 Pfund gewährt wurde, auch sollte er auf sechs Monate gegen Verhaftung durch seine Gläubiger geschützt sein. Für seinen Wegzug aus den königlichen Schlössern erhielt er noch eine Entschädigung von 2000 Pfund. Da ihm unter den Stuart's sein Jahrgehalt sehr verkümmert wurde, begab er sich nach Paris, wo er sich mit einem einzigen Diener behalf. Im Jahre 1780 kehrte er zurück und starb gegen Ende der Regierung der Königin Anna, 86 Jahr alt. Auch sein Bruder Heinrich, welcher an der Spitze des Heeres und der Civil-Gewalt von Irland stand, mußte sein Amt niederlegen, da er voreilig sich für die Rückkehr der Stuart's erklärt hatte; er starb 14 Jahre später in völliger Verlassenheit. Dem General Monk dagegen wurde die Leitung der bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten in Schottland einstweilen gelassen. Er wartete dort ruhig ab, was aus dem voraussichtlichen Streit des Parlaments mit den Officieren und Soldaten werden würde.

Als das lange Parlament am 7. Mai 1659 zusammentrat, heuchelten die Soldaten vorerst tiefe Reue über ihr früheres Verfahren gegen dasselbe. Sie machten eine von Lambert, Fleetwood und Anderen unterzeichnete Declaration bekannt, in welcher es hieß: „Man habe sie irre geleitet und dazu verführt, die Entfernung des Parla-

*) Wohl aber mögen, nach Guizot's Angabe (in: Monk, chute de la rèpublique), bei der Eröffnung nur 42 Mitglieder zugelassen worden sein, da man die im Jahre 1648 entfernten nicht zuließ.

ments zuzugeben; sie kämen sich aber seit dieser Zeit vor, als wenn sie von Gott selbst verlassen worden wären; sie würden sich daher jetzt vor Gott und Menschen demüthigen, zu ihrer Pflicht zurückkehren und fortan das Parlament bei Allem vertheidigen, was dasselbe zum Besten des Landes thun zu müssen glaube." Nachdem diese Erklärung erlassen worden war, ordneten die revolutionären Officiere ebenso einen Fast-, Buß- und Bettag an, wie dasselbe während des Krim-Krieges (1855) von den legalen und conservativen Mitgliedern des englischen Oberhauses geschehen ist, als sie vor Sebastopol das Geld und das Blut des Volkes auf ganz unverantwortliche Weise geopfert hatten. Die Armee wolle sich, hieß es, vor dem Antlitze des Herrn demüthigen.

Gleich darauf meldeten sich die einst vom Heere ausgeschlossenen, meist presbyterianischen Mitglieder unter dem Vorgange des alten Prynne; sie wurden jedoch am Eingange des Hauses von demselben Oberst Pride zurückgewiesen, welcher 1648 die sogenannte Reinigung vorgenommen hatte. Es kam dabei in den Gängen des Hauses zu großem Lärm und sogar zu Handgreiflichkeiten. Namentlich erlaubte sich der Royalist Sir George Booth sehr heftige Drohungen. Die abgewiesenen Deputirten kehrten in ihre Wahlbezirke zurück und hetzten die Einwohner gegen die neue Regierung auf. Da sich auch viele Royalisten und viele Beamte des alten Parlaments an sie anschlossen, so erhielt die Sache ein sehr bedenkliches Ansehen. Besonders in Chester, wo sich Alles um den erwähnten Sir George Booth sammelte, ward der Aufstand sehr drohend; er hatte sich anscheinend nur für die Wahl eines freien Parlaments erhoben, stand aber mit dem vertriebenen Hofe in Einverständniß. Die Republikaner beschlossen, ein Heer dahin zu schicken. Dieses Heer hätte Fleetwood als Oberbefehlshaber der ganzen Armee commandiren sollen; man traute ihm aber weder Entschlossenheit noch Muth genug zu und erwählte statt seiner den General Lambert, so heftig auch der Oberst Hutchinson, welchem Lambert's Republikanismus verdächtig war, ihm entgegen arbeitete. Lambert, welcher zu Fleetwood in demselben Verhältnisse stand, wie früher Oliver Cromwell zu Fairfax, war im Kampfe mit den Royalisten glücklich; denn er zerstreute sie und nahm George Booth gefangen.

Das Parlament führte zwar den Spottnamen der Rumpf; es regierte aber doch und übte die Gesetzgebung. Es notificirte den fremden Gesandten, daß es die Regierung übernommen habe; es bestellte einen Staatsrath und einen Sicherheits-Ausschuß; es erklärte ausdrücklich, eine Verfassung ohne die Oberherrschaft einer einzigen Person einführen zu wollen; seine Mitglieder nannten sich wieder die Kinder Zions und beteten viel, wie vordem. Auch ein politisches Ver-

dienst wollten sich die frommen Leute erwerben; denn sie versprachen eine Verfassung ohne König und Oberhaus. In dieser Zeit spielte Algernon Sidney, welcher als Dichter mit Lamartine zu vergleichen ist, eine bedeutende Rolle als Republikaner; später ward er durch seinen stoischen Trotz und durch seinen Tod unsterblich. Sidney war der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester, aber der republikanischen Staatsform mit antiker Strenge ergeben, wenn er auch als Mitglied des Gerichtshofes, vor welchem der König stand, sich weigerte, das Todesurtheil zu unterzeichnen. Als Cromwell, wenn auch nur unter dem Namen eines Protectors, die Alleinherrschaft übernahm, zog sich Algernon Sidney auf ein Familiengut zurück, wo er sich mit politischen Untersuchungen beschäftigte. Um die Zeit, von der wir reden, diente er der Republik als britischer Gesandter in Kopenhagen.

Schon im Mai begannen die Soldaten wieder ihr altes Spiel. Sie überreichten dem Parlament fünfzehn Forderungen, in welchen nach ihrem Ausdrucke diejenigen Dinge zusammengefaßt waren, die sie bei der Wiederherstellung des Parlaments im Sinne gehabt hätten. Ueber diese Forderungen entstand ein langer Zwist zwischen dem Kriegsrathe und dem Parlament. Das Letztere ergriff wegen der eingereichten Schrift gewaltsame Maaßregeln: alle Exemplare derselben wurden eingezogen und ein Haftbefehl gegen Lambert nur dadurch abgewendet, daß Fleetwood versicherte, Lambert habe von diesem Schritte seiner Officiere nichts gewußt. Als jedoch am 23. September 1659 das Parlament den Beschluß faßte, daß es unnöthig, lästig und gefährlich sei, die Zahl der Generale zu vermehren, ward dies von den Soldaten als eine Kriegserklärung betrachtet und Desborough übernahm jetzt Lambert's Rolle. Es wurde eine neue Petition aufgesetzt, in welcher man dem Parlament mit Gewalt drohte. 230 Officiere unterschrieben dieselbe nicht nur, sondern sie wohnten auch insgesammt ihrer Ueberreichung bei. Drei Regimenter boten jedoch dem Parlament ihre Dienste an, und zugleich versprachen ihm Ludlow in Irland und Monk in Schottland schriftlich ihre Hülfe. Dadurch wurde Haslerig, welcher im Parlament das Wort führte, am 12. October zu dem Vorschlage ermuthigt, daß Lambert, Desborough und sieben andere Obersten verabschiedet und auch Fleetwood der Stelle eines Oberbefehlshabers enthoben und zum Präsidenten der mit der Verwaltung des Kriegswesens beauftragten Commission ernannt werden solle. Zugleich riefen die Republikaner im Parlament zwei der Regimenter, welche ihre Hülfe angeboten hatten, herbei und stellten sie an zwei Orten in der Nähe des Parlaments-Gebäudes auf, nämlich in Kingstreet und Palaceyard. Unterdessen war jedoch Lambert mit 3000 Mann nach London geeilt. Er besetzte,

sobald er dort angekommen war (13. October), die zum Parlament führenden Straßen. Als der Sprecher Lenthal heranfuhr, um sich in das Haus zu begeben, befahl Lambert, daß der Wagen umkehren müsse und ließ ihn unter Höflichkeitsbezeugungen nach Hause geleiten. Ebenso ließ er die anderen Mitglieder auf dem Wege zum Sitzungshause anhalten, in ihre Wohnungen zurückführen und das Parlaments-Gebäude selbst zuschließen. Die vom Parlament in Pflicht genommenen Regimenter verbündeten sich mit Lambert's Truppen und alle zusammen hielten einen Fasttag.

Während auf diese Weise das Parlament außer Thätigkeit gesetzt wurde, versammelte sich der Staatsrath. In diesem hatten zwar neben Lambert und Desborough auch die Republikaner Haslerig und Morley Sitz und Stimme; sie mußten sich aber in den Willen der militärischen Beisitzer fügen, weil sie keine Truppen zur Verfügung hatten. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß der Kriegsrath (council of officers) den Entwurf einer neuen Regierungsform ausarbeiten und denselben einem neuen Parlament zur Prüfung vorlegen solle. Bei Auflösung des Staatsraths war der Präsident desselben, Bradshaw, auf den Tod erkrankt; er nahm seine letzten Kräfte zusammen, um gegen die Gewaltmaaßregeln in den stärksten Ausdrücken zu protestiren, doch vergeblich. Die Soldaten und Officiere des Kriegsrathes schritten sogleich zum Werke. Sie ernannten Fleetwood, der weder eines eigenen Gedankens, noch eines festen Entschlusses fähig war, zum Oberbefehlshaber aller Truppen mit ganz unbeschränkter Gewalt, sowie Lambert zum Generalmajor der Heere von Groß-Britannien; sie cassirten die Parlaments-Beschlüsse vom 10., 11. und 12. October; sie übertrugen endlich die ausübende Gewalt einem Sicherheits-Ausschusse von 23 Mitgliedern (26. October 1659). Diesmal hatten jedoch die Herren, welche die ganze Sache betrieben, die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Das Rumpf-Parlament wurde nämlich zwar von keinem Menschen bedauert und vermißt; aber in ganz England, Schottland und Irland war Jedermann mit dem rohen Verfahren der Officiere und ihres Lambert und Fleetwood unzufrieden, zumal da gerade der vorzüglichste von Oliver Cromwell's Officieren, der Oberst Monk, gar nicht gefragt worden war.

Monk hatte zu viel angeborenes Phlegma, zu viel Vorliebe für Ruhe und Lebensgenuß, er hatte unter Cromwell zu großen Ruhm im Land- und Seekriege geerntet, er hatte zu viel Gelegenheit gehabt, in Schottland die Schwierigkeit des Regierens unter den Umständen und Menschen seiner Zeit kennen zu lernen, als daß er sich an Oliver Cromwell's Stelle hätte drängen sollen. Dagegen war er zu einer rettenden That geneigt. Er entschloß sich zu einer solchen, und da er

keines anderen Menschen als seiner Soldaten bedurfte, die ihm unbedingt vertrauten, so hüllte er sich in tiefes Geheimniß ein und band sich durch nichts, um je nach den Umständen auf die eine oder die andere Weise handeln zu können. Die Bildung eines Kriegsrathes, wie er in England bestand, hatte er bei dem schottischen Heere stets zu verhindern gewußt. Er kannte die Leichtfertigkeit Karl's II. und seiner Umgebungen zu gut, als daß er diesen ein Geheimniß hätte anvertrauen mögen*) Seine Unzufriedenheit mit dem, was die Truppen in London begonnen hatten, gab Monk alsbald zu erkennen; er marschirte nach Edinburgh, wo zwei Regimenter lagen, und erklärte den Truppen seine Absicht, für das Parlament einzutreten, was ebenso bei diesen wie bei den Einwohnern der Hauptstadt großen Jubel erregte. Dann schickte er den Hauptmann Johnson nach Berwick, um den dortigen Commandanten zu unterstützen, dessen Officiere großentheils für die neue Umwälzung waren. Diese wurden abgesetzt; und als Cobbet, vom Sicherheits-Ausschusse abgesandt, in Berwick ankam, um Monk's Truppen zum Anschlusse an die neuen Gewalthaber zu bewegen, ließ Monk ihn und 17 andere Officiere verhaften.

Ludlow, welcher zur Zeit des Parlaments im Staatsrathe sehr thätig gewesen war, weist im Einzelnen nach, daß der von den Officieren eingesetzte Sicherheits-Ausschuß eine militärische Anarchie bezweckte, während dagegen der republikanische Staatsrath auf dieselbe Weise wie Oliver Cromwell gebietend gegen das Ausland auftrat. Diese republikanische Behörde stellte nämlich nach dem Tode des schwedischen Königs Karl Gustav das Gleichgewicht im Norden dadurch wieder her, daß sie mit den Holländern eine Uebereinkunft schloß, vermöge deren beide Republiken sich verpflichteten, in Gemeinschaft mit einander Friedensbedingungen aufzustellen und die Annahme derselben von Seiten Schwedens und Dänemarks nöthigenfalls mit Waffengewalt zu erzwingen. Zur Entwerfung jener Friedensbedingungen wurden alsbald Commissäre ernannt, und zwar von englischer Seite A l g e r n o n S i d n e y, R o b e r t H o n e y w o o d und der Kaufmann B o o n. Die Wirren der letzten Zeit hatten damals alle Ordnung so sehr zerstört und die Einnahmen so geschmälert, daß die Commissäre erst 14 Tage nach dem Empfange ihrer Instructionen abreisen konnten, weil die 2000 Pfund, deren sie zu ihrer Sendung bedurften, nicht eher aufzutreiben waren. Aus ihren Verhandlungen mit den

---

*) Diesen großen General schildert Ludlow, dessen Worte wir in der französischen Uebersetzung anführen, gerade so, wie wir fast alle die Leute schildern würden, welche dem Kaiser Napoleon III. zur Krone verholfen haben: George Monk, homme ambitieux, avide, de principes relâchés, ou plutôt sans principes, et d'une conduite vicieuse et scandaleuse.

anderen Mächten gingen übrigens die oben näher angegebenen Haager Concerte hervor.

Während Lambert und die Tüchtigsten unter den Republikanern die Staatsgeschäfte mit Eifer besorgten, erklärten sich nicht nur die Presbyterianer und die sehr zahlreichen Royalisten, welche die Masse des Volkes ausmachten, laut gegen die Soldatenherrschaft, sondern auch Monk gab den Entschluß immer deutlicher kund, sich des Parlaments gegen seine Unterdrücker anzunehmen und zu diesem Zwecke das schottische Heer nach London zu führen. Sein Entschluß war die Folge seines Unwillens über den Uebermuth, welchen Lambert nach seinem Sieg über die unter Sir George Booth's Führung empörten Royalisten an den Tag legte. Monk war keines Enthusiasmus fähig; er dachte nicht an den König, sondern nur an sich selbst; er wollte aber, gerade weil er kein Enthusiast war, den Triumph der Radikalen und besonders Lambert's nicht zugeben. Er beschloß daher, mit den Waffen gegen die Urheber der dem Parlament angethanen Gewalt aufzutreten. Wie wenig ihm daran lag, ob er dem Rechte oder dem Unrechte seinen Arm leihe, bewies er gerade um jene Zeit sehr deutlich. Es hatten nämlich, als nach der Besiegung der Royalisten einzelne Compagnieen von Hacker's Regiment in verschiedene Orte vertheilt worden waren, die in Nottingham einquartierten Soldaten gegen die Bürger dieser Stadt allerlei Unfug geübt, sie waren aber von denselben zum Abzuge gezwungen worden und hatten deshalb nicht nur die anderen Compagnieen herbeigerufen, sondern sich auch an Monk gewandt. Dieser gab sich nicht die Mühe, den Grund oder Ungrund ihrer Beschwerde zu untersuchen, und erlaubte den Soldaten ohne Weiteres, die Stadt Nottingham zu plündern. Gleich nachher aber verbot er ihnen dies wieder, weil der Oberst Hutchinson, welcher gerade beim Beginne der Plünderung nach Nottingham kam, ihn darum ersuchte; denn es war ihm ganz gleichgültig, ob gemordet und geplündert werde oder nicht. Als einen Mann von solcher Art hatte ihn auch Oliver Cromwell gekannt.

Monk bewährte sich auch bei seinem Zuge nach London als ausgezeichneten Feldherrn. Er rüstete sich schon Mitte December für denselben, und überschritt am Neujahrstag 1660 unter froher Stimmung seines Heeres den Grenzfluß Tweed, zog aber nachher erst am 3. Februar in London ein. Er sicherte sich den Rücken dadurch, daß er ganz zuverlässige Besatzungen in den Citadellen von Edinburgh und Leith zurückließ und, sobald er an die Grenze von England gerückt war, auch Berwick stark besetzte. Seine Absicht entdeckte er bis zum letzten Augenblicke keinem Menschen, wie er denn wahrscheinlich auch noch gar keinen bestimmten Plan entworfen hatte, weil er nur nach

den Umständen handeln wollte. Gerade deshalb aber erweckte der von ihm angenommene Titel: „Vertheidiger der alten Gesetze und Freiheiten des Landes (asserter of the ancient laws and liberties of the country)“ überall, wohin er kam, große Erwartungen. Alles strömte ihm zu und er wurde allenthalben mit Jubel empfangen. Als ein Officier äußerte: „Dieser Monk bringt uns noch den Karl Stuart ins Land“, züchtigte ihn der General öffentlich mit dem Stock. Widerstand fand er auf seinem Marsche nicht; denn Fleetwood war eine unbedeutende Persönlichkeit und seine Soldaten verließen, als Lambert sie gegen Monk führen wollte, ihre Fahnen. In London herrschte damals eine völlige Anarchie. Die Bürger waren mit den Soldaten in Streit, sowie diese wieder mit ihren Officieren, ein Theil der Flotte unter Lawson erschien auf der Themse und erklärte sich gegen Lambert und seine Pläne. Weder der Staatsrath, noch der Sicherheits-Ausschuß wurden respectirt, obgleich Beide sich damit zu helfen gesucht hatten, daß sie ein Parlament nach alter Weise auf den 24. Januar einberiefen. Dieser Beschluß kam gar nicht zur Ausführung, weil die republikanischen Soldaten nach ihrem eigenen Sinne gehandelt hatten. Sie waren vor das Haus des ehemaligen Sprechers Lenthal gezogen und hatten ihn durch dreimaliges Abfeuern ihrer Gewehre als den Repräsentanten des künftigen Parlaments und als den Generalissimus der Truppen (lord general of the army) begrüßt. Desborough hatte, als er sich von seinem Regiment verlassen sah, die Flucht ergriffen; Fleetwood aber hatte Lenthal als seinen Obern förmlich anerkannt und ihm knieend seine Bestallungsurkunde ausgeliefert. Schon am 16. December 1659 war daher das von Lenthal einberufene Rumpf-Parlament unter dem lauten Zurufe derselben Soldaten, von denen es verjagt worden war, wieder zusammengetreten. Dasselbe erklärte Lambert für abgesetzt.

Während das republikanische Parlament einen Staatsrath einrichtete, welcher das Abschwören jeder Anhänglichkeit an das Königthum und besonders an das Haus Stuart allen Engländern zur Pflicht machte, erhoben sich die Royalisten der nördlichen Grafschaften Englands aufs Neue in den Waffen. An der Spitze derselben stand Fairfax, welcher längst Royalist geworden war. Er besetzte im Januar 1660 York, weil Monk versprochen hatte, sich mit ihm zu vereinigen; er trat jedoch wieder zurück, als ihm Monk zu verstehen gegeben hatte, daß es noch zu früh sei, um sich öffentlich zu erklären. Monk wurde, wie er erwartet hatte, durch das Parlament nach London gerufen; dieses setzte ihm sogar einen Jahrgehalt von 1000 Pfund Sterling aus, schickte aber zugleich zwei Deputirte, Scott und Robinson, ab, welche ihn auf dem Marsche nach London begleiten und jeden seiner Schritte

ausspähen sollten. Sie folgten dieser Anweisung so pünktlich, daß sie stets in einem Hause mit dem General übernachteten und ihn sogar, was nicht sehr würdig war, durch die Ritzen der Wände belauschten. Er zeigte sich daher unterwegs bald als Eiferer für die Sache des Parlaments, bald ermunterte er wieder insgeheim die zahlreichen Kundgebungen des Wunsches, daß die Stuart's wieder eingesetzt werden möchten, was wenigstens der kürzeste, wenn auch nicht der beste Weg zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung war. Um den Schein zu vermeiden, als wenn er militärischen Besitz von London nehmen wollte, brach Monk nur mit 4000 Fußgängern und 1800 Reitern von York auf, obgleich in und um London weit mehr Soldaten lagen. Dagegen schrieb er dem Sprecher des Parlaments, daß man fünf Regimenter aus London entfernen sollte. Diese Regimenter weigerten sich anfangs, die Stadt zu verlassen; sie ließen sich aber gleich nachher durch das Versprechen voller Zahlung zum Abzug bewegen. Am anderen Tage (3. Februar 1660) rückte Monk mit seinen Truppen in London ein. Als ihm der Sprecher Lenthal in seinem Wagen begegnete, auf dessen Sitze der Parlamentsstab (the mace) lag, stieg der General vom Pferd, um ihn zu begrüßen; hierauf geleitete man ihn nach Whitehall, wo er in den Zimmern des Prinzen von Wales seine Wohnung erhielt.

Monk nahm sogleich seinen Platz im Staatsrathe ein, lehnte aber die Zumuthung ab, sich durch den vorgeschriebenen Eid vom Königthum ganz loszusagen; noch sieben andere Mitglieder hatten übrigens diesen Eid verweigert. Monk hatte auf seinem Marsche sowie in London selbst erkannt, daß die Presbyterianer und Republikaner ihren Credit verloren hatten und daß die Soldaten nebst ihren Offfcieren verhaßt waren. Er konnte daher keinen besseren Weg einschlagen, als daß er der öffentlichen Meinung ihren Lauf ließ. Im Parlament wies er den Sessel zurück, den man ihm aufgestellt hatte, und hielt seine vorsichtige Rede stehend, mit unbedecktem Haupte. Den königlich gesinnten höheren Klassen sicherte er mittelbar seinen Schutz zu durch die Erklärung, daß ein freies Parlament berufen werden solle. Der Gemeinderath von London beschloß am 8. Februar, es sollten bis zur Berufung eines neuen, freien Parlaments keine Steuern bezahlt werden. Dies war in den Augen des Rumpf=Parlaments eine höchst vermessene Auflehnung und es verlangte von Monk, daß er die City züchtige und zur Unterwerfung bringe. Monk befand sich in der schwierigsten Lage; sein Gehorsam gegen die gesetzliche republikanische Regierung sollte nun erprobt werden. Im Innern stand er auf Seiten der Bürger und seine Popularität stand auf dem Spiel. Er gehorchte dennoch, um die Macht in Händen zu behalten. Die Bürger hatten sich zum

Widerstand gerüstet und die Straßen mit Ketten gesperrt. Mit Staunen und Schrecken sahen sie nun, daß Monk dem Rumpfparlament seinen Arm lieh. Er ließ seine militärischen Maaßregeln meist von niederen Officieren ausführen, da die höheren sich dessen weigerten. Aber schon am Abend des 9. Februar erklärte er, es sei nun genug geschehen und der Gehorsam hergestellt. Ja er stellte sich nun förmlich auf die Seite der Bürger und erließ ein Schreiben an das Parlament, worin er geradezu verlangte, das Parlament solle innerhalb einer Woche sämmtliche ausgeschlossenen Mitglieder wieder einberufen, und, so vervollständigt, sollte die Versammlung den Zusammentritt eines neuen, freien Parlaments auf den nächsten Mai vorbereiten. Hierauf, am 11. Februar, veranstaltete er eine Bürgerversammlung in der City, erklärte sein Bedauern, daß er in dem Falle gewesen sei, gegen die Londoner Einwohnerschaft zu ziehen, und theilte mit, welche Forderungen er an das Parlament gestellt habe. Diese Mittheilung erregte begeisterten Jubel; man läutete die Glocken, zündete Freudenfeuer an und bewirthete die Soldaten mit gebratenen Hintervierteln (rumps), worin zugleich eine Verhöhnung des Parlaments lag. Das Letztere fügte sich, indem es nur noch die Verpflichtung auf die republikanische Form festzuhalten suchte; doch wurde hierauf nicht geachtet. Da seit Ende December der Sicherheits-Ausschuß aufgelöst war, so ließ Monk selbst sogleich die ausgeschlossenen Parlaments-Glieder wieder einberufen und für die erledigten Plätze neue Wahlen vornehmen. Auch führte er selbst, von vielen Officieren begleitet, am 21. Februar 1660 die einberufenen Deputirten in das Parlament ein. Die Mehrheit in diesem war zwar nicht königlich, aber doch wenigstens presbyterianisch. Da das Volk, wie bei jeder reactionären Bewegung zu geschehen pflegt, für den siegenden Theil Partei ergriff, so wagten die meisten Independenten nicht, ihre Sitze einzunehmen; ja, sie hielten es nicht einmal für rathsam, sich öffentlich sehen zu lassen. Für die Stuart's, welche sogar von den Presbyterianern ungefähr ebenso angesehen wurden, wie die Bourbons um 1814 von allen seit der Revolution herangewachsenen Franzosen, war es ein Glück, daß Haslerig und alle wüthenden Independenten seiner Partei am 21. Februar 1660 sich stillschweigend aus dem Parlament entfernten; denn diesen würde es leicht gelungen sein, viele der Presbyterianer mit sich fortzureißen. Monk selbst trieb die Verstellung so weit, daß er bei der Eröffnung des Parlaments eine Rede hielt, in welcher er behauptete, eine republikanische Verfassung sei für den Staat und eine presbyterianische für die Kirche von England die passendste. Fast zu derselben Zeit aber, als er diesen Ausspruch that, ertheilte er dem ihm ergebenen und verwandten Grenville den Auftrag, dem Prinzen Karl Stuart (Karl II), der sich damals

in Spanien aufhielt, einen Wink zu geben, daß er nach Holland gehen möge.

Das Folgende beweist, daß Monk, so schlecht und gewissenlos gleichgültig er in Beziehung auf Religion und Moral auch war, sich doch meisterhaft auf den Umgang mit Menschen verstand, welche, wie die Geschichte unserer Zeit zeigt, nur durch Täuschung (humbug) regiert sein wollen. Er ließ von dem Rumpf-Parlament einen neuen Staatsrath von 21 angesehenen Männern, Royalisten und Presbyterianern, bestellen, und sich selbst zum Oberanführer aller Truppen der drei Königreiche, sowie neben dem Admiral Montague, welcher längst für die Sache des Königs gewonnen war, zum Befehlshaber der Flotten mit einem Einkommen von 20,000 Pfund ernennen. Zugleich sprach das Parlament nicht nur George Booth und alle seit der Schlacht bei Worcester verhafteten Royalisten und schottischen Lords ganz frei, sondern es verpflichtete sich auch, noch früher als man verlangt hatte auseinander zu gehen, so daß ein neues Parlament am 25. April zusammentreten könne. Damit war ausgesprochen, daß die Stuart's wieder eingesetzt werden sollten. Am 16. März hielt das denkwürdige lange Parlament, das im November 1640 zusammengetreten war, endgültig seine letzte Sitzung. Einen Tag vorher hatte es die eidliche Verpflichtung auf eine Staatsverfassung ohne Monarchen und ohne Oberhaus förmlich beseitigt.

Der einzige Mann, der sich ihrer Zurückberufung hätte widersetzen können, war Lambert. Er hatte dies auch zu thun versucht, noch ehe Monk durch Einberufung des Parlaments in seiner ursprünglichen Form seine eigentliche Absicht kund gegeben hatte. Lambert war nämlich, als Monk sich von Schottland aus nach London in Marsch gesetzt hatte, ihm mit 7000 Reitern entgegen gezogen. Monk hatte aber das ganze Unternehmen Lambert's schnell zu vereiteln gewußt. Er hatte sich bei seinem Aufenthalt in Yorkshire an Fairfax gewandt und diesem sogar das Ober-Commando angeboten. Fairfax war zwar auf dieses Anerbieten nicht eingegangen; er hatte sich aber mit einer Anzahl alter Freunde für Monk erklärt und hierauf war Lambert von seinen Soldaten verlassen worden. Man hatte Lambert nachher auf Befehl des Staatsrathes verhaftet und in den Tower gebracht. Hier ward er gefangen gehalten, bis im Anfange des April Monk, welcher damals schon mit Karl II. in Verbindung getreten war, im Begriffe stand, alle die Officiere und Soldaten aus dem Heere zu entfernen, die sich weigerten, dem neuen, offenbar zur Wiederherstellung der alten Verfassung berufenen Parlament im Voraus Gehorsam zu geloben. In diesem entscheidenden Augenblicke beschlossen einige Republikaner, Lambert zu befreien, um ihn noch einmal dem General Monk entgegen-

zustellen. Er entkam mit ihrer Hülfe glücklich aus dem Tower, indem er sich an einem Seile in die Themse herabließ, einen bereit gehaltenen Kahn bestieg und in der City Zuflucht suchte. Er mußte aber damals die Erfahrung machen, daß die Gunst des Volkes und der Soldaten nicht zuverlässiger ist, als die der Fürsten. Die Bürger der City verweigerten ihm gleich anfangs die Aufnahme und als er in der Grafschaft Warwick, in welche er hierauf geflohen war, eine Anzahl Soldaten um sich gesammelt hatte, ließ sich sein alter Freund und Kamerad Ingoldsby gegen ihn gebrauchen, während Monk in London blieb. Seine Truppen gingen in Masse zu Ingoldsby über, er wollte fliehen, aber Ingoldsby selbst ereilte ihn mit geladener Pistole und nahm ihn gefangen, um ihn in den Tower zurück zu bringen. Als er durch London geführt wurde und das Volk über seine Gefangennehmung laut jubelte, erinnerte er seinen ehemals republikanischen Genossen Ingoldsby daran, wie richtig Oliver Cromwell die Gunst des Volkes und der Soldaten beurtheilt habe. Er erzählte ihm nämlich: als einst er und Ingoldsby mit Cromwell nach Schottland gezogen seien und das Volk sie überall jubelnd empfangen habe, sei er selbst darüber entzückt gewesen und habe zu Cromwell gesagt, es freue ihn sehr, daß das Volk auf ihrer Seite wäre; Cromwell aber habe ihm kalt erwidert: „Verlaßt euch nur darauf nicht; denn dieselben Leute würden ein ebenso lautes Freudengeschrei erheben, wenn wir Beide zum Galgen geführt würden.“ Am Tage vor der Eröffnung des neuen Parlaments (24. April) saß Lambert wieder im Tower gefangen. Um diese Zeit begann man schon hie und da, Karl II. zum König auszurufen und seinen Namen in das Kirchengebet einzuschließen.

Zu der Zeit, als man in England für König Karl II. thätig war, gab dieser seinen ganz gemeinen und verächtlichen Charakter öffentlich zu erkennen. Er reiste damals an den Ort, wo Don Louis de Haro und Mazarin über den pyrenäischen Frieden unterhandelten, buhlte auf niedrige Weise um die Gunst Beider und ging, um dieselbe zu gewinnen, sogar oft in die Messe, was er dann später wieder hartnäckig ableugnete. Mazarin bewies damals dem General Lockart, welchen die englische Republik der Unterhandlungen wegen geschickt hatte, mehr Aufmerksamkeit, als dem leichtsinnigen Prätendenten. Doch suchte er Lockart, welcher auch Commandant von Dünkirchen war, zu bewegen, daß er Karl in diese Festung aufnehme, wobei er sich auf Monk berief. Lockart begab sich in der That, sobald der pyrenäische Friede abgeschlossen war, im Januar 1660 nach London, um sich mit Monk über Karl's Aufnahme in Dünkirchen zu unterreden; er fand aber den General ganz verschlossen. Sein Freund Middleton war offener. Dieser rieth ihm, Karl in Dünkirchen aufzunehmen und ebenso, wie

alle Anderen thaten, aus der bevorstehenden Veränderung für sich selbst Vortheil zu ziehen. Lockart theilte jedoch die Verdorbenheit seiner Zeit nicht und wollte ohne Monk's Befehl nicht handeln. Er erwiderte seinem Freunde Middleton, die Republik England habe ihm das Commando in Dünkirchen anvertraut und er wolle ihr Zutrauen nicht verrathen.

Als das neue Parlament auf Ende April einberufen worden war, traf Monk zwar alle Anstalten, um die Truppen von einander zu trennen, die unruhigen Officiere zu entfernen und in der Miliz Presbyterianer und Royalisten anzustellen; er vertraute sich aber dem Könige immer noch nicht an, und man blieb während der Monate März und April in gespannter Erwartung dessen, was er im Sinne habe. Schon am 19. März nahm er jedoch den ihm verwandten John Grenville, der ihm einen sehr schmeichelhaft abgefaßten Brief des Königs zu übergeben hatte, freundlich auf, und bei dieser Gelegenheit gestand er zum ersten Male einem Menschen ein, daß er königlich gesinnt sei. Dagegen vermied er aber eine öffentliche oder schriftliche Erklärung über seine Absicht mit solcher Aengstlichkeit, daß Grenville, als er zu Karl zurückreiste, nur eine mündliche Antwort bringen konnte. Monk hatte nämlich Alles, was Grenville dem Könige sagen solle, wörtlich aufgeschrieben; dies las er ihm vor, indem er ihn aufforderte, es seinem Gedächtnisse einzuprägen; das Blatt selbst dagegen verbrannte er alsbald. Uebrigens würde Karl damals ganz gewiß Alles, was Monk von ihm gefordert hätte, ohne Bedenken gewährt haben, weil seine Wiedereinsetzung ganz allein von diesem General abhing; allein ein Mann ohne Sitten und ohne Grundsätze, wie Monk war, dachte gar nicht daran, von Karl eine bestimmte Versicherung über alle die streitigen Punkte der Verfassung zu verlangen, welche den Kampf mit dessen Vater veranlaßt hatten. Grenville erhielt in dieser Hinsicht von ihm blos den Auftrag, dem Könige in seinem Namen den freundlichen Rath zu geben, er möge eine Amnestie ohne alle Ausnahmen oder doch nur mit sehr wenigen verkündigen lassen, ferner Religions-Freiheit gewähren, soweit sie nur irgend mit der Ruhe des Staates verträglich sei, endlich die in der Revolution veräußerten Staatsgüter ihren gegenwärtigen Besitzern zu lassen versprechen und die Zahlung des rückständigen Soldes der Truppen übernehmen. In Bezug auf seine eigene Person nahm Monk heuchelnd und lügend die Miene der Uneigennützigkeit an; er erklärte, daß er für sich selbst gar nichts verlange. Gleichzeitig täuschten sich die Presbyterianer, Hollis und seine Freunde, so sehr über den Stand der Dinge, daß sie ebenfalls Abgesandte nach Brüssel, wo Karl sich damals aufhielt, schickten und dem König die Wiedereinsetzung anboten, aber nur unter den

harten Bedingungen, die einst sein Vater auf der Insel Wight in den Tagen der äußersten Bedrängniß zugestanden hatte. Grenville dagegen überbrachte Monk's mündliche Botschaft nach Brüssel. Karl gewährte zwar die von Monk gewünschte Amnestie; allein die Royalisten Hyde, Ormond und Nicholas, welche des Königs Begleiter im Exil gewesen waren und alle seine Schritte leiteten, bewogen ihn, eine Clausel beizufügen, durch welche dieselbe wieder aufgehoben werden mußte. Sie behielten nämlich dem Parlament das Recht vor, die Zugeständnisse des Königs näher zu bestimmen, weil sie überzeugt sein konnten, daß das unter dem Einflusse von Monk's Anhängern gewählte neue royalistische Parlament mehr königlich gesinnt und von Rachgier durchdrungen sein werde, als der König selbst. Uebrigens wurden die Schreiben des Königs an das bevorstehende Parlament ganz nach Monk's Rath abgefaßt. Diese Briefe nebst vier anderen an Monk selbst, an das Heer, an den Stadtrath von London und an den Admiral Montague überbrachte Grenville nach England. Sie waren zwar alle versiegelt; Grenville hatte aber zugleich offene Copieen für Monk erhalten, damit derselbe diejenigen unter ihnen, mit deren Inhalt er nicht zufrieden sei, vernichten könne. Monk billigte alle von Grenville überbrachten Schreiben; denn er war in Sachen der Religion und Moral Indifferentist und Kind einer Zeit, in welcher, wie in unseren Tagen, die Frömmelei mit der größten Verdorbenheit verbunden war; er hatte also auch kein Vaterland, sondern dachte wie seine Frau nur an sich selbst. Doch empfahl er dem Ueberbringer, das Geheimniß zu bewahren und die Briefe erst dann abzugeben, wenn er es ihm befehlen werde. Uebrigens hatte sich Karl damals aus Besorgniß, die Spanier möchten ihn in Brüssel festhalten, in das Marquisat seines Schwestersohnes Wilhelm III. von Oranien nach Breda begeben, um dort seine Zurückberufung nach England zu erwarten.

Die Parlaments-Wahlen in England, auf welche diesmal weder die Behörden noch die Soldaten einwirkten, waren, wie die allgemeine Stimmung im Reiche, den Republikanern durchaus nicht günstig; es wurden nur wenige derselben erwählt. Dagegen bestand die Mehrzahl der Deputirten aus Presbyterianern, welche auch jetzt noch den König nur unter streng vorgeschriebenen Bedingungen auf den Thron zu rufen wünschten. Monk hatte jedoch lange vorher, ehe er sich noch öffentlich für den König erklärte, die bewaffnete Macht auf eine solche Weise organisirt, daß die königlich Gesinnten den größten Einfluß erhielten. Er war zum Ober-General (lord general) aller Truppen in England, Schottland und Irland erklärt worden und hatte zugleich die aus 14,000 Mann bestehende Miliz der Stadt London, welche gegen die Republikaner sehr feindlich gesinnt war, unter seinem Com-

mando. Er hatte außerdem mit der ihm eigenen Schlauheit und militärischen Fähigkeit nicht nur die höheren Stellen mit lauter Leuten von seiner Art besetzt, sondern auch die streng republikanischen Regimenter der alten Soldaten weit von einander getrennt. Ueber sein neu organisirtes Heer und die Londoner Miliz hielt er am 24. April, gerade als Lambert gefangen vorübergeführt wurde, unter dem Namen eines vom Könige bestellten Generals Heerschau.

Am 25. April 1660 eröffnete das neue Parlament, welches, zum Unterschied von dem auf königlichen Befehl gesetzmäßig berufenen, die Convention oder das zusammengekommene Parlament genannt wurde, seine Sitzungen. Auch Monk war Mitglied desselben; er war von Devonshire und von der Universität Cambridge gewählt und nahm für Devonshire an. Da im Unterhause die Mehrzahl aus Presbyterianern bestand, so gab Monk, um ein Gegengewicht gegen sie herzustellen, zu verstehen, daß er sich nicht widersetzen werde, wenn alle alten Pairs ihre Sitze wieder einnähmen. Diese fanden sich hierauf insgesammt im Oberhause ein, welches zuletzt blos aus einer kleinen Zahl presbyterianischer Lords unter dem Vorsitze des Grafen von Manchester bestanden hatte. Das Oberhaus ward dadurch ultraroyalistisch und zeigte bald einen blinden Fanatismus gegen alle Revolutionäre oder vielmehr, wie man jetzt auch unter uns Beides mit einander vermischt, gegen alle diejenigen, welche nicht servil waren. Doch erschienen die Mitglieder des Oberhauses von Oxford und die seit dem Anfange des Bürgerkrieges ernannten Pairs anfangs nicht.

Grenville stellte sich erst dem Staatsrath vor und übergab sodann (1. Mai 1660) den beiden Häusern die an sie gerichteten königlichen Schreiben; sie dankten ihm und decretirten für ihn ein Geschenk von 500 Pfund. Den Officieren las Monk den an das Heer gerichteten Brief vor, den Kapitänen der Flotte Montague den für diese bestimmten, dem Stadtrath der Lordmayor das für ihn überschickte Schreiben. Alle beschlossen, eine Danksagung und einen Glückwunsch an den König zu richten. Die Versprechungen, welche in diesen Schreiben enthalten waren, sind unter dem Namen der königlichen Freiheitsbriefe von Breda bekannt. Es wäre dem Parlament leicht gewesen, auf den von Karl's geheimen Räthen eingeschobenen Vorbehalt gestützt, Alles, was die Nation billiger Weise fordern konnte, einzuschieben; dies wußten aber die Leute zu hintertreiben, denen es lieber war, daß Alles beim Alten blieb. Diese Leute benutzten den herrschenden Widerwillen gegen Neuerungen und den Enthusiasmus für das Königthum, um in Eile zu beschließen, was einer reiflichen Ueberlegung bedurft hätte. Beide Häuser erließen zuerst die Erklärung, daß nach dem alten Fundamental-Gesetze Englands die Regierungsgewalt dem Könige und dem Ober- und

Unterhause gebühre. Dann luden sie Karl II. ein, nach England zurückzukehren und die Krone zu nehmen, die ihm durch Geburtsrecht gehöre. Daß sie das Königthum von Gottes Gnade und von der Geburt ableiteten, gaben sie auch noch durch eine von ihnen erlassene Verordnung zu erkennen, nach welcher die Regierungsjahre Karl's vom Todestage seines Vaters an gezählt werden sollten. Ferner wies das Parlament dem Könige, welcher in großer Geldverlegenheit war und, wie wir aus Burnet sehen, damals auch von Privatleuten bedeutende Summen erhielt, vorerst für seine Schatulle 50,000 Pfund an, 10,000 in Gold und 40,000 in Wechseln auf Amsterdam. Ferner bewilligte man für die Bedürfnisse seines ältesten Bruders, des Herzogs von York 10,000 und für die des jüngeren Bruders, des Herzogs von Glocester, 5000 Pfund. Am 8. Mai wurde Karl II. mit Lärm und Freudenfeuern in London proclamirt; am 13. reiste eine Commission des Parlaments zu ihm nach Breda. Dem Enthusiasmus widersetzten sich im Unterhause nur zwei alte Republikaner, der gelehrte Oberrichter Hale und der heftige Prynne, welche ihren Collegen den bekannten Grundsatz Talleyrand's (surtout point de zèle) anempfahlen. Als jedoch Monk ihnen widersprach, erstickten die wenigen Royalisten im Hause, wie dieselbe Partei auch in unseren Kammern es oft gemacht hat, ihren Antrag durch lärmendes Geschrei. Monk sprach entschieden dafür, man solle Seiner Majestät Wohlwollen dadurch gewinnen, daß man sich auf seine Großmuth verlasse. Dagegen war er in Bezug auf die zu gewährende Amnestie billiger und mäßiger, als die presbyterianischen Wortführer, die gern eine größere Anzahl von Richtern des Königs ausgeschlossen hätten. Dem loyalen Enthusiasmus, welcher damals verhinderte, daß man vor Karl's Aufnahme eine neue Urkunde über die zweifelhaften Punkte der Verfassung von ihm forderte oder überhaupt Bürgschaften für Freiheit und Recht begehrte, schreibt der Bischof Burnet, Zeitgenosse und zugleich mithandelnde Person, alle Fehler von Karl's Regierung zu. Wir glauben jedoch, daß Henry Hallam dies sehr gut in einer kurzen Note zu seiner ausführlichen Untersuchung über die Wiedereinsetzung der Stuart's widerlegt hat. Er findet nämlich den schwersten politischen Fehler Karl's II. in dessen Einverständniß mit Ludwig XIV. und in den Ränken, die er, auf dieses Einverständniß gestützt, gegen die politische und religiöse Freiheit Englands schmiedete. Der Eifer für das erneute Königthum stand in Zusammenhang mit dem Haß und der Erbitterung, die man im ganzen Land und in allen Ständen gegen die Ausschreitungen des Heeres empfand. Diese Stimmung wurde in der Folgezeit für die bürgerliche Freiheit Englands ungemein förderlich; denn bis in die neueste Zeit waren die meisten Par-

teien, namentlich auch die Anhänger der alten Einrichtungen, vom tiefsten Mißtrauen gegen jedes stehende Heer beseelt und eifersüchtig darauf bedacht, ein solches nie mehr zu Bedeutung und Einfluß gelangen zu lassen. Gleichwohl ging nach der Restauration die Auflösung der furchtbaren republikanischen Armee in bester Ordnung von statten; die meisten dieser entschlossenen, fanatischen Krieger kehrten in ihre früheren Lebenskreise zurück; Räubereien und Gewaltthaten, wie sie anderweit nach geschlossenem Frieden von versprengten Banden geübt wurden, fanden in England nicht statt. Es zeigte sich, daß die Soldaten der Republik doch etwas Besseres gewesen waren, als Prätorianer oder charakterlose Miethlinge*).

3. Erste Zeit von Karl's II. Regierung.

Im Mai 1660 setzte Karl II. mit seinen beiden Brüdern, von welchen der jüngere, der Herzog von Glocester, schon ein halbes Jahr später starb, auf der von Montague befehligten englischen Flotte von Holland nach England über. Er ward bei seiner Landung von Monk empfangen. Dieser setzte ihn auf der Reise von Dover nach London in nicht geringe Verlegenheit. Er überreichte ihm nämlich zu Canterbury eine Liste von Männern, die er für geeignet hielt, den geheimen Rath des Königs zu bilden, die aber diesem nicht gefielen. Es war daher sehr gut, daß Monk keine Bedeutung auf seinen Vorschlag legte. Vor London war, als Karl am 29. Mai, seinem Geburtstag, sich der Stadt näherte, ein Heer von 40- bis 50,000 Mann in Reihe und Glied aufgestellt. Die gemeinen Soldaten empfingen den König mit tiefem Schweigen; alle Ober-Officiere dagegen erschienen, wie Clarendon berichtet, demüthig huldigend vor ihm.

Die Regierungszeit Karl's II. zerfällt, wie schon Burnet bemerkt hat, in zwei Theile. Der eine umfaßt die Zeit von 1660 bis 1668, in welcher Karl vom Parlament sogar in seinen Verkehrtheiten unterstützt wurde; die andere die folgende Zeit bis zu seinem Tode (1685), in der er das Land zu verrathen schien, weil es seinen Ministern gelungen war, ein dem Volke verhaßtes Parlament, welches stets durch neue Wahlen ergänzt und stets schlechter ward, 18 Jahre lang beisammen zu halten. Wir wollen zuerst die inneren Angelegenheiten Englands während der ersten Jahre von Karl's Regierung für sich allein betrachten, dann aber in einem anderen Abschnitt die englische Geschichte in Verbindung mit der gleichzeitigen Geschichte von Deutschland, Holland und Spanien behandeln.

Als Karl II. die Regierung Englands antrat, war er 30 Jahre alt. Er hatte in Frankreich, wo er sich zur Zeit der Fronde aufhielt,

*) S. Macaulay, History of England, Tauchnitz'sche Ausgabe I, 152.

alle Liederlichkeiten der französischen Aristokratie getheilt und sich nachher stets nach dem Augenblicke gesehnt, wo er eines königlichen Lebens auf dem Thron genießen, die Regierungsgeschäfte aber Anderen überlassen könnte. Ehe er sich nach England eingeschifft hatte, war er von Breda nach dem Haag gereist; und hier hatten sich die hochmögenden Herren gegen ihn, dessen Schwestersohn durch sie von allen Stellen seines Vaters ausgeschlossen worden war, auf eine unwürdig schmeichelnde Weise benommen, nachdem sie ihn vorher, so lange er im Elende war, schmählich beleidigt hatten. Zu beiden Zeiten war es der gepriesene Republikaner de Witt, welcher den Anderen voranging *). Nach den Erfahrungen also, welche Karl im Leben gemacht hatte, mußte er über Freiheit und über Menschen nothwendig so denken, wie sein Lehrer, der Philosoph und Materialist Hobbes. Dieser Gegner seines berühmten Zeitgenossen, des Idealisten Descartes, war, wie es auch in unserer Zeit zu geschehen pflegt, durch die herrschende Religion und durch den Mißbrauch der Freiheit zum Feinde jedes Kirchenthums, sowie zum Vertheidiger des Egoismus der vornehmen Welt und zum Lobredner der autokratischen Regierungsart gemacht worden. Er hatte schon im Jahr 1628 das Geschichtswerk des Thucydides (s. Bd. II., S. 40) ins Englische übersetzt, um seinen Landsleuten durch das Spiegelbild der athenischen Demokratie Abneigung gegen diese Staatsform beizubringen. Der Naturzustand ist ihm ein steter Kampf egoistischer Kräfte, ein Krieg Aller gegen Alle. Der Staat entsteht aus dem Bedürfniß, dem Elende dieses Zustandes zu entgehen, aus der gegenseitigen Furcht, welche das Ringen selbstsüchtiger Wesen veranlaßt. Die Religion ist ihm ebenfalls ein Erzeugniß der Furcht und in der Hand kluger Regierungen ein Mittel zur Handhabung der bürgerlichen Ordnung **). Er hatte im Ausland den König Karl als jungen Mann kennen gelernt und ihm mathematischen Unterricht ertheilt. Dieser war entzückt gewesen, einen Mann zu finden, der ihm systematisch bewies, daß ein Regent weder an die Moral, noch an die Gesetze gebunden sei, weil Beide nur für gemeine, nicht

*) Der holländische Annalist Aitzema sagt, Karl habe erklärt, daß er an keinem der Höfe, die er besucht, einen solchen Glanz und eine solche Pracht gesehen habe, als die Staaten von Holland bei dem ihm im Haag gegebenen Feste gezeigt hätten. Dieselben hatten für seinen Empfang und seine Bewirthung die ungeheure Summe von drei Millionen Gulden bewilligt und Holland noch sechs Tonnen Goldes hinzugefügt. Beim Abschied empfahl Karl den Generalstaaten seinen zehnjährigen Neffen, Wilhelm III.

**) Hobbes' System bietet den schlagendsten Beweis, daß der Materialismus keineswegs mit dem Streben nach sittlicher Freiheit zusammengeht. Sein Hauptwerk heißt „Leviathan" (zuerst London 1651); der Name des Ungeheuers bezeichnet hier das verheerende Auftreten rücksichtsloser Elementarkräfte, denen durch Zucht und Staatsordnung gesteuert werden müsse.

aber für vornehme Leute verbindlich seien. Karl machte sich Hobbes' Philosophie, Politik und Religion ganz zu eigen und blieb den Ansichten desselben sein ganzes Leben hindurch getreu. Er mußte also grundsätzlich die Freiheit hassen und dagegen, wie die meisten hohen Personen unserer Zeit, den monarchischen Pomp sowie die Hierarchie einer alleinherrschenden Kirche, welche seinen Zwecken diente, schätzen und lieben. Gut unterrichtet war der neue König; er war aber mehr Franzose als Engländer, stets von verdorbenen Dirnen, ganz vornehmen und ganz gemeinen, sowie von Spaßmachern und Spöttern umgeben, selbst lebhaft und geistreich, ein unerschöpflicher Schwätzer und Witzling und reich an Anekdoten aller Art, die er gern erzählte. Jede Religion war ihm gleichgültig, weil er durchaus kein edleres inneres Bedürfniß kannte. Sehr abgeneigt war er den Anglikanern, den presbyterianischen sowohl als den bischöflichen, und ihrem Cultus; noch mehr freilich den sittenstrengen Puritanern mit ihrem biblischen Prophetenton. Er gab, wie uns Burnet in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, die Langeweile, die er bei dem in England gebräuchlichen vielen Beten, Singen und Predigen empfand, durch Mienen und Geberden deutlich zu erkennen. Ebenso sprach er offen aus, daß er weder an die Keuschheit der Weiber noch an die Tugend der Männer glaube und daß er von keinem Menschen wahre Treue oder Anhänglichkeit erwarte. Was das Letztere angeht, so ist schon das Eine ein Beweis seiner Leichtfertigkeit, daß er dies laut und offen aussprach, während es sonst von vornehmen Leuten als ihr Geheimniß betrachtet und bewahrt wird.

Die Regierung leiteten anfangs in Verbindung mit Monk die vier Männer, welche während der Verbannung Karl's seine Geschäfte gut besorgt hatten. Diese Männer waren Eduard Hyde, welchen Karl zum Kanzler und später zum Grafen von Clarendon machte, der Marquis von Ormond, Lord Colepepper und der Secretär Nicholas. Leider waren aber dem Könige auch Morrice und Ashley Cooper (der nachherige Graf Shaftesbury) von Monk empfohlen worden. Karl wurde lange Zeit von einer völlig sittenlosen Frau, mit welcher er Kinder erzeugt hatte und die er zur Herzogin von Cleveland ernannte, auf eine ganz ärgerliche Weise geleitet. Dieselbe war eine geborene Französin, hieß eigentlich Louise von Querouaille, daher die Engländer sie anfangs Madame Carwell nannten, wurde später Herzogin von Portsmouth und übte ihre Herrschaft über den König, die bis zu dessen Tode dauerte, einzig im Interesse Frankreichs und Ludwig's XIV. Er war außerdem von Anfang an stets in Geldverlegenheit. Diese drückte ihn um so empfindlicher, weil er sich durchaus des Heeres schnell entledigen und also für 60,000 Mann Soldaten den rückständigen Sold auftreiben mußte. Doch wurde die Entlassung der

Truppen, wie schon bemerkt, mit Hülfe des Parlaments, welches nach und nach die zu ihrer Verabschiedung erforderlichen Summen bewilligte, glücklich ausgeführt. Einem Regiment nach dem anderen wurden seine Rückstände ausgezahlt und die Soldaten ließen sich die Verabschiedung ohne Murren gefallen. Die Sache war übrigens dadurch noch mehr erschwert worden, daß der Oberbefehlshaber Monk wegen seiner niedrigen Habgier das Vertrauen des Heeres verloren hatte. Dieser Mann machte sich durch sein unwürdiges und gieriges Betragen, in welchem er von seiner Gemahlin unterstützt wurde, später sogar dem Könige selbst verächtlich, nachdem er es schon längst beim Volke gewesen war. Vorerst erhielt Monk vom Könige viele Güter und zu seinen übrigen Einkünften ein Jahrgehalt von 7000 Pfund; auch ward er zum Ritter des Knieband-Ordens, sowie zum Herzog von Albemarle und Grafen von Torrington ernannt. Der Admiral Montague, welchem der König nächst Monk das größte Verdienst um seine Wiedereinsetzung zuschrieb, erhielt gleichfalls den Knieband-Orden und ward Graf von Sandwich. Die Presbyterianer und die Bischöflichen beruhigte der Kanzler durch eine königliche Erklärung auf eine eben so geschickte Weise, als die Truppen abgefunden worden waren. Die bis auf neun gesunkene Zahl der Bischöfe wurde ergänzt und die Pfründen ihnen zurückgegeben; doch sollten die Einrichtungen des Episkopats verbessert und dem Kapitel (council) wie den Aeltesten einiger Einfluß zugesichert werden. Die vom Könige ertheilte Amnestie ward, trotz der heftigen Einsprache des Oberhauses, aufrecht erhalten. Gegen die 51 noch lebenden Personen, welche wirklich als Richter den König Karl I. mitverurtheilt hatten, wurde streng verfahren. 19 von ihnen hatten das Land verlassen; die Uebrigen wurden vor eine außerordentlichen Commission gestellt, welche Clarendon als Kanzler leitete und welcher auch der Herzog von Albemarle (Monk) angehörte. Als Königsmörder (regicides) wurden die Angeklagten zum Tode verurtheilt und zehn von ihnen, darunter Harrison, wirklich hingerichtet; ebenso Cook (Coke), der als Ankläger des Königs aufgetreten war. Die Leichen Oliver Cromwell's, Ireton's und Bradshaw's wurden schmählicher Weise ausgegraben, nach Tyburn geschleift, aufgehängt und dann enthauptet (1661). Dies geschah zur Sühne am 21. Januar, dem Hinrichtungstage Karl's I. Unter den Leichen, die in der Westminsterabtei beigesetzt waren und die man nun wieder ausgrub, befanden sich auch die der Mutter Cromwell's und des großen Admirals Blake. Später befahl der König selbst, diese Executionen einzustellen. Lambert wurde nach der Insel Guernsey verwiesen; Henry Vane war der Letzte, der auf dem Schaffot seinen Tod fand (Januar 1662). Hutchinson, Lenthal, St John und 16 andere Personen wur-

den damit bestraft, daß sie für keine bürgerliche, militärische oder geistliche Stelle mehr gewählt werden durften.

Gegen die oben genannten Staatsmänner, denen Karl, weil er selbst zu eigentlichen Geschäften nie aufgelegt war, die Regierung überließ und von welchen der Kanzler Hyde ihm als Mentor bald beschwerlich ward, arbeiteten die Günstlinge des Königs. Unter diesen sind vorzugsweise Bennet und Berkley hervorzuheben, von welchen der Erstere nachher zum Grafen von Arlington, der Letztere zum Herzoge von Falmouth ernannt wurde. Beide wirkten in hohem Grade verderblich auf den König. Sie waren die Gelegenheitsmacher bei seinen unzähligen Liebschaften, und der Eine (Bennet) hatte ihm früher den Sophisten Hobbes zugeführt, der den Absolutismus und Materialismus systematisch lehrte und die Gewalt als Recht darstellte. Auch der Graf Bristol und der Herzog von Buckingham waren sehr geschäftig, dem Könige seinen Kanzler Hyde, sowie alle ehrlichen Leute überhaupt lächerlich und verhaßt zu machen und dagegen ganz leichtfertige Menschen an die Spitze der Geschäfte zu bringen. Der Herzog von Buckingham war ein vollkommener Hofmann, er war lebhaft, witzig und sarkastisch, wie der König, durch sein Aeußeres und durch vornehme Manieren ausgezeichnet, aber ohne alle reellen Kenntnisse, ohne Treue, Glauben und Scham und trotz seines sehr großen Vermögens immer in Geldverlegenheit. Er war früher als Kind oft in Karl's Gesellschaft gewesen und traf ihn, als er, nach der Sitte adeliger Herren, seine Reise an die Höfe machte, 1645 in Paris wieder.

Das Parlament, welches den König zurückberufen hatte, bewilligte ihm auf Lebenszeit ein auf Steuern und Accise angewiesenes Einkommen, dessen Ertrag man auf 1,200,000 Pfund anschlug. Dieses Einkommen, verbunden mit dem Ertrag der Krongüter, machte ihn fast unabhängig. Aber Karl war glücklich genug, nicht blos von Seiten dieses Parlaments keinen Widerstand zu erfahren, sondern auch vermittelst des Kanzlers Hyde, jetzt Grafen von Clarendon, das zweite Parlament für seine persönlichen Zwecke gebrauchen zu können. Das Letztere, das sich im Mai 1661 versammelte*), begünstigte besonders die Wiedererrichtung der monarchischen anglikanischen Kirche, weil Clarendon die Presbyterianer abzufinden verstand. Durch eine ganze Reihe von Parlaments-Acten wurde Alles, was vor der Restauration

*) Dieses zweite Parlament Karl's II. welches 18 Jahre beisammen blieb, wurde das lange royalistische, aber auch das pensionirte Parlament genannt, weil die Mehrzahl seiner Mitglieder in königlichem Solde stand. Rapin Thoyras behauptet jedoch, dies sei anfangs nicht der Fall gewesen, sondern erst nachdem die entstandenen Lücken durch successive Wahlen ausgefüllt worden wären.

eingeführt worden war, für ungültig und nichtig erklärt und den Anglikanern ihre Pfründen und Güter zurückgegeben. Die Lehren der Hochkirche sollten in Büchern nicht bekämpft werden dürfen; die Nonconformisten waren in Uebung ihrer Kirchenform auf Gnadenbewilligung angewiesen. Im Jahre 1663 wurden Cultus und Kirchenglauben durch ein von König und Parlament erlassenes bürgerliches Gesetz vorgeschrieben, nachdem der Kanzler vergebens den Versuch gemacht hatte, die ganz geistliche Sache der Verbesserung der Liturgie und des Prayerbook oder des symbolischen Buches der anglikanischen Kirche (s. B. X., S. 499) durch eine Synode presbyterianischer und bischöflicher Geistlichen ordnen zu lassen. Das symbolische Buch ward, nachdem Geistliche der Staatskirche es reformirt hatten, auf dem gewöhnlichen Wege zum Gesetze gemacht. Schon vorher waren alle diejenigen, welche nicht den Huldigungseid geleistet und den König als Haupt der Kirche anerkannt hatten, oder mit anderen Worten alle diejenigen, welche nicht die Kirche des Tyrannen Heinrich VIII. als die Kirche Christi anerkennen wollten, sowohl von den bürgerlichen Stellen und Aemtern, als auch von den Pfründen und von den höheren Lehranstalten ausgeschlossen worden. Durch diesen Parlaments-Beschluß oder durch die sogenannte Uniformitäts-Acte wurden ebenso in England, wie durch ähnliche Maaßregeln in Deutschland, viele Hunderte von Pfarrern und Schullehrern von Amt und Brod getrieben und ins tiefste Elend gestürzt. Uebrigens ist diese Acte, soviel auch neuerdings in England für Milderung der Härte gegen Andersdenkende geschehen ist, nie förmlich aufgehoben worden. Durch sie ward verordnet, daß in allen Kirchen nur die verbesserte Vorschrift über Glauben und Gottesdienst (the common Prayerbook and ordination of ministers) und die in ihr vorgeschriebenen Formen und Formeln gebraucht werden dürften, und daß von einer gewissen Zeit an alle Geistlichen sich derselben in der Kirche bedienen sollten. Gegen eine solche Verfügung war, soweit der persönlichen Ueberzeugung keine Gewalt angethan wurde, nichts zu erinnern; allein man forderte auch ebenso, wie damals in Deutschland geschah und jetzt bald wieder geschehen wird, daß die Geistlichen durch einen besonderen Revers ihren aufrichtigen Glauben an alles das, was in jenem symbolischen Buche enthalten sei, oder wie es lautete, ihre aufrichtige Zu- und Beistimmung zu dem gesammten Inhalte desselben (their unfeigned assent and consent to every thing contained in it) beurkunden sollten. Das Parlament von 1661, unter dem Eindrucke des Hasses gegen die Revolution gewählt, zählte viele heißblütige Cavaliere, die königlicher waren als der König; diese kannten auch in ihrem Eifer für die Hochkirche keine Grenzen und verlangten, daß der Covenant öffentlich von

Henkers Hand verbrannt werde. In Schottland, welches nach der Revolution wieder ein besonderes Reich ward und wie früher sein eigenes Parlament in Edinburgh hatte, mußte man freilich vorsichtiger verfahren; in den westlichen Grafschaften hielten sich noch alte Covenanters, die unter den furchtbarsten Verfolgungen standhaft blieben; wir vermeiden es jedoch überall, auf die schottischen und irländischen Angelegenheiten näher einzugehen, weil diese ganz der Special-Geschichte angehören. Aus demselben Grunde übergehen wir die entsetzlichen reactionären Grausamkeiten, zu welchen Karl wider seinen Willen durch das zweite Parlament genöthigt wurde, viele grausame Hinrichtungen, den Proceß des Grafen Argyle in Schottland und die von den Anglikanern und Katholiken Irlands gegen einander geübten Gräuelthaten.

Der Privat-Angelegenheiten des Königs Karl und seiner Umgebungen müssen wir ausnahmsweise erwähnen, weil leider der Gang der europäischen Geschichte mit Karl's Leichtsinn und mit der Geschichte seiner Maitressen und Lieblinge, an die er unerhörte Summen verschwendete, zusammenhängt. Karl's älterer Bruder, Jakob, Herzog von York, war seinem ganzen Wesen nach von ihm völlig verschieden. Jakob war in Frankreich von den Jesuiten bekehrt worden, trat aber, wie die Convertiten unserer Zeit in Deutschland zu thun pflegen, erst später (1669) aus der anglikanischen Kirche förmlich aus. Er machte seinem Bruder, dem er sonst eifrig ergeben und gehorsam war, sowie seiner Mutter durch eine Mißheirath großen Verdruß. Er heirathete nämlich Anna Hyde, die nicht eben schöne, aber geistvolle und liebenswürdige, dabei sehr leichtfertige Tochter des Kanzlers Clarendon, wodurch der Letztere zugleich hochmüthiger und verhaßter gemacht wurde, wiewohl er uns in seinen Denkwürdigkeiten hoch und theuer versichert, daß er diese schon im Auslande heimlich vollzogene Heirath des muthmaaßlichen Thronerben höchlich mißbilligt habe. Jakob's Heirath wurde erst durch die Schwangerschaft der Herzogin kundbar; Clarendon soll damals den König gebeten haben, sie in den Tower zu sperren. Indessen wurde nach einigen Aufwallungen das Ehebündniß von dem Könige und dessen Mutter gutgeheißen, dem Kanzler aber von Vielen übel gedeutet. Außerdem war Jakob's Gemahlin so wenig vorsichtig in ihrem Betragen, daß man, als sie ihrem Gemahle einen Sohn geboren hatte, sogar dessen Echtheit bestritt. Da König Karl mit und ohne seine Schuld sich stets in Geldverlegenheit befand, so war die Vermählung seines Bruders mit einer Dame, die ihm keine fürstliche Mitgift brachte, eine neue Quelle von Verlegenheiten. Die Hofleute nämlich, welche Jakob umgaben, und Karl's Minister, die denselben willfahrten, nahmen bei der Einrichtung von Jakob's Haus-

halt den orientalisch-prächtigen Hof Ludwig's XIV. zum Muster und umgaben den Herzog von York mit einem Glanze, wie wenn derselbe nicht ein englischer, sondern ein französischer Prinz sei. Jakob schrieb es seinem Schwiegervater zu, wenn der König seinen Geldverlegenheiten nicht so, wie er wünschte, abhalf. Karl konnte dies jedoch nicht; denn er hatte anfangs die Güter der Krone, welche ihm zurückgegeben wurden, noch nicht in Händen, mußte das Meiste von dem, was das Parlament ihm ohne Kargheit gewährte, für die Bezahlung des rückständigen Soldes der Soldaten ausgeben, und ward endlich noch dazu durch seine täglichen Gesellschafter in Verlegenheit gebracht, weil diese ihn, was sehr leicht war, von allen ernsten Geschäften zu entfernen trachteten und deshalb von Tag zu Tage mehr in kostspielige Vergnügungen und Ausschweifungen hineintrieben. Macaulay hat übrigens richtig bemerkt, daß Karl keinen Werth darauf legte, ob er nach göttlichem oder nach menschlichem Rechte König sei, wenn er nur den Staatsschatz als den seinigen benutzen und seinen Lüsten fröhnen konnte. Karl erstrebte nämlich die autokratische Gewalt nicht wie Ludwig XIV., um aller Welt gebieten und Jedermann durch seinen Pomp und seine Pracht blenden zu können, sondern wie Ludwig XV., um mit einer Aristokratie, welche der französischen zur Zeit der Regentschaft ähnlich war, Orgien und Feste zu halten und Dirnen zu beschenken.

Seine beständige Geldnoth verleitete ihn, zumal da er in den ersten drei Jahren nach seiner Rückkehr durch den Enthusiasmus des Volkes und durch die Gunst des Parlaments getäuscht wurde, zu unbesonnenen Schritten, die ihn bald ganz mit der Nation entzweiten. Zu diesen Schritten zählen wir besonders sein vertrautes Verhältniß zu Ludwig XIV., seine geheime Correspondenz mit demselben und die Niederträchtigkeit, von ihm ein Jahrgeld oder mit anderen Worten ein Almosen anzunehmen und mit ihm insgeheim gegen die Holländer zu conspiriren. Geldverlegenheit bewog auch den König, die portugiesische Prinzessin Katharina, die Schwester des Königs Alfons VI., gerade in dem Augenblicke zu heirathen, als die Spanier ein Heer rüsteten, um Portugal wieder zu erobern (Mai 1662). Diese Ehe war schon darum den Engländern zuwider, weil man bestimmt wußte, daß sie unfruchtbar bleiben werde. Karl sollte als Mitgift seiner künftigen Gemahlin 500,000 Pfund baar, das auf der Nordküste von Afrika gelegene Tanger, sowie die Stadt Bombay in Ostindien und freien Handel mit Portugal und dessen Colonieen erhalten; das baare Geld war ihm indessen die Hauptsache. Dies bewies er, als die Spanier ihm zwei Prinzessinnen von Parma mit einer größeren Ausstattung in der Ferne zeigten und er alsbald einen Vertrauten nach Parma

schickte, um zu sehen, ob nicht eine von den beiden ihm angebotenen Prinzessinnen ein leidliches Aussehen habe. Als dies nicht der Fall war, ward endlich die englische Flotte abgeschickt, um Tanger in Besitz zu nehmen und die königliche Braut aus Lissabon abzuholen. Die Flotte kam für Beides zur rechten Zeit. Die Spanier gaben nämlich ihren Einfall in Portugal erst dann auf, als die Flotte im Tajo erschienen war; und die Mauren würden die Stadt Tanger, deren Besatzung sie bereits zusammengehauen hatten, besetzt haben, wenn nicht der Graf von Sandwich mit der englischen Flotte eingetroffen wäre. Die Hoffnung Karl's auf das viele baare Geld war indessen durch den spanischen Einfall in Portugal vereitelt worden; er mußte sich gefallen lassen, daß vorerst nur die Hälfte, der Rest aber in Terminen bezahlt wurde.

Mit Ludwig XIV. wäre Karl schon zu der Zeit, als noch Fouquet in Frankreich die Finanzen mehr zu seinem als zu seines Königs Vortheil leitete, gern in eine Privat-Correspondenz getreten, um Staatssachen hinter dem Rücken seiner Minister zu verhandeln, weil Ludwig ihm nicht blos ein Jahrgeld gab, sondern auch 50,000 Pfund zur Bestechung der englischen Wähler und der Mitglieder des zweiten Parlaments zahlte. Die Verschwendungen des Königs nahmen aber mit jedem Jahre zu, besonders seitdem der alte, getreue Verwalter seines Privat-Schatzes, der Secretär Nicholas, von seiner Stelle entfernt worden war. Man kam daher 1662 auf den Einfall, die Städte Dünkirchen und Mardyk, welche Cromwell in seinem letzten Lebensjahr (1558) durch Festigkeit und kluge Benutzung der Umstände von Frankreich erworben hatte (s. Bd. XII., S. 521), an Ludwig XIV. zu verkaufen.

Der Verkauf dieser Plätze erregte, mit Recht oder mit Unrecht, den heftigsten Unwillen in England. Das Volk legte auf den Besitz von Dünkirchen den höchsten Werth; diese Seefestung, die man als den Schlüssel zu den Niederlanden betrachtete, galt zugleich in der öffentlichen Meinung als ein Ersatz für das im vorhergehenden Jahrhundert aufgegebene Calais. Die allgemeine Entrüstung traf jedoch noch immer weniger den König, welchem auch andere gehässige Dinge nicht übel genommen wurden, als vielmehr den Kanzler Clarendon, der damals noch alle politischen Geschäfte leitete. Dieser hat daher auch die Geschichte des gehässigen Verkaufes von Staatseigenthum zu Gunsten der königlichen Verschwendung für liederliche Leute beiderlei Geschlechtes in seinen Denkwürdigkeiten von der vortheilhaftesten Seite her dargestellt. Er spricht sich über den Gang der Sache auf folgende Weise aus: „Außer den Lasten der Krone waren große Summen für den Sold der Landtruppen erforderlich, sowie für die starken Flotten, welche ausgerüstet werden mußten, um die Seeräuber von Tunis und

Algier zu bezwingen, die Straße von Gibraltar zu bewachen und die Kauffahrer zu schützen. Dazu kamen aber noch die Summen, welche die Besatzungen von Dünkirchen, Tanger, Bombay und Jamaika jährlich erforderten, und die ungeheueren Kosten eines zu erbauenden Hafendammes. Alles dies waren Ausgaben, welche bis auf die letzten Zeiten ganz unbekannt waren. Der Lord-Schatzmeister hatte dem Könige schon sehr oft vorgestellt, daß es unmöglich sei, diese Lasten länger zu tragen; und der König hatte sich nach anderen Mitteln umgesehen. Als man jedoch gar keine fand, hielt endlich der Lord-Schatzmeister mit dem Lord-General und anderen Geheimräthen eine Berathung, um zu überlegen, ob denn wirklich der Besitz von Dünkirchen die 120,000 Pfund werth sei, die er jährlich koste." Nach diesen einleitenden Worten berichtet Clarendon: der Kanzler der Schatzkammer habe hierauf auch mit ihm von der Sache geredet, ihn aber so abgeneigt gefunden, daß er sich an den König gewandt habe; und dieser habe, während er selbst (Clarendon) am Podagra krank gelegen, ein geheimes Conseil berufen, bestehend aus ihm (dem Könige), dem Herzoge von York, dem Lord-Schatzmeister, dem Lord-General, dem Grafen von Sandwich, dem Vice-Kammerherrn Sir George Carteret, welcher als General zur See gedient habe, und zwei Staats-Secretären. Nachdem dann Clarendon der Länge nach die Gründe für den nothwendig gewordenen Verkauf von Dünkirchen angeführt hat, berichtet er weiter, der König habe auf diesen Verkauf angetragen und dabei erklärt, daß es ihm einerlei sei, ob die Stadt an Frankreich oder an Spanien falle; es komme ihm vielmehr nur darauf an, wer am meisten dafür geben wolle. Erst dann, sagt Clarendon, sei die Sache vor den geheimen Rath gebracht worden, dessen Mitglieder alle zugestimmt hätten. Endlich habe der König erklärt, daß er der französischen Regierung den Vorzug gebe. Er habe also dem König Ludwig XIV. die Sache mitgetheilt und dieser habe den Grafen d'Estrades, welcher zum Gesandten in Holland ernannt worden war, incognito über London reisen lassen. Hier seien dann fünf oder sechs Pairs, unter ihnen der Kanzler Clarendon, der Schatzmeister und der Lord-General, vom Könige ernannt worden, um mit Estrades zu unterhandeln. Die englischen Commissaire hätten für die Abtretung von Mardyk und Dünkirchen anfangs eine so große Summe gefordert, daß Estrades gar kein Gebot habe thun wollen. Hierauf habe dann vom Juni 1662 an ein schmähliches Bieten und Herunterbieten stattgefunden, bis man endlich von den geforderten zwölf Millionen Livres auf fünf Millionen heruntergegangen sei, für welche Summe auch das ganze englische Kriegs-Material in den Städten mit übergehen sollte. Weil Karl durchaus baares Geld gebraucht und Ludwig die ganze

Summe nicht vorräthig gehabt habe, seien zwei Millionen in Wechseln angenommen und im October 1662 endlich der Kauf förmlich abgeschlossen worden.

Wir haben diese Angelegenheit ausführlich behandelt, weil der Verkauf der genannten beiden Städte in Verbindung mit dem Umstande, daß der Herzog von York im Jahre 1669 öffentlich katholisch ward und dadurch auch seinen Bruder, den König, mit einigem Grund in den Verdacht des Papismus brachte, die Nation gegen Karl erbitterte. Hieran war der Kanzler freilich nicht betheiligt; aber der Verkauf von Dünkirchen wurde ihm allgemein zur Last gelegt und der Unwille wegen eines bald nachher unnützer Weise mit den Generalstaaten angefangenen Krieges führte seinen Sturz herbei. Was das Letztere betrifft, so wäre unter den damaligen Staatsmännern Englands Clarendon allein allenfalls im Stande gewesen, es mit Ludwig's XIV. Ministerium, welches in der französischen Geschichte seines Gleichen nicht hat, einigermaaßen aufzunehmen. Uebrigens hat sich Clarendon in seinen Denkwürdigkeiten große Mühe gegeben, den Antheil an dem Verkaufe von Dünkirchen von sich abzuwälzen; wer aber seine sehr lange Darstellung der Sache liest, kann ihn, auch ohne Lingard oder die von diesem benutzten Quellen zu Rathe zu ziehen, aus sich selbst widerlegen.

Von dem Augenblicke des Verkaufes der Stadt Dünkirchen an dreht sich die ganze europäische Geschichte um die vier Kriege, welche Ludwig XIV. muthwillig begann. Von diesen vier Kriegen gehören nur die drei, welche für Ludwig glücklich waren, hierher; denn der vierte, welcher einen unglücklichen Verlauf hatte, fällt in das 18. Jahrhundert. Diese vier Kriege waren: der sogenannte Devolutions-Krieg, der holländische Krieg, der deutsche (Orleans'sche oder pfälzische) Krieg und der spanische Erbfolgekrieg.

4. Ludwig XIV. und seine Minister.

Es war um die Mitte des 17. Jahrhunderts dahin gekommen, daß stehende Heere, ihre Stärke und Beschaffenheit über das Schicksal der Völker entschieden. Es waren also auch vom Volke ganz unabhängige, der Regierung unbedingt anvertraute Einnahmen nöthig, um die Heere und ihre Anführer unterhalten und das immer kostbarer werdende Kriegs-Material bezahlen zu können. Diese neue Art von Finanz-Einrichtung ward in Frankreich durch Ludwig's XIV. Minister Colbert geschaffen, welcher nicht, wie seine Vorgänger, durch gedungene und gewissenlose Blutsauger immer neue Auflagen erfinden und mit Härte erheben ließ, sondern vielmehr durch Beförderung des Handels, der Gewerbe und des Landbaues das Volk in den Stand setzte,

mehr als vorher zu zahlen; unter ihm hob sich der Betrag der Staats-Einnahmen allmählig bis auf 116 Millionen Livres im Jahre. Auch die Collegen Colbert's waren ausgezeichnete Männer; und die Gelehrten, sowohl die protestantischen, als auch diejenigen, welche aus den Collegien der Jesuiten hervorgegangen waren, beeiferten sich um die Wette, ihre Studien für das Leben und den Staat nützlich zu machen.

König Ludwig XIV. selbst hatte freilich nur wenig Kenntnisse und sein Privat-Leben entsprach der strengen Religiosität, in welcher er erzogen worden war, keineswegs; er war aber zum Herrscher eines Glanz, Pomp und Declamation liebenden Volkes geboren. Er war jung, schön und muthig, und übte durch Blick, Stimme und äußere Haltung die Kunst eines Autokraten ganz meisterhaft aus. Er blendete zugleich den Hof und das Volk durch die Pracht seiner Bauwerke und Festlichkeiten sowie durch den Glanz der von ihm unterstützten Litteratur und Kunst. Er verstand es, den hohen Adel an den Hof zu ziehen, wo dieser sich in Schulden stürzte welch wo nicht das hohe Alter eines Adelsgeschlechtes, sondern blos die Gunst des Königs Rang und Ansehen verlieh. Während früher die Großen eine Vasallenschaft gebildet hatten, welche in den Provinzen ererbte Macht oder doch selbstständigen Einfluß besaß, schaarten sie sich nun um den Herrscher und erwarteten von ihm allein Glanz und Beförderung. Wenn auch Ludwig dabei eine Maitresse nach der anderen königlich ehrte, so wahrte er doch immer einen gewissen Anstand und sank niemals zur Gemeinheit herunter. Wir werden daher auch weder hier noch im Folgenden über die Hofgeschichten dieser klassischen Zeit des französischen Lebens, welches jetzt wieder über Alles gepriesen wird und über die wir eine ganze Bibliothek von Denkwürdigkeiten haben, ausführlich sein, zumal da uns das Talent mangelt, dergleichen Dinge würdig darzustellen. Nur des Ministers, welcher dem Könige und seinem Hofe die Mittel zu ihrer überall gepriesenen Verschwendung herbeischaffte, wollen wir näher gedenken.

Colbert war nicht von hoher Herkunft, sondern der Sohn eines Kaufmannes zu Reims; doch fand er, wie so viele Andere, einen Heraldiker, der ihm einen Stammbaum machte, nach welchem er von einer uralten adeligen Familie abstammte. Er hatte sich durch kaufmännische Betriebsamkeit empor gebracht und war zuerst von dem Staats-Secretär Le Tellier in Geschäften gebraucht worden. Dieser hatte ihn an Mazarin empfohlen, der ihn dann zum Verwalter seines ungeheuren Vermögens machte. Als solcher zeigte er so ausgezeichnete finanzielle Talente, daß Mazarin ihn dem Könige empfahl. Von diesem ward er zuerst zum Intendanten und dann zum General-Intendanten der Finanzen, sowie später zum Minister ernannt. Daß

Colbert nicht blos mit Strenge, sondern sogar mit Härte die Zurücknahme der Domänen oder Kammergüter an die Krone durchsetzte, Alles beitrieb, was seit Heinrich's IV. Zeit dem Schatze entzogen oder vorenthalten worden war, kann ebenso wenig geleugnet werden, als die Leute, denen er ihre in unruhigen Zeiten erworbenen Reichthümer entriß, zu beklagen sind. Colbert häufte durch die Bestrafung der Wucherer, welche den Staat betrogen hatten, und durch die Beitreibung der Rückstände große Summen im Schatze auf. Er verbesserte nicht nur die Vertheilung und Erhebung der Steuern, sondern verminderte auch die Kosten ihrer Erhebung. Seine dem Lande eben so vortheilhaften, als dem König einträglichen Verfügungen bewirkten, daß nach kurzer Zeit der französische König mehr Aufwand machen, mehr Pensionen und Geschenke vertheilen konnte, als irgend ein anderer Monarch in Europa. Dadurch wurde die ganze vornehme künstlerische und gelehrte Welt an Ludwig's Hof gefesselt und diese verkündete dann, wie sie zu thun pflegt, des reichen und freigebigen Königs Lob an allen Ecken und Enden.*) Besonders in Deutschland wurde Ludwig vergöttert und bald herrschten an allen den kleinen deutschen Höfen französische Moden, Sitten, Sprache. In Frankreich selbst wurde der Adel dazu gebracht, daß er seine Schlösser und Güter verließ, um am Hofe zu leben, wo er nicht nur genöthigt war, sich der strengen Etikette zu fügen, sondern auch verweichlichte und in Schulden gerieth und einerseits zwar Feinheit und Bildung erhielt, andererseits aber auch, weil er der Gunst des Königs bedurfte, seinen Trotz aufgeben und servil werden mußte.

Colbert hat das Verdienst, daß er einen höheren Bürgerstand schuf, von dessen Nachkommen, freilich zum Theil in Folge der nach Colbert's Tode eingetretenen Protestantenverfolgung, viele Häupter der ersten Handlungs- und Bankier-Häuser Deutschlands herstammen. Er unterstützte Handlung und Industrie, ließ die Heerstraßen in guten Stand setzen und legte neue an. Auf sein Betreiben ward durch den Ingenieur Riquet der Kanal von Languedoc zur Verbindung des atlantischen und mittelländischen Meeres gegraben und der Plan zum Kanal von Burgund entworfen. Auf seinen Rath wurden Freihäfen zu Marseille und Dünkirchen errichtet und der Adel durch die Zusicherung, daß dieses seinem Range nicht schaden solle, zur Betreibung des Großhandels aufgemuntert. Als Colbert 1669 auch See-Minister gewor-

*) Colbert ließ durch Lionne Erkundigungen über diejenigen im Auslande lebenden Gelehrten einziehen, welche durch ihren Ruhm und Einfluß nützlich werden könnten. Hierauf erhielten 60 derselben vom französischen Hofe Pensions-Anweisungen; in dem begleitenden Sendschreiben an jeden Einzelnen hieß es, der König bitte denselben, sein Wohlthäter sein zu dürfen, da er nicht das Glück habe, sein Souverain zu sein.

den war, schuf er eine neue Marine, weil Mazarin die alte in den Häfen hatte verfaulen lassen. Anfangs kaufte er neue Schiffe im Auslande, dann aber ließ er sie in den Häfen bauen; und es ist bekannt, daß die Franzosen bis auf den heutigen Tag noch geschicktere Schiffsbaumeister sind, als die Engländer. Außerdem wurde durch Colbert nicht nur der Hafen von Rochefort neu geschaffen, sondern auch vier große See-Arsenale zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre errichtet; und als Ludwig 1672 an den Krieg mit Holland dachte, besaß er zum großen Schrecken der Holländer schon 40 Linienschiffe. Im Jahre 1664 entstanden zwei große Gesellschaften für den ostindischen und westindischen Handel; für Ostindien wurde Pondichery Mittelpunkt der französischen Besitzungen. Die Colonieen in Canada und Martinique wurden neu eingerichtet, die Franzosen auf St. Domingo gegen die Spanier unterstützt, neue Niederlassungen in Cayenne und auf Madagascar errichtet. Der Handelsstand wurde veranlaßt, der Regierung seine Wünsche vorzutragen. Freilich stand Colbert ganz in den Anschauungen seiner Zeit, indem er die fremden Erzeugnisse durch hohe Besteuerungen entfernt halten, gleichzeitig die französische Production, mitunter durch unzeitiges Eingreifen, heben und so das Geld im Lande behalten wollte. Nicht alle seine Einrichtungen brachten nachhaltigen Vortheil; namentlich kamen sie dem Landbau weniger als dem Handel zu Gute. Auf Colbert's Rath ließ Ludwig die bestehenden Civil- und Kriminal-Verordnungen verbessern und ordnen. Auf seinen Rath endlich errichtete der König die gelehrten Gesellschaften, durch welche die Litteratur der Franzosen ebenso zu einer Hof- und Staatsangelegenheit gemacht wurde, wie ihre Poesie und Sprache es schon seit der Zeit waren, als Richelieu 40 Leute unter dem Namen französische Akademie zu Richtern des Geschmackes eingesetzt hatte. Durch die Gründung jener gelehrten Gesellschaften wurden nicht blos eitle Franzosen zu Anstrengungen angespornt, die sie sonst nicht gemacht haben würden, sondern es bewarben sich fortan auch alle großen Gelehrten von Europa ängstlich darum, den königlich bestätigten Gelehrten Frankreichs beigezählt zu werden und gleich ihren französischen Collegen den Ruhm Ludwig's schmeichelnd zu verkündigen. Von 1663 bis 1671 wurden nach einander die Akademieen der Inschriften und schönen Wissenschaften, des realen Wissens und Forschens (des sciences) und der Baukunst gegründet, und die der Malerei neu eingerichtet. Der Pflanzengarten wurde angelegt, die berühmte Sternwarte erbaut und Cassini von Bologna an dieselbe berufen. Das Journal des Savants, die älteste gelehrte Zeitschrift, wurde von der Regierung unterstützt und die Fortsetzung des von der Akademie herauszugebenden

Wörterbuches eifrig betrieben.*) Zu allem diesem und zum Anschaffen von Büchern und Merkwürdigkeiten aller Art ertheilte Colbert Rath und schaffte das Geld herbei; der König allein aber hatte den Ruhm davon und man nannte nach ihm seine Zeit das Jahrhundert Ludwig's XIV., obgleich er selbst keineswegs, wie Franz der Erste (s. B. XI, S. 468 f.), guten Geschmack und gründliche Kenntnisse hatte.

Der gewissenhaften Verwaltung Colbert's, der Strenge, welche er gegen die Unterbeamten übte, und den ungeheuren Summen, die er durch seine Untersuchung der seit 60 Jahren verübten Veruntreuungen wieder in den Schatz brachte, verdankte der französische Hof seinen Glanz, Paris seine Umgestaltung und die Stadt Versailles mit ihrem Schlosse und Garten ihre Entstehung. Colbert war, so viel wir wissen, der einzige französische Finanz-Minister, welcher bis zu seinem Tode in seinem Amte blieb. Sein Tod (1683) war für König Ludwig, dessen Aufwand immer größer ward, ein schwerer Verlust. Uebrigens ist die Beurtheilung dessen, was Colbert für die Industrie und für das Handels- und Colonial-Wesen gethan hat, diesem Werke fremd.

Was Colbert für Handel, Gewerbe, Industrie, Seewesen und Rechtswissenschaft leistete, that Le Tellier für das Kriegswesen und für andere Zweige der Verwaltung. Im Jahre 1661 erhielt jedoch dieser Minister seinen damals erst 20jährigen Sohn, den Marquis von Louvois, zum Nachfolger, welcher dann seinem Collegen Colbert bis zu dessen Tode das Leben sehr sauer machte. Louvois brachte, von seinem Vater unterstützt, nicht nur die strengste Ordnung in das Kriegswesen, sowie die größte Disciplin in das aus Miethlingen bestehende Heer, dessen Soldaten gut bewaffnet und bezahlt waren, sondern er sorgte auch dafür, daß Alles, was zum Kriege und zur schnellen Mobil-Machung des Heeres erforderlich war, stets bereit gehalten wurde, besonders seitdem Ludwig seine Eroberungskriege begonnen hatte. Statt der Kriegscommissäre, welche manchen Unterschleif begünstigt hatten, stellte er einfache, nur von ihm abhängige Commis an. Louvois führte strenge Uniformirung ein; er trennte die Bedienung der Geschütze von dem übrigen Dienst und stellte ein besonderes Artillerie-Corps her; er gab in Verbindung mit Vauban dem Ingenieurwesen eine feste Einrichtung. 1679 entstand die Artillerie-Schule von Douai. In großartiger Weise sorgte die Regierung Ludwig's XIV. für Dienstunfähige. Früher hatte man invalide Officiere und Soldaten den Klöstern als Laienbrüder zugewiesen; im Jahre 1670 aber be-

*) Um dieses Werk zu fördern, traf Colbert die Einrichtung, daß jedes Mitglied, wenn es in den Sitzungen erschien, eine Anwesenheits-Marke (einen jeton de présence) erhielt, die zum Empfang einer Gratification berechtigte.

gann die Erbauung des berühmten Invalidenhauses am Ausgang des Faubourg Saint Germain, welches nach vier Jahren in allem Wesentlichen vollendet war. Zu Gunsten dieser Anstalt wurden nicht nur die Pensionsgelder eingezogen, die man den Klöstern entrichtet hatte, sondern es wurden bei jeder Zahlung, die sich auf das Kriegswesen bezog, zwei Deniers vom Livre zurückbehalten. Leider besaß Louvois aber einen anmaaßenden Stolz, verfuhr auf ganz despotische Weise, und behandelte die Nachbarländer mit einer Härte und Unbarmherzigkeit, welche in der Pfalz und auf dem linken Rhein-Ufer noch immer wie die eines Attila verwünscht ist. Seit dem Jahre 1672 erhielt er zu Colbert's großem Verdrusse in allen inneren und äußeren Angelegenheiten einen überwiegenden Einfluß, weil er nicht, wie Colbert, neben seinem Herrn auch den Bürger und Bauer berücksichtigte, sondern alles dem Stolze und der Eitelkeit des Königs und seines Hofes opferte.

Auf gleiche Weise verfuhr Lionne, welcher die diplomatischen Geschäfte leitete, gegen die auswärtigen Regierungen. Er drohte allen schwachen Fürsten, die sich nicht vor seinem Könige und dessen Gesandten demüthigten, sogleich mit dem Schwerte, und erniedrigte sie in den Augen ihrer Völker. Dies widerfuhr, wie die französischen Schriftsteller prahlend erzählen, auch dem Könige von Spanien, dem Schwiegervater Ludwig's. Bei dem Empfang eines schwedischen Gesandten in London war der französische Botschafter d'Estrades auf ausdrückliche Weisung seines Königs dem spanischen, Wattwille, vorgefahren; es kam zu Schlägereien und einige französische Diener wurden verwundet. Hierauf wies Ludwig den spanischen Gesandten aus Paris weg und bedrohte seinen Schwiegervater mit Krieg. Philipp IV. mußte sich entschließen, Wattwille zurückzurufen, in Paris sein Bedauern aussprechen zu lassen und zu erklären, daß künftig bei Festlichkeiten seine Gesandten mit den französischen nicht zusammentreffen würden. Ludwig faßte dies ausdrücklich so auf, als ob Spanien den Franzosen den Vorrang einräume, und Spanien widersprach dieser Auffassung nicht. Aehnliches widerfuhr sogar dem Papst Alexander VII. aus dem Hause Chigi, so bigott und fanatisch-papistisch Ludwig XIV. auch sonst war. Als sich nämlich 1662 die Korsen, welche die päpstliche Leibwache bildeten, an dem französischen Gesandten, dem anmaaßenden Herzog von Crequi, und seiner Begleitung vergangen hatten, traf Ludwig alsbald Anstalten zu einem Zuge nach Italien. Alexander mußte durch einen eigens zu diesem Zwecke nach Paris gesandten Nuntius um Verzeihung bitten, die korsische Garde abdanken und ihr in Rom eine Schandsäule setzen lassen, die erst nach einer Reihe von Jahren wieder entfernt werden durfte. Ferner setzte Frankreich durch,

daß Kaiser Leopold sich in einem Vertrag mit der Pforte nicht mehr als „Haupt der Christenheit" bezeichnete. König Ludwig selbst, der übrigens nicht gleich seinem Kriegs-Minister grausam war, ward im Laufe der Zeit immer despotischer und stolzer. Er wurde dabei stets vom Glücke begünstigt; und erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens bereiteten ihm seine Unternehmungen gegen das ganz ohnmächtige Spanien eine Demüthigung, wie ähnliche Anmaaßungen gegen dasselbe Reich in neuester Zeit eine der Hauptveranlassungen von Bonaparte's Sturze geworden sind.

Die Anwartschaft auf das Herzogthum Lothringen, welches von Kaiser und Reich im Stiche gelassen wurde, brachte Lionne durch große Zahlungen an Frankreich, nachdem Herzog Karl III. durch den pyrenäischen Frieden seine Freiheit wieder erlangt hatte. Franz, der Bruder des wilden Herzogs, war im rechtmäßigen Besitze des Landes; nichts desto weniger verkaufte Karl, ohne Rücksicht auf seinen Bruder und dessen Sohn Karl IV., durch einen am 6. Februar 1662 unterzeichneten Vertrag die Herzogthümer Lothringen und Bar, in deren Besitze er selbst noch bis an seinen Tod bleiben sollte, für 700,000 Livres an Ludwig, wogegen er in Frankreich ein Herzogthum und die Pairs-Würde, sowie außerdem noch jährlich 100,000 Livres erhalten sollte. Dieser Vertrag konnte jedoch nicht ausgeführt werden, weil die französischen Herzoge und Pairs gegen einen Artikel desselben protestirten, welcher den lothringischen Prinzen den nächsten Rang nach den Bourbons und das Recht der Nachfolge auf dem französischen Throne zusicherte. Das Parlament mußte zwar auf königlichen Befehl den Vertrag registriren; es fügte aber die unausführbare Bedingung hinzu, daß alle lothringischen Prinzen demselben ihre Zustimmung gewähren müßten. Dessen ungeachtet bestand König Ludwig auf der Abtretung der Festung Marsal, deren Besitz ihm zu jeder Zeit das Eindringen in Lothringen möglich machte; und als der Herzog die Herausgabe derselben verweigerte, ließ Ludwig die Stadt sogar belagern. Da Niemand dem Herzoge half, so mußte er sich im August 1663 zu Metz, wohin Ludwig mit seinem Minister gekommen war, zu einem neuen Vertrage verstehen. Durch diesen ward dem französischen Könige gestattet, die Festungswerke von Marsal zu schleifen, dem Herzog Karl aber das alles Schutzes beraubte, dem steten Durchmarsch französischer Truppen preisgegebene Land auf dieselbe Weise überlassen, wie es ihm im Vertrage von 1661 zuerkannt worden war.

5. Ludwig XIV., Karl II. von England und de Witt bis zum Frieden von Breda.

Nachdem Ludwig's XIV. Minister nicht nur das Herzogthum Lothringen an Frankreich geknüpft, sondern auch einen Anhang in Deutschland erkauft und einen großen Theil der Städte und Herrschaften im Elsaß, denen ihre Unabhängigkeit und ihr Zusammenhang mit Deutschland im westfälischen Frieden vorbehalten worden war, dem französischen Reiche einverleibt hatten, richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Grafschaft Burgund (Franche Comté) und auf andere spanische Provinzen, auf die Rhein-Lande und auf die spanischen, sowie bald auch auf die freien Niederlande. Sie wurden hierbei durch die Umstände sehr begünstigt; denn der Weg in die Grafschaft Burgund und an den Rhein war ihnen durch die Entwaffnung von Lothringen gesichert worden, Karl II. von England stand in Ludwig's Solde, und der Pensionarius de Witt, welcher die Angelegenheiten der Niederländer leitete, war den französischen Ministern bei weitem nicht politisch gewachsen.

Es kann hier ebenso wenig der Ausbreitung des Handels und der Colonieen der sieben Provinzen, als ihres Verhältnisses zur englischen Republik und zu Cromwell nochmals gedacht werden, da wir nur den Zusammenhang der einzelnen Geschichten unter einander, nicht diese selbst behandeln wollen. Doch darf nicht übergangen werden, daß seit Wilhelm's II. von Oranien Tode nicht blos das Volk und die plutokratische Regierung der Generalstaaten, sondern auch die sieben Provinzen unter einander heftig entzweit waren. Gegen Wilhelm's II. Sohn, Wilhelm III., bot die Provinz Holland, welche den größten Einfluß auf die Regierung und den größten Reichthum besaß, Alles auf, um ihn von den Stellen, die sein Vater bekleidet hatte, auszuschließen. Die Staaten von Holland, in welchen die Deputirten der Städte das Uebergewicht hatten und ein engherziger Krämergeist sowie Liebe zu Monopolen unter dem Namen von Patriotismus und Freiheitssinn herrschten, hatten an ihrem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Johann de Witt, einen ächt republikanischen, durchaus stoischen Leiter, der jedoch viel zu einseitig gepriesen zu werden pflegt. Dieser Mann hatte in den damals blühenden gelehrten Schulen Hollands eine klassische Bildung erhalten und war namentlich ein Mathematiker erster Größe geworden. Er regierte, weil er als Pensionarius von Holland auch in den Generalstaaten den Vortrag hatte, nicht blos seine Provinz, sondern alle sieben Provinzen, sowie durch deren Geldmacht einen großen Theil von Europa. Seine Macht und sein Amt waren also königlich. Dagegen waren und blieben sein

Leben, sein Aufzug und seine Hauseinrichtung die eines gewöhnlichen Bürgers. Er verstand es, die Richtung und den Sinn seiner Landsleute so zu benutzen, daß Holland durch Seemacht, Handel, Schifffahrt und Reichthum damals ebenso sehr glänzte, wie jetzt England. Unglücklicher Weise gehörte er aber der von Wilhelm II. beleidigten rachsüchtigen Löwesteinischen Partei an und theilte deren Vorurtheile, sowie ihren Grundsatz, daß man kein Glied des Hauses Oranien zu einem bedeutenden Einflusse kommen lassen dürfe. De Witt fügte sich daher auch gern der Forderung Cromwell's, als dieser sich herausnahm, der Republik in ihren inneren Angelegenheiten Vorschriften zu machen. Er brachte die Provinzen Holland und Utrecht dahin, daß auf Cromwell's Begehren in den mit diesem zu Stande gebrachten Vertrag ein Artikel aufgenommen wurde, welcher das Haus Oranien von der Statthalterschaft ausschloß, dessen Annahme aber von den anderen fünf Provinzen standhaft verweigert wurde. Ebenso hielt de Witt die Generalstaaten lange Zeit davon ab, daß sie auf Bitten der Mutter und Großmutter Wilhelm's III. die Vormundschaft des Prinzen als Staatssache betrachteten. Diese wurde also von Karl II., dem Bruder von Wilhelm's III. Mutter, besorgt, bis sich die Zeit und mit ihr de Witt's Politik änderte. Nach Cromwell's Tode thaten übrigens die Niederländer ihrer Neigung für das Haus Oranien weniger Zwang an, als vorher; so beging die Stadt Amsterdam die Vermählung des Fürsten Georg von Anhalt mit einer Schwester des Statthalters Wilhelm's II. als ein Volksfest mit bunter Pracht und lautem Jubel.

De Witt trug kein Bedenken, alle jene Schritte zu thun, welche die Politik billigt, wenn sie auch das Volk, das nur seinem natürlichen Gefühle folgt, heuchlerisch, servil und niederträchtig schilt. Dahin rechnen wir jene über alle Beschreibung prächtige Bewirthung Karl's II., als derselbe von Breda nach dem Haag kam. Die übermäßige Freigebigkeit, welche die Staaten damals bewiesen, mag zum Theil aus Vorliebe für den jungen Prinzen, dessen Oheim Karl II. war, erklärt werden; dies gilt jedoch nicht für die schmeichelnde, dabei ganz geschmacklose Rede, welche de Witt bei dieser Gelegenheit an den englischen König hielt. Dahin rechnen wir ferner, daß de Witt den Staaten zu einem Schritte rieth, zu welchem sie vorher durch die dringenden Bitten der Freunde und Verwandten Wilhelm's III. nicht zu bewegen gewesen waren. Auf seinen Antrieb beschlossen sie nämlich am 21. September 1660, die Sorge für die Erziehung des damals elf Jahre alten Prinzen Wilhelm III. zu übernehmen, und zwar um denselben, wie man ausdrücklich hinzufügte, zur Verwaltung der hohen Aemter seiner Vorfahren fähig zu machen. Vier Tage nachher wurde auch das Decret über die Ausschließung des Hauses Oranien zurück-

genommen. Dies Alles verrieth Mangel an Festigkeit. Es hatte seinen Grund in der Furcht vor Karl's II. anti-protestantischen und anti-republikanischen Gesinnungen, war aber offenbar zu wenig, um die oranisch Gesinnten zu befriedigen, und zu viel, um nicht die Republikaner besorgt zu machen. Noch ärger und schimpflicher für de Witt war es, daß er, um den König von England zu gewinnen, einem alten Grundsatze seiner Landsleute entgegenhandelte, nach welchem jeder, der nicht ein Kriminal-Verbrechen begangen hatte, in den Niederlanden Schutz und Zuflucht fand. De Witt opferte nämlich den Leuten zu Gefallen, welche in England königlicher gesinnt sein wollten, als der König selbst, drei englische Flüchtlinge auf, welche zu Karl's I. Richtern gehört hatten und deshalb als sogenannte Königsmörder verfolgt wurden. Diese Männer waren Berkstead, Okey und Corbet. Sie hatten in Amsterdam Schutz gefunden, waren aber nachher, als der englische Gesandte Downing ihre Auslieferung verlangte, auf einen Wink des dortigen Magistrats nach Hanau geflohen. Später waren sie nach Rotterdam zurückgekommen, um ihre Familien abzuholen, und nun forderte Downing, welcher damals mit demselben Eifer der Autokratie und dem König Karl diente, wie vorher der Republik und ihrem Protector, mit drohenden Worten nochmals ihre Auslieferung. Die Deputirten der Staatenversammlung wollte sich durchaus nicht dazu verstehen; de Witt stellte aber als ächter Doctrinär ihnen vor, daß es für Hollands Handel und Wohlstand sehr vortheilhaft sei, wenn man dem Gesuche Downing's willfahre. Die drei Flüchtlinge wurden nach England gebracht, wo man sie dann vor Gericht stellte und hinrichtete. De Witt erkannte bald, daß er sich umsonst beschimpft habe und daß Karl II. nicht zu gewinnen sei. Er suchte daher eine Stütze an Frankreich und ließ sich bei dieser Gelegenheit von Ludwig's XIV. Gesandten betrügen.

Französischer Gesandter in Holland war seit 1662 der Graf von Estrades, welcher mit Karl II. den bekannten Handel über Dünkirchen abgeschlossen hatte. Dieser wußte den Pensionarius ganz für sich zu gewinnen, während dieser glaubte, die Absichten Frankreichs in Bezug auf die spanischen Niederlande erforschen zu können. Im April wurde zwischen beiden Staaten ein Hülfsvertrag abgeschlossen, durch welchen sie einander ihre Besitzungen in Europa garantirten. Hierau wußten die französischen Minister es dahin zu bringen, daß die Holländer sich den Absichten Ludwig's auf die spanischen Niederlande nicht länger widersetzten. Sie zogen damals aus dem Irrthume des Pensionarius de Witt, welcher gegen die Absichten Karl's II., des nächsten Anverwandten Wilhelm's III., bei Frankreich Schutz zu finden hoffte, noch einen anderen Vortheil. Sie benutzten nämlich ihr

Verhältniß zu Holland, um das souveraine Fürstenthum Orange im südlichen Frankreich, welches der Graf von Dohna für Wilhelm III. verwaltete, unter einem eiteln Vorwande zu besetzen und dem französischen Reiche einzuverleiben. Die Staaten von Holland ließen dies um so mehr geschehen, da gerade um dieselbe Zeit die Provinz Seeland den Vorschlag that, dem jungen Prinzen Wilhelm die Statthalterschaft seiner Vorfahren wieder zu geben.

Die Holländer, welche die Herrschaft beider Indien zu erlangen suchten, waren damals in allen Meeren siegreich. Sie vernichteten auf den größeren Molukken ganze Reiche der streitbaren Malayen. Der Fürst von Macassar auf der Insel Celebes war den Portugiesen befreundet und den Niederländern gefährlich; sie sandten daher von Amboina aus eine Flotte unter Johann von Dam nach Macassar, zerstörten fünf portugiesische Schiffe und eroberten das Fort, das den Hafen deckte und das der Fürst ihnen, als sie ihm Frieden bewilligten, lassen mußte. Die Holländer führten zugleich im mittelländischen Meere einen glücklichen Kampf mit den Raubstaaten unter der Führung ihres großen Admirals Michel Adrianszoon de Ruyter, der sich vom gemeinen Matrosen durch alle Grade hinauf gearbeitet hatte. Im Jahre 1664 gaben sie sich ebenso, wie in unseren Tagen die englische Aristokratie, das Ansehen, als wenn sie für die Menschheit etwas thun wollten, obgleich sie gerade damals aus jener Krämer-Rücksicht, welche sogar einen de Witt ausschließend leitete, im fernen Osten die entsetzlichsten Grausamkeiten verübten. Sie schlugen nämlich im Januar 1664 den Engländern, Franzosen und Spaniern einen Bund vor, dessen Zweck die Vernichtung der von den Berberstaaten geübten Seeräuberei auf allen Meeren sein sollte. Die genannten Nationen gingen jedoch auf diesen Vorschlag nicht ein, weil der Vortheil desselben ganz auf Seiten der holländischen Kaufleute gewesen wäre, welche damals den Handel fast allein in Händen hatten. Dagegen führte 1664 die Eifersucht der Engländer über die Vortheile, welche Holland während der letzten vier Jahre zur See errungen hatte, den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Nationen herbei.

De Witt glaubte es damals mit England aufnehmen zu können, weil d'Estrades ihn nicht allein durch Unterhandlungen und Vorspiegelungen über die eigentlichen Absichten Ludwig's getäuscht, sondern auch im April 1662 den oben erwähnten förmlichen Bundesvertrag mit Holland abgeschlossen hatte. Dieser im folgenden Jahre bestätigte Vertrag war jedoch ausdrücklich darauf berechnet, die Holländer sicher zu machen. Er enthielt nämlich außer der Bürgschaft Frankreichs für alle holländischen Besitzungen in Europa und sogar für das von ihnen usurpirte Besatzungsrecht in den deutschen Städten

am Rhein die gegenseitige Verpflichtung, daß, wenn einer von beiden Staaten angegriffen werde, der andere dem Angreifenden den Krieg erklären und diesen binnen vier Monaten beginnen müsse. Eine andere Bestimmung dieses Vertrags, daß nämlich den Holländern freie Fischerei in den Nordmeeren verbürgt werden sollte, war im Grunde gegen England gerichtet. Aber schon im Jahre 1664 ward es klar, daß Ludwig sich ebenso wenig durch diesen Vertrag gebunden fühle, wie Karl II. durch einen im September 1662 mit Holland geschlossenen Vertrag, weil beide Fürsten bereits insgeheim enger mit einander verbunden waren, als sie öffentlich kund gaben. Der Septembervertrag aber legte nur den Engländern und Holländern die wechselseitige Pflicht der Auslieferung von Rebellen auf.

Die Feindseligkeiten begannen 1664, noch ehe eine Kriegserklärung erfolgt war. Beide Häuser des englischen Parlaments zeigten sich aus Neid und Haß gegen Holland sehr bereit, ihrem Könige die Mittel zum Kriege gegen Holland zu gewähren. Sie beschwerten sich in einer an den König gerichteten Adresse über Beleidigungen englischer Seefahrer und über die Beeinträchtigung des englischen Handels durch die Holländer und boten dem Könige ansehnliche Summen an, wenn er den Krieg beginnen wolle. Die Erbitterung der Engländer über die Chikanen und den Uebermuth der Holländer war so groß, daß das Parlament dem Könige für diesen Krieg die in jener Zeit ganz unerhörte Summe von 3,500,000 Pfund, welche in zwölf Terminen bezahlt werden sollten, zugestand. Freilich wirkte auch der Handelsneid mit; denn der holländische Waarenverkehr übertraf trotz der Navigations-Acte noch immer den englischen bei Weitem. König Karl ging mit Freuden auf das Begehren des Parlaments ein; denn der Krieg gewährte nicht nur seinem Bruder, dem Herzoge von York, den er zum Groß-Admiral ernannt hatte, die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, sondern er selbst konnte auch einen großen Theil der für denselben bewilligten Gelder auf gewohnte Weise zu Lustbarkeiten verwenden oder an seine Geliebten und Günstlinge vergeuden.

Der Krieg begann, obgleich die Engländer ihn erst im März 1665 förmlich erklärten, schon im vorhergehenden Jahre damit, daß der Herzog von York 130 holländische Schiffe wegnehmen ließ. Zugleich erklärten die Engländer, durch die Abtretung von Tanger, welches die Infantin Katharina von Portugal bei ihrer Vermählung mit Karl II. zum Brautschatz erhalten hatte, stehe ihnen ein Anrecht auf die Westküste von Afrika zu; der Admiral Holmes nahm daher einige holländische Forts in der Nähe des Senegal in Besitz; doch eroberte de Ruyter sie bald zurück. Dagegen überfielen die Engländer unerwartet die levantische Flotte der Holländer, die aus Smyrna zurück-

kam, und nahmen zwei Handelsschiffe weg. Holmes aber segelte über das atlantische Meer an die Mündung des Hudson, nahm die Colonie Neu-Niederland ein und gab der Hauptstadt Neu-Amsterdam den Namen Newyork. Im Januar 1665 ließen die Generalstaaten ohne Weiteres alle englischen Fabrikate confisciren und legten den Besitzern eine Geldstrafe auf. Aber erst am 14. März erklärte Karl II. förmlich den Krieg. Die Holländer, welche ganz ohne Bundesgenossen waren, hatten zwar eine Flotte unter de Ruyter in See; sie rüsteten aber, was einen Begriff von der Blüthe ihrer Republik geben kann, mit einem Aufwande von 14 Millionen Gulden noch eine zweite aus. Der Führer derselben, Wassenaar, Herr von Opdam, erhielt den ausdrücklichen Befehl, der englischen Flotte eine Schlacht zu liefern. Er gehorchte diesem Befehle sehr ungern, weil die englische Flotte, welche nicht nur vom Groß-Admiral, sondern auch von dem bekannten Prinzen Ruprecht, von dem Grafen von Sandwich (Montague), von Lawson, Mengs und Ayscue, lauter erprobten Admiralen, commandirt wurde, der holländischen weit überlegen war. Am 14. Juni 1665 trafen die beiden Flotten in der Nähe der englischen Küste zwischen Yarmouth und Harwich auf einander und die Holländer wurden nach einem sehr heftigem Kampfe, in welchem auch Opdam mit seinem Admiralsschiffe von 84 Kanonen in die Luft gesprengt wurde, völlig geschlagen. Es wurden ihnen 19 Schiffe genommen und ihre Flotte wäre sogar ganz zu Grunde gerichtet worden, wenn die Engländer, denen auch der Wind günstig war, sie hitzig verfolgt hätten*).

Trotz dieser Niederlage brachte de Witt es dahin, daß schon einen Monat darauf eine neue Flotte von gleicher Stärke mit der vorigen in See ging. Der Oberbefehl über dieselbe wurde dem statthalterisch gesinnten Helden Cornelius van Tromp anvertraut, dem man jedoch aus Mißtrauen drei Mitglieder der Generalstaaten zur Seite setzte. Die Ernennung dieses Mannes zum Oberbefehlshaber war für den Pensionarius ein harter Schlag; zu seiner großen Freude kehrte aber gerade damals der Republikaner de Ruyter mit seiner Flotte aus Westindien zurück. De Ruyter war am 6. August kaum in die Mündung der Ems eingelaufen, als er zum Oberbefehlshaber ernannt und Tromp ihm untergeordnet wurde. Der Letztere, welcher allein von allen Führern in dem letzten Seetreffen glänzenden Ruhm erworben hatte, vergaß es der republikanischen Partei nie, daß sie zuerst aus Mißtrauen ihm drei Bevollmächtigte der Generalstaaten beigesellt und nachher de Ruyter als Admiral-Generallieutenant über ihn gestellt hatte. Die Mannschaft der Flotte war, wie die geringeren

*) Warum dies nicht geschah, darüber sind die Meinungen verschieden. Was Hume sagt, ist gewiß falsch.

Klassen des Volkes überhaupt, mit der herrschenden Aristokratie unzufrieden; sie forderte die Einsetzung des jungen Prinzen zum Statthalter, und eine Meuterei ward nur mit Mühe gestillt. De Witt glaubte daher die Herrschaft seiner Partei nur durch einen entscheidenden Sieg zur See retten zu können, und ließ sich zu einem der drei Deputirten der Generalstaaten wählen, welche den Admirälen beigeordnet waren. Er that dies gegen den Rath aller seiner Freunde und ohne zu bedenken, daß dadurch die ganze Verantwortung des Ausgangs auf ihn falle. Man hatte damals die Meinung, es könne bei Südostwind keine Ausfahrt aus dem Texel stattfinden; aber de Witt leitete persönlich, mit dem Senkblei in der Hand, die 93 Segel starke Flotte aus dem Zuydersee in das offene Meer. Damals kam eine holländische Flotte aus Ostindien zurück, welche eine Ladung von sechs Millionen Werth an Bord hatte und welcher die Engländer auflauerten. Die Flotte wich aus und fuhr in den Hafen von Bergen ein. Die Engländer unter Sandwich fielen unter Mißachtung der Neutralität in diesem norwegischen Hafen über die reiche Flotte her; aber diese wehrte sich tapfer und vom Schloß aus leisteten die Dänen ihr Beistand. Die Engländer zogen sich mit Verlust zurück; die Holländer gelangten unter de Ruyter's Schutz nach der Heimath, doch wurden ihnen zwei Schiffe genommen. Im Ganzen hatten sie in diesem Jahre wenig Glück.

Während de Witt's Abwesenheit hatte sich die Stimmung so sehr geändert, daß sogar in den Generalstaaten durch fünf Provinzen der Antrag gestellt worden war, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen und zu diesem Zwecke eine Deputation mit dem Prinzen Wilhelm an der Spitze nach England zu schicken. Die Lage der Dinge war für de Witt sehr bedenklich; denn gerade damals war Bernhard von Galen, Bischof von Münster, in Over-Yssel eingefallen und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß de Witt, nur auf das Seewesen bedacht, das Landheer ganz vernachlässigt hatte. Man konnte dem unbedeutenden Münsterschen Heere, welches vom Bischof Bernhard selbst und von seinem General, dem Landgrafen von Hessen-Homburg, gleich schlecht angeführt wurde, kein holländisches entgegen stellen. Die Münsterschen Truppen drangen daher verheerend in die Provinzen Over-Yssel und Gröningen ein. Nur mit großer Anstrengung wurde die Stadt und Festung Gröningen durch den Prinzen Johann Moritz von Nassau, unter welchem auch Franzosen dienten, gerettet; der Friede mit Münster kam im April 1666 zu Stande.

Ludwig XIV. wollte nicht gern durch Unterstützung der mit Spanien befreundeten Holländer den König Karl II. beleidigen, da dieser insgeheim versprochen hatte, Ludwig's Absichten gegen Spanien zu

unterstützen. Er wußte sich daher unter mancherlei Vorwänden der Erfüllung seiner vertragsmäßigen Pflichten gegen Holland zu entziehen. Als er aber sah, daß die oranische Partei sich in Holland erhebe, glaubte er wenigstens den Schein annehmen zu müssen, als wenn er den Republikanern beistehen wolle. Dies geschah auf eine Weise, welche den Engländern gleichgültig sein konnte. Ludwig schickte den Holländern gegen den Bischof von Münster 6000 Mann Franzosen zu Hülfe, die sich so betrugen, daß die Holländer froh waren, als sie ihrer wieder entledigt wurden. Später ließ er den großen Kurfürsten ersuchen, den Holländern beizustehen. Dieser war, seitdem er sich zum souverainen Herzog von Preußen gemacht und die alten ständischen Rechte der Preußen und Brandenburger militärisch vernichtet hatte, in großer Verlegenheit gewesen, weil er einen Angriff der Schweden befürchten mußte. Er hatte daher schon im März 1663 einen Gesandten nach Paris geschickt, um wegen seiner Aufnahme in den rheinischen Bund zu unterhandeln und wo möglich einen Antheil an den Almosen, welche Ludwig den deutschen Fürsten spendete, zu erhalten. Da er jedoch fester an dem Kaiser hing, als die Anderen, so hatte sein Beitritt zum rheinischen Bunde Schwierigkeiten gehabt, bis endlich Ludwig erklärt hatte, daß blos von einem Vertheidigungs-Bündnisse die Rede sei. Doch traute der Kurfürst auch nachher dem Könige von Frankreich ebenso wenig, als dieser ihm. Er unterhandelte das ganze Jahr 1665 hindurch, um so viel Geld als möglich theils von den Holländern, theils von den Franzosen zu erhalten. Dieses Geld gebrauchte er zur Anwerbung von Soldaten, die er, wie er sagte, gegen den Bischof von Münster schicken wolle, nachher aber doch nicht schickte. De Witt, der ihm ebenfalls nicht traute, sagt in seinen Briefen, daß dieser große Kurfürst viele Verträge schließe, aber wenige halte. Friedrich Wilhelm hielt sich damals in Cleve auf und seine Diener, sowie vielleicht auch er selbst, zogen viel Geld vom englischen und kaiserlichen Gesandten, bis endlich Ludwig diese überbot. Der französische Gesandte gewann die Kurfürstin, die kluge und kenntnißreiche Louise von Oranien *), durch eine Perlenschnur, welche 10,000 Thaler werth war, und durch das Ameublement eines Zimmers, welches 100,000 Livres kostete. Erst dann (seit Februar 1666)

*) Sie starb im folgenden Jahre, 1667, noch nicht 40 Jahre alt. Diese fromme Fürstin gilt für die Verfasserin des berühmten Kirchenliedes „Jesus meine Zuversicht," das sie vielleicht in holländischer Sprache dichtete und ins Deutsche übersetzen ließ; es erschien 1653 im Berliner Gesangbuch. Da sie ihren ersten Sohn, den früh verstorbenen Kurprinzen Karl Emil, an einem Dienstag gebar, so bestimmte sie diesen Wochentag auf Lebenszeit zum Fasten und zur Buße.

handelte endlich der Kurfürst wirklich für die Holländer. Daß hierauf im April 1666 der Bischof Bernhard von Münster gezwungen ward, von seinen überspannten Forderungen abzustehen und sein Heer abzudanken, ist bereits angegeben worden. Dieser Krieg hatte übrigens in den Niederlanden die Wirkung, daß man den Verfall der Landmacht laut beklagte, indem man nach so ruhmvollen Kämpfen gegen Spanien nunmehr „von einer Maus gebissen werde;“ in Seeland und Over-Yssel verlangte das Volk schon damals, daß dem jungen Prinzen eine militärische Stellung eingeräumt werde.

De Witt blieb innig mit Frankreich verbunden und bot Alles auf, um den englischen Einfluß in der Republik zu schwächen und seine Partei am Ruder zu halten. Seine Abneigung gegen England war damals so groß, daß er mit den Republikanern Ludlow und Algernon Sidney über die Möglichkeit eines neuen Volksaufstandes verhandelte, was selbstverständlich ohne jede Folge blieb. In demselben Sinne, damit nämlich die oranische Partei ihre Blicke nicht nach London wende, nahm er sich sogar der Sache des Prinzen Wilhelm an und bemächtigte sich auf einem Seitenwege der Erziehung desselben. Er söhnte sich nämlich zuerst mit Wilhelm's Großmutter, einer geborenen Fürstin von Solns, deren Feind er bisher stets gewesen war, völlig aus. Sie richtete, vielleicht auf de Witt's Veranlassung, an die Staaten von Holland das Gesuch, den jungen Wilhelm Heinrich in den Rechten und Grundsätzen des Staats unterrichten zu lassen. De Witt bewirkte hierauf, daß der Prinz im April 1666 als Kind des Staates anerkannt und er selbst nebst dem ganz französischen Baron van Ghent zum Oberaufseher seiner Erziehung und Bildung ernannt wurde.

Diese Erziehung und Bildung wurde von de Witt vortrefflich geleitet, wie sich schon aus dem Umstande von selbst ergibt, daß Holland damals der Zufluchtsort jeder freien Wissenschaft, sowie ein Hauptsitz der klassischen Gelehrsamkeit, aller bürgerlichen Tugenden und der Einsicht in Handels- und Staatswissenschaften war. In alle diese Dinge wurde Prinz Wilhelm von de Witt praktisch eingeführt. Wir stimmen jedoch mit den Schriftstellern nicht überein, welche dem Prinzen Wilhelm dafür eine Last von Dankbarkeit aufgeladen haben. De Witt war allerdings ein großer Mann; er regierte in Europa, in beiden Indien, auf den Meeren und Inseln, und lebte dabei doch so einfach, daß er in einem kleinen Hause wohnte und seine ganze Haushaltung blos durch eine Köchin und einen einzigen Bedienten besorgen ließ. Das wird ihm keiner unserer Minister kleiner Staaten nachthun. Allein er war und blieb stets ein Parteimann und hatte als Diplomat nur für einen Augenblick nachgegeben, weil er einsah, daß weder er, noch die Staaten von Holland der veränderten öffentlichen Meinung

auf die Dauer würden widerstehen können. Burnet's Angabe, daß die Ausbildung des Prinzen verabsäumt worden sei, verdient allerdings keinen Glauben; aber Wilhelm III. war, ganz abgesehen davon, daß große Männer nicht erzogen, sondern geboren werden, dem Pensionarius keinen Dank dafür schuldig, daß derselbe seine Pflicht gegen den Staat und gegen die von ihm überredete Mutter des Prinzen erfüllte. Außerdem war Wilhelm von Natur so begabt, so ernst und so aufgelegt zur Arbeit, daß er auch ohne de Witt's Anweisungen schon blos durch die Umstände ein großer Staatsmann geworden sein würde. Zum großen General aber war er geboren und de Witt war am wenigsten fähig, ihn dazu zu bilden. Uebrigens zeichnete sich Wilhelm, obgleich man ihn für einen der größten Männer aller Zeiten halten mag, zwar keineswegs durch Liebenswürdigkeit aus; er war wie sein Urgroßvater schweigsam und von Körper schwächlich; allein die politische Strenge, welche de Witt als Leiter seiner Erziehung gegen ihn übte, hätte doch auch ein Anderer nicht leicht vergessen. Das Mißtrauen, von welchem er sich umgeben sah, machte ihn vorsichtig und schärfte seine Menschenkenntniß. De Witt und der Herr van Ghent umgaben ihn mit lauter Leuten von ihrer Partei und entfernten alle diejenigen, welche seither um ihn gewesen waren (namentlich alle, die zu England neigten), obgleich er damals kein Kind mehr war. Wilhelm liebte seinen bisherigen Gouverneur, den Herrn von Zuylenstein, dessen Stelle jetzt der Herr van Ghent erhielt, aufrichtig. Er bat daher mit Thränen, daß derselbe bei ihm bleiben dürfe; alles Bitten half aber nichts, Zuylenstein ward gleich allen Anderen von ihm entfernt.

Wie wenig Sinn de Witt selbst für wahre Freiheit hatte, wie wenig er also auch in seinem Zöglinge diese erwecken konnte, beweist eine Maaßregel, welche er gerade zu derselben Zeit durchsetzte, ohne zu bedenken, daß durch sie zwar vorerst seine und seiner Partei Herrschsucht befriedigt werde, daß sie aber künftig der entgegengesetzten Partei eben so nützlich werden könne, als sie jetzt den vorgeblichen Freunden der Freiheit war. Er bewirkte nämlich die Einsetzung einer Commission, welche alle Sachen, die ihr von den Generalstaaten zugewiesen würden, berathen, entscheiden und ausführen sollte, ohne eine weitere Rechenschaft darüber ablegen zu müssen, als sie selbst passend fände. Dieser Commission sollte aber Alles, was sich auf Krieg, Frieden und auswärtige Angelegenheiten beziehe, vorgelegt werden. Sie bestand aus acht Mitgliedern, von welchen zwei durch die Provinz Holland, die übrigen durch die sechs anderen Provinzen ernannt wurden. Sie ward nachher unter dem Namen der committirten Räthe (gecommitteerde Raaden) ein bleibendes Collegium, welches, wie schon Temple in seinen

Briefen bemerkt hat, zur Zeit des Statthalters dessen geheimen Rath bildete und in Verbindung mit ihm, oft sogar ohne Wissen der Generalstaaten, Alles unbedingt leitete und entschied.

Die ganze Sorge des Pensionarius und seiner Partei blieb mit gutem Grund immer auf Handel, Industrie und Seewesen gerichtet. Er und seine Anhänger übersahen aber ganz, daß Ludwig XIV. entschlossen war, entweder gleich nach Philipp's IV. von Spanien Ableben die spanischen Niederlande oder nach dem Tode des schwächlichen und kränklichen Sohnes, welchen dieser hatte, die ganze spanische Monarchie als Erbschaft seiner Gemahlin an sich zu bringen. Ludwig arbeitete bereits daran, die förmliche Verzichtleistung, welche seine Gemahlin bei ihrer Hochzeit hatte ausstellen müssen, zunächst in Bezug auf die spanischen Niederlande als durchaus nichtig nachweisen zu lassen. Er war deshalb sehr zufrieden, daß Holland und England alle ihre Kräfte auf den Seekrieg wandten, während unter dem Vorwand, den Holländern zu helfen, eine französische Flotte gebaut wurde und Louvois, von Turenne unterstützt, eine unüberwindliche Landmacht schuf.

Die englische Flotte ward im Jahre 1666 durch den Herzog von Albemarle (Monk) und den Prinzen Ruprecht befehligt. Diese beiden Männer harmonirten nicht mit einander, weil der Letztere von jeher heftig und eingebildet war; doch hatte König Karl dem Herzoge ein überwiegendes Ansehen gegeben. Auf der holländischen Flotte waren de Ruyter und de Witt, Letzterer als Deputirter der Generalstaaten, Befehlshaber; auch Cornelius van Tromp befand sich auf derselben. Als im Mai 1666 die englische Flotte von einem Streifzuge an die niederländischen Küsten nach England zurückkam, verbreitete sich das Gerücht, daß endlich eine französische Flotte aus dem mittelländischen Meere in das atlantische geschickt worden sei, um sich mit der holländischen zu vereinigen. Prinz Ruprecht erhielt daher die Erlaubniß, mit einem kleinen Theile der englischen Flotte die Franzosen aufzusuchen, während Albemarle mit dem größeren Theile an der englischen Küste zurückblieb. Eine französische Flotte war aber nicht durch die Straße von Gibraltar gegangen; dagegen war die holländische Flotte in den Kanal gesegelt und griff in Ruprecht's Abwesenheit die englische Flotte mit Ueberlegenheit an. Dies führte dann die durch ihre Dauer merkwürdigste Seeschlacht der neueren Geschichte herbei. Sie ward in den ersten Tagen des Juni geliefert.*) Diese Schlacht, wegen deren der Herzog von Albemarle, wir wissen nicht, mit welchem Rechte, in England allgemein getadelt wurde, blieb am ersten und

*) Bei den Engländern nach dem alten Kalender am 1. bis 4., bei den Holländern nach dem neuen am 11. bis 14. Juni.

zweiten Tage unentschieden. Am dritten litt die englische Flotte so großen Schaden und Verlust, daß sie völlig geschlagen worden wäre, wenn nicht Prinz Ruprecht am Abend dieses Tages mit seinen 25 Schiffen sich wieder mit ihr vereinigt hätte. Am vierten Tage wurde jedoch der Kampf noch einmal erneuert; zweimal durchbrach de Ruyter die feindliche Linie und die Engländer zogen sich zurück. In diesem unter dem Namen der viertägigen Seeschlacht oder der Schlacht an den Dünen bekannten Treffen verloren die Engländer die meisten Schiffe, nämlich 23. Auch die Zahl der Getödteten war auf englischer Seite weit größer; doch verloren die Holländer, welche zudem bei Weitem mehr Gefangene machten, zwei Admirale nebst sieben Schiffs-Kapitänen. Beide Flotten bedurften der Ausbesserung; sie standen aber schon im Juli wieder einander gegenüber. Im nächsten Monat erschienen die Engländer an den niederländischen Küsten und verbrannten auf der Rhede, in welcher die Kauffahrer zu liegen pflegten, 150 derselben, sowie eine Stadt von 1000 Häusern.

Schlimmer, als dieser Verlust, war die Zwietracht zwischen de Ruyter und van Tromp. Am 4. August fand nämlich eine neue große Seeschlacht im Kanal statt, in welcher Tromp allzu kühn voransegelte, so daß Ruyter mit der Hauptflotte in große Gefahr gerieth. Er kam zwar durch bewundernswerthe Festigkeit und Umsicht mit geringem Verluste davon, doch unterließ er nicht, sich über Tromp lebhaft zu beschweren. Hierdurch wurde de Witt's Partei zur Entlassung des Letzteren bewogen, was die Erbitterung des Volkes und der Anhänger des Hauses Oranien bis auf den höchsten Grad steigerte. De Witt ließ sich damals vielerlei zu Schulden kommen, was wir nicht zu entschuldigen wagen. Namentlich wurde auf sein Betreiben der oranisch gesinnte de Buat wegen geheimen Verkehrs mit England zu Gunsten des Prinzen als Verräther hingerichtet, was aus dem Grunde hervorzuheben ist, weil nachher auch die oranische Partei gegen de Witt und seine Freunde den Pöbel und die Matrosen grausam wüthen oder mit anderen Worten das Lynch-Gesetz anwenden ließ. Auch zwei Mitglieder des Rathes von Rotterdam, Kievit und van der Horst, von welchen der Erstere zugleich Mitglied des committirten Rathes war, wurde der Eine zum Tode, der Andere zu ewiger Verbannung verurtheilt. Der Pensionarius fing nichtsdestoweniger an, einzusehen, daß er sein stoisches Regiment nicht lange mehr werde fortführen können, weil sich trotz seines untadelhaften Privatlebens, seiner einfachen Verwaltung und des großen Ruhmes, den die Holländer gerade damals im Kriege ernteten, die Stimmung der Masse gegen ihn gewendet hatte.

Wenn de Witt, zum Theil unverdienter Weise, nach und nach sein

Ansehen und die Volksgunst verlor, so büßte dagegen Karl II. von England die Gunst, deren er sich in den ersten sechs Jahren seiner Regierung in so hohem Grade erfreut hatte, durch seine eigene Schuld völlig ein. Er verschwendete das Geld, welches ihm zur Führung des Krieges gewährt wurde, an lüderliche Dirnen und Possenreißer. Er erbitterte die fanatischen Frömmler durch seine Hinneigung zum Papismus so sehr, daß Clarendon es für nöthig hielt, durch eine besondere Verordnung allen denen eine schwere Strafe androhen zu lassen, welche sagen würden, daß der König ein Papist sei. Er gab endlich durch seine Aufführung das größte Aergerniß. In Betreff dieses Punktes sind alle Schriftsteller, mögen sie Freunde oder Feinde des Königs sein, mit einander einverstanden. Burnet nimmt es dem Könige besonders sehr übel, daß er Sonntags aus dem Hause einer der vielen Dirnen, mit denen er lebte, des Scheines wegen in die Kirche gegangen sei. Die Unzufriedenheit des Volkes ward in den Jahren 1665 und 1666 noch dadurch vermehrt, daß erst eine furchtbare Pest in London viele Tausende wegraffte und daß sodann eine große Feuersbrunst über 13,000 Häuser und gegen 10 Kirchen in Asche legte. Zu der allgemeinen Niedergeschlagenheit gesellte sich der Wahn, indem man glaubte, die Schuld an diesem Unheil den Katholiken oder insbesondere den Jesuiten beimessen zu dürfen. In der Nähe des Ortes, wo das Feuer ausbrach, wurde eine Denksäule errichtet, die noch jetzt im Munde des Volkes vorzugsweise das Denkmal (the monument) heißt; die Inschrift auf derselben, welche geradezu die Papisten der Brandlegung beschuldigt, wurde unter Jakob II. entfernt, nach der Revolution wieder angebracht und erst 1829 auf die Dauer beseitigt. Zu diesen Unglücksfällen kam noch der Umstand, daß Prinz Ruprecht und Albemarle den Holländern Gelegenheit gaben, ihre Ueberlegenheit zur See zu zeigen.

In Holland ward de Witt öffentlich beschuldigt, daß er die Unterhandlungen über den Frieden mit England aus Privat-Absichten verzögere. Vier von den sieben Provinzen versagten daher, um ihn zum Frieden zu nöthigen, im Anfange des Jahres 1667 ihre Beiträge zur Fortsetzung des Krieges, der im Jahre 1666 gegen vier und eine halbe Milionen Gulden gekostet hatte. So war dann freilich der Pensionarius gezwungen, sich willig finden zu lassen. Es kam hierauf wirklich zu einem Friedens-Kongreß, welcher im Mai 1667 zu Breda eröffnet wurde. Die Gesandten der Republik trafen mit denen von Frankreich und Dänemark zusammen und man ließ die Vermittlung der ganz aristokratischen schwedischen Regierung zu. Allein de Witt, dessen Flotte damals zum Auslaufen gerüstet war, hatte sichere Kunde, daß Karl II. die ihm vom Parlament für die Flotte gewährten Summen

vergeudet habe; dies bewog ihn, sich vor der Hand auf keinen Waffenstillstand zur See einzulassen, sondern unversehens einen entscheidenden Angriff auf die wehrlose englische Küste zu machen. Während daher im Juni die Friedensunterhandlungen schon weit vorangebracht wurden, unternahm de Ruyter und Johann de Witt's Bruder, der Admiral Cornelius de Witt, einen verheerenden Zug nach England. Dieser wurde zwar glücklich ausgeführt; er machte aber den Pensionarius sowohl in Frankreich, als in England vollends verhaßt. Die Holländer segelten damals triumphirend die Themse hinauf, zerstörten Vorrathshäuser und Werkstätten, nahmen Sheerneß, verbrannten bei Chatham fünf Linienschiffe ersten Ranges, segelten aufwärts bis Rochester und zerstörten noch drei Schiffe bei dem Schloß Upnore. Viele Einwohner von London ergriffen die Flucht. De Ruyter ließ eine Abtheilung der Flotte zurück, um die Themse zu blokiren; er selbst aber segelte in die Buchten von Plymouth und Torbay. Die Holländer erreichten jedoch durch dies Alles weiter nichts, als daß König Karl in England immer mehr verhaßt und verachtet ward, weil man seiner Verschwendung zuschrieb, daß keine bessere Gegenwehr geleistet wurde. Karl hatte die ihm vom Parlament gewährten Summen an Günstlinge und Maitressen verschwendet und seine Admiralität hatte nicht blos den Sold nicht ausgezahlt, sondern auch noch dazu 90,000 Pfund Schulden gemacht. Alle Matrosen und Arbeiter versagten daher, als der Feind erschien, den Dienst, die Lieferanten und Kaufleute wollten ohne baare Bezahlung nichts liefern und die Bankiers weigerten sich, Geld vorzuschießen. Unter diesen Umständen kann es uns denn freilich nicht wundern, daß, wie es scheint, der Raubzug der Holländer viel dazu beitrug, den König Karl, welcher den Krieg muthwillig angefangen hatte, auch zum schnellen Abschlusse des Friedens zu bewegen.

Dieser Friede kam in den letzten Tagen des Juli 1667 zu Breda zu Stande. Jeder Staat behielt, was er am Tage des Friedensschlusses im Besitz hatte. So kam Neu-Niederland auf die Dauer an England, Surinam an die Generalstaaten und zunächst an Seeland. Von der Navigations-Acte wurden diejenigen deutschen Erzeugnisse ausgenommen, welche ihren Weg durch Holland nahmen. Sonst änderte der Friede von Breda in den Verhältnissen nichts, was hier erwähnt zu werden verdiente. Nur das Eine ist hervorzuheben, daß Ludwig XIV. seit diesem Frieden für seine auf die spanischen Niederlande gerichteten Pläne nichts mehr von England zu fürchten hatte, nachdem er schon vorher, trotz der scheinbaren Verbindung zwischen Frankreich und Holland, mit König Karl correspondirt und conspirirt hatte.

6. Der Devolutions-Krieg oder der spanische Eroberungskrieg Ludwig's XIV. und die inneren Angelegenheiten Englands und Hollands während desselben.

Ludwig XIV. hatte den Abschluß des Friedens von Breda nicht abgewartet, um seinen längst entworfenen Plan gegen Spanien in Ausführung zu bringen. Dieser Plan bestand in einer gewaltsamen Besitznahme der spanischen Niederlande, und zu seiner Rechtfertigung hatten Ludwig's Juristen und Publicisten einen Grund ersonnen, welcher nicht besser war, als diejenigen, durch welche Ludwig später seine Ansprüche auf die Pfalz und auf die ganze spanische Monarchie zu begründen suchte. Philipp IV. von Spanien war 1665 gestorben; der sehr unglückliche Gang eines Krieges gegen die Portugiesen, in welchem die Letzteren von dem französischen Marschall Schomberg angeführt wurden, hatte ihm noch das letzte Lebensjahr verbittert.*) Seine zweite Gemahlin Maria Anna, die Tochter des deutschen Kaisers Ferdinand III., hatte im Namen ihres unmündigen und schwächlichen Sohnes, Karl's II., die Regierung übernommen. Die neue Regentin Spaniens ließ sich von ihrem deutschen Beichtvater, dem Pater Niethard, unbedingt leiten. Dieser glaubte in dem einzigen Manne, welcher als Spanier seine Landsleute aus ihrem Schlummer hätte erwecken können, in dem Nebensohne Philipp's IV. (von der Schauspielerin Maria Calderon), Don Juan d'Austria, den gefährlichsten Feind der Königin zu sehen. Er war deshalb nur auf die Mittel, Don Juan und seinen Anhang niederzuhalten, bedacht, ließ darüber Alles verfallen und traf keine Anstalten irgend einer Art, als Ludwig XIV. unter einem ganz leeren Vorwande ein Heer sammelte, um sich der spanischen Niederlande zu bemächtigen. Don Juan war aus den Niederlanden, wo er seiner Zeit mit Condé gegen Turenne gekämpft hatte, nach Portugal geschickt worden, um dieses Reich wieder zu unterwerfen. Nach Philipp's IV. Tode wurde er durch die deutsche Regierung, d. h. durch Maria Anna und ihren Beichtvater, vom Heere abgerufen und sollte in die Niederlande zurückgeschickt werden. Diesem wich er dadurch aus, daß er sich krank stellte. Da er aber in Madrid Verbindungen unterhielt, welche der Königin und ihrem Beichtvater gefährlich schienen, so befahl man ihm, sich in seiner Herrschaft Consuerga aufzuhalten. Er gehorchte jedoch nicht, sondern flüchtete nach Catalonien, weil er von seinen Anhängern die warnende Anzeige erhalten hatte, daß man ihn verhaften und auf die Burg von Segovia

*) Er stiftete 100,000 Seelenmessen, mit der Klausel, daß diejenigen, deren es zu seinem eigenen Heil nicht bedürfe, seinem Vater, seiner Mutter und den in seinen Kriegen gefallenen Soldaten zu Gute kommen sollten.

bringen wolle. Von Catalonien aus wandte er sich schriftlich an die Königin und stellte ihr im Namen der Nation vor, daß Pater Niethard das ganze spanische Volk gegen sich habe und daß nur durch die Entfernung desselben Ruhe und Friede erhalten werden könnten. Maria Anna gab zwar den Vorstellungen des Prinzen Gehör; aber sie ließ ihn selbst nicht an den Hof kommen, obgleich dort ein kräftiger Mann durchaus nöthig gewesen wäre. Spaniens Rolle war ausgespielt. Die Königin ernannte Don Juan blos zum Vice-Könige von Aragonien, und als später Karl II. ihn nach Madrid rief und zum ersten Minister machte, konnte Don Juan die Last der Regierung nicht mehr tragen und starb am 17. September 1679.

Ludwig XIV. suchte seit Philipp's IV. Tode die Lage der Dinge in Spanien zu benutzen, um die spanischen Niederlande als ein Erbe seiner Gemahlin, einer Tochter jenes Königs, an sich zu bringen, obgleich diese bei ihrer Vermählung allen Erbansprüchen auf spanische Länder entsagt hatte. Ludwig setzte dabei sein Vertrauen auf den rheinischen Bund, durch welchen die kaiserlichen Truppen gehindert werden sollten, den Spaniern in den Niederlanden Hülfe zu leisten, sowie auf eine engere Verbindung mit Portugal und auf das von ihm baar bezahlte Versprechen des Königs Karl von England, vorerst nichts Feindseliges zu unternehmen. Auf diese Verbindungen gestützt, forderte Ludwig zuerst von der Regentin von Spanien die freiwillige Abtretung einiger Stücke der Niederlande. Dann erließ er im Mai 1667 ein drohendes Manifest, welches gewissermaaßen der Vorbote des Krieges war. Dieses Manifest zerfiel in zwei Theile. In dem ersteren wurde für den Fall, daß Philipp's IV. Sohn und Nachfolger ohne Erben sterben sollte, zu beweisen gesucht, daß die Entsagung der Königin von Frankreich auf das spanische Reich und seine Provinzen nichtig und ungültig sei; es hieß dabei namentlich, die Entsagung widerspreche dem Naturrecht, welches die Kinder in die Güter des Vaters einsetze. Auch wurde hervorgehoben, die versprochene Mitgift von 500,000 Goldgulden sei der Königin nie völlig ausbezahlt worden. Im zweiten Theile wurde das in verschiedenen Provinzen der Niederlande, wie Brabant und Namur, geltende Erbrecht, obgleich dasselbe blos Privat-Besitzungen und Lehen betraf, auf fürstliche und durch Verträge verbürgte Besitzungen angewandt. Wir lassen uns auf die dabei vorgebrachten Beweisgründe nicht ein, weil Alles eine bloße Chikane war und Ludwig gegen die ganz ohnmächtige Regentin von Spanien ebenso argumentirte, wie der Wolf gegen das weit unter ihm am Bache trinkende Schaf. Das erwähnte Erbrecht enthielt die Bestimmung, daß, wenn von Ehegatten der eine Theil mit Hinterlassung von Kindern sterbe, diesen das Eigenthum der vom

überlebenden Theile herrührenden Lehen zufalle und dem Letzteren nur der Nießbrauch verbleibe; daß ferner für solche Lehen die Kinder erster Ehe, selbst Töchter, vor denen zweiter Ehe, selbst Söhnen, den Vorzug haben sollten; die Kinder jeder Mutter sollten diejenigen Güter erhalten, die dem Vater während der betreffenden Ehe zugefallen seien. Diese Bestimmung oder das sogenannte Devolutions-Recht nahmen Ludwig's XIV. Rabulisten für dessen Gemahlin in Anspruch, weil dieselbe eine Tochter Philipp's IV. aus dessen erster Ehe, König Karl II. aber ein Sohn zweiter Ehe (mit einer Schwester Kaiser Leopold's) sei. Weil nun jenes Recht in Brabant, Namur u. s. w. bestehe, so sei nach dem Tode ihrer Mutter (1644) und ihres rechten Bruders, des Infanten Balthasar (1646), das Eigenthum des ganzen Herzogthums Brabant, sowie nach dem Tode ihres Vaters auch der Nießbrauch desselben ihr zugefallen. Die erwähnte Rechtsbestimmung galt freilich überall nur für Söhne, nicht für Töchter, sowie nur für Privatleute, nicht für Fürsten. Allein darauf wurde keine Rücksicht genommen, vielmehr das gerade Gegentheil behauptet; besonders aber hob die Denkschrift hervor, daß Philipp die Niederlande bereits 1633 als Erbe seiner Tante Clara Eugenia Isabella erhalten habe. Ludwig forderte sogar, auf dieselbe elende Chikane gestützt, auch noch die Herrschaft Mecheln, die Markgrafschaft Antwerpen, Ober-Geldern und die Grafschaft Namur. Ja, er begnügte sich nicht einmal mit diesen Forderungen, sondern verlangte auch noch das Herzogthum Limburg, weil dasselbe nach der Behauptung der Staats-Sophisten Ludwig's von Brabant unzertrennlich sei, und die Grafschaft Hennegau, weil sie ein Allodium und dem König Philipp IV. während seiner ersten Ehe zugefallen sei, sowie endlich noch die Grafschaft Artois, das Herzogthum Cambray, ein Drittel der Franche Comté und ein Viertel des Herzogthums Luxemburg. Eine sehr gründliche Widerlegung dieser Ansprüche verfaßte noch im Jahre 1667 der kaiserliche Gesandte in London, Baron de l'Isola, unter dem Titel: Schild des Staats und der Gerechtigkeit gegen den offenkundigen Plan einer Weltmonarchie (Bouclier d'estat et de justice contre le dessein manifestement découvert de la monarchie universelle).

Ludwig's gerüstete Heere begannen schon Anfangs Juni 1667 die in Anspruch genommenen Städte und Herrschaften zu besetzen. Bei dem einen dieser Heere, welches Turenne befehligte, befand sich König Ludwig selbst, dem wie immer jeder Vortheil im Felde und jede Eroberung einer Festung zugeschrieben ward. Der spanische Oberbefehlshaber in den Niederlanden, der Marquis von Castel Rodrigo, hatte nicht nur alle kleineren Festungen, sondern auch Charleroi, Tournay, Lille, Ath, Douay, Oudenarde, Furnes, Armentières und Courtray

verfallen und von Besatzungen entblößen lassen, weil er mit der größten Sicherheit überzeugt war, daß König Philipp's letzter Wille, in welchem die Bourbonen ausdrücklich von seiner Erbschaft ausgeschlossen worden waren, von dessen Schwiegersohne geachtet werden würde. Als er sich endlich im März 1667 von der nahen Gefahr überzeugte und dringende Warnungen nach Madrid richtete, fand er keinen Glauben, da Ludwig dem spanischen Hofe die Versicherung zugehen ließ, die Zusammenziehung von Truppen bedeute nur eine Revue. Ueberdies wären aber auch die wenigen und noch dazu unbezahlten Truppen in den Niederlanden nicht im Stande gewesen, Widerstand zu leisten. Zudem war unter der spanischen Herrschaft alles politische Leben erstarrt; selbst in Städten wie Gent und Brügge zeigte sich beim Ausbruche des Krieges keine Spur von Opferwilligkeit oder von nationalem Aufschwung. Schon am 2. Juni nahm Turenne Charleroi ein, welches nachher, wie alle Festungen der Nordgrenze, durch Vauban's Kunst furchtbar befestigt wurde. Sodann eroberte er Tournay, Douai und Oudenarde. Auch der Marschall von Aumont, welcher das zweite französische Heer führte, machte so schnelle Fortschritte, daß bis Ende August alle Grenzfestungen von den Franzosen besetzt waren. Aumont hatte sich zuletzt noch mit Turenne zur Belagerung von Lille (Ryssel) vereinigt und hier drängten die Bürger den spanischen Befehlshaber nach neun Tagen zur Capitulation. Anfangs war ein besonderes Heer unter Crequi aufgestellt worden, um das deutsche Reich und seine Fürsten von allenfallsiger Hülfeleistung abzuhalten; Crequi aber konnte bald sehen, daß von dieser Seite nichts zu befürchten sei, und vereinigte seine Truppen mit den übrigen.

Ganz Europa gerieth in Schrecken über die mit gewohnter Prahlerei verkündete Erweiterung des Gebietes eines jungen und stolzen Königs, der nach einer Universal-Monarchie strebte. Der holländische Pensionarius de Witt aber und der König Karl II. von England, denen man mit Recht ihre Freundschaft für Frankreich verargte, verloren seit dieser Gewaltthat Ludwig's ihren bereits geschwächten Einfluß gänzlich. De Witt ward um so mehr verhaßt, weil er nicht auf das Anerbieten des Marquis von Castel Rodrigo eingegangen war, welcher den Generalstaaten Brügge, Ostende, Damme nebst den Forts St. Isabel und St. Donas einstweilen hatte einräumen wollen, wenn sie ihm 12,000 Mann Soldaten und eine Million Gulden liehen; für die letzteren wollte er ihnen sogar die Maaß- und Schelde-Zölle als Pfand überlassen. De Witt bewies sich damals, was auch seine Lobredner sagen mögen, durchaus verblendet und für Frankreich auf unverständige Weise eingenommen. In England wurde bald nach dem räuberischen Einfalle der Franzosen in die spanischen Niederlande

Lord Clarendon, der einzige ehrliche und tüchtige Staatsmann, welchen König Karl II. hatte, durch eine elende Kabale gestürzt.

Clarendon, welcher schon unter Karl I. den Geschäften vorgestanden hatte und mit Karl II. in die Verbannung gegangen war, hatte viele Fehler. Er war gebieterisch, herrschsüchtig und, besonders seitdem des Königs Bruder Jakob seine Tochter Anna geheirathet hatte, unerträglich stolz. Diese Fehler schadeten jedoch wenig, weil Clarendon an einem frivolen, lüderlichen Hofe der einzige ehrliche und nach Grundsätzen handelnde Mann war, der anglikanischen Kirche mit fester Treue anhing, dem Könige zu widersprechen wagte und nicht selten dem, was dessen Lieblinge im Parlament durchsetzen wollten, entgegentrat. Ein solcher Mann mußte aber am Hofe viele Feinde haben und auch dem Könige selbst lästig sein. Die Hauptfeinde Clarendon's waren Bennet, Berkley, der Herzog von Buckingham und der Graf Bristol, welche den Kanzler wie jeden ernsten Mann am Hofe zur Zielscheibe ihres frivolen Witzes machten und von denen die beiden Ersteren das wichtige Fach der Leitung des Maitressen-Wesens hatten. Zu ihnen kam zuletzt noch Lord Ashley Cooper, welcher später Mitglied von Karl's sogenanntem Cabal-Ministerium ward, hinzu, weil Clarendon im letzten Kriege verhindert hatte, daß Ashley die Verwaltung der Prisen-Gelder erhielt. Der Kanzler wurde außerdem als strenger Anglikaner von allen Katholiken gehaßt. Das thörichte Volk aber und selbst das Parlament waren gegen ihn erbittert, weil man ihm den Hauptantheil am Verkauf von Dünkirchen zuschrieb und weil es sogar hieß, daß der ungeheuere Palast, welchen Clarendon damals errichten ließ, von französischen Geldern erbaut werde. Dieser Umstand war für den König und für Lord Ashley, welcher bei dem Verkauf von Dünkirchen ebenfalls betheiligt gewesen war, ein Grund mehr, den Kanzler seinen Feinden preiszugeben; denn sie erhielten dadurch Gelegenheit, alle Schuld von sich auf ihn zu wälzen.

Schon gegen Ende des Sommers 1667 gelang es den Feinden Clarendon's, den König dahin zu bringen, daß er den Kanzler durch dessen Schwiegersohn, den Herzog von York, bitten ließ, seinen Abschied zu nehmen, um einer gerichtlichen Anklage auszuweichen; der Minister erklärte jedoch persönlich dem Könige, daß er um dieser Bedrohung willen nicht zurücktreten werde. Gleich nachher gab ein königliches Liebesabenteuer den willkommenen Anlaß zur Ausführung der gegen Clarendon angesponnenen Kabalen. König Karl, dem seine von ihm schändlich vernachlässigte kinderlose Gemahlin längst zur Last war, hatte sich nämlich in eine Wittwe Stewart verliebt, welche dem Herzoge von Richmond ihre Hand versprochen hatte. Diese Frau hatte jedoch jedem Andringen Karl's widerstanden, obgleich er ihr

sogar angeboten hatte, sie zur Herzogin zu machen. Er erbot sich daher endlich, sie zu heirathen, und ließ ihr vorstellen, daß des Herzogs von Richmond Umstände ganz zerrüttet seien. Clarendon aber wies, um einen neuen öffentlichen Scandal vom Könige abzuwenden, der Frau Stewart nach, daß es nicht so schlimm mit dem Herzoge stehe, als man vorgebe, und diese entzog sich darauf den Zudringlichkeiten des Königs durch heimliche Flucht und durch ihre Vermählung mit dem Herzoge.

Diese Handlung des Kanzlers setzte den König in eine solche Wuth, daß er ihm Ende August die Siegel abfordern ließ. Die Feinde Clarendon's aber traten, als sechs Wochen nachher das Parlament wieder zusammen kam, mit einer Anklage auf Hochverrath gegen Clarendon auf (October 1667). Dieselbe wurde von Seymour eingebracht und stellte in 17 Artikeln Alles zusammen, was man damals ohne Unterscheidung dem Kanzler aufzubürden pflegte. Sie fand gleichwohl im Unterhause Gehör; das Oberhaus dagegen erkannte in allem dem, was sie vorbrachten, keinen Grund zu einem Kriminal-Verfahren. Beide Häuser geriethen darüber in einen förmlichen Zwist. Es ward schon damals klar, daß im Oberhause der Unwille der Nation über den scham- und gewissenlosen König, sowie über den kryptopapistischen Herzog von York und dessen zahlreiche Genossen den höchsten Grad erreicht habe. Dem Könige ward deshalb bange. Er glaubte in dem Streite über Clarendon's Sache, welcher bis zum December dauerte, eine Aehnlichkeit mit dem Streite über Strafford's Schicksal zu finden, und hatte sogar dem Parlament einmal vorgeworfen, es gehe mit ihm um, wie das lange Parlament mit seinem Vater umgegangen sei. Er bot daher Alles auf, um Clarendon dahin zu bringen, daß er sich durch freiwillige Verbannung dem Sturm entziehe. Er ließ denselben durch den französischen Gesandten, durch den Bischof von Hereford und durch den Herzog von York dringend darum ersuchen; aber Clarendon war nicht zu erbitten. Der König ertheilte ihm daher am 29. November den ausdrücklichen Befehl, sich auf den Continent zu begeben. Dadurch ward freilich dem Streite der beiden Häuser ein Ende gemacht, zugleich aber auch Clarendon unverdienter Weise der Wuth seiner niederträchtigen Feinde geopfert. Schon in der ersten Woche des December bewirkten diese, daß das Parlament ihn in aller Form verurtheilte. Zuerst ward, um die Vertheidigung zu ersticken, der Beschluß gefaßt, daß die von Clarendon herausgegebene Rechtfertigungsschrift (Vindication), in welcher er die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen widerlegt hatte, durch Henkers Hand verbrannt werden solle. Dann wurde er selbst auf Lebenszeit verbannt, jedes öffentlichen Amtes für unfähig erklärt und im Fall seiner Rückkehr nach England zur Strafe eines Hochverräthers verurtheilt (29. De-

cember). Zugleich erklärte das Parlament ausdrücklich, daß das gegen ihn gesprochene Urtheil nicht durch königliche Gnade, sondern nur durch eine förmliche Parlaments-Acte aufgehoben werden könne. Clarendon begab sich nach Frankreich, wo er seine Geschichte der Rebellion ausarbeitete; er starb 1674 zu Rouen. Er erlebte noch die Kränkung, daß seine Tochter, die Herzogin von York, auf ihres Gemahles Zureden zum Katholicismus überging.

Seit Clarendon's Sturz war England den königlichen Maitressen und den ganz grundsatzlosen Leuten, welche später das Cabal-Ministerium bildeten, preisgegeben. In Holland ließ de Witt sich durch seinen Haß gegen die oranische Partei zu einem Schritte treiben, der ihn und die Aristokratie dem Volke ebenso verhaßt machte, als König Karl während der letzten zehn Jahre in England geworden war. Die allgemeine Stimme forderte nämlich, daß, als bei den immer bedenklicher werdenden Fortschritten der Franzosen ein Heer gerüstet werden mußte, Wilhelm III. den Oberbefehl erhalten und sein Vetter Johann Moritz von Nassau-Siegen, der für Holland die Verwaltung von Brasilien mit Ruhm, obwohl nicht mit Erfolg geführt hatte, ihm mit Rath beistehen solle. Dies suchten de Witt und seine aristokratischen Freunde zu hintertreiben. Zugleich suchten sie, als man den Prinzen in den regierenden Rath aufgenommen haben wollte, den Beschluß durchzusetzen, daß die Stelle eines General-Kapitäns oder Oberbefehlshabers von der Statthalterwürde auf immer getrennt werden solle. Es gelang ihnen in der That zu bewirken, daß Johann Moritz zum General-Kapitän ernannt und die Statthalterstelle einstweilen unbesetzt gelassen wurde. Die Provinz Holland aber, welche von de Witt staatsmännisch, wiewohl ganz egoistisch und gewissenlos regiert ward, begnügte sich damit nicht, sondern ging noch viel weiter. Sie erließ im December 1667 das sogenannte ewige Edict, welches künftig von allen Deputirten der Staaten, sowie von allen Angestellten und Beamten beschworen werden sollte. Durch dieses Edict ward festgesetzt, daß die Statthalterwürde für Holland nicht gelten solle und daß, soweit diese Provinz wirken könne, die Stelle eines General-Kapitäns auf immer von der eines Statthalters getrennt bleiben solle. Die übrigen Provinzen widersetzten sich zwar einer solchen Verfügung; der Pensionarius brachte sie aber dahin, daß sie durch eine „Acte der Harmonie“ sich für die Trennung beider Würden erklärten; dagegen gab Holland seine Stimme für Wilhelm's Eintritt in den Staatsrath. Bald nachher wurde der Prinz mit vollendetem 18. Jahr für mündig erklärt und trat als Markgraf von Vlissingen und Vere in die Staatsversammlung von Seeland ein.

Die unglaublich schnellen Fortschritte der Franzosen hatten unter-

dessen sowohl in Holland als in England so große Besorgnisse erregt, daß de Witt und Karl II. genöthigt waren, sich des spanischen Königs anzunehmen. Sie thaten dies zuerst durch diplomatische Künste und Unterhandlungen, in denen ihnen die Franzosen ebenso, wie im Felde, überlegen waren. Als jedoch die Franzosen am Anfange des Jahres 1668 in die Franche Comté einrückten, mußte man Ernst zeigen. Ludwig hatte den Generalstaaten im Januar 1668 seinen Entschluß angezeigt, in Person einen Zug nach der Franche Comté zu unternehmen; der Prinz von Condé war Oberfeldherr und im Laufe des Februar wurde die Besetzung des Landes vollendet. Glücklicher Weise war damals ein Gesinnungsgenosse de Witt's und Republikaner wie er, William Temple, englischer Gesandter in Brüssel. Dieser hatte den Pensionarius bei Gelegenheit der Unterhandlungen in Breda kennen und achten gelernt, und erhielt von Heinrich Bennet, welcher nach Clarendon's Verbannung unter dem Namen Graf von Arlington erster Staats-Secretär geworden war, den Auftrag, eine Verbindung zwischen England und Holland zu vermitteln, damit man durch eine angedrohte Unterstützung der Spanier einen wirklichen Krieg mit Frankreich vermeiden könne. Temple begab sich sogleich in den Haag, kehrte, nachdem er dort Erkundigungen eingezogen hatte, nach England zurück und erhielt von seiner Regierung die Vollmacht, ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit Holland zu schließen. Vor einem solchen Schritte bebte de Witt, ein zwar sehr gelehrter, aber auch sehr egoistischer und kaufmännisch beschränkter Mann, zurück. Er wollte sich nur dazu verstehen, daß man den kriegführenden Mächten die Vermittelung Englands und Hollands anbiete; Temple bewies ihm jedoch, daß dies lächerlich sein werde, daß nur vermittelst eines förmlichen Bündnisses beider Staaten der beabsichtigte Zweck erreicht werden könne und daß man durch einen raschen Abschluß desselben dem Einflusse des französischen Gesandten im Haag vorbeugen und die Langsamkeit der Formen und Berathschlagungen bei den Generalstaaten umgehen müsse. Temple hatte bereits am 18. Januar bei den Generalstaaten eine Audienz, auf welche der Beschluß erfolgte, sieben Bevollmächtigte, darunter de Witt, zur Verhandlung zu bestimmen. Temple entwarf hierauf schnell einen Vertrag, in welchem England und Holland sich verbindlich machten, die Spanier und Franzosen dadurch zum Frieden zu zwingen, daß die Ersteren genöthigt würden, gewisse Abtretungen zu machen, und die Letzteren, sich mit denselben zu begnügen. Diesen Vertrag nahmen auf de Witt's Betreiben die Generalstaaten am 23. Januar an, und zwar, was unerhört war, ohne dem Herkommen und dem Rechte gemäß die einzelnen Staaten vorher darüber zu fragen. Wenige Tage nachdem Holland und England sich mit einander vereinigt

hatten, trat auch Schweden dem Vertrage bei; und am 26. Januar 1668 wurde die Verbindung, welche unter dem Namen der Tripel-Allianz bekannt ist, zwischen den drei Staaten förmlich geschlossen.

Was Schweden betrifft, so herrschte dort während der Minderjährigkeit Karl's XI. die Aristokratie und diese wurde gleich der schweizerischen als eine Regierung betrachtet, deren Beistand für Geld zu haben sei. Frankreich hatte sich aber in der letzten Zeit den Dänen genähert und zudem die Unvorsichtigkeit begangen, die Schweden mit großem Uebermuthe zu behandeln und ihnen die bisher gezahlten Subsidien vorzuenthalten. Dagegen hatte Holland die regierenden Herren, denen Alles feil war, durch Geld gewonnen, um im Nothfall Soldaten und Schiffe aus Schweden zu erhalten. Zu spät hatte man in Frankreich den begangenen Fehler eingesehen und den Marquis von Pomponne nach Schweden geschickt, um den französischen Gesandten Terlon zu unterstützen. Die regierenden Herren hatten, als derselbe in Schweden ankam, bereits ihren Handel mit Holland abgeschlossen und den schwedischen Gesandten in Holland bevollmächtigt, der Verbindung zwischen England und Holland beizutreten. Es verbündeten sich demnach am 26. Januar 1668 drei streng protestantische Staaten zu Gunsten Spaniens. Die Geldgier des schwedischen Adels war so groß, daß der schwedische Gesandte im Haag, Graf von Dohna, den Vertrag mit England und Holland nicht eher unterzeichnete, als bis seiner Regierung für die übernommene Verpflichtung, auf Begehren Hollands und Englands ein Heer an den Rhein zu schicken, 300,000 Reichsthaler zugesagt worden waren. Die Holländer und Engländer versprachen außerdem sogar noch, daß Spanien 180,000 Thaler vierteljährlich zahlen solle; dies blieb aber nachher unausgeführt.

König Ludwig ward durch den Abschluß der Tripel-Allianz sehr erbittert; denn es war klar, daß er in Folge desselben vieles Eroberte wieder werde herausgeben müssen. Sein ganzer Zorn traf die Holländer und besonders de Witt, weil er wußte, daß Karl II. sich wider Willen dem Bunde angeschlossen hatte, der allerdings vom Parlament und vom englischen Volk überaus günstig aufgenommen wurde. Ludwig nahm es den Holländern und dem Pensionarius übel, daß sie, während ihm gegenüber nur von freundlicher und friedlicher Vermittelung die Rede war, dem Vertrage einen geheimen drohenden Artikel des Inhaltes beigefügt hatten, daß, wenn der französische König sich weigere, die von der Allianz vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen, England und Holland mit Spanien vereinigt ihn zu Wasser und zu Lande so lange bekriegen wollten, bis Alles auf den Fuß des pyrenäischen Friedens zurückgebracht sei. Ludwig ließ es sich gefallen, einen Waffenstillstand einzugehen und die Forderung der drei Mächte

zu gewähren, nach welcher er die gemachten Eroberungen wieder zurückgeben müsse und nur, je nach seiner Wahl, entweder die in der Nähe der holländischen Grenze liegenden Festungen und Landstriche oder die Franche Comté und einiges Andere behalten dürfe. Er schloß zuerst mit Spanien einen Friedens-Vertrag, welcher bereits am 25. April 1668 in St. Germain unterzeichnet wurde. Durch diesen Vertrag erlangte Spanien wenigstens den einen Vortheil, daß Ludwig ihm die Wahl zwischen den beiden von den Verbündeten vorgeschlagenen Bedingungen überließ. Spanien trat, um die Holländer durch die ihnen von Frankreich drohende Gefahr zu schrecken und also künftighin ihrer Hülfe sicher zu sein, an Ludwig Alles ab, was derselbe im Jahre 1667 erobert hatte, nämlich die für Hollands Interesse so wichtigen Festungen Charleroi, Binch, Ath, Douay mit dem Fort Scarpe, Tournay, Oudenarde, Lille, Armentières, Cortryk, Bergues und Furnes nebst allen zu ihnen gehörigen Aemter (baillages), Gouvernements und Territorien. Es erhielt dagegen die Franche Comté nebst Cambrai, St. Omer und Aire zurück.

Mit den drei anderen Staaten wurde der Friede im Mai 1668 zu Aachen förmlich abgeschlossen, die Bürgschaft derselben aber für diesen Frieden erst ein Jahr später unterzeichnet. Temple bot damals dem holländischen Pensionarius an, die Tripel-Allianz permanent zu machen; de Witt lehnte aber den Vorschlag ab. Uebrigens war der Friede von Aachen in Beziehung auf die Niederlande nur scheinbar eine Wirkung der Tripel-Allianz, da Ludwig XIV. gleich anfangs sich zu denselben Bedingungen erboten hatte, die er nachher annahm. Ludwig hatte damals sogar schon einen Vertrag mit dem Kaiser über die Theilung der ganzen spanischen Monarchie für den Fall geschlossen, daß der stets kränkelnde spanische Thronerbe sterben sollte. Dieser Vertrag (vom 19. Januar 1668) ist über ein Jahrhundert lang ein Geheimniß geblieben *).

7. Frankreich, England, Deutschland und die Niederlande vor dem holländischen Kriege Ludwig's XIV.

Ludwig's XIV. Minister suchten ihrem Könige das Uebergewicht in Europa zu verschaffen, welches in neuester Zeit Napoleon I. gehabt hat. Sie entwarfen daher nach dem Aachener Frieden den Plan, Holland zu erobern. Am Zustandekommen der Tripel-Allianz hatte wohl William Temple das meiste Verdienst; aber in den Augen Europas waren es die Holländer, die der französischen Eroberung Halt

*) Der Vertrag war in lateinischer Sprache abgefaßt; erwähnt wird er schon von Voltaire; dem ganzen Wortlaute nach hat ihn erst Mignet (in französischer Uebersetzung) veröffenlicht in: „Négociations rélatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV., Paris 1836.“

geboten hatten. Auch gaben sie deshalb ihr Selbstgefühl in Reden und prahlerischen Inschriften auf Münzen kund. Auf einer derselben, die der Staatsrath prägen ließ, wurde die Republik gerühmt, daß sie die Könige versöhnt und den europäischen Frieden hergestellt habe (conciliatis regibus, stabilita orbis Europaei quiete).*) Solche Bezeigungen blieben bei Ludwig und seinen Rathgebern nicht wirkungslos. Der Zuwachs an Macht, den die eroberten Provinzen gebracht hätten, schien alles Andere zu überwiegen. Dabei kam den französischen Ministern, wie bei ihren politischen Entwürfen überhaupt, der Umstand sehr zu Statten, daß gerade damals alle anderen Reiche in Ohnmacht gesunken waren. Die Holländer selbst waren wegen des Prinzen Wilhelm III., welcher später der Verfechter der Unabhängigkeit der Staaten Europas geworden ist, unter einander entzweit. In England führte Karl II., der sich geradezu an Frankreich verkaufte, ein so unerhört anstößiges Leben, daß wir uns scheuen, in die Einzelheiten desselben einzugehen. Spanien war ganz herabgesunken und verließ sich auf andere Staaten. Kaiser Leopold I. hatte weder Geld, noch eine tüchtige Kriegsmacht, und wurde überdies von seinen eigenen Ministern, besonders von Lobkowitz, verrathen und verkauft. Die deutschen Fürsten und Minister standen, wenn man etwa den Kurfürsten von Brandenburg ausnimmt, im Solde des französichen Königs. Die schwedische Aristokratie endlich verkaufte sich diesem ebenfalls. Wer hätte also den Schwachen Beistand leisten sollen?

In Deutschland waren drei Brüder aus dem Hause Fürstenberg am meisten für die Franzosen thätig; alle drei waren zur Zeit der Verhandlungen über die Kaiserwahl Leopold's von Mazarin und Grammont gewonnen worden. Der jüngste und bedeutendste von ihnen, Wilhelm Egon von Fürstenberg, welcher den Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln, einen bairischen Prinzen, ganz in seiner Gewalt hatte, beredete diesen, daß er im Januar 1672, als alle Rheinlande von den Franzosen bedroht waren, mit dem König Ludwig ein Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniß schloß, in welchem er sein Vaterland an die Franzosen verkaufte. Die Vertrags-Urkunde enthielt nämlich außer drei öffentlichen Artikeln noch einen geheimen, welcher allein Geltung haben sollte, während die anderen nur zum Schein gemacht waren, und vermöge dieses geheimen Artikels räumte der Kurfürst für 400,000 Livres den Franzosen seine Festung Neuß ein, oder mit anderen Worten, er gab ihnen sein Land und seine Unterthanen preis. Wilhelm, der von Frankreich als „der theure Freund des Königs" bezeichnet wurde, verweilte selbst eine zeitlang am

---

*) Auf einer anderen Schaumünze sah man Josua mit sieben Pfeilen, der der Sonne Ludwig's Stillstand gebot.

französischen Hofe. Ebenso, wie Wilhelm Egon, arbeiteten auch seine beiden Brüder, Franz, Bischof von Straßburg, und Hermann, geheimer Rath des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern, für die Franzosen. Am meisten that dies der Letztere; er war nämlich bei seinem Herrn, welcher ebenfalls Jahrgelder von Ludwig XIV. erhielt, ebenso vielvermögend, als sein Bruder Wilhelm Egon bei dem Vatersbrudersohn desselben, dem Kurfürsten von Köln. Diese drei Mitglieder eines alten schwäbischen Grafengeschlechtes erhob Kaiser Leopold selbst, zur Zeit da er mit Frankreich befreundet war, in den Reichsfürstenstand.

Seinen nächsten Eroberungsplan richtete der französische König gegen die sieben Provinzen der Niederlande, an deren Grenzen damals Vauban die kurz vorher von Spanien erhaltenen Plätze in unüberwindliche Festungen verwandelte, während der Kriegs-Minister Louvois das Heer und die Kriegs-Materialien vermehrte. Ludwig ward besonders von Crequi und Turenne, welche schon den Abschluß des Aachener Friedens widerrathen hatten, sowie von einer großen Zahl anderer Oberanführer bestürmt, den Krieg mit den Niederlanden zu beginnen, weil damals Holland und Seeland mit einander in offenen Zwist geriethen und zu derselben Zeit König Karl II. von England ein geheimes Ministerium einrichtete. Was die Zwietracht der Niederländer betrifft, so entzog die Großmutter und bisherige Vormünderin Wilhelm's III. von Oranien plötzlich ihren Sohn, den die Staaten von Seeland zum ersten Edeln ihrer Provinz ernannt hatten, der bisherigen Aufsicht der Holländer, schickte ihn von Breda nach Seeland und erklärte ihn für majorenn und für fähig, sein Eigenthum ohne Vormund zu verwalten. Man erwartete daher jeden Tag, daß die Staaten von Seeland den Prinzen zu ihrem Statthalter ernennen würden.

Ehe Ludwig den Krieg begann, mußte er zuerst England und Schweden von der Tripel-Allianz losmachen und den englischen König zu einer Verbindung gegen Holland bewegen. Das Erstere hatte de Witt selbst ihm dadurch erleichtert, daß er nicht zugegeben hatte, die Tripel-Allianz permanent zu machen. Die Einleitung zu einer Verbindung Englands und Frankreichs gegen Holland traf der Herzog von Buckingham, welcher im Ministerium Karl's II. saß und jeden ehrlichen und gesitteten Mann aus demselben verdrängte, bis 1672 das ganze Ministerium aus Leuten ohne Ehre, ohne Gewissen und ohne Sitten bestand. Die Mitglieder dieses Ministeriums waren Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale. Man hat dasselbe das Cabal-Ministerium genannt, weil die Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder das Wort Cabale (Kabale)

bilden. Wie unvorsichtig Karl verfuhr, als er ein solches Ministerium bestellte, kann man schon aus dem Umstande abnehmen, daß kein einziger Anglikaner in demselben war; denn Ashley und Buckingham verspotteten jede Religion, Clifford und Arlington waren katholisch und Lauderdale Presbyterianer. Buckingham suchte den König Karl auf jede Weise gegen die Holländer und besonders gegen de Witt zu erbittern, welcher fortfuhr, Wilhelm von Oranien nebst seiner ganzen Partei zu kränken und zu verfolgen. Buckingham hatte zu diesem Zwecke schon gleich nach dem Abschlusse des Aachener Friedens eine Correspondenz mit der Herzogin Henriette Marie von Orleans, einer Schwester Karl's, eröffnet, welche viel über ihren Bruder vermochte. Esaias Pufendorf, damals schwedischer Gesandter in Frankreich, ein Bruder des berühmten Staatsrechtslehrers und Geschichtschreibers Samuel Pufendorf, warnte auf der Durchreise durch Holland den Pensionarius vergebens vor den Engländern; de Witt wagte nicht zu rüsten, damit Ludwig nicht erbittert werde.

Um diese Zeit (1669) warf der Bruder des Königs Karl II., der Herzog von York (Jakob II.), trotz der bestehenden Gesetze die Maske der Anhänglichkeit an die National-Religion ab und erklärte öffentlich seinen Uebertritt zum Katholicismus. Karl zeigte sich bereit, dem Beispiele desselben zu folgen. Er schickte sogar zwei Gesandte (den katholischen Grafen Arundel und Richard Bellings) nach Paris, um von Ludwig eine bedeutende Summe erbetteln zu lassen, weil er sich wegen seines Uebertrittes und wegen des gegen Holland zu beginnenden Krieges mit Gefahren und Kosten bedroht sah. Bereits am 18. December wurde der Entwurf zu einem geheimen Bundesvertrag abgefaßt. Karl zeigte aber unmittelbar darauf auch in Betreff seines Religions-Wechsels seine gewohnte Unzuverlässigkeit. Er hörte nämlich ganz auf, seine Neigung zu papistischen Ceremonieen (denn die eigentliche Religion war ihm immer lächerlich) ferner merken zu lassen; vorübergehend beschäftigte ihn der Gedanke, zur Erzielung regelmäßiger Nachkommenschaft sich von seiner portugiesischen Gemahlin scheiden zu lassen. Er hinderte daher auch das Parlament nicht, gegen die Katholiken eine Bill zu erlassen, welche früher oder später auch seinem Bruder verderblich werden mußte. Ja, er wirkte sogar selbst dahin, daß dieselbe durchging (Mai 1670). Diese gegen alle Non-Conformisten (Nicht-Anglikaner) erlassene Bill verordnete Geldstrafen gegen alle Geistlichen, welche einen von dem anglikanischen verschiedenen Gottesdienst halten und gegen alle über 16 Jahre alte Personen, die demselben beiwohnen würden, sowie gegen diejenigen, in deren Häusern ein solcher Gottesdienst würde gehalten werden, und gegen alle Friedensrichter, welche versäumen würden, diese gesetzlichen Vorschriften in Ausführung zu bringen.

Die Unzuverlässigkeit und Leichtfertigkeit, welche Karl II. bei jeder

Gelegenheit an den Tag legte, bewogen den König von Frankreich, sich in Hinsicht auf den Bund gegen Holland seiner durch das einzige Band, das ihn fesseln konnte, durch eine Maitresse, zu versichern. Ludwig ließ nämlich die ihrer Schönheit wegen berühmte Herzogin Henriette Anna von Orleans im Mai 1670 nach England reisen, vorgeblich um ihren Bruder, den König Karl, zu besuchen, in Wahrheit aber, um ein Bündniß gegen Holland zu Stande zu bringen. Zugleich gesellte er ihr das schon erwähnte bretagnische Fräulein Querouailles zu, eine Dame, welche nach Karl's Geschmack ausgesucht worden war. Diese nahm den leichtsinnigen König bald so sehr für sich ein, daß sie die vielen Dirnen und Damen in seiner Umgebung ganz verdunkelte. Sie ward später von Karl zur Herzogin von Portsmouth erhoben und spielte gleich den Maitressen, welche Ludwig XIV., wiewohl ohne Scandal, nach einander hegte, die Haupt-Figur am Hofe. Karl und seine Minister hätten gern gesehen, daß Ludwig vor dem Beginne des holländischen Krieges ihnen behülflich sei, die katholische Religion und absolute Monarchie in England einzuführen. Davon brachte jedoch die Herzogin von Orleans ihren Bruder und dessen Minister ganz zurück. Ludwig rieth von Anfang an in beiden Beziehungen zur Vorsicht. Dagegen versprach die Herzogin in seinem Namen, daß Karl, sobald man mit Holland fertig sei, die nöthigen Truppen und Geldsummen erhalten solle, um die katholische Religion in England, Schottland und Irland wiederherzustellen und ihn vom Parlament unabhängig zu machen. Zehn Tage verweilte die Herzogin in England; der eigentliche Vertrag wurde am 22. Mai (1. Juni) zu D o v e r abgeschlossen. In demselben ward ein gemeinschaftlicher Krieg gegen die Generalstaaten im Entwurfe festgestellt, zu welchem diese Republik durch ihren Hochmuth und ihre Undankbarkeit mehr als genügende Veranlassung gegeben habe. Während der Dauer dieses Krieges sollte der König von England jährlich drei Millionen Livres erhalten. Nach geschehener Eroberung sollte England auf keinen anderen Antheil Anspruch erheben, als auf die Inseln Cadsand und Walcheron und auf Sluys. Ferner wurden für Karl II. noch zwei Millionen Livres ausgesetzt, damit er bei seinem Uebertritte zur römischen Kirche die unruhigen Köpfe in seinem Lande niederhalten könne; der Zeitpunkt aber, wo er seine Ueberzeugung öffentlich erklärte, sollte ganz in seiner Wahl stehen. Dieser Vertrag ist erst in unserem Jahrhundert durch die von uns erwähnten Werke von Lingard und von Mignet bekannt geworden. Die Herzogin Henriette Anna (Madame Henriette) starb einen Monat nach ihrer Rückkehr; da man von Vergiftung sprach, so wurde ihre Leiche in Gegenwart des englischen Gesandten geöffnet und von englischen und französischen Aerzten ein Bericht unterzeichnet, der

jenen Verdacht für nichtig erklärte. An die Stelle des Vertrages von Dover trat später ein anderer, der zur Veröffentlichung bestimmt war und in welchem von Karl's bevorstehender Religionsveränderung nicht die Rede war. Uebrigens gibt uns über die schändliche Treulosigkeit, mit der sich König Karl, als er seine Flotte für die Franzosen ausrüsten ließ, gegen Holland und sogar gegen seinen eigenen Gesandten benahm, Arlington in seinen Briefen ganz genauen Aufschluß.

Die von England und Frankreich her drohende Gefahr traf die Holländer ohne Landheer und ohne Bundesgenossen. Es gab nämlich zwar ein holländisches Heer; dieses verdiente aber nicht den Namen einer Armee. Ganze Regimenter hatte man unvollzählig gelassen und die Soldaten waren weder eingeübt, noch an Disciplin gewöhnt, weil die Obersten und Hauptleute sich dadurch bereicherten, daß sie den Sold für die fehlende Mannschaft einsteckten, und weil man den Soldaten erlaubte, irgend ein Geschäft oder Gewerbe neben dem Dienste zu treiben. Uebrigens hatte man die Officiere ohne alle Rücksicht auf Fähigkeit aus den Verwandten und Schützlingen der Mitglieder der herrschenden Partei gewählt. Die Magazine waren leer und die Festungen ganz in Verfall; die Seemacht freilich befand sich in sehr gutem Zustande. Bundesgenossen hatten sich zwar die Generalstaaten verschafft; Ludwig sorgte aber dafür, daß dieselben ihnen nichts nützen konnten. Diese Verbündeten der Holländer waren der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der die französische Politik der rheinischen Allianz völlig aufgegeben hatte, und der Herzog von Lothringen. Sie hatten sich durch einen zu Mainz geschlossenen Vertrag verbindlich gemacht, ein von Holland zu bezahlendes Heer, welches 13,000 Mann stark sein sollte, zwischen Rhein und Maas aufzustellen. Dies verhinderte aber König Ludwig, welcher ebenso wenig, wie in neuester Zeit Bonaparte, von einem Rechte des Schwächeren gegen den Stärkeren etwas wissen wollte. Er ließ im September 1670 durch den Marschall Crequi das ganze Herzogthum Lothringen so schnell besetzen, daß der unglückliche Herzog sich kaum der Gefangenschaft durch die Flucht entziehen konnte. Kaiser Leopold schickte allerdings den Grafen Windischgrätz nach Paris, um für diese Besetzung eines Landes, das unbestritten noch zum Reiche gehörte, Rechenschaft zu verlangen. Dieser erhielt jedoch zur Antwort, Frankreich werde in dieser Sache keine Vermittlung annehmen; der Herzog habe sein Schicksal sich selbst zuzuschreiben, weil er dem pyrenäischen Frieden und den späteren Verträgen zuwider gehandelt habe.

Ludwig selbst wußte durch sein Geld sich Bundesgenossen zu verschaffen. Zu diesen gehörte außer dem Könige von England die schwedische Regierung, welche für ihn leicht zu gewinnen war, weil die vornehmsten der in Schweden herrschenden Aristokraten einen Aufwand

machten, der sich mit ihrem Vermögen allein nicht bestreiten ließ. Nach Rühs hatten manche Edelleute des armen schwedischen Reiches in jener verhältnißmäßig armen Zeit jährlich 60- bis 70,000 Thaler nöthig; sie mußten also schlechterdings fremde Unterstützung annehmen. Ludwig schickte im August 1671 seinen Minister Pomponne nach Schweden und dieser brachte durch diplomatische Künste und durch freigebig ausgetheilte Gaben den schwedischen Reichsrath zum Abschlusse eines Bundesvertrages. Besonders thätig erwies sich hierbei der Reichsmarschall Magnus de la Gardie, der an der Spitze der französischen Partei stand. Schweden übernahm in demselben auf drei Jahre die Verpflichtung, mit 16,000 Mann jeden deutschen Reichsfürsten zu bekriegen, der in Ludwig's holländischem Kriege den Generalstaaten Beistand leisten würde; dagegen versprach Frankreich, nicht nur der schwedischen Regierung eine jährliche Subsidie von 600,000 Thalern zu bezahlen, sondern sie auch für jeden Verlust, den sie durch ihre Hülfe erleiden würde, schadlos zu halten. Dieser Vertrag, welcher hauptsächlich gegen den Kurfürsten von Brandenburg gerichtet war, wurde im April 1672 unterzeichnet, in demselben Augenblicke, als Ludwig sein Kriegs-Manifest gegen die Niederländer erließ. Welche Mittel man angewandt hatte, um die schwedische Regierung zum Abschlusse des Vertrages zu bewegen, kann daraus ersehen werden, daß die Gemahlin des Reichsrathes Steen Bielke, welcher in Verbindung mit dem Reichsmarschall den Abschluß zu Stande gebracht hatte, für ihren Antheil daran eine mit Diamanten besetzte goldene Dose, 4000 Thaler an Werth, erhielt.

Auch die kaiserlichen Minister Lobkowitz, Auersberg und Lamberg, welche theils zu gleicher Zeit, theils nach einander den frommen und gelehrten Kaiser Leopold I. unbedingt leiteten, verkauften ihren Herrn fast um dieselbe Zeit, als die schwedischen Reichsräthe sich durch Geld bestechen ließen. Sie bewogen den Kaiser zu einem im November 1671 geschlossenen geheimen Vertrage mit Frankreich, in welchem er sich für den Fall, daß Ludwig mit England, Schweden oder den Niederlanden in Krieg gerathen sollte, verpflichtete, keinen dieser Staaten zu unterstützen. Einen Monat früher hatte Ludwig mit dem 20 Jahre zuvor katholisch gewordenen Herzog Johann Friedrich von Hannover und mit dessen Bruder, dem evangelischen Bischof Ernst August von Osnabrück, ein Bündniß geschlossen. Auch der Bischof Bernhard von Münster hatte ein Heer aufgestellt, um gleich den Franzosen in die Niederlande einzufallen. Alle diese Fürsten erhielten von Frankreich Gratificationen und monatliche Subsidien.

Die für Diplomaten sehr wichtige Geschichte des Heeres von Diplomaten, durch welches König Ludwig überall die Fürsten und

Fürstendiener bearbeiten und bestechen ließ, übergehen wir ganz, weil wir nicht für Diplomaten schreiben. Ebenso wenig gedenken wir der zahlreichen Unterhandlungen, welche der große Kurfürst betreiben, und der Verträge, die er schließen ließ. Der Kurfürst, welcher übrigens seine Agenten und Creaturen sehr viel schlechter bezahlte, als König Ludwig die seinigen, brach ohne Bedenken jeden Vertrag, wenn es sein Vortheil erheischte. Man hat ihn darüber mit Unrecht gescholten, da unter Diplomaten der Grundsatz gilt, welchen Dante gelegentlich ausspricht („Mit den Frommen in der Kirche, mit den Säufern in der Schenke"). Der König von Frankreich verwendete, einem holländischen Schriftsteller zufolge, in dem Augenblicke, als er Holland angriff, über sechs Millionen Gulden, um den elenden König Karl von England und dessen nichtswürdige Minister von ihrer Pflicht zu entfernen; selbst die Maitresse des Herzogs von Buckingham erhielt von Ludwig einen Jahrgehalt von 10,000 Livres. Auch Straßburg, Münster und Köln erhielten bedeutende Summen von Ludwig. Dagegen wies de Witt, was man ihm in Frankreich sogar übel nahm, die 100,000 Gulden, welche Ludwig ihm anbot, schnöde zurück, obgleich er für seine unschätzbaren Verdienste um die Niederlande nur 2000 Gulden jährlich bezog. Der energische Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, ein Vetter des Königs von England, war auf eine andere Art an Frankreich geknüpft worden. Nach dem oben erwähnten Tode der Herzogin von Orleans vermählte sich nämlich der Gemahl derselben, Bruder Ludwig's XIV., in zweiter Ehe mit Karl Ludwig's Tochter, der durch ihren lebhaften Geist und ihre frische Beobachtungsgabe berühmten Elisabeth Charlotte, welche bei dieser Gelegenheit zur katholischen Religion übertrat (November 1671).

De Witt gehörte eigentlich nicht zu den Diplomaten; denn er zeigte sich sogar noch im letzten Augenblicke nicht als einen großen Staatsmann, sondern als das Haupt der von Wilhelm II. tödtlich beleidigten aristokratischen Partei. Man kam nämlich in Holland 1672, als die Flotten von Frankreich und England und Ludwig's unüberwindliche Heere Holland bedrohten, zu der Erkenntniß, daß die bisherigen Ober-Generale, Johann Moritz von Nassau und der Schwede Würz, nicht Gewicht genug haben würden, um die in ihrer Existenz bedrohte Republik zu retten; und es ward deshalb endlich beschlossen, Wilhelm III. zum General-Kapitän zu ernennen. De Witt und seine Partei erfanden aber jetzt neue Chikanen. Sie setzten durch, daß diese Ernennung nur für den bevorstehenden Feldzug gelten sollte; ja die Provinz Holland blieb dabei, sie erst mit dem November 1672, wo der Prinz das 22. Lebensjahr vollenden werde, in Kraft treten zu lassen. Dann verschwendete man viele Zeit für die

Berathung der ihm zu ertheilenden Instruction. Diese selbst fiel so beschränkend aus, daß Wilhelm's Ernennung entweder unfruchtbar bleiben, oder, wie nachher geschah, revolutionär geändert werden mußte. Der Prinz sollte nämlich nach derselben weder die Militär-Stellen vergeben, noch auch nur den Marsch der Truppen bestimmen dürfen. Er würde also namentlich keinen ausgezeichneten Officier haben belohnen können, und zugleich den Ruhm, den er später durch seine großen Eigenschaften im Kabinet und im Felde erwarb, mit den drei allen Admiralen und Generalen damals beigeordneten Deputirten der Generalstaaten haben theilen müssen. Als Wilhelm endlich ein Heer bei Arnheim sammelte, waren ihm durch die drei Commissäre der Generalstaaten die Hände gebunden, während das Heer selbst, wie schon oben gezeigt ward, sich in einem solchen Zustande befand, daß es kaum zu gebrauchen war. Zwar hatte der Kurfürst von Brandenburg 20,000 Mann gegen Subsidien angeboten; der Abschluß des Vertrages darüber wurde aber von der in Holland herrschenden Partei verzögert, und zwar blos aus dem Grunde, weil der Kurfürst des Prinzen Wilhelm Oheim war.

Karl II. und Ludwig XIV. erließen an einem und demselben Tage, am 7. (17.) April 1672, Kriegserklärungen gegen die Niederlande. Karl II. begründete die seinige damit, daß die Niederländer in Ostindien und in Surinam Bedrückungen gegen die Engländer übten und daß sie erlaubt hätten, in ihrem Gebiete Denkmünzen und Schriften zu verbreiten, durch welche seine Person und seine königliche Würde beschimpft worden seien. Noch vor der Kriegserklärung ließ er die reiche levantische Flotte der Holländer bei Smyrna angreifen, doch mit geringem Erfolg. König Ludwig suchte den Angriff auf die Niederlande sogar mit der Erklärung zu rechtfertigen, das Benehmen der Generalstaaten, die ihm selbst und seinen Vorfahren so viel zu verdanken hätten, sei in den letzten Jahren von der Art gewesen, daß seine Würde nicht erlaube, es ferner zu dulden. Bald darauf erklärten auch der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster den Holländern den Krieg; ersterer wegen der Besetzung von Rheinberg, die freilich schon seit 40 Jahren dauerte.

Um diese Zeit arbeitete der berühmte Leibnitz, damals etwa 26 Jahre alt, eine Denkschrift aus, durch welche er die französische Thatkraft und Eroberungslust auf ein anderes Gebiet zu leiten hoffte. Er benutzte einen zwischen Frankreich und der Pforte ausgebrochenen Streit, um nachzuweisen, welches hohe Verdienst um Europa und um die Aufgaben der Menschheit Ludwig XIV. sich erwerben würde, wenn er die Eroberung Aegyptens unternähme; wie er zugleich für sich die höchste Stellung in Europa und den Dank aller Mittelmeerstaaten

gewinnen könnte, und zwar mit geringerem Aufwand von Mühe, als der Krieg gegen Holland erfordere. Diese Denkschrift sandte der kurmainzische Minister Boyneburg nach Paris; Leibnitz selbst unternahm eine Reise dorthin und faßte später die Hauptzüge seines fruchtbaren Gedankens nochmals in einem lateinischen Aufsatz (Consilium aegyptiacum) zusammen. Die Schluß-Antwort des Ministers Pomponne lautete freilich: die Züge nach dem Morgenlande seien seit den Tagen des heiligen Ludwig aus der Mode gekommen. Der Aufsatz blieb in Paris liegen. Die Vermuthung, daß Bonaparte ihn gekannt habe, ist zwar ansprechend, entbehrt aber jedes Nachweises.*)

8. Ludwig's XIV. holländischer Krieg bis zum Frieden von Vossem und die inneren Angelegenheiten Deutschlands und der Niederlande während dieser Zeit.

Gleich nachdem die Kriegserklärung erlassen worden war, zog ein französisches Heer von 120,000 Mann unter Turenne und Condé an den Rhein und die Maas, um in das Herz von Holland selbst einzubrechen. Bei diesem Heere befanden sich nicht nur der Kriegs-Minister Louvois und der Meister des Festungskrieges, Vauban, sondern auch König Ludwig XIV. selbst. Da von allen festen Plätzen der Holländer Maastricht allein gegen einen Angriff gerüstet war, so ließen die Franzosen diese Stadt seitwärts liegen, und brachen nach der Besetzung von Orsoy, Rheinberg, Buderich und Wesel in die Provinz Geldern ein. Ihr Unternehmen ward durch die im Jahre 1672 herrschende Trockenheit begünstigt, weil die Flüsse so wenig Wasser hatten, daß der Rhein sogar an drei Stellen leicht zu durchwaten war. Sie zogen anfangs an die Waal, setzten aber, da ihnen der Uebergang über dieselbe nicht leicht möglich zu sein schien, am 9. Juni bei Wesel wieder auf das rechte Ufer über. Nachher wurde ihnen von Geldern'schen Gutsbesitzern, die sich hatten gewinnen lassen, eine Furth im Rhein verrathen. Diese Furth war bei Tollhuys (Zollhaus) unweit Huyssem. Vergebens suchte Prinz Wilhelm das französische Heer dort vom Uebergange auf das linke Rhein-Ufer abzuhalten. Diesen Uebergang bei Tollhuys (12. Juni) haben die Franzosen auf ihre declamatorische Weise gepriesen und ihrem Könige zu Ehren durch Denkmünzen verewigt; Boileau hat ihn poetisch verherrlicht; die Würdigung von Kriegsthaten ist aber unsere Sache nicht. Noch vor Ende Juni hatten die Franzosen nicht nur den westlichen Theil von Geldern, Drenthe und Utrecht, sondern auch mehrere Städte der Provinz Holland besetzt. In Utrecht hatte man anfangs den Prinzen Wilhelm nicht einlassen

*) Vergleiche Guhrauer, Kurmainz im Jahre 1672. Hamburg 1840.

wollen; seinen Plan, die Vorstädte abzubrechen, konnte er nicht durchsetzen und begab sich mit den 9000 Mann, die er befehligte, nach Holland. In Utrecht nahm bald nachher Ludwig XIV. sein Hauptquartier; hier erwartete er Nachricht von der Landung einer großen englischen Flotte. Sogar der Flecken Muyden, bei welchem die Schleusen sind, durch deren Oeffnung das Land unter Wasser gesetzt und der Marsch der Franzosen nach Amsterdam unmöglich gemacht werden konnte, wäre wie Amersfort in die Gewalt derselben gekommen, wenn nicht der Graf von Rochefort, welcher Naarden durch Ueberfall genommen hatte, sich in dieser Stadt zwei Tage lang aufgehalten hätte. Dadurch gewann der alte Johann Moritz von Nassau Zeit, sich mit einer Abtheilung des holländischen Heeres in die Stadt Muyden zu werfen. Inzwischen waren der Kurfürst von Köln und der kriegerische Bischof von Münster eingerückt; dem Letzteren ergaben sich Deventer, Zwoll, Kampen und endlich die ganze Provinz Overyssel. Die Bestürzung stieg in Holland auf's Höchste; Schulen und Gerichtshöfe standen still; Werthsachen wurden vergraben oder ins Ausland geschickt; die ostindischen Actien sanken unter 50 und die Staatspapiere unter 30 Procent. Der Ausdruck „Holland in Noth" mag aus dieser Zeit stammen.

Den kühnen Vorschlag des Prinzen von Condé, mit 6000 Mann Amsterdam zu überfallen, mißbilligten Louvois und Turenne. Der Letztere hielt sich nachher mit der Belagerung und Einnahme von Städten so lange auf, bis das Herbstwetter eintrat. Die Stadt Amsterdam machte zwar fast unglaubliche Anstalten zur Gegenwehr; allein die republikanische Partei der Niederländer, welche lieber die Franzosen, als einen Prinzen von Oranien begünstigen wollte und in den Generalstaaten die Oberhand hatte, trieb die Letzteren zu dem Entschlusse, sich mit Aufopferung aller Besatzungen und Festungen und durch Anerbietung unerschwinglicher Geldsummen einen Frieden von den Franzosen zu verschaffen. Unter den Bevollmächtigten, die in diesem Sinn unterhandeln sollten, befand sich Peter de Groot, ein Sohn des berühmten Hugo Grotius. Glücklicher Weise machte jedoch König Ludwig auf den Rath seines Kriegs-Ministers Forderungen, durch welche die Holländer zur verzweifelten Gegenwehr getrieben wurden. Er verlangte nämlich die Abtretung alles Gebietes außerhalb der sieben Provinzen, Zollfreiheit für alle französische Waaren, völlige Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten und 16 Millionen Gulden an Kriegskosten; ferner sollte jedes Jahr eine besondere Gesandtschaft in Paris eine Goldmünze überreichen, welche in ihrer Inschrift den Dank der Republik auszudrücken habe; endlich sollte auch England zufrieden gestellt werden.

Um dieselbe Zeit, als die Franzosen und ihre geistlichen deutschen Verbündeten drei der sieben Provinzen besetzt hatten und in Holland tief eingedrungen waren, traf der Admiral Ruyter die von d'Estrées befehligte englische und französische Flotte ganz unerwartet im Hafen von Solebay. Er würde dieselbe dort besiegt haben, wenn er sie sogleich hätte angreifen können. Dies ward jedoch durch Cornelius de Witt verhindert, der sich als Deputirter der Generalstaaten bei Ruyter befand und auf einem Kriegsrath bestand. Darüber ging viele Zeit verloren, und diese ward von den Engländern benutzt, um ihre Schlachtordnung zu bilden. Am 7. Juni kam es bei Solebay (Soulsbay), nahe der englischen Küste, zwischen beiden Flotten zu einer Schlacht, welche von sieben Uhr Morgens bis zur Abenddämmerung dauerte, aber unentschieden blieb. Die französische Flotte hatte fast gar keinen Antheil am Kampfe genommen; und man gab ihrer Regierung Schuld, daß sie dem Admiral d'Estrées befohlen habe, sich am Kampfe nicht zu betheiligen, damit die beiden Seemächte einander aufrieben. Als nunmehr nach der Schlacht die englische Flotte eine Landung in Holland versuchte, trat wie ein Wunder eine unerhörte zwölfstündige Ebbe ein, indem ein heftiger Nordwestwind die Wasser in der Zuydersee zurückhielt; sodann erfolgte ein Sturm; die Engländer mußten die Küste verlassen und in Utrecht erwartete man vergebens die Nachricht von ihrer Ankunft.

Vom Juni an begannen die Anhänger des Hauses Oranien in Seeland und Holland das Volk aufzuregen und gegen die Republikaner Gewalt zu üben, so daß Johann de Witt und sein Bruder ihres Lebens nicht mehr sicher waren. Am 22. Juni wurde der Erstere sogar von vier Meuchelmördern, unter denen sich die zwei Söhne eines Mitgliedes des Hofes von Holland, van der Graaf, befanden, angefallen. Er rettete sich nur durch seine herzhafte Gegenwehr, erhielt aber mehrere Wunden, an denen er dann bis in den Juli hinein krank darnieder lag. Von den Mördern war der eine van der Graaf, ergriffen worden; die anderen hatten sich in das Lager des Prinzen Wilhelm geflüchtet, der sie freundlich aufnahm. De Witt ließ dem Verhafteten den Proceß machen und ihn, als er zum Tode verurtheilt worden war, ohne Gnade hinrichten. Die Pfarrer (dominees), deren Einfluß in Holland unbegrenzt war, priesen jedoch von der Kanzel herab die Meuchelmörder als Märtyrer und einer von ihnen schilderte in einer Flugschrift das Ende des Hingerichteten mit so rührenden Worten, daß das Leben der Gegner des Prinzen Wilhelm überall in Gefahr war. Gleich darauf (Anfang Juli) wurde in allen Städten von Seeland die oranische Partei an die Regierung gebracht. In den holländischen Städten mußte man sich, um der Volksstimme zu genügen, ebenfalls dazu ver-

stehen; um so mehr, als die Bürgerschaft überall in Waffen stand. Am 3. Juli hob man in beiden Provinzen das sogenannte ewige Edict wieder auf. Am 4. aber wurde Prinz Wilhelm auf den Antrag von Amsterdam in ganz Holland als Statthalter und General-Kapitän auf Lebenszeit unter lautem Jubel anerkannt. Der Admiral Cornelius de Witt, Bürgermeister von Dortrecht, weigerte sich zwar, die Aufhebung des ewigen Edictes durch seine Unterschrift anzuerkennen, und beharrte sogar dann noch auf seinem Widerstande, als alle übrigen Staatsräthe ihre Unterschrift bereits ertheilt hatten; man hetzte aber den Pöbel gegen ihn auf. Dieser stürmte sein Haus, in welchem er krank darnieder lag. Er wollte trotz der Lebensgefahr, in der er schwebte, nicht nachgeben, und ließ sich endlich nur durch die Thränen seiner Gattin dazu bewegen; doch setzte er seiner Unterschrift die Buchstaben v. c. (vi coactus, d. i. durch die Gewalt genöthigt) bei. Ueberall erhob sich das Volk unter dem Rufe „Oranje boven" (Oranien hoch)! Die oranische Partei gedachte nachher, wie die Constitutionellen pflegen, aller der gewaltsamen Handlungen, welche Wilhelm's Anhang begangen, aller der unerlaubten Mittel, deren sich derselbe bedient hatte, nicht weiter. Man übersah alle diese Frevel, weil Wilhelm als Freund des Volkes und der Freiheit handelte. Wilhelm war übrigens, was große Feldherren selten zu sein pflegen, ein Beschützer der Rechte des Volkes, und ward dafür von diesem bis an sein Ende dankbar vergöttert. Die Stellung des Prinzen war allerdings sehr bedenklich; denn drei ganze Provinzen, Utrecht, Geldern und Overyssel, befanden sich in der Gewalt der Feinde und in zwei anderen, Friesland und Gröningen, war der Graf von Nassau-Diez Statthalter.

Was den Verlauf des Landkrieges betrifft, so trafen die Holländer damals alle Anstalten zu einer verzweifelten Gegenwehr. Die Bevölkerung von Amsterdam stellte Tausende von wohlgerüsteten Bürgern ins Feld und diese befestigten ihre Stadt furchtbar. Die Amsterdamer drohten sogar die ganze Umgegend unter Wasser zu setzen, und waren entschlossen, sich lieber mit Weib und Kind und mit ihrer Habe einzuschiffen und nach Batavia überzusiedeln, als die harten Bedingungen des despotischen Königs von Frankreich anzunehmen. Wilhelm selbst erklärte den englischen Abgesandten, er wolle eine Schanze nach der anderen vertheidigen und lieber in der letzten derselben sterben, oder ebenfalls nach Batavia auswandern, als den Uebermuth der Franzosen ertragen. Die Schleusen wurden in der That eröffnet und nur fünf leicht zu besetzende Wege frei erhalten.

Das Opfer der herrschenden Volksstimmung wurden die beiden Männer, denen die Niederlande während der letzten 30 Jahre ihren Glanz und ihre Größe verdankt hatten. Prinz Wilhelm war an den

Grausamkeiten, welche damals gegen die beiden nach Art der alten römischen Senatoren stoischen Patrioten begangen wurden, unmittelbar nicht schuldig; aber er ließ dieselben geschehen, weil jene Männer ihm im Wege standen. Man griff den Pensionarius, dessen erste Tugend Uneigennützigkeit war, zuerst damit an, daß man ihn beschuldigte, er habe Gelder unterschlagen. Johann de Witt schrieb sogleich an den Prinzen Wilhelm und bat um eine Untersuchung; er erhielt aber eine ausweichende Antwort. Er bewies indessen durch das Zeugniß aller Mitglieder des committirten Rathes, daß er niemals Staatsgelder in Händen gehabt habe. Seinen Bruder Cornelius klagte man wegen seines Benehmens auf der Flotte und wegen seiner Feindschaft gegen de Ruyter an; dieser aber gab ihm öffentlich das Zeugniß, daß zwischen ihnen stets brüderliche Eintracht geherrscht habe. Hierauf bediente man sich eines elenden Menschen, um ihn zu verderben. Der Barbier Tichelaar zu Pierschil machte die Anzeige, daß Cornelius de Witt ihn zur Ermordung des Prinzen Wilhelm habe dingen wollen. Das Zeugniß dieses niederträchtigen Menschen ward vom Hofe von Holland, welcher das Verfahren gegen van der Graaf noch nicht vergessen hatte, für hinreichend angesehen, um den Bürgermeister von Dortrecht, den er den Gesetzen nach gar nicht vorladen durfte, vor sein Gericht zu stellen und verhaften zu lassen. Ein Fehler, welchen Cornelius de Witt gleich darauf beging, ward zum weiteren Verfahren gegen ihn benutzt. Tichelaar hatte nämlich einmal den Admiral in seinem Hause aufgesucht; der Letztere läugnete aber in der Verwirrung des Verhöres, denselben jemals gesehen zu haben, und dies wurde dann für genügend erachtet, um nach dem grausamen Kriminal-Rechte jener Zeit die Richter zur Anwendung der Folter zu berechtigen. Cornelius ertrug jedoch die Qualen mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit, so daß er nicht verurtheilt werden konnte; er sprach auf der Folter jene Ode des Horaz, die schon so manchem unschuldig Verfolgten zum Troste diente (justum ac tenacem propositi virum). Jetzt hetzte man den wüthenden Pöbel gegen seine Richter auf und ließ diese mit der Zerstörung ihrer Häuser und mit dem Tode bedrohen, wenn sie ihn freisprächen. Die Richter halfen sich damit, daß sie das Beispiel des Pilatus nachahmten, welcher in gleicher Lage mit ihnen gewesen war. Sie opferten den Angeklagten dem aufgehetzten Volke auf, ohne ihn gerade zum Tode zu verdammen. Er wurde nämlich aller seiner Stellen verlustig erklärt, für immer aus der Provinz Holland verbannt und zur Tragung aller Proceß-Kosten verurtheilt; man erklärte aber in diesem Urtheilsspruche nicht, welches Verbrechens er schuldig sei. Der Pöbel umgab hierauf Tag und Nacht lärmend das Gefängniß im Haag, wo Cornelius festgehalten wurde, und schrie:

„Oranje boven!" und: „Nieder mit Cornelius de Witt!" Um auch den Bruder des Verurtheilten, welcher nach der Verhaftung desselben seine Stellen niedergelegt hatte (31. Juli 1672), zu verderben, ließ einer seiner Feinde ihn durch den Gefangenwärter im Namen seines Bruders ersuchen, diesen im Gefängnisse zu besuchen. Johann de Witt folgte, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, der Aufforderung. Beim Eintritt in den Kerker rief Cornelius ihm erschrocken zu: „Bruder, was willst Du hier?" Als Johann ihm sagte, er habe ihn ja rufen lassen, und Cornelius dies verneinte, sagte jener sogleich: „Dann sind wir Beide verloren." Wirklich erschien unmittelbar darauf Tichelaar, von einem der Richter ermuntert, bei der tobenden Volksmasse, betheuerte, daß Cornelius schuldig sei und forderte den Pöbel zur Ermordung desselben auf. Vergebens bot die Regierung die Bürgermacht und drei Compagnieen Reiter zum Schutze des Gefängnisses auf. Die Letzteren, welche der Graf Tilly commandirte, thaten zwar ihre Schuldigkeit; dagegen machten aber die Bürger gemeine Sache mit dem Pöbel. Die Feinde der beiden Brüder würden dessenungeachtet ihre Absicht nicht erreicht haben, wenn nicht während des Gefechtes das Gerücht verbreitet worden wäre, daß Bauern in die Stadt eindringen wollten. In Folge davon ließ die Regierung sich bereden, dem Grafen den Befehl zum Abzuge aus der Stadt zu ertheilen. Tilly gehorchte anfangs dieser Weisung nicht, sondern forderte einen schriftlichen Befehl. Als er diesen erhalten hatte, zog er mit dem Ausrufe ab: „Das ist das Todesurtheil der beiden Brüder." In der That wurden gleich darauf die Thüren des Gefängnisses eingeschlagen und der Admiral ohne Rücksicht auf seinen kranken Zustand gezwungen, die Treppe herabzugehen. Sein Bruder führte ihn. Noch ehe Cornelius hinabgestiegen war, fiel der Pöbel über ihn her, stürzte ihn durch einen Schlag auf den Kopf hinunter und trat ihn dann zu Tode. Sein Bruder ward auf eine noch grausamere Weise ermordet. Die Leichname wurden durch die Straßen geschleppt, die einzelnen Glieder abgeschnitten und das Herz ausgerissen. Unter den Zuschauenden befanden sich der Prediger Simon Simonides und der berühmte Admiral Cornelius van Tromp. Der Mord blieb unbestraft; Tichelaar erhielt sogar ein Amt und eine Pension von 400 Gulden, die er bis zum Tode Wilhelm's von Oranien bezog.

Der Krieg nahm nach dem Sturze der republikanischen Partei eine für Holland günstigere Wendung. Die zwei deutschen Prälaten (von Köln und von Münster) hatten Gröningen belagert; aber die Besatzung der Stadt, neben welcher Bürger und Studenten kämpften, bewies sich unter der Anführung eines Deutschen, Karl Rabenhaupt, so heldenmüthig und ausdauernd, daß der Kurfürst und der Bischof mit

schwerem Verlust abziehen mußten. Der Letztere, Bernhard von Galen, verließ sich noch auf das feste Coevorden, das er sein Klein-Gibraltar nannte; aber auch dieses wurde von demselben Rabenhaupt mit Hülfe eines Schulmeisters, der die Umgegend genau kannte, durch einen Handstreich eingenommen. Schon vorher (6. Mai) hatte der große Kurfürst den Holländern in einem förmlichen Vertrage versprochen, 20,000 Mann zu ihrer Hülfe nach Westfalen zu schicken. Ihn leitete dabei freilich nur die Rücksicht auf seinen Neffen, den Prinzen Wilhelm von Oranien; nichtsdestoweniger aber bewies er allein von allen deutschen Fürsten, daß er von der Wahrheit jenes alten lateinischen Sprichwortes durchdrungen sei, das eigene Haus schwebe in Gefahr, wenn das des Nachbarn brenne*). Die Holländer räumten den Brandenburgern die vorher von ihnen besetzten clevischen Festungen Gennep und Emmerich ein; diese wurden aber gleich darauf von den Franzosen erobert, welche dann im ganzen Herzogthum Cleve wie Räuber und Mörder hausten. Der Kurfürst blieb vorerst mit den Holländern verbunden und brachte es endlich auch beim Kaiser dahin, daß dieser versprach, ein Heer unter dem besten seiner Generale, dem italienischen Grafen von Montecuculi, zu den brandenburgischen Truppen stoßen zu lassen. Er ward jedoch durch die italienische und jesuitische Politik des östreichischen Kabinets getäuscht, welches bekanntlich schon einen Vertrag mit Frankreich über die Theilung des Raubes geschlossen hatte.

Gleich nach der Ermordung der beiden de Witt nöthigte der Kurfürst durch eine Diversion, die er machte, den König Ludwig, Turenne mit einem Heere aus den Niederlanden an den Rhein zu schicken und also sein Heer in Holland zu schwächen. Dadurch wurde dann die Last des Krieges auf das von seinen Fürsten und seinem hohen Adel verrathene und verkaufte Deutschland gewälzt. Im September vereinigten sich die deutschen Truppen bei Halberstadt mit den Brandenburgern; Montecuculi hatte aber vom Oberkammerherrn Lobkowitz uud anderen kaiserlichen Ministern den geheimen Auftrag erhalten, den Kurfürsten irre zu leiten. Dieser wurde, als er am Niederrhein die auf das rechte Ufer übergesetzten Franzosen unter Turenne angreifen wollte, von Montecuculi bewogen, nach dem Oberrhein zu ziehen, wo die deutschen Fürsten und ihre hochadeligen Minister, welche theils Schutz gegen ihren eigenen Kaiser und gegen das Recht, theils Pensionen und Geschenke vom König Ludwig suchten und erhielten, den Vorwand der Neutralität benutzten, um die Sache des Vaterlandes zu verrathen. Der Kurfürst war nachher der Einzige, der

---

*) Tunc tua res agitur, paries cum proximus ardet.

auch dann noch beim kaiserlichen Heere blieb, als im October 1672 Lobkowitz dem General Montecuculi ausdrücklich hatte verbieten lassen, mit ihm bei Nierstein über den Rhein zu gehen. Montecuculi sagte damals spottend, man solle ihm seine Verhaltungsbefehle doch lieber gleich von Paris zukommen lassen, statt auf dem Umweg über Wien. Nachdem Turenne, durch Kölnische und Münsterische Truppen verstärkt, den Rhein herabgezogen war, mußte auch der Kurfürst im harten Winter bis in den rauhen Westerwald zurückweichen, wobei er und die Kaiserlichen einen sehr bedeutenden Verlust an Menschen erlitten. Zwar lieferte er in Westfalen den Feinden einige glückliche Gefechte; aber Turenne drang unterdessen bis über Wesel hinaus vor, wobei er Unna bombardirte und niederbrannte. Den Holländern hatte Friedrich Wilhelm durch seinen Zug Erleichterung verschafft; denn nur der Marschall von Luxemburg*) war, als der König selbst nach Paris zurückgereist und Turenne an den Niederrhein, Condé in den Elsaß geschickt worden war, in Holland zurückgeblieben, um die Eroberung dieser Provinz zu vollenden. Die beiden Bischöfe von Münster und Köln aber konnten, wie bereits angegeben, weder Gröningen erobern, noch auch Over-Yssel behaupten.

In diesem Kriege ward die Schwäche des Habsburgischen Hauses und der armselige Zustand eines Reiches, wie das deutsche war, aufs Neue aller Welt kund. Deutschland war kein Kaiserthum mehr, sondern ein Bundesstaat von Fürsten, Pfaffen und Rittern, die sich und das Land jenen Rechts-Pedanten überließen, welche, wie auch in unseren Tagen, nie handelten, sondern stets nur redeten, für jede Ungerechtigkeit einen sophistischen Grund fanden und für Geld, Titel und Orden heute Gott, morgen dem Teufel mit gleicher Treue dienten. Damit dies nicht übertrieben scheine, wollen wir von vielen Beispielen, welche angeführt werden könnten, nur einige wenige angeben. Die vier rheinischen Kurfürsten, Mainz, Trier, Köln und Pfalz, verweigerten dem verbündeten brandenburgisch-kaiserlichen Heere den Uebergang über den Rhein, den sie den Franzosen nicht verweigern durften. Als jenes Heer bei Oppenheim übersetzen wollte, ließ König Ludwig dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz anzeigen, er werde, wenn dies geschehe, Oppenheim besetzen; und Karl Ludwig, seit Kurzem Schwiegervater des Herzogs Philipp von Orleans, verwehrte hierauf seinen Landsleuten den Uebergang mit der Erklärung, er könne den-

*) Der Graf von Boutteville hatte die Erbin des Herzogthums Piney geheirathet (1661); diese stammte von jenem Connetable Ludwig von Luxemburg, Grafen von St. Pol, ab, der im Jahr 1475 hingerichtet worden war (s. Bd. VIII., S. 317). Seit dieser Vermählung nannte er sich Herzog von Montmorency-Luxembourg.

selben nicht erlauben, weil ja überall tiefer Frieden sei. Von den drei Brüdern Fürstenberg, die wir oben als Verräther bezeichnet haben, war der schlimmste der kurkölnische Geheimerath Wilhelm Egon. Dieser sagte offen heraus, er sei der jüngere Sohn (cadet) einer hohen Familie und müsse sich auf jede Weise eine standesmäßige (das unglücklichste deutsche Beiwort!) Versorgung suchen. Er war es, der als Gesandter des Kölnischen Kurfürsten, des bairischen Prinzen Maximilian Heinrich, welcher unter allen am wenigsten Rücksicht auf Recht und Schicklichkeit nahm, den Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn im französischen Interesse bearbeitete. In Mainz gab er einst seinen völligen Mangel an Patriotismus auf eine höchst schamlose Weise zu erkennen. Als nämlich das deutsche Heer den Franzosen, welche Seligenstadt geplündert und Aschaffenburg besetzt hatten, gegenüber lag, ließ der Kurfürst von Mainz eines Tages die deutschen und französischen Generale zu einem Gastmahle einladen. Bei diesem Mahle wurde nach der diplomatischen Sitte jener Zeit viehisch getrunken und auch ein großer Becher mit Wein herumgereicht, um auf die Gesundheit des Kaisers ausgeleert zu werden. Als der Becher an den damaligen Obersten von Fürstenberg kam, goß dieser den Wein auf den Boden. Ein Graf Hatzfeld zog sogleich den Säbel gegen ihn; er wurde zwar von den Anderen zurückgehalten; als aber nachher der Becher für die Gesundheit des Königs von Frankreich herumgereicht wurde, stieß Hatzfeld denselben dem Obersten Fürstenberg ins Gesicht. Sogar am kaiserlichen Hofe wurde der Verrath offen getrieben. Lobkowitz und die anderen Minister setzten den französischen General von jeder Bewegung, welche dem kaiserlichen Heere vorgeschrieben ward, in Kenntniß. Dies konnte selbst Montecuculi nicht ertragen, der doch vorher, als der Kurfürst über den Rhein gehen wollte, auf Befehl der kaiserlichen Minister sich geweigert hatte, die Franzosen anzugreifen, welche diesseit und jenseit des Rheins das deutsche Land verheerten. Er nahm seinen Abschied, worauf Bournonville und de Souches den Oberbefehl erhielten; diese waren aber weder besser daran, als er, noch zuverlässiger und redlicher. Kaiser Leopold I. selbst war, was wir Deutschen, weil unsere Natur im Allgemeinen keinen Sinn für das Große hat, stets rühmen, ein guter und frommer, das heißt, ein schwacher, indolenter und mittelmäßig begabter Mann. Dazu kam noch, daß er, was bei einem Regenten sehr schlimm ist, ein gelehrter Mann war. Er vertraute alle seine Geheimnisse seinem italienischen Secretär an, welcher an den französischen Gesandten verkauft war und die deutschen Befehle des Kaisers italienisch niederschrieb. Daß Leopold sich wenig um die Regierung bekümmerte und von Ministern und Jesuiten mißbraucht ward, geht am deutlichsten aus einem Billet hervor, das

er später an Lobkowitz schrieb, als Spanien, welches er schonen mußte, auf die Entfernung des nichtswürdigen Ministers drang. Der Kaiser erklärte in diesem Billet seinem Minister: „er (Lobkowitz) sei, wie es heiße, französisch gesinnt, und beachte die Sache Spaniens und seines eigenen Fürsten Sache nicht recht; er möge sich in Acht nehmen.“ Lobkowitz ging sogar soweit, daß er einst, im Vertrauen auf den Beichtvater des Kaisers, den Pater Emmerich, den an Montecuculi geschickten Befehl, die Franzosen anzugreifen, geradezu unterdrückte. Dem französischen Gesandten Gremonville erklärte er, der Kaiser habe nicht mehr Willen als eine Bildsäule, die man nach Belieben aufstellen könne, wo man wolle. Ebenso munterte er den neuen Kurfürsten von Mainz, Lothar von Metternich (seit Februar 1673) auf, auch ferner noch die Franzosen zu unterstützen und zu verhindern, daß der Krieg erklärt werde. Dies geschah in der That von Seiten des Kaisers erst im Juli 1673, vom Reiche sogar erst im März 1674; denn am 19. dieses Monats ließ der Kaiser den französichen Gesandten vom Reichstag zu Regensburg wegweisen.

Während das deutsche Reich von allen Seiten her verrathen wurde, gab es doch auch einige Fürsten, welche nicht wie die von Köln und Baiern dachten und handelten. Der Kurfürst von Trier, Karl Kaspar von der Leyden, öffnete seine Festungen den Kaiserlichen und wurde daher von den Franzosen vertrieben. Der Nachfolger des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, Lothar Friedrich von Metternich, handelte wenigstens nicht in dem Sinne der von seinem Vorgänger Johann Philipp von Schönborn einst gestifteten rheinischen Allianz. Als Schweden, welches zu Gunsten der Franzosen den Kurfürsten von Brandenburg bekriegen wollte, den Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen vom Kaiser zu entfernen suchte, antwortete dieser: seinen letzten Blutstropfen wolle er für sein Vaterland geben; seines Kaisers Feind sei auch sein Feind.

In Holland erwarb sich Wilhelm III. von Oranien, nachdem er auf dieselbe Weise, wie man im Jahre 1851 in Frankreich gethan hat, sich der Republikaner entledigt hatte, große Verdienste im Felde und im Kabinet. Wir scheuen uns jedoch, seine Verdienste zu preisen, weil er bei der Vertilgung der Gegner seiner Statthalterschaft nach Machiavelli's Grundsätzen verfuhr, obgleich er es mit den edelsten Männern seiner Nation zu thun hatte, nicht, wie Napoleon III., mit dem Abschaum derselben und mit den eiteln und egoistischen Constitutionellen der Zeit Ludwig Philipp's. Wilhelm hegte die Genossen van der Graaf's bei sich und belohnte sie für ihren Mordversuch. Er gab dem elenden Tichelaar eine Pension. Er belohnte diejenigen, welche die beiden Brüder de Witt zum Tode geführt und zum Theil

beim Morde selbst Hand angelegt hatten. Er entfernte überall alle die Personen von den Staatsämtern, welche republikanische Gesinnungen hatten. Er theilte aber dafür den Enthusiasmus des Volkes, welches von den Aristokraten verachtet wurde. Besonders die Bürgerschaft von Amsterdam unter dem berühmten Arzt und Bürgermeister Nikolas Tulp stand fest zu ihm. Dabei versäumte er keine Gelegenheit, vortheilhafte Bündnisse zu schließen. Im Kampfe mit den Franzosen zeigte er sich zu Ende des Jahres 1672 als einen unternehmenden und kühnen Führer. Das Volk hatte im Herbst ohne Rücksicht auf den unermeßlichen Schaden, den es dadurch erleiden mußte, die Schleusen geöffnet und Alles unter Wasser gesetzt. Zwar war die Ueberschwemmung nach dem vorangegangenen trocknem Sommer minder ausgedehnt, als man erwartet hatte; aber die Wirkung der Maaßregel auf die Entschließungen der Franzosen war entscheidend. Prinz Wilhelm, Graf Johann Moritz von Nassau, der Feldmarschall Würz und der Graf Hoorn hielten die Pässe nach Amsterdam besetzt und waren bereit, sich jeden Augenblick mit einander zu vereinigen. Als Condé nach dem Elsaß zog und Turenne sich mit dem Kurfürsten von Köln gegen den Kaiser, gegen Trier und gegen Brandenburg verband, schritt Wilhelm, welcher durch die ihm vom spanischen General-Statthalter Monterey gewährte Unterstützung sein Heer auf 21,000 Mann gebracht hatte, von dem Vertheidigungskampfe zum Angriffskrieg. Zwar mißlang ihm der Ueberfall der Städte Naarden und Woerden; um so glücklicher aber war er auf seinem kühnen Zuge über die Grenze hinaus. Er drang bis zu dem durch die Franzosen belagerten Maastricht vor, eroberte und schleifte das dortige Fort Valkenburg, welches den Vertheidigern dieser Stadt sehr lästig gewesen war, und wagte sich dann auf das französische Gebiet selbst. Hier belagerte er Charleroi. Er konnte jedoch diese Stadt nicht erobern, theils weil der Winter ungewöhnlich früh und mit großer Strenge begann, theils weil der Herzog von Luxemburg, welcher mit einer französischen Heeresabtheilung in Utrecht lag, die Kälte benutzte, um die Generalstaaten im Haag zu überfallen. Das ganze mit Wasser bedeckte Land war, als der Herzog in der letzten Woche des December 1672 diesen Versuch machte, mit einer so festen Eismasse bedeckt, daß die französischen Truppen nicht nur auf den schmalen Dämmen marschiren konnten, sondern daß auch in den Niederungen das Eis für die Cavallerie fest genug war. Der Herzog gelangte mit den 8000 Mann, die er bei sich hatte, bis nach Swammerdam (etwa zwei Stunden von Leyden); hier aber machte ein plötzlich eintretendes Thauwetter das Land unwegsam und die Franzosen konnten sich nur durch einen schnellen Rückzug vor dem Schicksale bewahren, welches einst einen unserer deutschen Kaiser in

jenen Gegenden getroffen hatte (Wilhelm von Holland, im Jahr 1256). Für das Mißlingen seines Eroberungsplanes rächte sich der Marschall von Luxemburg auf barbarische Weise, indem er die schönen Dörfer Swammerdam und Bodegrave niederbrennen, die Einwohner ermorden ließ, und zwar unter Greueln, welche dem Volke in Holland lange im Gedächtniß blieben. Die Franzosen wären völlig vernichtet worden, wenn nicht Graf Königsmark, dem die Vertheidigung jener Gegend übertragen war, sich von dem Passe an der neuen Brücke, wo ein schmaler Deich zu passiren war, zurückgezogen und der von ihm zurückgelassene Oberst, Moses Pain et Vin, sein Beispiel befolgt hätte. Wilhelm zeigte sich bei dieser Gelegenheit ebenso politisch und militärisch klug, aber auch ebenso gewissenlos und grausam, als bei der Vernichtung der Löwesteiner und ihres Anhanges; wir müssen es deshalb den Freunden der beiden Kaiser Napoleon überlassen, ihn dafür nach Verdienst zu preisen. Er ließ nämlich den Obersten, wie er verdiente, vor ein Kriegsgericht stellen, und als dieses ihn zum Verluste aller seiner Güter und zur ewigen Gefangenschaft verurtheilt hatte, gebot er, nicht zufrieden damit, dem Feldmarschall Würz, ein neues Kriegsgericht zu bestellen. Ja, er ließ sogar, als dieses die Strafe noch nicht genug verschärfte, noch ein drittes Kriegsgericht halten, in welchem er selbst den Vorsitz führte. Der Angeklagte wurde durch dasselbe zum Tode verurtheilt und am 23. Januar 1673 zu Alphen hingerichtet.

Die wiedererwachte alte Gesinnung der Niederländer, lieber unterzugehen, als ihr Land in eine französische Provinz verwandeln zu lassen, sowie Wilhelm's vortreffliche Leitung des Krieges und sein gesunder Verstand, welcher alle Anerbietungen Ludwig's, ihm zur absoluten Gewalt in einem Theil der Staaten zu verhelfen, verschmähte, befreite im folgenden Jahre (1673) Holland aus der Gewalt der Franzosen. Auch zur glücklichen Führung des Seekrieges trug Wilhelm bei, indem er Tromp und Ruyter versöhnte. Noch einmal gedachte die englische Flotte eine Landung zu versuchen, diesmal zu Scheveningen. Wilhelm erhielt Kunde von diesem Vorhaben und erstattete an Ruyter einen Bericht, welchen dieser der ganzen Seemannschaft vorlesen ließ; auch kam der Prinz persönlich auf das Admiralschiff und stärkte den Muth der Kämpfer. Nach seiner Entfernung erschien die englische Flotte, doch nicht zu Scheveningen, sondern am Eingang der Zuydersee; vor der Düne Kykduin am Helder fand ein hartnäckiges Treffen statt, welches mit dem Rückzug der Engländer schloß (1673). Dies war auf mehr als ein Jahrhundert der letzte Seekampf zwischen den Holländern und Engländern. Inzwischen hatten Köln und Münster sowohl Gröningen, als Geldern aufgeben müssen, um ihr eigenes Land zu vertheidigen; und Turenne hob die Belagerung von Herzogenbusch

auf, weil er eilen mußte, das Gebiet von Köln und Münster gegen die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen zu schützen. Was die Unternehmungen der Letzteren betrifft, so befolgte Bournonville, gleich seinem Vorgänger Montecuculi, nicht die Befehle des Kaisers, sondern die geheimen Instructionen, welche Lobkowitz ihm ertheilte. Er verhinderte, als Friedrich Wilhelm erkannte, daß Turenne's Stellung in der Nähe von Soest unhaltbar sei, und eine Schlacht liefern wollte, dieses voraussichtlich vortheilhafte Unternehmen, obgleich die vorzüglichsten kaiserlichen Generale, Caprara, Herzog Karl von Lothringen und Käferstein, der Meinung des Kurfürsten beigepflichtet hatten (Februar 1673).*) Die Franzosen und Deutschen blieben daher während des Winters in Westfalen. Die brandenburgischen Besitzungen wurden hart mitgenommen; die Holländer zahlten, weil sie keine Truppen erhielten, auch die versprochenen Subsidien nicht, und der Kurfürst erhielt endlich von dem geheimen Vertrage Kunde, welcher im Namen des Kaisers mit Frankreich geschlossen worden war und sowohl Montecuculi, als Bournonville gefesselt hatte. Als daher zugleich Schweden und Pfalz-Neuburg dem Kurfürsten ihre Vermittelung anboten, begann dieser im Februar 1673 mit den Franzosen zu unterhandeln und schickte schon im April einen Gesandten an König Ludwig, welcher zu seinem jetzt gegen Flandern bestimmten Heere zurückgekehrt war. Er ersuchte zugleich den diesseit des Rheines liegenden Marschall Turenne, die Feindseligkeiten einzustellen und keine Contributionen mehr in den westfälischen Besitzungen Brandenburgs auszuschreiben. Dies that zwar Turenne; auf das linke Rhein-Ufer kehrte er aber nicht zurück. Während der Unterhandlungen des Kurfürsten mit dem Könige verwüsteten die Bischöfe von Köln und von Münster in Verbindung mit den Franzosen das Land bis in das Fuldaische hinein. Im Juni 1673 wurden endlich im französischen Lager zu Vossem, einem Dorfe unweit Löwen, die Präliminarien eines Friedens zwischen Brandenburg und Frankreich unterzeichnet. Durch diesen Vertrag erhielt der Kurfürst seine Besitzungen wieder, jedoch mit Ausnahme von Rees und Wesel, welche Orte bis zum Abschluß eines Friedens mit den Niederlanden in der Gewalt der Franzosen bleiben sollten. Zugleich zahlte ihm Ludwig nicht nur 800,000 Livres baar, sondern er übernahm es auch, den Kurfürsten gegen die Generalstaaten zu schützen, welche ihr Geld für die Truppen zurückforderten, die er ihnen nicht geschickt, sondern in Deutschland zurückgehalten hatte. Uebrigens ward bei diesem Vertrage, wie bei allen Friedensschlüssen deutscher

---

*) Dagegen riethen, wie Pufendorf erzählt, Pölnitz und Dohna, man solle nicht Glück und Ruhm gegen einen so schlauen Feldherrn aufs Spiel setzen.

Fürsten mit fremden Mächten, der Fall ausdrücklich ausgenommen, daß das Reich angegriffen werde.

9. Der holländische Krieg Ludwig's XIV. vom Frieden zu Vossem bis zur Schlacht bei Fehrbellin und die damaligen Zustände Englands und Deutschlands.

England, welches in diesem Kriege eine traurige Rolle spielte, war bekanntlich durch König Karl II. und dessen Ministerium förmlich an Frankreich verkauft worden. Dies hatte nachher in Verbindung mit dem Umstande, daß Karl und seine Minister ihr Volk mit fremder Hülfe katholisch zu machen und unter eine absolutmonarchische Regierung zu bringen suchten, die wichtige Folge, daß das Verhältniß des Parlaments zu dem Herrscher völlig umgestaltet wurde. Das Parlament zog nämlich nach und nach neben der Gesetzgebung auch die ganze Regierung und Verwaltung des Reiches an sich, und es ward auf diese Weise unter einem Monarchen, welcher nur an kindische und verächtliche, dabei aber äußerst kostspielige Vergnügungen dachte, die nachherige plutokratisch-aristokratische Verfassung in England gegründet. Die Hauptveranlassung zur ganz veränderten Stimmung des bis dahin dem Könige blindlings ergebenen Parlaments war das schändliche Verhältniß Karl's und seiner Minister zum Könige von Frankreich, sowie die Besorgniß, daß der Papismus in England eingeführt werden möge, weil unter den Ministern zwei Katholiken waren und zwei andere gleich dem Könige weder Religion noch moralische Grundsätze hatten.

Von den Mitgliedern des Cabal-Ministeriums*) arbeitete der Herzog von Buckingham gegen den muthmaaßlichen Thronerben, den Herzog von York. Er setzte nämlich einem in Frankreich erzogenen Nebensohne des Königs (von Lucie Walters), den dieser sehr liebte und zum Herzoge von Monmouth gemacht hatte, den unglücklichen Gedanken in den Kopf, daß er den Herzog von York von der Nachfolge verdrängen und dieselbe an sich bringen könne. Buckingham konnte freilich, weil er bald allgemein verachtet ward, die Sache nicht durchsetzen; er stiftete aber doch dadurch viel Unheil an. Ein anderer Minister, der von Karl zum Grafen von Shaftesbury erhobene Ashley, welcher später den König schändlich im Stiche ließ, ward zum Kanzler

*) Bald nach der Restauration begann man mit dem Worte Cabal den engeren Kreis von Rathgebern zu bezeichnen, der mehr Einfluß hatte, als der regelmäßige, personenreiche Geheimerath (Privy Council). Das Wort erhielt aber eine erhöhte sprichwörtliche Bedeutung durch den Zufall, daß man es aus den Anfangsbuchstaben der Namen der fünf schon früher genannten Minister zusammensetzen konnte.

gemacht und wagte als solcher nicht nur die schon mehrmals aufgeschobenen Zahlungen noch einmal durch Verordnungen aufzuschieben, sondern er rief auch durch sein Verfahren bei den Ergänzungswahlen des Parlaments in der ganzen Nation den größten Unwillen hervor. Seit 1640 hatte nämlich das Parlament außer vielem Anderen, was dem Könige nach und nach entzogen wurde, auch das Recht an sich gebracht, daß bei Erledigung einer Parlaments-Stelle nicht mehr der Kanzler, sondern der Sprecher des Unterhauses den Wahlbefehl ausfertigen solle. Shaftesbury aber und der Schatzmeister Sir Thomas Clifford, welchen die Leitung der Wahlen anvertraut war, stellten, ohne Rücksicht darauf, wieder Wahlbriefe zu Gunsten der Personen aus, die die Regierung gewählt haben wollte. Dies geschah fast gerade zu derselben Zeit, als die Engländer nur mit Mühe einem Ruyter, Tromp und anderen holländischen Admiralen das Gleichgewicht zu halten vermochten. Ferner hatte der König bereits im März 1672 ohne jede Zuziehung des Parlaments eine Declaration erlassen, welche den Non-Conformisten Erleichterungen gewährte (die declaration of indulgence). Nach derselben sollte zwar die englische Kirche durchaus die Vorherrschaft behalten, aber alle Strafgesetze gegen Recusanten jeder Art sollten außer Kraft treten. Für Dissenters sollte eine Anzahl von Bethäusern unter dem Schutze der Obrigkeit eröffnet werden dürfen; die Katholiken aber sollten ohne Belästigung ihren Gottesdienst in Privatwohnungen üben können. Um diese letzte Bestimmung war es offenbar dem König am Meisten zu thun. Die Declaration erbitterte, gerade weil sie tolerant war, das fanatisch anglikanische Parlament und erregte im Volke eine solche Bewegung, daß 1673 ein neuer bürgerlicher Krieg von den Einen gehofft, von den Anderen gefürchtet ward. Das Parlament cassirte hierauf im Februar 1673 nicht nur alle durch des Kanzlers Wahlbriefe hervorgerufenen Wahlen, sondern es verzögerte auch die Zahlung der dem Könige bestimmten Summe von 1,300,000 Pfund auf so lange, bis man wegen der königlichen Declaration und namentlich wegen des vom Könige in Anspruch genommenen Rechtes, die über Dissidenten und besonders über Katholiken verhängten Strafen zu erlassen oder zu mildern, einig geworden sei. Der König war mit Recht unwillig darüber, daß man ihm, dem Haupte der anglikanischen Kirche, die Befugniß streitig machen wollte, von den im geistlichen Gesetze bestimmten Strafen zu dispensiren. Offenbar war man über die Grenzen der königlichen Befugniß, von Strafgesetzen zu entbinden, nicht ganz klar; und daß der König nicht blos einzelne Uebertretungen erlassen, sondern bestehende Verfügungen außer Kraft setzen dürfe, schien dem Wesen der Verfassung zu widersprechen. Karl hatte zwar, obgleich man ihm schon einmal drei Mil-

lionen und ein anderes Mal drittehalb Millionen zugestanden hatte, die ihm bedingungsweise bewilligten 1,300,000 Pfund sehr nöthig, weil er tief verschuldet war; dessenungeachtet wollte er aber nicht nachgeben. Der Streit war so heftig, daß sogar dem nichtswürdigen Kanzler Shaftesbury, welcher Alles veranlaßt hatte, bange wurde. Dieser suchte sich aus der Sache zu ziehen; er erklärte sogar, daß er als Privatmann ganz anders rede, als wenn er amtlich auftrete. Der Zwist zwischen König und Parlament nahm eine immer üblere Wendung, bis endlich der König auf Ludwig's XIV. Rath nachgab. Dieser hatte ihm durch seinen Gesandten Colbert de Croissy, einen Bruder des Finanzministers, insgeheim sagen lassen, Karl möge während des Krieges nachgeben; später wolle er ihm mit Geld und Truppen dazu behülflich sein, über das Parlament Herr zu werden. Der König hob nicht blos die von ihm erlassene Declaration auf, sondern er stand auch sogar dem Parlament zu Gefallen von seinem Vorzugsrechte ab. Er ließ nämlich beiden Häusern verkündigen, daß das, was durch die Declaration in Rücksicht der vom Gesetz angedrohten Strafen geschehen sei, nie auf künftige Fälle angewandt werden solle (should never be drawn into precedent).

Die Nachgiebigkeit des Königs bei einem so wichtigen Punkte nöthigte ihn unvermeidlicher Weise zu neuen Zugeständnissen, besonders in Bezug auf die Kirche, weil er selbst verdächtig war und seines Bruders Uebertritt nach und nach im Volke bekannt wurde. Damals ließ auch Shaftesbury den König auf beleidigende Weise öffentlich im Stich und wechselte zu aller Welt Erstaunen ganz plötzlich die Partei. Arlington hatte nämlich einen Plan, wie man sich des Unterhauses entledigen könne, ausgedacht und die Rede, die er in dieser Beziehung im Oberhause halten wollte, seinem Collegen Shaftesbury zweimal vorgelesen. Dieser hatte alles gebilligt; als jedoch Arlington im Parlament seine Rede hielt, trat Shaftesbury gegen ihn auf und widerlegte in Anwesenheit des Königs und des Herzogs von York Satz für Satz seinen Vortrag. Der König entließ ihn nicht gleich nach diesem Schritte aus dem Ministerium, sondern erst etwas später (November 1673). Jetzt trat Shaftesbury an die Spitze der Opposition und ward als Haupt derselben durch seine Talente, seine Kenntnisse, seine Beredsamkeit, Bosheit und Gewissenlosigkeit dem Könige verderblich.

Von dieser Zeit an änderte sich die Stimmung im Lande völlig, und es ward, wie das zu geschehen pflegt, jetzt ebenso heftig gegen jede Handlung des Königs geschrieen, als man früher blind für ihn eingenommen gewesen war. Die Opposition galt zunächst vorzugsweise den Katholiken und dem Herzoge von York, welcher den Papismus auf thörichte Weise zur Schau trug; und das Geschrei gegen

diesen und seine Glaubensgenossen ward um so mehr bedenklich, da auch der Krieg mit Holland durch die Schuld des Königs, welcher die ihm gewährten Gelder auf die leichtsinnigste Weise verschwendete, der Nation nicht Ruhm, sondern Schande brachte. Der Herzog war um so mehr verhaßt, weil er nicht blos seine erste Gemahlin Anna Hyde zum römischen Glauben gebracht hatte, sondern auch nach dem Tode derselben um die ganz papistische Prinzessin Maria von Modena anhielt, mit der er sich später (im November 1673) auch vermählte. Als das Parlament gegen diese Ehe Einsprache that, erklärte der König, dieselbe sei bereits durch Stellvertretung (by proxy, d. i. procuracy) abgeschlossen. Um ihn zur Niederlegung der Stelle eines Reichs-Admirals zu nöthigen, setzte man im Parlament, wie es heißt, auf geheimes Betreiben des Ministers Arlington, welcher selbst Katholik war, das unter dem Namen der Test-Acte berühmt gewordene Gesetz durch, daß erst in unserem Jahrhundert wieder aufgehoben worden ist. Dieses Gesetz verordnete, daß Jeder, der sich weigere den Eid des Gehorsams gegen den König als Oberhaupt der Kirche (the oath of allegiance and supremacy) zu leisten und das heil. Abendmahl nach dem Glauben und Gebrauche der anglikanischen Kirche zu nehmen, weder ein bürgerliches noch ein militärisches Staatsamt in England bekleiden könne. Obwohl die Einleitung zur Test-Acte einzig gegen den Papismus gerichtet war, beeinträchtigte dieselbe doch nicht minder auch die bürgerlichen Rechte der Puritaner und anderer Dissenters. Dennoch leisteten sie aus Abneigung gegen katholische Umtriebe nur wenig Widerstand, vielleicht weil sie hofften, später für sich Zugeständnisse zu erlangen. Die Minister widersetzten sich dem neuen Statut nicht, weil sie unter einander entzweit waren und keine Möglichkeit sahen, die Annahme eines Gesetzes, welches die Auflösung des Ministeriums herbeiführen mußte, zu hintertreiben. Sie suchten nur noch eine andere Verordnung zu erlangen, durch welche sie gegen Verfolgung wegen dessen, was früher geschehen war, gesichert würden. Diese erhielten sie am 25. März 1673. Noch in demselben Monat mußte der Herzog von York sein Amt als Reichs-Admiral, wie seine anderen Stellen niederlegen und bald nachher auch Clifford, welcher Katholik war, aus dem Ministerium treten. Von diesem Augenblicke an ward ein neuer Sturm auf den König, seine Minister und seine Umgebungen gerichtet, der sich nur dadurch beschwichtigen ließ, daß König Karl der aristokratischen Kammer Rechte einräumte, die sie nie gehabt hatte. Die Opposition blieb übrigens bei der Test-Acte nicht stehen, sondern auf ihren Betrieb wurde auch noch jedes Mitglied des Parlaments und Jeder, der ein höheres Amt übernahm, bei Strafe von 500 Pfund zur Ausstellung eines Reverses darüber verpflichtet,

daß er an die Brod- und Wein-Verwandlung im Abendmahl nicht glaube und die Anbetung der Heiligen für Götzendienst halte. Die neue Herzogin von York erhielt keine öffentliche Kapelle zum Gottesdienst und die Töchter des Herzogs aus erster Ehe, Maria und Anna, wurden nach protestantischem Ritus confirmirt. Im Jahre 1674 mußten endlich auch von drei noch übrigen Mitgliedern des Cabal-Ministeriums, Buckingham, Arlington und Lauderdale, die beiden Ersteren dem Unwillen des Volkes weichen und aus dem Ministerium treten. Lauderdale blieb Minister für die schottischen Angelegenheiten, in welche das Parlament sich nicht zu mischen hatte; Buckingham ging, wie vor ihm Shaftesbury, zur Opposition über.

Während dieser inneren Streitigkeiten ward der Krieg gegen Holland auch im Jahre 1673 zu Wasser und zu Lande ganz zum Vortheile der Franzosen und zum großen Nachtheile des Königs Karl, gegen den jetzt endlich auch sein Parlament karg wurde, fortgesetzt. Die holländische Flotte unter Tromp und Ruyter ward, nachdem sie vergebens die Mündung der Themse durch versenkte Schiffe unfahrbar zu machen gesucht hatte, von der französischen und englischen Flotte an ihrer eigenen Küste aufgesucht. Ihrer Kämpfe im Jahr 1673 haben wir schon im Zusammenhang der Kriegsgeschichte gedacht. Am 7. Juni, genau ein Jahr nach der Schlacht bei Solebay, trafen die drei Flotten auf einander, und diesmal segelte die französische Flotte der englischen voraus, weil man sie beschuldigt hatte, daß sie bei Solebay sich absichtlich außer Schuß gehalten habe. Nach einem zweiten Treffen am 14. Juni zogen sich die Engländer an ihre Küste zurück; Ruyter folgte ihnen aber nicht, weil er die Sache für eine Kriegslist hielt. Es genügte ihm, in zwei Treffen bewiesen zu haben, daß die holländische Flotte der vereinigten französischen und englischen gewachsen sei. Nachher sah sich König Karl durch sein Verhältniß zum Parlament und zur Nation, um nicht ganz zu sinken, zu einer großen Anstrengung für den Seekrieg genöthigt. Er ließ eine Flotte von 150 Schiffen ausrüsten und nach der holländischen Küste absegeln. Zum Befehlshaber derselben ward, weil der Herzog von York seine Stellen hatte niederlegen müssen, der bekannte Prinz Ruprecht ernannt. Auf der Flotte wurden zugleich englische Landtruppen unter dem Oberbefehl des Pfälzers Friedrich Hermann von Schönburg oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Schomberg eingeschifft, um an derselben Landspitze des Helder, wo die Engländer am Schlusse des vorigen Jahrhunderts mit wenig Ruhm kämpften, ans Land gesetzt zu werden. Als die englische Flotte zugleich mit der französischen im Texel erschien, führte Ruyter ihr die seinige entgegen. Er traf am 21. August in geringer Entfernung vom Helder auf die feindliche Seemacht, und es kam zu

der von uns schon erzählten Schlacht am Fort Kykduin. In derselben überließ der Führer der Franzosen, d'Estrées, den Kampf wieder den Engländern allein, weil er angewiesen war, dafür zu sorgen, daß die Engländer und Holländer einander gegenseitig vernichteten. Beide Theile rühmten sich nachher des Sieges; die Engländer waren aber nicht im Stande gewesen, auch nur ein einziges holländisches Kriegsschiff zu erobern. Vor diesem Treffen hatte Prinz Ruprecht den Anführer des englischen Landheeres, Schomberg, so empfindlich beleidigt, daß derselbe sogleich seinen Abschied nahm und aufs Neue in französische Dienste trat. Er ward, obgleich er Protestant war, von Ludwig XIV. bald nachher für ausgezeichnete Dienste in Catalonien zum Marschall ernannt. Später verließ er Frankreich wieder und begab sich nach Holland zu Wilhelm III., indem er nicht, wie Turenne that und jetzt so viele Deutsche thun, seine Ueberzeugung opfern wollte, um am Hofe besser gelitten zu sein*).

Daß König Ludwig und die ersten Männner einer geistreichen militärischen Nation, welche gerade damals den höchsten Punkt ihrer Bildung erreicht hatte, siegten und glänzten, wird nicht befremden können, weil die Könige, Minister und Feldherren, mit welchen Ludwig zu thun hatte, ebenso erbärmlich waren, als diejenigen, welche Napoleon Bonaparte unter seine Füße legte. Wir übergehen aus gutem Grunde alle diplomatischen Unterhandlungen und Verträge, welche in dieser Zeit zum Vortheile der in Frankreichs Solde stehenden Diplomaten und zahlreichen Verräther an allen Höfen geschlossen wurden, um zu bemerken, daß im Laufe des Jahres 1673 auch der Kaiser und Spanien in den Krieg verwickelt wurden und daß damals der Kampf der Franzosen mit Holland sich in einen Krieg mit jenen beiden Mächten, sowie im folgenden Jahre in einen Krieg mit dem deutschen Reiche und mit Brandenburg verwandelte. Dagegen sah sich Karl II. durch die Haltung des Parlamentes und die Stimmung des englischen Volkes genöthigt, gleich im Anfang des Jahres 1674 auf Friedensverhandlungen mit den Niederlanden einzugehen. Das Cabal-Ministerium löste sich auf; William Temple, der in völliger Zurückgezogenheit auf seinem Gute Sheen bei Richmond verweilte,

*) Schomberg, geboren 1616 in Heidelberg, hatte zuerst unter Friedrich Heinrich von Oranien, dann im dreißigjährigen Kriege unter den Schweden, hierauf in Holland unter Wilhelm II., nachher in England gedient. Als französischer General war er auch nach Portugal geschickt worden, um an der Spitze des portugiesischen Heeres gegen die Spanier zu kämpfen. Hier focht er mit großem Ruhm und Erfolg; seinen Siegen hatte Portugal es hauptsächlich zu verdanken, daß es im Frieden von Lissabon (1668) von Spanien als ein unabhängiges Reich anerkannt wurde. Wir haben eine ausführliche Lebensbeschreibung Schomberg's von Kazner.

wurde wieder an den Hof berufen und vom König unter dem Schein freundschaftlichen Vertrauens zur Uebernahme der Verhandlungen ermächtigt. Spanien bot seine Vermittlung an und schon am 19. Februar 1674 unterzeichnete Karl in Westminster den Frieden, den er selbst in einer Botschaft an das Parlament für einen ehrenvollen erklärte. Das Recht der Flagge wurde allerdings den Engländern in voller Ausdehnung gewährt und der Besitz von Neu-Niederland ihnen zugestanden; der König erhielt zwei Millionen Gulden, wovon sein Neffe Wilhelm von Oranien den größeren Theil vorstreckte. Durch diesen Umschwung der englischen Politik wurde die Stellung des Königs noch zweideutiger und schwieriger als vorher; denn er selbst blieb stets dem Wunsche zugethan, mit französischer Hülfe den Absolutismus und die katholische Religion in England einzuführen. Der neue leitende Minister dagegen, Sir Thomas Osborn, der bald die Würde eines Grafen von Danby erhielt, war ein entschiedener Gegner der französischen Allianz und setzte Maaßregeln durch, die sein König kaum bei Ludwig XIV. durch den Zwang der Umstände zu beschönigen vermochte.

Das deutsche Reich ward zu derselben Zeit, als die Holländer ihrer Feinde entledigt wurden, den unmenschlichen Verwüstungen und Erpressungen der Franzosen preisgegeben, welche Louvois anordnete und Turenne ausführte. Dabei waren, als endlich das Reich im März 1674 den Krieg beschloß, die getroffenen Anstalten, die Wahl der Befehlshaber und der Streit über Rang und Commando, welche nach Religion und Herkommen, nicht nach Geschick und Tüchtigkeit ertheilt wurden, ebenso lächerlich und abgeschmackt, wie in unseren Tagen die Debatten des Frankfurter Reichstages von 1848 und 1849. Wie in Frankfurt die kaiserlich östreichischen Beauftragten und der preußische ultramontane Redner (von Radowitz) im Geheimen arbeiteten, so waren im Jahre 1673 die Creaturen der Franzosen und der ihnen verkauften Fürsten thätig. Turenne zog verwüstend und raubend in Franken und sogar in Schwaben umher, ohne Widerstand zu finden. Als der Kurfürst von Trier eine kaiserliche Besatzung in Ehrenbreitstein aufnahm, besetzten die Franzosen mitten im Frieden seine Hauptstadt und verwüsteten sein Land. Auch die Pfalzgrafschaft Zweibrücken verheerte Turenne. Die Unterthanen des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz zwang er die Wege zu bahnen und an den Befestigungen der Brücke bei Oppenheim zu frohnden. Als endlich der Kaiser den Krieg erklärt hatte, machte Turenne die Pfalz unter unerhörten Erpressungen zum Sammelplatze aller seiner wilden Miethlinge, welche keinen Unterschied zwischen Kaiser und Reich machten und also in Feindes Land zu sein glaubten. Karl Ludwig wandte sich

an den Kaiser, erhielt aber nur leere Versprechungen; er wandte sich an den schwäbischen und fränkischen Kreis und diese schickten 1500 Mann zu Fuß und 500 Reiter, mit welchen natürlich nichts zu machen war. Louvois behandelte daher auch den Kurfürsten, als dieser sich beklagte, mit jenem Uebermuthe, den die an Phrasen reichen Franzosen, wenn sie im Glück sind, militärisches National-Gefühl nennen. Louvois erwiderte dem Kurfürsten, er wisse nicht, wie ein so kleiner Fürst einem so großen Könige, wie der seinige sei, mit Klagen beschwerlich fallen oder ihm Hindernisse in den Weg legen könne. Von den beiden französischen Generalen, welche die gleich den Mongolen Alles verheerenden Truppen commandirten, Rochefort und Vaubrun, antwortete der Eine auf die Vorstellungen des Kurfürsten gar nicht, der Andere ließ ihm sagen: er habe die Ehre, als Franzose und als Unterthan des größten Königs von der Welt geboren zu sein, er sei daher auch diesem allein Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig.

Ludwig behandelte schon im Jahre 1673 das Reich wie ein Land ohne Regenten. Er ließ der ganz neutralen Reichsstadt Straßburg ihre Brücke abbrennen, damit die kaiserlichen Truppen dort nicht über den Rhein gehen könnten. Er unterwarf alle zehn Reichsstädte des Elsasses, denen ebenso wie der Stadt Straßburg ihre Freiheit und ihre Verbindung mit dem Reiche im westfälischen Frieden gesichert worden war, und zwang sie zur Unterwerfung. Seine Heere brandschatzten diesseit und jenseit des Rheins. Er drohte sogar, mit 30,000 Mann in die kaiserlichen Erblande einzufallen. Dagegen thaten die deutschen Fürsten und Stände nichts Anderes, als was sie bei drohender Gefahr immer zu thun pflegten: sie berathschlagten viel in Regensburg, ihre Juristen dictirten dort Vieles zu Protokoll und ihre Diplomaten schrieben und redeten viel über Contingente, über Rüsten und Mobilisiren; zum Handeln aber kam es am Ende doch nicht. Der Kaiser schickte damals ein starkes Heer unter Montecuculi durch die Ober-Pfalz an den Main und Rhein. Montecuculi wollte dem Marschall Turenne, welcher aus Westfalen nach Franken gedrungen war, ein Treffen liefern; dies erlaubten ihm jedoch des Lobkowitz verrätherische Instructionen nicht und Turenne kehrte in Folge davon glücklich über den Rhein zurück. Dort peinigte er nicht nur die armen Pfälzer durch Frohnden bei der Befestigung von Philippsburg, sondern er ließ auch rauben, morden und brennen. Montecuculi marschirte nachher an den Nieder-Rhein, vereinigte sich dort bei Andernach mit dem Prinzen von Oranien und eroberte im November 1673 das von den Franzosen besetzte Bonn. Die Letzteren begannen damals das holländische Gebiet ganz zu räumen, so daß sie

im Frühling 1674 auf demselben nur noch die Städte Maastricht und Grave inne hatten; doch versäumten dieselben nicht, beim Abzug Festungen zu schleifen und schwere Brandschatzung einzufordern; die Provinz Utrecht allein mußte 450,000 Gulden erlegen. Sie gaben auch dem Kurfürsten von Brandenburg, den sie dadurch von Kaiser und Reich abzuziehen suchten, Schenkenschanz, Wesel und Rees zurück und räumten im Frühjahr 1674 auch das Clevische. Dies geschah jedoch umsonst; nachdem im März 1674 ein Reichsgutachten sich für engen Anschluß an den Kaiser erklärt hatte, hielt sich Friedrich Wilhelm nicht länger durch den Frieden von Vossen verpflichtet, sondern trat in ein enges Bündniß mit dem Kaiser, den Generalstaaten und Spanien. Im April 1674 söhnte sich der Bischof von Münster mit den Generalstaaten aus, und nachdem im Mai 1674 das Reich endlich offen den Franzosen den Krieg erklärt hatte, schloß auch der Kurfürst von Köln Frieden mit denselben und beide Prälaten verbanden sich mit dem Kaiser.

Die schwedische Regierung ward durch die Kriegserklärung des deutschen Reiches, dem Schweden als mächtiger Reichsstand angehörte, in große Verlegenheit gebracht. Sie hatte daher schon früher einen Friedens-Kongreß veranlaßt, welcher Ende Juni 1673 zu Köln eröffnet worden war, ohne daß man darum die Kriegsrüstungen einstellte. Diesem Kongresse wohnte auch der bekannte Wilhelm von Fürstenberg, welcher ein Regiment in französischen Diensten commandirte, als kurkölnischer Gesandter bei, obgleich er sein Creditiv nie überreichte. Er benutzte seinen Titel eines kölnischen Geheimenrathes, um für die Franzosen mit den deutschen Fürsten zu intriguiren und wo möglich die Kriegserklärung des Reiches zu hintertreiben. Der Kaiser ließ ihn daher am 14. Februar 1674 durch 300 Mann des in der Nähe von Köln liegenden italienischen Regiments Grana auf offener Straße aufheben, als er eben von der Gräfin von der Mark zurückkam. Seine Begleitung setzte sich tapfer zur Wehr; zwei kaiserliche Officiere wurden niedergeschossen. Fürstenberg wurde zuerst nach Bonn, dann nach Wienerisch-Neustadt gebracht und man hatte große Mühe, den sonst gutmüthigen Kaiser Leopold davon abzuhalten, daß er ihn als Landesverräther hinrichten lasse. Für den Gefangenen verwandten sich, seines geistlichen Charakters wegen, der päpstliche Nuntius und der Papst selbst; Kaiser Leopold aber ließ dem Letzteren erwidern: Fürstenberg sei der väterlichen Zuneigung des heiligen Vaters nicht werth; der Papst möge sich mit einem so ungerathenen Sohne nicht befassen; es sei unerhört, daß man auf einen verbrecherischen Mann so große Rücksicht nehme. Auch den Regierungen von Frankreich und Schweden erklärte der Kaiser, Fürstenberg habe, obwohl Vasall des Erzhauses,

gegen dasselbe die gefährlichsten Pläne geschmiedet. Jedoch diese Wegelagerung, welche kaiserliche Soldaten in der Hauptstadt des Kurfürsten von Köln gegen dessen Geheimenrath, wenn auch nicht förmlich anerkannten Gesandten, am hellen Tage ausgeführt hatten, reizte den unerhörten Stolz Ludwig's XIV. und seiner Minister und führte die Auflösung des Kongresses herbei. Nachher verabredeten zwar drei französische Gesandte, Courtin, Barillon und der Herzog von Chaulnes, mit der schwedischen Regierung, welche zu vermitteln suchte, Friedens-Präliminarien (Juli 1674); dies war jedoch ebenfalls vergeblich, weil der Kaiser sich nicht zur Freilassung Fürstenberg's verstehen wollte, welche König Ludwig zur ersten Bedingung des Friedens gemacht hatte. Flassan hat daher auch in seiner Geschichte der französischen Diplomatie der Geschichte Fürstenberg's eine ausführliche Behandlung gewidmet.*)

Während dieser Friedensverhandlungen dauerte der Krieg fort. Die Franzosen hatten 1674 drei Heere im Felde. Das eine stand unter Turenne's Commando am Ober-Rhein; das zweite ward von Condé gegen Wilhelm III. von Oranien geführt, welcher als Oberbefehlshaber der vereinigten spanischen und niederländischen Truppen in Brabant stand; an der Spitze des dritten entriß König Ludwig selbst den Spaniern innerhalb weniger Wochen die ganze Franche Comté. Die furchtbarsten Gegner der Franzosen blieben Wilhelm III. von Oranien und der große Kurfürst, weil sie ernste und tüchtige Männer waren, welche nicht, gleich allen anderen Fürsten, sich und das Volk einem hohen Adel oder pedantischen Juristen preisgaben. Wilhelm's III. Macht und Einfluß war, nachdem die Franzosen im Februar 1674 Holland und Seeland geräumt hatten, ungemein gestiegen. Die Letzteren hatten jetzt in den kurz vorher so furchtbar bedrohten Niederlanden nur noch zwei Städte, Maastricht und Grave, in ihrer Gewalt. Der Rathspensionarius Kaspar Fagel, Johann de Witt's Nachfolger, wirkte eifrig für den Prinzen. Auf seine Anregung machte Haarlem den Vorschlag, Wilhelm die Statthalterwürde für Holland, und zwar in männlicher Linie erblich, zu übertragen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen; die übrigen Provinzen folgten nach. (1674). Im nächsten Jahre bot Geldern ihm sogar die Souverainetät an. Er bat die übrigen Provinzen um ihr Gutachten; Holland und Seeland widerriethen die Annahme mit einem Eifer, der ihm nicht willkommen war. Doch unterdrückte er jede Empfindlichkeit; er stellte in Geldern, wie auch in Overyssel die Staaten wieder her, trug aber dort, wie überall, Sorge dafür, daß nur seine

*) Vgl. auch Münch, Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, Aachen 1830—32, Bd. III.

Anhänger in denselben einen Sitz erhielten. Als im Sommer des Jahres 1674 Condé gegen ihn heranzog, lieferte er demselben am 11. August mit dem vereinigten spanischen und niederländischen Heere ein Treffen, während dessen er auch die kaiserlichen Truppen unter de Souches an sich zog. In diesem unweit Löwen beim Dorfe Senef gelieferten Treffen konnte Wilhelm jedoch nichts ausrichten, weil ihm ein General, wie der alte Condé war, gegenüberstand, und weil de Souches ebenso wenig Eifer zeigte, wie Bournonville. Das blutige Treffen, das bis in die Nacht währte und zwei Stunden lang bei Mondlicht fortgesetzt wurde, blieb ohne Entscheidung, obgleich die Franzosen, welche mehr Beute und Gefangene als ihre Gegner machten, sich des Sieges rühmten. Souches zog nach demselben vor Grave, Wilhelm vor Huy; die Franzosen erhielten aber bald darauf sehr bedeutende Verstärkungen.

Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg stand damals am Ober-Rhein den Truppen Turenne's gegenüber und hatte an diesem einen ihm völlig gewachsenen Gegner. Er hatte den Frieden von Vossem treulich bewahrt, bis das Reich den Krieg erklärte. Erst im Anfang des Juli 1674 hatte er mit dem Kaiser, den Generalstaaten und Spanien ein Schutz- und Trutz-Bündniß geschlossen und, gleich dem Könige von Dänemark und den Herzogen Georg Wilhelm und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, gegen gute Bezahlung ein Heer für den Reichskrieg gestellt. Schweden wandte alles Mögliche an, um den Kurfürsten vom Marsch an den Rhein abzuhalten; Friedrich Wilhelm ließ sich aber nicht irre machen, sondern erklärte, er müsse sich des bedrängten Vaterlandes annehmen und Schweden sei als Reichsstand ebenfalls dazu verpflichtet. Hierauf zog er über Heilbronn in den Elsaß, wo damals Turenne mit der Befestigung von Zabern beschäftigt war. Aus dem Verfahren der Schweden kann man sich einen Begriff von dem traurigen Zustande des deutschen Reiches machen, besonders wenn man dabei noch bedenkt, daß auch Bournonville und Souches an der Spitze der kaiserlichen Heere sich sehr zweideutig benahmen und daß Herzog Johann Friedrich von Hannover innig mit Ludwig verbunden blieb. Turenne war auf die Nachricht, daß Bournonville, anstatt den Kurfürsten zu erwarten, gegen ihn marschire, wieder über den Rhein gegangen, hatte am 16. Juni bei Sinzheim ein kaiserliches Heer unter dem Herzoge von Lothringen geschlagen und während des Juni und Juli die Pfalz, trotz der aufgebotenen Reichs-Armee, auf eine gräßliche Weise verwüstet. Der Kurfürst Karl Ludwig, Schwiegervater des Herzogs von Orleans, hatte von seinem Schlosse in Heidelberg herab mit ansehen müssen, wie die Franzosen Städte und Dörfer niederbrannten und muthwillig

den Wohlstand zerstörten, den er väterlich sorgend seit dem dreißigjährigen Kriege geschaffen hatte. Er wurde dadurch so sehr erbittert, daß er den Barbaren Turenne in einem vortrefflich geschriebenen Briefe zum Zweikampfe aufforderte. Karl Ludwig schrieb: „wenn der Marschall die türkische Armee und nicht die des allerchristlichsten Königs befehligte, so würden seine Mordbrennereien nicht auffallen. Da nun der Kurfürst keine hinlängliche Truppenzahl habe, um ihm entgegenzuziehen, so wolle er sich dem Marschall zum Zweikampf stellen und fordere den Marschall auf, Zeit, Ort und Waffe zu bestimmen." Turenne erwiderte: „das pfälzische Landvolk habe einzelne französische Soldaten grausam mißhandelt; er sei bemüht, den Rachethaten Einhalt zu thun. Den angebotenen Zweikampf betrachte er als eine so hohe Ehre, daß er nur mit großem Bedauern darauf verzichte, weil sein königlicher Herr ihm die nachgesuchte Erlaubniß nicht ertheilt habe."*)

Die Reste des bei Sinzheim geschlagenen Heeres vereinigten sich mit anderen kaiserlichen Truppen und mit der Reichs-Armee, zu welcher nachher auch 8000 Soldaten des Bischofs von Münster stießen. Der General Dünewald machte damals einen allgemein bewunderten Marsch von Darmstadt die ganze Bergstraße herauf nach Mannheim, wo man über den Rhein setzen wollte. In Heilbronn wurde am 11. September ein Kriegsrath gehalten, dem auch Kurfürst Friedrich Wilhelm beiwohnte. Da aber Bournonville ein Verräther war, und von den Mitgliedern des Kriegsrathes jeder befehlen, keiner gehorchen wollte, so war nicht daran zu denken, daß man einem General wie Turenne, welcher bei seinen Truppen ein unbedingtes Ansehen hatte, die Spitze hätte bieten können. Obgleich im Rathe zu Heilbronn Niemand einer Schlacht gedacht hatte, so lieferte doch Bournonville, anstatt das heranziehende brandenburgische Heer zu erwarten, welches nachher schon am 11. October eintraf, am 4. October bei Ensisheim unweit Straßburg ein Treffen. Er wurde in demselben geschlagen. Wenige Tage darauf setzte Friedrich Wilhelm bei Straßburg über den Rhein; er fand jedoch dort bei Bournonville wenig Neigung, dem großen feindlichen Feldherrn eine entscheidende Schlacht zu liefern; ja einmal weigerte Bournonville seine Mithülfe in dem Augenblicke, als der Kurfürst bereits durch drei Kanonenschüsse dem weit schwächeren Turenne den Beginn des Kampfes angezeigt hatte. So kam es, daß

*) Der Brief des Kurfürsten und die kurze, sehr artige Antwort des Vicomte de Turenne sind zum ersten Male unter einer Masse von Papieren gedruckt worden, welche der Abbé Raguenet und der Herr von Ramsay 1782 unter dem Titel Collection des lettres et mémoires trouvés dans les portefeuilles de Mr. de Turenne herausgegeben haben. Sie stehen aber auch in Gaillard's Histoire de la rivalité de la France et de l'Espagne, vol. VIII, p. 37. Beide Briefe sind von demselben Datum (dem 27. Juli 1674).

Dieser sich nach einigen blutigen Gefechten an der Saar bis gegen Pfalzburg heraufziehen und in Lothringen die Winter-Quartiere beziehen konnte. Von hier aus benutzte Turenne die Zwietracht und Unordnung, welche im feindlichen Heere herrschten, zu einem plötzlichen Ueberfalle. Bournonville hatte, woraus man ihm nachher vor dem Kriegsgerichte einen Vorwurf machte, die Bewohner des oberen Elsasses, in welchem seine Truppen lagen, so sehr gepeinigt, daß überall Mangel entstanden war, und daß man dadurch genöthigt gewesen war, die Truppen weit aus einander zu legen. Die Quartiere des kaiserlichen Heeres erstreckten sich von Ensisheim bis nach Mümpelgard und Basel, die der Brandenburger von Kolmar bis nach Malmünster, die der Lüneburger von Schlettstadt bis nach Straßburg. Zudem hatte Friedrich Wilhelm auf den Wunsch der Spanier 6000 Mann abgeschickt, um den Adel und das Landvolk in der Franche Comté im Kampf gegen die Franzosen zu unterstützen; sie gelangten jedoch nur bis Belfort. Da die so entlegenen Stellungen noch dazu schlecht bewacht wurden, so war es für Turenne, welchen Condé mit 10,000 Mann verstärkt hatte, sehr leicht, die Feinde bei Mülhausen unvermuthet zu überfallen und ihnen einen bedeutenden Verlust beizubringen. Sie sammelten sich zwar bei Kolmar wieder, wo der Kurfürst sein Hauptquartier hatte; aber ihre Anführer waren und blieben nicht nur in stetem Zwist, sondern sie waren auch zum Theil verkauft oder verfolgten ihre besonderen politischen Zwecke, nicht die militärischen der Gesammtheit. Turenne griff daher am 10. Januar 1675 die Deutschen, die sich wieder über den Plan der Schlacht heftig zankten, bei Türkheim an. Es erfolgte eine blutige Schlacht und in dieser verloren zwar nach den deutschen Berichten die Franzosen die größere Zahl von Leuten, ihre Gegner wagten aber dessen ungeachtet nicht, jenseit des Rheins zu bleiben, sondern kehrten schon am 11. Januar auf das rechte Ufer zurück.*)

Ueber den Verrath Bournonville's kann kein Zweifel sein; die Generale Caprara und Dünewald weigerten sich sogar, ferner unter ihm zu dienen. Er wurde daher auch vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen, während de Souches, wegen ähnlichen Verfahrens dem Heere Condé's gegenüber, auf seine Güter verwiesen wurde. Einige der Fragen, die man bei dieser Gelegenheit Bournonville vorlegte, können beweisen, wie es damals mit der östreichischen Aristokratie stand. Man fragte ihn z. B., warum er seine im Sundgau zerstreuten Leute nicht sogleich gesammelt habe; warum er elf Tage nach erhaltener

---

*) Zu Straßburg starb im December 1674 der sehr hoffnungsvolle älteste Sohn Friedrich Wilhelm's, der Kurprinz Karl Emil; daher gelangte der zweite Sohn, Friedrich III., zur Nachfolge.

Nachricht von Turenne's Marsch sich gar nicht gerührt habe; warum er gerade im entscheidenden Augenblicke zum Kurfürsten von Brandenburg nach Kolmar gereist sei, ohne doch diesem etwas zu sagen, was er ihm nicht auch durch einen Dritten hätte mittheilen lassen können u. s. w. Nachher erhielt übrigens Bournonville wieder ein Commando in Catalonien. Sein Gönner Lobkowitz war im October 1674 gestürzt worden, nachdem man zuvor den geheimen Secretär desselben verhaftet und aus den bei diesem gefundenen Papieren den Beweis erhalten hatte, daß Beide die öffentliche Sache verrathen hatten. Doch hatte es erst noch der Hülfe der Kaiserin bedurft, um Lobkowitz ganz zu entfernen. Kaiser Leopold hatte nämlich seine erste Gemahlin, die Infantin Margaretha Theresia, welche eine jüngere Schwester der Königin von Frankreich war, durch den Tod verloren. Zur zweiten Ehe waren eine Pfalzgräfin von Neuburg und die Erzherzogin Claudia Felicitas von Tyrol vorgeschlagen. Lobkowitz sprach eifrig für die Erstere und spottete sogar über das Aussehen der Erzherzogin. Da nun doch die Claudia Felicitas gewählt wurde, so hatte er nunmehr an ihr eine mächtige Feindin. Am 16. October hielt der Kaiser ohne Lobkowitz mit Schwarzenberg, Zinzendorf, Montecuculi und Lamberg eine Rathssitzung. Am nächsten Morgen wurde Lobkowitz verhaftet; er speiste aber auch an diesem Tage noch allein mit dem Pater Emmerich. Nachher erklärte man ihn seiner Aemter und Ehren verlustig und zog seine Güter ein. Nach seinem Sturze wurde das Kabinet von Lamberg und von dem Kanzler **Paul Hocher**, einem persönlichen Feinde des Kurfürsten von Brandenburg, geleitet, obwohl Kaiser Leopold erklärte, die oberste Führung der Geschäfte selbst zu übernehmen.*) An Bournonville's Stelle aber erhielt Montecuculi den Oberbefehl des Heeres. Die Kaiserin Claudia starb übrigens zwei Jahre nachher und Leopold vermählte sich mit der Pfalzgräfin von Neuburg in dritter Ehe.

Während Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, von welchen Beweggründen er dabei auch geleitet sein mochte, mit dem Erbfeinde des Reiches für die deutsche Ehre und für einen Kaiser kämpfte, dessen hochgeborene Minister und Generale ihn betrogen und verriethen, bereitete die feile und in Ueppigkeit versunkene schwedische Aristokratie ihm die Gelegenheit, zu beweisen, daß die Eigenschaften,

*) Das Entlassungs-Decret lautete: „Es wird dem Lobkowitz auferlegt, nachdem er seiner Ehren und Würden entsetzt, innerhalb dreier Tage sich von Hof und aus der Stadt zu machen, zu Raudnitz in Böhmen auf seinem Gute als ein Exulant sich aufzuhalten und von da sich nicht wieder wegzubegeben, noch mit einem Menschen Briefe zu wechseln. Die Ursache desselben soll er nicht begehren zu wissen. Würde er sich aber nicht gehorsam erzeigen, so solle er gar seines Lebens und aller Güter verlustig sein.“

welche Gustav Adolf ausgezeichnet hatten, auf ihn und die Tüchtigkeit des schwedischen Heeres auf das seinige übergegangen seien. Ein Theil des schwedischen Reichsrathes war bekanntlich ganz an Frankreich verkauft, wünschte aber die Subsidien des französischen Königs fort zu beziehen, ohne daß man sich öffentlich gegen die Feinde desselben erklären müsse. Dies war im Sommer 1674, als das deutsche Reich den Franzosen den Krieg erklärt und Dänemark sich ihm angeschlossen hatte, nicht länger möglich erschienen, weil Ludwig gefordert hatte, daß Schweden wenigstens den Kurfürsten von Brandenburg abhalten solle, dem Bunde seiner Feinde beizutreten. Man hatte daher den Kurfürsten durch den schwedischen Gesandten auf jede Weise bearbeiten lassen, damit er am Reichskriege keinen Theil nehme. Als diese Bemühungen fruchtlos geblieben und der Kurfürst mit seinem Heere nach dem Elsaß aufgebrochen war, hatte nicht nur der schwedische Gesandte am 10. October 1674 das brandenburgische Lager verlassen, sondern es waren auch schwedische Truppen unter dem alten Feldmarschall Karl Gustav Wrangel als Verbündete der Franzosen nach Pommern übergesetzt worden. Der französische Gesandte in Schweden war nicht mit Unrecht so argwöhnisch, bei der Einschiffung dieser Truppen selbst zu erscheinen und sie zu zählen, damit die Subsidien nicht ohne die richtige Gegenleistung ausbezahlt würden. Von Wolgast aus zogen nun die Schweden (Januar 1675) in die Mark Brandenburg ein und nahmen dort Quartiere. Diese Truppen übten zwar vorerst keine Feindseligkeiten; ihr Führer aber erklärte ausdrücklich, daß Schweden die völlige Vertreibung der Franzosen aus Deutschland nicht zugeben könne. Den wirklichen Grund davon, nämlich die Furcht, nicht länger französische Subsidien zu erhalten, hütete sich Wrangel auszusprechen; er versteckte vielmehr nach der Art frommer Leute die wahre Absicht hinter die heuchlerische Erklärung, die Vertreibung der Franzosen aus Deutschland würde den Untergang der Evangelischen zur Folge haben.

Der Kurfürst von Brandenburg blieb, obgleich die Schweden sich in seinem Lande einquartiert hatten, bei seinem Heere in Franken, und leistete gerade damals dem Vaterlande die Dienste, welche zu leisten der Kaiser durch seinen Kanzler gehindert wurde. Er beschäftigte nämlich nicht allein den Marschall Turenne am Ober-Rhein so lange, bis endlich der Kaiser im Mai zwei Heere unter Sporck und Montecuculi dahin schickte, sondern er war auch den deutschen Truppen, welche Turenne im Januar über den Rhein zurückgedrängt hatte, behülflich, ein Unterkommen zu finden. Als nämlich dieselben in Schwaben Quartier nehmen wollten, verbat sich dies der Herzog von Württemberg, weil er es mit dem mächtigen Nachbarn, von dem er ein Jahr-

geld bezog und der seine Unterthanen peinigen ließ, nicht verderben wollte. Auch in Franken wurde, als die deutschen Truppen dort Quartier suchten, dagegen protestirt und der Kaiser selbst weigerte sich, als Reichsoberhaupt an die Stände des Kreises darüber zu schreiben. Der Kurfürst dagegen reiste bei den angesehensten Reichsständen Frankens umher und beredete sie, ihre Landsleute bei sich aufzunehmen. Ganz reiner Patriotismus (wer wird den erwarten?) war dies freilich nicht; denn der Kurfürst wußte recht gut, wie sehr der prahlende und prunkende schwedische Adel die vortreffliche Kriegsmacht Gustav Adolf's und Karl's X. habe verfallen lassen, und hatte bei der ersten Nachricht vom Einbruch der Schweden geäußert, er sehe dies als eine Vorbedeutung an, ganz Pommern wieder zu erlangen. Er rechnete nämlich darauf, daß die Generalstaaten bei einem Angriffe der Schweden auf ihn diesen vermöge der bestehenden Verträge ebenfalls den Krieg erklären und eine Flotte in die Ostsee schicken würden. Er knüpfte damals, was bei den Holländern, bei dem Kaiser und bei allen deutschen Fürsten mit Recht Mißtrauen erregte, überall Unterhandlungen an, um eine Kriegserklärung gegen Schweden zu bewirken; er wandte sich an den niedersächsischen Kreis, an Dänemark und sogar an den Zaar von Moskau; er hatte in Cleve eine Besprechung mit Wilhelm III. und machte selbst eine Reise nach dem Haag. Seine Bemühungen waren aber erfolglos und er blieb auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Dies gereichte ihm nachher zum größten Vortheile; denn er erhielt dadurch Gelegenheit, sich als einen ausgezeichneten Feldherrn zu beweisen und der Welt zu zeigen, was sich mit einem zwar kleinen, aber gut organisirten und von tüchtigen Männern angeführten Heere leisten lasse.

Die Schweden hatten anfangs im Ganzen gute Mannszucht gehalten; bald nachher aber fuhren sie da fort, wo sie im dreißigjährigen Kriege stehen geblieben waren. Wrangel erhob nämlich nicht nur, ohne daß er mit dem Kurfürsten im Kriege sein wollte, die landesherrlichen Steuern für schwedische Rechnung, schrieb schwere Contributionen aus und befestigte viele haltbare Punkte, wie Stargard und Landsberg, sondern er ließ auch Heerden von Vieh wegtreiben, errichtete Magazine von requirirtem Getreide und veranstaltete Werbungen im fremden Lande; endlich übte er auch auf das Andringen des französischen Gesandten offene Gewaltthat, indem er das Schloß Löcknitz beschießen und einnehmen ließ. Doch hielt er immer noch eine leidliche Disciplin; als er aber erkrankte und sein Stiefbruder, der Generallieutenant Waldemar Wrangel, das Commando erhielt, übten die verwahrlosten und nicht bezahlten Soldaten den schändlichsten Unfug. Zugleich bedrohten die Schweden damals die Festung Spandau und eroberten

Havelberg; auch setzten sie sich mit dem Herzog Johann Friedrich von Hannover in Beziehung, der insgeheim mit Frankreich verbündet war. Die Schweden hatten überall mit dem erbitterten Landvolke der Altmark zu kämpfen, welches in Rotten herbeizog und Fahnen mit der Inschrift trug: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.“ Diese Bauern warfen an der Elbe Schanzen auf und hinderten die Schweden, bei Werben über die Elbe zu gehen. Jetzt eilte der Kurfürst zur Rettung seines Landes herbei.

Niemand ahnte, daß der Kurfürst von Franken her plötzlich erscheinen könne, als er auf einmal von Schweinfurt aus über Arnstadt nach Magdeburg zog. Dort ließ er sogleich die Thore schließen, um zu verhindern, daß die Schweden von seinem unbegreiflich schnellen Marsche Nachricht erhielten, weil er ihre einzeln stehenden Heerhaufen überfallen wollte, ehe sie sich vereinigen könnten. Am 23. Juni 1675 brach er, von den Generalen Derfflinger, Görzke, Lütke und dem Landgrafen von Hessen-Homburg begleitet, mit 5600 Reitern, 1000 Musketieren, drei Zwölfpfündern und zehn Regiments-Stücken von Magdeburg unter strömendem Regen nach dem auf einer Havel-Insel gelegenen Rathenau auf. Unterwegs erfuhr er, daß der Anführer des dort einquartierten schwedischen Regiments, Wangelin, nichts von seiner Annäherung wisse oder ahne. Er nahm, als er am 25. Rathenau beim ersten Tagesanbruch überfiel, dieses Regiment nebst seinem Obersten und seinen Officieren gefangen. Von Rathenau aus drängte er sich zwischen den Feldmarschall Karl Gustav Wrangel, welcher mit 3000 Mann bei Havelberg lag, und den General Waldemar Wrangel, der mit dem übrigen Heere bei Brandenburg stand. Eine Schlacht wollte der Kurfürst erst dann liefern, wenn sein Fußvolk, daß ihm von Magdeburg her nachfolgte, angekommen wäre; als er jedoch erfuhr, daß die beiden schwedischen Heere, welche von seinem Herannahen Kunde erhalten hatten, sich nicht mehr über Nauen, sondern auf einem Umwege über Fehrbellin vereinigen würden, beschloß er, den General Waldemar Wrangel eilig anzugreifen, ehe beide Brüder vereinigt wären.

Er that dies, obgleich er nur etwa 7000 Mann*) bei sich hatte und das von ihm angegriffene schwedische Heer 11,000 Mann stark war, am 28. Juni 1675 in der Nähe von Fehrbellin (am Zusammenfluß der beiden Rhin-Arme) und trug einen vollständigen Sieg davon. Man erzählt, daß in dem Treffen der Kurfürst selbst, weil er den Feinden durch sein Pferd kennbar war, das Leben verloren haben

*) Friedrich der Große sagt in den Mémoires de Brandenbourg 6500.

würde, wenn nicht sein Stallmeister Froben, welcher merkte, daß auf den Kurfürsten gezielt werde, ihm sein Pferd gegeben und dadurch die Kugel auf sich gezogen hätte. Weil uns aber alle romantischen Geschichten aus dem Gewühle der Schlacht verdächtig sind, so wollen wir lieber mit Stenzel erzählen, daß die Kugel über den Hals des kurfürstlichen Pferdes hinweg flog und nur zwei Schritte entfernt den Stallmeister traf. Die Schweden verloren übrigens bei Fehrbellin und auf dem Rückzuge zwar nur 4000 Mann; ihr Heer löste sich aber nach der Schlacht fast gänzlich auf, da es größtentheils aus geworbenen Deutschen bestand und diese jetzt andere Dienste nahmen. Das wichtigste Ergebniß der Schlacht bei Fehrbellin bestand darin, daß durch den Sieg über das schwedische Heer, welches bis dahin für das beste in Europa gegolten hatte, der Ruhm des brandenburgischen oder des nachherigen preußischen Heeres und durch dieses eine neue Militär-Macht ohne Nationalität gegründet wurde. Der Ruhm des Kurfürsten stieg hoch; die Klugheit und Raschheit seiner Anordnungen, die Pünktlichkeit und Energie, womit sie ausgeführt wurden, erhoben den Zug von Franken bis Rathenau und den Kampf bei Fehrbellin zu den ruhmwürdigsten deutschen Kriegsthaten. Neben dem Marschall Derfflinger wurde der Prinz von Homburg wegen seines raschen Angriffes und seiner Ausdauer gepriesen, obwohl der Kurfürst ihn um seine Uebereilung getadelt haben soll. Dem Obersten Henning verlieh Friedrich Wilhelm auf dem Schlachtfelde den Adel mit dem Namen von Treffenfeld. Da die Schlacht bei Fehrbellin zunächst der Befreiung des ungerechter Weise angegriffenen Vaterlandes galt, so blieb sie stets in volksthümlichen Andenken und der Jubel, der den Kurfürsten bei seinem Einzug in Berlin empfing, war groß und aufrichtig. Nach diesem Siege des Kurfürsten wagte endlich auch der deutsche Reichstag die Schweden für Reichsfeinde zu erklären. Dänemark und Brandenburg aber besetzten diejenigen deutschen Provinzen Schwedens, auf welche sie alte Ansprüche hatten oder zu haben glaubten. Der Kurfürst drängte die Schweden bis Stralsund zurück und eroberte Wolgast; die Dänen besetzten Wismar. König Ludwig XIV. rächte jedoch an den Spaniern und an den schwachen deutschen Fürsten das, was seine Verbündeten erlitten, und nöthigte nachher die Besieger der Schweden, im Frieden Alles wieder herauszugeben, was sie im Kriege gewonnen hatten.

Die Hauptunternehmungen der Franzosen in dem Jahre 1675 und den folgenden waren gegen die Spanier und die Deutschen gerichtet. Ludwig's Feldherren erfochten damals die Siege, wegen deren er selbst in Paris noch immer in akademischer poetischer Prosa, sowie in Versen von gleicher Art gepriesen wird. In den Niederlanden erschien König

Ludwig, welcher scheinbar unter Condé als Freiwilliger diente; sein Heer eroberte Dinant, Huy und Limburg. Andererseits ward Schomberg, welcher im Jahre 1673 bis zum Februar 1674 zwischen der Maas und der Sambre an der Spitze eines Heeres gestanden hatte, mit dem schlechteren Theile des Heeres an die Pyrenäen geschickt und bedrängte die Spanier von Roussillon aus. Schomberg führte den Krieg in Catalonien mit solchem Ruhm, daß er wegen dieses Feldzuges den Marschalls-Stab erhielt. Am Rhein standen sich 1675 Montecuculi und Turenne gegenüber, nachdem der Marquis Vaubrün seit April 1675 am linken Rhein-Ufer seine Unmenschlichkeiten aufs Neue geübt und unter andern Wiesloch, Bruchsal, St. Remy und Gernsheim niedergebrannt hatte. Jedermann freute sich, als dieser mordbrennerische General nach einem von Montecuculi gewonnenen Treffen getödtet wurde; man ahnte aber nicht, daß außer ihm noch Hunderte von anderen Raubmördern im französischen Heere commandirten. Turenne selbst verlor um jene Zeit ebenfalls das Leben. Er war in der Nähe von Straßburg über den Rhein gesetzt und nahm an der Kinzig eine Stellung ein, aus welcher er dem Heere Montecuculi's mit Vortheil ein Treffen zu liefern gedachte, als er am 27. Juli bei Sasbach unweit Achern beim Recognosciren von einer Falkonet-Kugel getödtet ward. Den Eindruck, den sein Fall bei den Franzosen machte, beschreiben ihre Schriftsteller im Tone des höchsten Pathos; Frau von Sévigné sagt: „Auf den Straßen weinte Jedermann und aller Verkehr stockte" *). Die Franzosen wurden nach Turenne's Tod (1. August) bei Altenheim von Montecuculi geschlagen und gingen über den Rhein zurück. De Lorges, welcher nach Turenne's Tode dessen Commando eine zeitlang führte, konnte den Grafen Montecuculi nicht hindern, gegen Hagenau vorzudringen. Als jedoch Condé das Commando am Ober-Rhein übernommen hatte, wendete Montecuculi wieder um und bezog schon im September theils im Elsaß und Breisgau, theils in Schwaben und Franken die Winter-Quartiere. Beide Feldherren, Montecuculi und Condé, beendigten damals ihre militärische Laufbahn; sie zogen sich am Ende des Jahres 1675 ins Privatleben zurück. Montecuculi wurde vor seinem Tode, der 1679 zu

*) Tout était en pleurs dans les rues, le commerce de tout autre chose était suspendu. — In den folgenden Friedensschlüssen wurde festgesetzt, daß die Stelle, wo Turenne gefallen war, sammt einem dahin führenden Baumweg französisches Gebiet bleiben sollte. Das ist sie noch jetzt; statt des früheren einfachen Denksteines mit Inschriften in drei Sprachen (die deutsche lautete: „Hier ist Turennius vertödtet worden") ließ die französische Regierung dort in unserer Zeit (1829) einen Obelisken mit Wappen und Reliefbild errichten. Im Kriegsjahr 1870 wurde ein Versuch, dieses Denkmal zu schädigen, von den badischen Behörden abgewehrt.

Linz eintrat, vom Kaiser zum Reichsfürsten und von Spanien zum Herzog von Melfi erhoben. Condé, der noch in seinen letzten Jahren durch Begünstigung geistreicher Männer Lob gewann, starb 1686 zu Fontainebleau. Uebrigens hatte 1675 ein anderes Reichsheer, unter der Führung Karl's IV. von Lothringen und der Herzoge Georg Wilhelm und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, im August den Herzog von Crequi bei Konz (am Einfluß der Saar in die Mosel) geschlagen; Trier mußte capituliren und Crequi selbst wurde Kriegsgefangener.

Im Jahre 1676 war Wilhelm III. von Oranien trotz seiner Anstrengungen nicht im Stande, die von König Ludwig angegriffenen spanischen Festungen Bouchain und Condé zu retten. Die Franzosen eroberten die erstere sogar im Angesichte eines Heeres von 50,000 Mann, welches unter Wilhelm III. in der Nähe lag; Crequi zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder als tüchtiger Feldherr. Wilhelm wollte nachher den Verlust von Bouchain durch die Einnahme von Maastricht rächen, der einzigen holländischen Festung, die sich noch in Gewalt der Feinde befand; er mußte aber, nachdem er sich schon in der Contrescarpe dieses Platzes festgesetzt hatte, die Belagerung wieder aufheben, weil Maastricht von dem Catalonier Calvo trefflich vertheidigt wurde und Schomberg mit einem Heere zum Entsatze heranrückte (Ende August 1676). Zu gleicher Zeit ward auch im mittelländischen Meere zwischen den Franzosen und Holländern gekämpft. Der Druck, den die Spanier ausübten, hatte schon 1674 in dem fast republikanisch eingerichteten Messina eine Empörung veranlaßt; die Einwohner riefen den König von Frankreich zu ihrem Schutzherrn aus und Ludwig sandte in der That den Herzog von Vivonne als Statthalter dorthin ab. Dieser besaß weiter kein Verdienst, als daß er der Bruder der damaligen Maitresse des Königs, der Marquise von Montespan, war; doch hatte er den großen Admiral Duquesne zur Seite. Die spanische Flotte wurde geschlagen; doch machten sich die Franzosen durch Erpressungen und ausschweifendes Betragen verhaßt. Unter diesen Umständen sahen sich die Holländer bewogen, ihren de Ruyter zur Unterstützung Spaniens in das mittelländische Meer zu schicken, doch mit einer Flotte, deren Größe und Ausrüstung dem Unternehmen nicht entsprach. Ruyter lieferte dem französischen Admiral Duquesne im Januar 1676 ein Treffen bei den Liparischen Inseln in der Nähe von Stromboli, welches keine Entscheidung brachte; im April kam es zu einer zweiten Schlacht bei Agosta in der Nähe des Aetna, in welcher de Ruyter tödtlich verwundet wurde; er starb zu Syracus. Der Tod dieses Helden, der sich durch seine Fähigkeiten und seine Unerschrockenheit vom niedrigsten Stande emporgeschwungen hatte und ein Muster

aller Tugenden, besonders der Demuth und Bescheidenheit, war, ward von Freunden und Feinden beklagt. Als seine Leiche die französische Küste entlang fuhr, wurde sie militärisch begrüßt. Der König von Spanien verlieh ihm die Herzogswürde; doch kam das Decret erst nach de Ruyter's Tod in Holland an.*)

Am Ober-Rhein commandirte 1676 der ungestalte und bequeme Herzog von Luxembourg die Franzosen, sowie der sehr kriegstüchtige Herzog Karl V. von Lothringen, ein Sohn des Herzogs Franz, dessen Oheim, Karl IV.,**) kurz vorher gestorben war, das deutsche Reichsheer. Es galt den Besitz der damaligen Reichsfestung Philippsburg, welche ein Eigenthum Frankreichs war und vom Herzog Karl angegriffen wurde. Der Herzog von Luxembourg bot Alles auf, um sie zu entsetzen. Er zog zu diesem Zwecke zuerst am linken Rhein-Ufer her und setzte dann am 23. August über den Fluß; der Herzog von Lothringen aber, der sich ihm bei Offenburg entgegenstellte, verhinderte den Entsatz der Festung und die französischen Truppen in Philippsburg wurden am 9. September genöthigt zu capituliren. Da Luxembourg sich im Breisgau nicht halten konnte, so kehrte er über den Rhein zurück und bemächtigte sich der Stadt Mümpelgard (Montbelliard), die einer würtembergischen Nebenlinie gehörte.

Den Verlust von Philippsburg ersetzte Ludwig im Jahre 1677 reichlich durch die Eroberung aller noch nicht genommenen Orte an der Nordgrenze von Frankreich, welche er nachher unüberwindlich befestigen ließ. Ludwig hatte im Anfange des Jahres eine ungeheuere Zahl von Truppen zwischen Valenciennes, Cambray und St. Omer gesammelt und man wußte lange nicht, welche von diesen Städten er zunächst anzugreifen gedenke; die Festungswerke von allen waren aber im gleichen Grade vernachlässigt. Schon im März 1677 wurde nach einer Belagerung von nur sieben Tagen Valenciennes genommen. Gleich im Anfang April fiel Cambray mit Ausnahme der Citadelle. Unterdessen hatte der Herzog von Orleans die Belagerung von St. Omer schon begonnen. Prinz Wilhelm wollte diesem Platze Entsatz bringen, wurde aber, nachdem der Herzog von Luxembourg mit einem neuen Heere erschienen war, am 11. April bei Montcassel zu einem Treffen genöthigt und in demselben geschlagen. Doch erwarb er sich damals durch einen meisterhaften Rückzug in ganz Europa großen Ruhm. St. Omer ward hierauf von den Franzosen eingenommen und

---

*) Sein Sohn bat um einen minder glänzenden Titel und wurde zum Baron ernannt.

**) Einige Geschichtschreiber nehmen eine andere Zählung an, so daß der neue Herzog, der später in den Türkenkriegen zu hohem Ruhm gelangte, der Vierte heißt.

nun ergab sich ihnen auch die Citadelle von Cambray. Bis Ende Mai blieb Ludwig XIV. selbst beim Heere, dann kehrte er nach Versailles zurück. Wilhelm versuchte nun vergebens durch einen kühnen Marsch ins französische Gebiet Charleroi zu nehmen; der Herzog von Luxembourg zwang ihn, die Belagerung dieser Stadt bald wieder aufzuheben. Wilhelm III. hatte überhaupt den großen Generalen Ludwig's XIV. gegenüber selten Glück; er war aber stets nach einem verlorenen Treffen in kurzer Zeit wieder ebenso mächtig oder gar noch mächtiger, als vorher. Er erhielt daher auch während des Krieges in den sieben Provinzen, wo das Volk ihn als einen ächten, klugen, zähen, kalten, stets besonnenen Holländer anbetete, immer mehr Einfluß, und wünschte die Fortdauer des Krieges, welcher ihn groß machte, während seine Gegner, die Aristokraten, nach einer raschen Vollendung desselben strebten, weil sie sein monarchisch-militärisches Ansehen fürchteten. Aus diesem Grunde soll sich Wilhelm sogar noch dann, als der Friede bereits geschlossen war, in eine Kriegs-Unternehmung eingelassen haben. Die in Köln nach Fürstenberg's Verhaftung unterbrochenen Friedensunterhandlungen waren seit 1675 unter William Temple's Vermittlung in Nymwegen wieder aufgenommen worden, ohne daß man sich hatte einigen können; zu Ende des Jahres 1677 aber, als die Franzosen einerseits Freiburg und das Breisgau genommen und andererseits in den spanischen Niederlanden alle Städte außer Namur und Mons (Bergen) an der Landgrenze und außer Nieuport und Ostende an der Nordsee erobert hatten, war man zum Frieden geneigter. Auch die Generalstaaten wünschten die Beendigung des Krieges; Wilhelm aber war so sehr für Fortsetzung desselben, daß er sogar am 14. August 1678, als der Friede von Nymwegen schon seit einigen Tagen abgeschlossen war, den Herzog von Luxembourg bei dem Dorfe St. Denys in der Nähe von Mons in einem blutigen Treffen zurückdrängte, wobei er jedoch selbst in die äußerste Gefahr gerieth und nur durch den später sehr berühmten General Ouwerkerke gerettet wurde. *)

10. Ende von Ludwig's XIV. holländischem Kriege.

Ludwig XIV. war ebenso wenig zum Frieden geneigt, als Wilhelm III.; allein seine Minister, welche ebenso ausgezeichnet im

*) Der Verfasser der Weltgeschichte nimmt ohne Weiteres an, daß Wilhelm III., als er die Schlacht herbeiführte, vom Abschluß des Friedens schon unterrichtet gewesen sei. Aus den Quellen läßt sich dies nicht nachweisen Brieflich hat der Prinz dem Rathspensionarius Fagel betheuert, daß ihm die Botschaft vom Abschluß erst am 18. August zugekommen sei. Zwar erhob schon Luxembourg gegen Wilhelm die erwähnte Beschuldigung; aber dieser erwiderte: „Ich versichere Sie, mein Herr, mit der Geradheit eines guten Holländers, daß ich nichts vom Frieden wußte.“

Kabinet waren, wie seine Generale im Felde und seine Akademiker in der Wissenschaft, der Kunst und der Litteratur, erkannten, daß eine Veränderung eingetreten war, die den Unternehmungen der Franzosen nachtheilig werden mußte. Die Lage König Karl's II. von England war nämlich fast unhaltbar geworden und da das Parlament ihm schon 1673 alle ferneren Subsidien zu einem Kriege, den er als Verbündeter Ludwig's führte, versagt hatte, so war er genöthigt gewesen, Frieden mit Holland zu schließen. Dies war der oben erwähnte, im Februar 1674 zu Westminster unterzeichnete Friede; derselbe war zunächst durch die Vermittelung des spanischen Gesandten in den Niederlanden, Don Pedro Velasco, Marquis von Fresne, zu Stande gekommen. In Folge davon mußte Ludwig, welcher noch immer ein kleines englisches Hülfs-Corps in seinem Heere hatte, besorgen, daß König Karl durch sein Parlament werde gedrängt werden, sich mit Holland gegen ihn zu verbünden. Er war also jetzt geneigt, auch seinerseits mit den Holländern Frieden zu schließen. Der englische König schickte damals den berühmten William Temple, welcher das volle Zutrauen der Holländer besaß und früher die Triple-Allianz gestiftet hatte, nach dem Haag, um die Generalstaaten zu einem Separat-Frieden mit Frankreich zu bewegen. Temple brachte es in der That dahin, daß beschlossen wurde, Friedensunterhandlungen in Nymwegen zu eröffnen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich König Karl II. wieder als einen unerhört leichtsinnigen und gewissenlosen Regenten. Er fuhr fort, von Ludwig XIV. Gelder anzunehmen (so Ende 1774 die Summe von 500,000 Kronen), wogegen er sich verpflichtete, daß er nicht die von seiner Nation, sondern die von Ludwig gewünschte Politik befolgen wolle. Zu gleicher Zeit setzte er den Kampf mit dem Parlament fort, welches er meistens gleich nach dessen Zusammentritte wieder entließ. Er berief dasselbe sogar, als er es im November 1675 vertagt hatte, erst nach 15 Monaten (Februar 1677) wieder ein, und veranlaßte dadurch das Geschrei, daß er die Verfassung verletzt habe, weil nach einem Statut, welches einst Eduard III. erlassen hatte, das Parlament jedes Jahr versammelt werden müsse. Karl hatte, wenn irgend etwas Schlechtes ausgeführt werden sollte, an seinen Ministern Danby und Lauderdale stets willige Werkzeuge. Doch verweigerten sogar diese ihre Unterschrift, als Karl im Februar 1676 sich in einem neuen Vertrage mit Ludwig XIV. verpflichtete, demselben gegen eine Summe Geldes von allen Berathschlagungen und Verhandlungen Nachricht zu geben. Karl half sich damit, daß er die beiden Minister ihrer Mitwirkung enthob und den Vertrag allein unterzeichnete und siegelte. Bald darauf nahm er von Frankreich einen regelmäßigen Jahrgehalt von 100,000 Pfund an, der zu Zeiten gesteigert wurde.

Mitunter freilich konnte Karl dem französischen Interesse nicht treu bleiben, sondern mußte zur Beruhigung der Engländer einen Schritt im entgegengesetzten Sinne thun, wie er denn einmal auch den Holländern Hülfstruppen unter dem Grafen von Offory zusandte. Es lag in Ludwig's Interesse, daß Karl vom Parlament kein ausreichendes festes Einkommen erhielt, und sein Gesandter Barillon trat zu diesem Zwecke, schmählich genug für beide Theile, mit angesehenen Männern der Opposition in Verbindung.

Die Eröffnung der Friedensunterhandlungen in Nymwegen verzögerte sich, weil Kaiser Leopold den verhafteten Wilhelm von Fürstenberg nicht wieder freigeben wollte und König Ludwig sich weigerte, auf Unterhandlungen einzugehen, ehe dies geschehen sei. Ludwig war sogar dann noch nicht zum Nachgeben zu bewegen, als Fürstenberg selbst erklärte, daß er bis zum Abschlusse des Friedens in des Kaisers Haft bleiben wolle. Obgleich auch der Bischof von Straßburg, Franz von Fürstenberg, den König dringend bat, in Betreff dieses Punktes nachzugeben, so that er es doch erst im Jahre 1676. Auf solche Weise ward durch Ludwig's Stolz sogar der bloße Beginn der Friedensunterhandlungen verzögert und das Elend der von den Franzosen mißhandelten Deutschen und Lothringer verlängert. Als Ludwig 1676 seine Gesandten, d'Estrades, d'Avaux und Colbert de Croissy, nach Nymwegen geschickt hatte, dauerte es noch einige Zeit, bis auch die Gesandten des deutschen Kaisers, des Königs von Spanien und der übrigen Mächte eingetroffen waren. Erst im August 1677 war der Congreß vollzählig. Nachher wurden die Unterhandlungen durch eine lange Reihe von höchst lächerlichen und kindischen Streitigkeiten über Etikette, Titulaturen, Formeln und andere Nebensachen sehr in die Länge gezogen, wobei die Franzosen ihren Uebermuth auf eine recht auffallende Weise an den Tag legten. Als Beispiel mag dienen, daß, als man übereingekommen war, in den engen Gassen von Nymwegen nur zweispännig zu fahren, die französischen Minister auf Pomponne's Befehl dies als der Würde ihres Königs unangemessen ablehnten. Sie wollten ferner nicht zugeben, daß die Kurfürsten zwei Gesandten beim Kongreß halten dürften, weil dies nur Königen vergönnt sei. Als man dagegen einwandte, daß der Kaiser selbst den Kurfürsten königliche Rechte zugestehe, erhielten die französischen Gesandten von ihren Ministern den Befehl, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, um zu zeigen, daß ihr König zwar Vorschriften gebe, aber von keinem Menschen annehme. Auch Gesandte des Herzogs von Lothringen wollte Ludwig auf dem Kongreß nicht zulassen, weil dieser kein unabhängiger Fürst mehr sei; erst nach langem Zögern entschloß er sich, demselben den Titel eines Herzogs zu gönnen.

Der Abschluß eines Separat-Friedens zwischen Frankreich und Holland wurde durch Wilhelm's III. Vermählung mit einer englischen Prinzessin gefördert. Schon 1674 hatte Karl's II. Lord-Schatzmeister, der von ihm zum Grafen von Danby erhobene Thomas Osborne, dem Prinzen von Oranien die Hand der Tochter von Karl's Bruder Jakob antragen lassen; Wilhelm war jedoch nicht darauf eingegangen, weil er jenem Minister nicht traute. Im Jahre 1677 unternahm er jedoch, vorzugsweise auf Temple's Vermittlung, wegen dieser Sache eine Reise nach England und jetzt kam die Heirath zu Stande. Jakob hatte von seiner ersten Gemahlin, der Tochter Clarendon's, zwei Töchter, Maria und Anna, und diese waren, obgleich er ihre Mutter zum katholischen Glauben bekehrt hatte, protestantisch erzogen worden. Wilhelm bewarb sich um die ältere, Maria, und erreichte seinen Zweck, weil Maria gleich anfangs eine leidenschaftliche Zuneigung zu ihm faßte, die sich auf einen fast unglaublich hohen Grad steigerte und ihr nachher jedes Opfer leicht machte. Er ward bei seiner Bewerbung durch den Grafen Danby und durch den englischen Gesandten im Haag unterstützt; dagegen war nicht nur der Vater der Prinzessin, sondern auch König Karl einer Heirath abgeneigt, welche voraussichtlich dem Ersteren verderblich werden mußte. Doch ließ sich der König durch Danby und Temple bereden, seine Einwilligung zu ertheilen; und die Vermählung ward, nachdem Monate lang über die Sache verhandelt worden war, schon am 15. November 1677 vollzogen, obgleich Karl sie bis nach dem Frieden hatte verschoben sehen wollen. Kurz vorher hatte der König das dringende Begehren des Parlaments, er möge Verbindungen zur Erhaltung der spanischen Niederlande schließen, mit scharfen Ausdrücken abgelehnt, worauf er von Ludwig eine verdoppelte Zahlung im Betrage von 200,000 Pfund erhielt. Aber im Anfang des nächsten Jahres schloß er ein Bündniß mit den Generalstaaten und schickte Truppen ab, welche Ostende und Brügge für die Spanier besetzten.

Von dem Augenblick seiner Vermählung an war und blieb Wilhelm der geheime Führer desjenigen Theiles der englischen Aristokratie, welcher überzeugt war, daß der Herzog von York wegen seiner pfäffischen Natur und wegen der Abneigung des Volkes gegen den Papismus nicht zum Beherrscher von England tauge. Dies fühlte auf der anderen Seite auch des Herzogs Bruder, der König; er hoffte aber, durch französisches Geld und durch ein stehendes Heer der Nation trotzen zu können. Daß er so dachte, beweist der berüchtigte Brief, den er noch am 25. März 1678 schreiben ließ und welcher später dem Grafen Danby eine Anklage auf Hochverrath (impeachment) zuzog, weil er von diesem aufgesetzt worden war, obgleich der König selbst

als eine Art Nachschrift die Worte beigefügt hatte: „Dieser Brief ist auf meinen Befehl geschrieben. C. R. (Carolus Rex).“ In diesem Briefe erbot sich Karl gegen den König von Frankreich, den größten Theil des Heeres, welches mit dem vom Parlament reichlich zugestandenen Gelde geworben worden war, zu entlassen und innerhalb sechs Monaten kein Parlament einzuberufen, wenn Ludwig ihm sechs Millionen Livres geben wolle. König Ludwig ging freilich auf Karl's Anerbieten nicht ein; unmöglich konnte aber doch die Niederträchtigkeit des Königs von England und der gewissenlosen Männer, denen er die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraut hatte, verborgen bleiben. Um den allgemeinen Unwillen über seine enge Verbindung mit Ludwig XIV., soviel er konnte, zu besänftigen, trat Karl, wie oben erzählt ist, mit Holland und Spanien in nähere Beziehungen; er nahm, obgleich er immer noch mit Ludwig in geheimer Verbindung blieb, die Miene an, als ob er der großen Allianz gegen denselben beitreten wolle, und spielte in Nymwegen die Rolle eines Vermittlers.

Die Bedingungen des Friedens, welche Ludwig anbot, schienen dem Kaiser und Reich, dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Herzoge von Lothringen, dem Könige von Dänemark, den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg und dem Bischof von Münster so hart, daß keiner von ihnen darauf eingehen wollte. Nur die Niederländer, denen Ludwig die Rückgabe von Maastricht angeboten hatte, waren geneigt, Frieden zu schließen. Das ohnmächtige Spanien hatte sich anfangs ebenfalls gegen die von den Franzosen vorgelegten Bedingungen gesträubt; es mußte sich aber, um nicht ganz allein zu stehen, gefallen lassen, daß die Generalstaaten auch die Unterhandlungen für Spanien führten. In England drängte das Parlament und besonders das Volk den König, den Abschluß eines Friedens auf jede Weise zu Stande zu bringen. Im Anfange des Januar 1678 wurde daher zwischen England und Holland ein Vertrag geschlossen, durch welchen die Friedensbedingungen bestimmt wurden, die man der französischen und der spanischen Regierung vorlegen wolle; und das Parlament bewilligte eine Million Pfund, um nöthigenfalls den Frieden zu erzwingen. Im März kam sogar zwischen England und Holland ein Vertrag inniger Verbindung und wechselseitiger Verbürgung ihrer Besitzungen zu Stande, der für Holland im 17. Jahrhundert vortheilhaft war, im 18. aber der Republik verderblich geworden ist.

Bei den Verhandlungen in Nymwegen hatten unterdessen die französischen Minister, von welchen Pomponne der höflichste und mildeste, Colbert hart und grob, Louvois grausam und hochmüthig war, gegen das Reich, Lothringen, Brandenburg und Dänemark einen Stolz und Trotz gezeigt, wie man ihn früher nur von Seiten der Perser, Türken

und Mongolen gewohnt war. Die Unterhandlungen selbst wurden 1676 und 1677 ebenso systematisch langsam geführt, wie der Krieg. Endlich, am 1. Juli 1778, einige Monate nach der Eroberung von Gent und Ypern durch die Franzosen, kam Ludwig mit den Generalstaaten über einen Waffenstillstand überein, welcher sechs Wochen dauern, also am 11. August ablaufen sollte. In der Nacht vom 10. auf den 11. August unterzeichnete endlich Frankreich einen Separat-Frieden mit Holland und dem diesem verbündeten Spanien, weil man dadurch die übrigen Mächte zu isoliren und zur Annahme der härtesten Bedingungen zu zwingen hoffte. Diese Absicht der französischen Regierung gelang vollständig. Doch würde König Ludwig den Holländern nicht so viel nachgegeben haben, als er that, wenn nicht seit 1676 die Dinge in England eine Wendung genommen hätten, welche dort den Ausbruch einer neuen Revolution befürchten ließ. Uebrigens war der Friedensvertrag zwischen Holland und Frankreich so eingerichtet worden, daß Ersteres alle Vortheile erntete, alle Nachtheile dagegen auf Spanien gewälzt wurden. Holland erhielt nämlich, abgesehen von einigen sehr günstigen Zoll- und Schiffahrts-Bestimmungen, nicht blos Maastricht, sondern auch alle von den Franzosen besetzten Städte und Herrschaften wieder; auch ward dem Prinzen Wilhelm sein Fürstenthum Orange zurückgegeben. (Daß der Letztere noch am 14. dem Marschall von Luxembourg eine Schlacht lieferte, ist bereits erwähnt.) Spanien dagegen, welches jedoch erst am 18. September 1678 diesen Frieden annahm, erhielt zwar von Frankreich die eroberten Städte Charleroi, Binche, Oudenarde, Ath und Cortryk, Stadt und Herzogthum Limburg, das Land jenseit der Maas, die Stadt Gent, das Fort Rodenhus, die Landschaft Waes, die Städte Leuve und St. Guilain, sowie die erst Ende Mai eroberte Stadt Puycerda in Catalonien zurück; es mußte aber an Frankreich die ganze Franche Comté, Valenciennes, Bouchain, Condé, Cambray und die Landschaft Cambresis, Aire, St. Omer, Ypern, Warwick, Warneton, Poperingen, Bailleul, Cassel, Bavai und Maubeuge mit ihren Dependenzen abtreten.

Nachdem Holland und Spanien Frieden gemacht hatten, war für das deutsche Reich kein Grund mehr vorhanden, den Krieg fortzusetzen; dieses beschloß daher, Frieden zu schließen; es bestand nicht einmal auf seinem Antrage, daß Abgeordnete der Reichsstände in Nymwegen erscheinen sollten, sondern überließ diesmal dem Kaiser, die Sache in seinem Auftrage und Namen zu Ende zu bringen. Ohnedies nahm der Krieg der Verbündeten im Lauf des Jahres 1778 einen sehr ungünstigen Verlauf; am Oberrhein hatte der Herzog von Crequi die Rheinbrücke bei Straßburg verbrannt und sogar Landau eingenommen. Dem Kaiser lag theils wenig am Reich, theils hatte ihm Ludwig durch

die Schaaren von kabalirenden Diplomaten und Verräthern, die in seinem Solde standen, so viele Händel in Ungarn und Siebenbürgen und mit den Türken erweckt, daß er sich Alles gefallen ließ. Die französischen Gesandten trieben den Uebermuth so weit, daß sie erklärten, wenn der Kaiser nicht vor Ende des Jahres 1678 die ihm vorgeschriebenen Bedingungen annehme, so würden sie noch ganz andere machen. Der Kaiser entließ daher Wilhelm von Fürstenberg aus seiner Haft, setzte ihn, seine Brüder und Neffen in alle Reichswürden wieder ein und am 5. Februar 1679 wurde der Friede unterzeichnet.

In diesem von Kaiser und Reich mit Frankreich und Schweden geschlossenen Nymwegener Friedensvertrage mußten sich die Ersteren und ihre Verbündeten Alles gefallen lassen, was Ludwig's übermüthige Botschafter ihnen vorschrieben. Der westfälische Friede wurde zwar im Allgemeinen bestätigt; aber von den Rechten der durch diesen dem Reiche vorbehaltenen zehn Städte und der unmittelbaren Reichsritterschaft des Elsasses, welche Ludwig gewaltsam unterdrückt hatte, war ebenso wenig die Rede, als von denen der Aebte von Lüre und Murbach und der Unterthanen des Bischofs von Basel. Auch das der Stadt Straßburg entrissene Gebiet ward nicht zurückgegeben. Das eroberte Freiburg in Breisgau nebst drei Dörfern und freiem Durchzuge durch das Gebiet von Breisach blieb den Franzosen, welche dagegen dem Reiche das von dessen Truppen eroberte Philippsburg ließen. Allen denen, welche dem französischen Könige mit Gewalt oder Verrath Hülfe geleistet hatten, ward das Verlorene zurückgegeben. Der Kaiser mußte, im Fall Dänemark oder Brandenburg die Herausgabe der auf Kosten Schwedens gemachten Eroberungen verweigerten, das Versprechen geben, nicht zu erlauben, daß die Truppen beider Staaten irgendwo im Reiche Quartiere bezögen, während den Franzosen zugestanden ward, die Städte und Festungen Huy, Verviers, Aachen, Düren, Linnich, Neuß und Zons so lange besetzt zu behalten, bis Schweden alles Verlorene wieder erhalten habe. Dem Herzog Karl von Lothringen wurde der Besitz seines Landes nur unter Bedingungen zugestanden, welche so demüthigend waren, daß er sie ausschlug und lieber seines Landes beraubt blieb. Er sollte nämlich nicht nur seine Hauptstadt Nancy, sowie Longwy mit ihren Stadtgebieten an Frankreich abtreten, sondern außerdem noch vier Straßen, jede eine halbe lothringische Meile breit, welche von Elsaß, von der Franche Comté, von Metz und St. Dizier aus nach Nancy führten; dafür sollte ihm Toul und noch eine Stadt übergeben werden. Erst durch den Frieden von Ryswick (1697) ward Lothringen wieder seinem rechtmäßigen Herrn zurückerstattet; dieser war, da Karl damals nicht mehr lebte, sein Sohn Leopold. Als Kaiser Leopold die Dankfeste und Gebete

zur Feier des Friedens von Nymwegen anordnete, erklärte er, man müsse Gottes Hand küssen, auch wenn sie züchtige. Während die mächtigeren Verbündeten des Kaisers am härtesten büßen mußten, kamen dagegen die schwächeren besser davon, weil sie sich am frühesten in ihr Schicksal ergaben. Wir meinen unter diesen besonders den Nachfolger des im Herbst 1678 gestorbenen streitbaren Bischofs Bernhard von Münster und die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, von welchen der eine, der katholisch gewordene Johann Friedrich, ganz Franzose war und sich auch im Kriege als französischer Verbündeter verdient gemacht hatte. Der neue Bischof von Münster Ferdinand von Fürstenberg, aus einer anderen Linie stammend und besser gesinnt, als die mehrfach genannten Reichsverräther, schloß am 29. März einen besonderen Frieden mit Frankreich und Schweden; er mußte zwar den Schweden die Orte, deren er sich bemächtigt hatte, zurückgeben; er erhielt aber dafür von ihnen 100,000 Thaler als Ersatz der auf Befestigungen verwendeten Kosten, sowie eine ebenso große Summe von König Ludwig. Die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg mit Einschluß des Bischofs von Osnabrück schlossen an demselben Tage, an welchem der Nymwegener Vertrag unterzeichnet wurde (5. Februar 1679), zu Celle einen Frieden mit Frankreich und Schweden. Ludwig bestand in demselben nicht strenge darauf, daß die Herzoge unbedingt Alles, was sie besetzt hatten, den Schweden zurückgeben sollten. Dies geschah, wie wir vermuthen, den beiden Herzogen Georg Wilhelm und Johann Friedrich zu Gefallen, welche mehr mit Franzosen und Italienern als mit Deutschen verkehrten. Die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg mußten freilich Bremen und Verden wieder herausgeben, sie behielten aber doch alle Einkünfte, die sie während des Besitzes aus denselben gezogen hatten. Ueberdies durften sie nicht nur alle Renten und Einkünfte, die sie vor dem westfälischen Frieden aus den Stiftern gezogen hatten, sondern auch die beiden ansehnlichen Aemter Thedinghausen und Dovern behalten und es wurden ihnen außerdem noch alle von ihrem Gebiete umschlossenen Stücke, sowie eine Summe von 300,000 Thalern gegeben.

Auch die beiden mächtigsten von den zum Reiche gehörenden Staaten, die sich an den Bund gegen Ludwig's Anmaaßungen angeschlossen hatten, Dänemark und Brandenburg, machten besondere Friedensschlüsse. Diese müssen hier etwas ausführlicher erwähnt werden, weil dabei gelegentlich noch einige Punkte der Kriegsgeschichte hervorzuheben sind.

In Dänemark hatte Friedrich III. fast gegen seinen Willen eine von jeder Theilnahme des Volkes und des Adels freie Regierung erlangt und sein Minister Peter Schumacher (Sohn eines Weinhändlers

in Kopenhagen), den er zum Grafen von Greifenfeld machte, hatte eine despotische Regierung geführt, welche Alles gegen ihn erbitterte. Greifenfeld hatte den alten Adel dadurch zu vernichten gesucht, daß er ihn bewog, seine Güter zu veräußern und in anderen Gegenden Grafschaften und Baronieen zu kaufen. Er hatte seine Absicht so schnell erreicht, daß es schon 1663 14 Grafen in Dänemark und 2 in Norwegen, sowie im ersteren Lande 15 Barone gab, während man hier wie dort bisher weder von Grafen noch Baronen etwas gewußt hatte. Unter Friedrich's III. Sohn und Nachfolger Christian V. (1670 bis 1699) war der allmächtige Minister das Opfer der Rachgier seiner Gegner und einer Verbindung, welche dieselben mit dem brandenburgischen Gesandten Brandt geschlossen hatten (1676). Es war nicht schwer, einige Ausschreitungen, die er im Besitze der höchsten Gewalt begangen, zu Staatsverbrechen zu stempeln. Schumacher wurde zum Tode verurtheilt und auf das Blutgerüst geführt; nachdem der Scharfrichter das Schwert über ihn erhoben hatte, wurde die Begnadigung verkündigt; doch kam er in Haft und blieb in derselben 23 Jahre lang. Er starb einen Monat nach seiner Befreiung, in demselben Jahre wie Christian V. Keiner von den Männern, die den einst allmächtigen Minister gestürzt hatten, kam ihm an Fähigkeiten und Kenntnissen gleich und der junge König selbst erklärte in der Folge, daß unter seinen Räthen sich keiner befinde, welcher den als groben Verbrecher von den rachsüchtigen Dänen verfolgten und bestraften Greifenfeld ersetzen könne.

Während der Regierung Friedrich's III. und auch unter seinem Nachfolger Christian V. waren die Dänen in stetem Streite mit den Herzogen von Holstein-Gottorp, welche durch den Krieg Karl's X. von Schweden mit Dänemark die Souverainetät im ihrem Antheil an den Herzogthümern erlangt hatten. Man war wegen der Theilung der gemeinschaftlichen Einkünfte von Schleswig, sowie wegen des Lübeckischen Bisthums in Zwist. Nachher kam noch ein Streit über die Beerbung des letzten Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, Anton Günther, hinzu, welchem sowohl der Herzog von Holstein, als der König von Dänemark verwandt war. Diese Streitigkeiten führten auch Verwicklungen mit Schweden herbei, dessen König Karl XI. durch Bündniß und Verwandtschaft mit Holstein-Gottorp verknüpft war. Als daher der große Bund gegen Ludwig XIV. und seine Verbündeten, zu denen die Schweden gehörten, geschlossen wurde, versprach Christian V. demselben seinen Beistand; er wagte sich aber erst 1675, als der Kurfürst von Brandenburg den glänzenden Sieg bei Fehrbellin erfochten hatte, ins Feld. Dies geschah sonderbar genug zu der-

selben Zeit (im Juni 1675), als Christian's V. Schwester, Ulrike Eleonore, mit dem jungen Könige von Schweden verlobt ward.

Der erste Schlag der Dänen traf den Herzog Christian Albert von Holstein. Es ward, noch ehe der Krieg erklärt worden war, ein dänisches Heer in Holstein versammelt, und der Graf von Greifenfeld, der damals noch in Ehren und Würden war, bewies bei dieser Gelegenheit durch einen Gewaltstreich, von welcher Art seine vielgepriesene und mit Gütern, Ehren und Titeln, sogar auch vom Kaiser, übermäßig belohnte Staatsweisheit sei. Doch war es nach den besten Nachrichten nicht er, sondern der Kurfürst von Brandenburg, der den dänischen König zu demselben bewog. Die verwittwete Königin von Dänemark lockte nämlich ihre Tochter, die Herzogin von Holstein, nach Kopenhagen; und als dies geschehen war, lud König Christian V., nachdem er sich von dem Herzoge von Holstein in Gottorp hatte bewirthen lassen, denselben zu sich auf seine Festung Rendsburg ein, um ihn dort zu seinem Gefangenen zu machen (25. Juni). Der in Haft genommene Herzog fügte sich schon nach fünf Tagen in den sogenannten Rendsburger Vertrag, den man ihm vorlegte und der die härtesten Bedingungen enthielt. Seine Minister verweigerten zwar ihre Zustimmung; er selbst gab aber in Allem nach, weil seine Gemahlin sich noch in Kopenhagen befand und sein Land von den dänischen Truppen besetzt war. Zufolge dieses erzwungenen Vertrages wurden alle Städte den Dänen geöffnet, die holsteinischen Truppen in dänische Dienste gegeben, Alles auf den Zustand des Roeskilder Frieden zurückgeführt und nicht nur das Amt Schwabstedt, sondern auch die Urkunde, durch welche Friedrich III. im Kopenhagener Vertrage den Herzog für souverain in Schleswig erklärt hatte, zurückgegeben.

Von diesem Augenblicke an führte Christian V., in Verbindung mit dem Kurfürsten von Brandenburg, mit dem er zu Gadebusch eine persönliche Zusammenkunft hatte, und unterstützt von einer kleinen holländischen Flotte, den Krieg gegen Schweden zu Wasser und zu Lande. Schon Mitte December 1675 nahmen die Dänen Wismar, sowie gleich nachher auch Rostock, Ribnitz und Damgarten ein. Im Anfange des folgenden Jahres eroberten 3000 Mann Dänen, mit denen sich brandenburgische, lüneburgische und münsterische Truppen vereinigt hatten, die Herzogthümer Bremen und Verden; Münster und die braunschweigischen Herzoge schlossen alsbald eine Uebereinkunft zur Theilung des besetzten Landes. In demselben Jahre erlangte König Christian auch den Besitz der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, da der Herzog von Plön, dem die Hälfte dieser Erbschaft gebührte, sich mit dem Herzogthum Norburg abfinden ließ. Dagegen rettete sich der Herzog von Holstein-Gottorp und dessen Bruder, der

Bischof von Lübeck, der seinen Sitz in Eutin hatte,*) durch die Flucht nach Hamburg aus dem Bereiche der Dänen und protestirten von dort aus gegen den erzwungenen Vertrag von Rendsburg. Im weiteren Fortgange des Krieges erfocht 1676 der dänische Admiral Juel einen ebenso entscheidenden Sieg über die Schweden, als derjenige war, welchen der große Kurfürst ein Jahr früher bei Fehrbellin erfochten hatte. Dagegen mißlang der Versuch der Dänen, in das innere Schweden tiefer einzudringen; denn sie wurden, als sie in Holland erschienen, bei Halmstadt geschlagen. Im December erschien auch König Karl XI. an der Spitze seiner Schweden in Schoonen und lieferte den von ihrem Könige angeführten Dänen in der Nähe von Lund, der alten Hauptstadt von Schoonen, ein Treffen, dessen Ausgang jedoch unentschieden blieb. In diesem Jahre (1676) ward zum Unglück für Dänemark der Graf von Greifenfeld durch eine Kabale gestürzt, weil man ihn beschuldigte, er wolle, was ihm als Staatsmann zur Ehre gereichen würde, Dänemark von der deutschen Ohnmacht losreißen und mit der französischen Uebermacht verbinden. Greifenfeld allein würde vielleicht, als gleich nachher in Nymwegen unterhandelt wurde, den König aus der Verlegenheit gezogen haben, so daß derselbe nicht alle Vortheile eines für sein Land sehr drückenden Eroberungskrieges eingebüßt hätte.

Der Kurfürst von Brandenburg und der König von Dänemark schlossen noch am Ende des Jahres 1676 einen neuen gegen Schweden gerichteten Bund, und setzten, während man in Nymwegen ernstlich unterhandelte, den Krieg so eifrig fort, daß 1678 alle deutschen Länder der Schweden in ihrer oder ihrer Verbündeten Gewalt waren. Am längsten beschäftigte den Kurfürsten die Belagerung von Stettin, wobei ihn lüneburgische und münsterische Truppen unterstützten. Im August 1677 begann die Beschießung der Stadt, welche sich entschlossen vertheidigte. Leider gingen dabei ein Gymnasium, eine Kirche und der durch seine schöne Bauart berühmte Marienthurm zu Grunde; Friedrich Wilhelm fand es nöthig, die Zerstörung des letzteren als unabsichtlich zu entschuldigen. Aber Derfflinger zeigte sich härter, und noch andere Kirchen und Schulen sanken in Trümmer.**) Am Weihnachtstage ergab sich die Stadt, wobei der Magistrat den Kurfürsten bat, aus ihrem Widerstande zu ermessen, welcher Hingebung sie fähig sei. Gegen 2400 Einwohner hatten ihr Leben eingebüßt. Wegen des

*) Im Jahre 1647 war ein Vertrag geschlossen worden, dem gemäß die nächst folgenden sechs Bischöfe von Lübeck aus dem Hause Holstein gewählt werden sollten.

**) Zur Verhöhnung Derfflinger's hängten die Bürger das riesengroße Bild eines Schneiders an der Marienkirche auf.

allenthalben aufgehäuften Schuttes konnten Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin ihren Einzug in die bisher niemals eroberte feste Stadt erst am 10. Januar 1678 halten; sie wurden von der Jugend in Trauerkleidern empfangen. Bereits im October hatte sich Stralsund und im November Greifswalde ergeben. Im Herbst 1678 sammelte der Kurfürst bei Peenemünde 350 kleine Fahrzeuge, landete mit Beihülfe des berühmtem Tromp auf Rügen und zwang den schwedischen General Königsmark, die Insel aufzugeben. Auch erhielt er gerade in dem Augenblicke, als die Franzosen um den Beginn des Jahres 1679 in seinen westfälischen Besitzungen zwar langsam, aber systematisch vorrückten, und durch eine Heeresabtheilung dem Könige von Dänemark Oldenburg und Delmenhorst wegzunehmen trachteten, noch einmal Gelegenheit, zu beweisen, daß er und das von ihm gebildete Heer dem schwedischen Heere und dessen Anführern ebenso überlegen sei, als dieses unter Karl X. den Dänen überlegen gewesen war. Es waren nämlich, während der Kurfürst sich im sicheren Besitze von ganz Pommern glaubte, 16,000 Schweden aus Livland in Preußen eingefallen und bis nach Insterburg vorgedrungen. Der Kurfürst befand sich zwar, als er im December 1678 diese Nachricht erhielt, weit von Preußen entfernt in Westfalen, und kränkelte noch dazu; allein er besann sich keinen Augenblick, trotz der härtesten Kälte und obgleich gerade damals die Franzosen ganz Cleve besetzten, sogleich gegen die Schweden aufzubrechen. Die Letzteren, welche von Insterburg noch weiter vordrangen, hatten bei ihrem Einfalle in Preußen darauf gerechnet, daß die dort herrschende Unzufriedenheit über Friedrich Wilhelm's monarchischen Despotismus, welcher Recht, Herkommen und Gerechtigkeit verachtete, ihnen die Unterstützung der Einwohner verschaffen werde; und der Kurfürst sah sich deshalb auch genöthigt, den General Görzke mit 3000 Mann nach der Stadt Königsberg vorauszuschicken, welche besonders ungerecht und grausam behandelt worden war; mehr um die Ruhe zu erhalten, als um die Schweden anzugreifen. Er selbst ließ im Anfange des Jahres 1679 ein auserlesenes Heer von nicht ganz 4000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern aufbrechen und reiste während einer gräßlichen Kälte mit solcher Eile, daß er täglich sechs bis sieben Meilen und am letzten Tage sogar zwölf Meilen zurücklegte. Erst in Marienwerder, wo er am 21. Januar ankam, hielt er zwei Rasttage. Seine Absicht war, den Schweden, sobald er sie ereilt habe, ein Treffen zu liefern; diese hatten aber seine Annäherung erfahren und sich zurückgezogen, wobei sie durch Kälte und Ermüdung, sowie durch Kämpfe mit den Bauern mehrere tausend Mann verloren. Sie wurden von Görzke verfolgt und auch der Kurfürst bot Alles auf, um sie einzuholen. Er ließ von weit und breit her Schlitten zusammen-

bringen und auf denselben sein Fußvolk über Preußisch-Mark, Holland und Heiligenbeil, sowie nachher sieben Meilen weit über das zugefrorene frische Haff nach Königsberg fahren. Auch hier verweilte er nicht, weil er erfuhr, daß die Schweden schon Tilsit erreicht hätten. Während Görzke und die ihm als Verstärkung nachgeschickten Reiter den Weg einschlugen, welcher im Bogen um das kurische Haff herum führt, wagte der Kurfürst selbst mit dem Fußvolke, dem Geschütze und 3000 Reitern den drei Meilen langen geraden Weg über das Eis des kurischen Haffs bis zur Mündung des Memel-Armes Gilge und dann weiter bis Kukernese. Er holte die Schweden, nachdem dieselben schon durch die vorausgeschickten Truppen unter Treffenfeld (Henning) in der Nähe von Tilsit geschlagen worden waren, auf ihrem Rückzuge nach Livland bei dem eine halbe Meile von Tilsit entfernten Dorfe Splitter ein, brachte ihnen eine völlige Niederlage bei, und ließ sie dann durch Schöning noch bis Bauske, acht Meilen von Riga, verfolgen. Sie leisteten zwar dem Feinde, dem Mangel und der Kälte heldenmüthigen Widerstand, erlitten aber die größten Verluste; sie verbrannten endlich ihr Fuhrwerk und ließen ihr Geschütz stehen. Ihr Anführer Horn gelangte mit höchstens 1500 Mann nach Riga zurück, wo man aus Furcht vor einem Angriff die Thore schloß und die Vorstädte zu zerstören im Sinne hatte.

Die Großthaten, Siege und Eroberungen der Brandenburger und Dänen waren und blieben nicht allein für diese fruchtlos, sondern sie führten sogar den König von Frankreich auf dem Gipfel der Macht. Sie gewährten nämlich dem stolzen Könige die Gelegenheit, dem gesammten Europa zu beweisen, daß er allein im Stande sei, seine Freunde zu retten und seine Feinde zu verderben. Vergebens protestirte der Kurfürst von Brandenburg, als er den schlimmen Gang der Friedensverhandlungen in Nymwegen sah, bei Kaiser und Reich gegen den Abfall seiner Verbündeten, indem er auf seine Leistungen und Opfer hinwies; der Präsident des Hofkriegsrath in Wien, Hocher, soll damals gesagt haben: der Kaiser sei nicht darnach begierig, ein Königthum der Wenden an der Ostsee aufkommen zu sehen. Vergebens suchte er auch durch demüthigende Bitten seines Gesandten Meinders den Grafen d'Avaux zu rühren. Er mußte, wie der dänische König, sich nach Paris selbst wenden. Hier wurde ihm mit großem Uebermuth begegnet und zwar nicht blos von Ludwig selbst und von dem grausamen, unmenschlichen Louvois. Auch Colbert behandelte den Kurfürsten und seinen Gesandten auf hochmüthige Weise; denn von allen Ministern Ludwig's war nur Pomponne nie brutal, weshalb er auch mißfiel und später entfernt wurde. Louvois und der König selbst erklärten den von Brandenburg und Dänemark nach Paris geschickten Gesandten,

es sei für Frankreich ein Ehrenpunkt, nicht zuzugeben, daß Schweden auf irgend eine Weise geschmälert werde. Nur mit Mühe erhielt der Kurfürst im April 1679 einen Waffenstillstand auf vier Wochen. Das Clevische war unterdessen ganz ausgesogen worden, die Franzosen gingen über den Rhein, und Lippstadt und Wesel wurden ihnen als Pfand für eine Verlängerung von 14 Tagen eingeräumt. Der Kurfürst mußte über jedes einzelne Stück seiner Eroberungen unterhandeln. Er schrieb Ende Mai 1679 an den König die Worte, die ihm gewiß sehr weh thaten: „Er könne unmöglich glauben, daß Seine Majestät nach Maaßgabe des hohen Verstandes, womit Gott ihn ausgerüstet habe, die Gerechtigkeit seiner Ansprüche nicht erkenne. Er lege in des Königs Hände den besten Theil seiner auf rechtmäßige Weise, mit vielem Blute und mit der Verwüstung seines Landes gemachten Eroberungen; dafür bitte er aber, ihm doch den Ueberrest zu lassen. Seine Majestät werde es bereuen, ihn zu Grunde gerichtet zu haben, den schwerlich irgend Jemand in der ganzen Welt an Ergebenheit und Hochachtung für den König übertreffe." Alles war aber vergeblich. Er mußte am 29. Juni den Frieden von St. Germain (en Laye) schließen, der ihn zur Herausgabe aller seiner Eroberungen verpflichtete, mit alleiniger Ausnahme des kleinen Landstriches rechts der Peene, doch ohne die Orte Damm und Golnow, welches Letztere er als ein mit 50,000 Thalern lösbares Pfand behalten durfte. König Ludwig versprach ihm für den Fall, daß er sein früheres Bündniß mit Frankreich erneuere, 300,000 Thaler Entschädigung für den von französischen Truppen verübten Schaden. Der Kurfürst bestätigte zwar den Friedensvertrag augenblicklich; dessenungeachtet räumten aber die Franzosen erst im October 1679 seine Besitzungen in Westfalen und erst im Februar 1680 die Stadt Wesel.*)

Der König von Dänemark war durch den Frieden von St- Germain sehr unangenehm berührt, mußte sich jedoch, als französische Truppen unter dem Marschall von Crequi die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst besetzten, ebenfalls zur Unterwerfung unter Ludwig's Willen bequemen. Er schloß am 10. August den Frieden von Fontainebleau, in welchem er versprach, den Herzog von Holstein-Gottorp wieder einzusetzen und alle Eroberungen an Schweden zurückzugeben. Am 26. September schlossen hierauf Dänemark und Schweden, unter

---

*) Als Friedrich Wilhelm die Friedens-Urkunde unterzeichnete, rief er die Worte aus, die Virgil in der Aeneis der zum Tode bereiten Königin von Karthago in den Mund legt: „Aus meinen Knochen möge ein Rächer auferstehn (exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor)." Zur Friedenspredigt ließ er den Text wählen: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten."

französischer und kursächsischer Vermittlung, den Friedensvertrag von Lund. Schweden erhielt damals freilich alles Verlorene wieder; allein die französischen Subsidien, welche seine Oligarchie verpraßte, waren ein schlechter Ersatz für den im Kriege erlittenen Schaden. Es hatte nicht weniger als 50 Millionen Thaler, 40 große Kriegsschiffe und 100,000 Menschen verloren.

XII. Letzte Zeit des 17. Jahrhunderts.

1. Wiederherstellung der schwedischen Monarchie und Kriegsmacht durch Karl XI. und politische Verhältnisse Dänemarks unter Christian V.

Der Mißbrauch, welchen der schwedische Adel seit Karl's X. Tode mit dem ausschließlichen Besitze der Regierung getrieben hatte, erreichte mit dem Frieden zu Lund sein Ende, weil unmittelbar nachher drei Stände dem Könige, als er die Nation wieder aufzurichten und den hohen Adel niederzudrücken suchte, eine Art von Dictatur einräumten. Der Reichsrath, dessen Oligarchie bisher das Fett des Landes verzehrt und alle Stellen seinen Creaturen und Verwandten ertheilt hatte, war nur durch die vereinigten Bemühungen des Königs und der Stände vom Ruder zu entfernen; diese Entfernung des blos von einem habsüchtigen und bestechlichen Adel unterstützten Reichsrathes wurde aber unmittelbar nach dem Kriege nicht nur vom Könige, sondern auch von den drei anderen Ständen, der Geistlichkeit, den Bürgern und den Bauern, für durchaus nothwendig erkannt. Die Finanzen waren ganz zu Grunde gerichtet; alle Kassen waren leer, so daß den Beamten und sogar den Gesandten in Nymwegen Jahre lang ihr Gehalt nicht ausgezahlt ward; und doch hatte man seit Karl's Tode 21 Tonnen Goldes Schulden gemacht. Die auf den Juli 1680 einberufene Ständeversammlung mußte deshalb gebraucht werden, um eine völlige Reform zu bewirken. Dies war aber nur dadurch möglich, daß man, ohne gerade die Verfassung aufzuheben oder wesentlich zu verletzen, dem Könige eine dictatorische oder mit anderen Worten eine despotische Gewalt ertheilte. Dazu sollte das Heer dienen, welches der König angeführt hatte und von dem er angebetet ward; obwohl er kriegerische Eigenschaften besaß, dachte er doch seine Kraft auf die Herstellung der verwahrlosten inneren Zustände zu verwenden. Die Livländer, welche im Kriege gedient hatten und von den schwedischen

Adeligen im Heere beeinträchtigt wurden, waren insbesondere bereit, dabei behülflich zu sein.

Unter Gustav Wasa waren geistliche Güter im Betrag von 20,000 Hufen an den Staat zurückgekommen. Dies hob jedoch die Mißstände nicht und schon zur Zeit der Königin Christina hatte man die sogenannte Reduction oder die gesetzliche Wiedereinziehung der vom Adel verschleuderten oder usurpirten Güter und Einkünfte der Krone als das einzige Mittel erkannt, dem Reiche aufzuhelfen. Unter Karl X. war dieselbe aufs Neue angeregt worden. Weil jedoch mit einer solchen Maaßregel eine völlige Umänderung aller Verhältnisse und das Verderben der angesehensten Familien verbunden sein mußte, so war damals die Reduction nur zum kleinsten Theile ausgeführt worden. Nach Karl's X. Tode hatte seine Gemahlin, die Prinzessin Hedwig Eleonore von Holstein-Gottorp, mit einem aus fünf Männern bestehenden Reichsrath die Regierung geführt, bis ihr Sohn Karl XI. dieselbe persönlich übernahm. Nachdem durch die Friedensschlüsse von St. Germain und von Lund der äußere Besitzstand des Reiches gesichert war, wandte man sich der inneren Reform zu. Jetzt verlangten zuerst die Geistlichen und die Bauern, dann aber (im October 1680) mit ihnen vereinigt auch der Bürgerstand eine strenge Ausführung der Reduction, weil sonst die Staats-Maschine ins Stocken gerathen werde. Der Adel bot Alles auf, um die Sache zu hintertreiben; allein er scheiterte an dem Charakter des Königs, welcher entschlossen, vorsichtig und, wenn es nöthig wurde, unerbittlich hart war. Karl entfernte den verschwenderischen und hochmüthigen Kanzler Magnus de la Gardie, das bekannte Haupt der französischen Partei, sowie alle anderen Beamten, denen er zutraute, daß sie dem Reichsrathe mehr anhingen als ihm. Er übertrug das Kanzleramt an Bengt Oxenstierna; und dieser leitete nachher in Verbindung mit seinem Freunde, dem Staats-Secretär Akerhielm, die Veränderungen so, daß Beide sogar nach dem Eingeständnisse ihrer Gegner sich als höchst patriotische Männer bewiesen. Nachdem man Alles gehörig vorbereitet hatte, wurden die Vorschläge des Königs an besondere geheime Ausschüsse gebracht und zugleich das Ritterhaus unter dem Vorwande einer Ehrenwache durch Soldaten ganz eingeschlossen. Dann faßten die drei niederen Stände einen Beschluß, durch welchen eine ganz absolute Gewalt in die Hände des Königs gelegt ward (9. December 1680). Dieser Beschluß, dem weder der Reichsrath, noch die Ritter zu widerstreben vermochten, bestand in der Erklärung, daß der König an keine Regierungsform gebunden, daß er wegen der Maaßregeln, die er in Betreff der Reichsverwaltung ergreife, keinem Menschen Rechenschaft schuldig sei und daß er sogar durch Testament über die Verfassung und

die Art der Regierung Verfügung treffen könne. Zugleich versprachen die drei Stände, sich Allem, was der König auf diese Weise verordnen werde, willig zu fügen. Ja, sie wurden sogar nur mit Mühe abgehalten, dem Könige auch die letzte Entscheidung über Krieg und Frieden, sowie über das Ausschreiben von Steuern zu überlassen. Als der Reichstag diese Beschlüsse faßte, trugen die Theologen, deren Einfluß in Schweden ebenso groß war, als in England, dafür Sorge, daß die damals durch die anglikanischen Theologen von Oxford gepredigte Lehre von der Verpflichtung der Unterthanen zum unbedingten Gehorsam auch auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen des lutherischen Landes Schweden eingeschärft werde. Der Adel sah sich gezwungen, die Beschlüsse der anderen Stände anzunehmen. Auf solche Weise ward in Schweden eine Revolution durchgeführt, deren hauptsächlichstes Ergebniß darin bestand, daß die Verwaltung nicht mehr wie früher vom Könige und dem Reichsrathe, sondern vom Könige allein geleitet wurde. Dies sprach auch der König in der Antwort, welche er den Ständen ertheilte, aus. Die gesetzgebende und constituirende Gewalt, heißt es in derselben ausdrücklich, stehe zunächst allein dem Könige zu, doch könne er sie nur in Verbindung mit den Reichsständen ausüben. Diesen von dem Adel und der Ritterschaft angenommenen Bestimmungen gemäß ward aus dem Reichsrathe ein königlicher Staatsrath.

Im October 1682 wurde ein neuer Reichstag eröffnet, welcher bis zum Januar 1683 versammelt blieb; und auf diesem wurde, während die drohende Einziehung aller jemals veräußerten Güter, Renten und Einkünfte der Krone den ganzen Adel, besonders aber die Reichsraths-Familien in Schrecken hielt, schon behauptet, der König brauche eigentlich die Stände nicht zu berufen, es sei nur eine Gnade, wenn er sie zu Rathe ziehe. Zu gleicher Zeit ward ein Commission niedergesetzt, welche die Amtsführung der vormundschaftlichen Regierung zu untersuchen hatte und sich dahin aussprach, daß alle diejenigen Mitglieder derselben, welche an der Finanz-Verwaltung Theil genommen hätten, verpflichtet seien, dem Reiche den während ihrer Verwaltung erlittenen Schaden zu ersetzen. Dieser Urtheilsspruch wurde, allen gegen ihn erhobenen Einwendungen zum Trotze, durch die Reichsstände bestätigt und damit das Vermögen aller reichen Adelsfamilien von der Gnade des Königs abhängig gemacht. Jetzt wurden auch die fünf hohen Reichsämter nicht mehr besetzt und der König hatte fortan einen Staatsrath neben sich und einen Hof um sich, den er selbst wählte und der nur von ihm abhing. Außerdem ward auch die auf die Reichstagsbeschlüsse von 1650, 1655, 1660, 1672 und 1675 gegründete Reduction vorgenommen, zu deren strenger Durch-

setzung ein eisernes Gemüth, wie Karl XI. es hatte, gehörte. Der König bestellte eine Behörde, welche die Sache ordnen und durch die Landeshauptleute ausführen lassen sollte. Bei dieser Reduction ging man bis auf das Jahr 1632 zurück und es wurden nicht blos alle verschenkten und verschleuderten, sondern auch die verpfändeten Güter wieder eingezogen. Die Pfand- oder Kaufsummen sollten zwar zurückgezahlt werden; dagegen sollte aber der bisherige Inhaber auch alle Einkünfte, welche den wahren Werth überstiegen, an die Krone zurückerstatten, so daß er froh sein konnte, wenn er nicht noch zusetzen mußte. Es wurde ausdrücklich hervorgehoben, die Könige hätten entweder gar nicht oder doch höchstens für ihre Lebenszeit das Recht gehabt, Krongüter zu verleihen. Die Reduction wurde auch auf alle zum Reiche gehörenden Nebenländer ausgedehnt. In Livland sollte sie mit der Zeit der Heermeister beginnen und Alles in sich begreifen, was damals dem Erzbischofe, dem Orden oder der Geistlichkeit gehört hatte. In Esthland wurde Alles, was der König sich und der Krone damals vorbehalten hatte, zurückgefordert. In Ingermannland galt es den von Gustav Adolf für unveräußerlich erklärten Kirchspielen, in Kexholm allen Grafschaften und Freiherrnschaften, mochten sie nun vertheilt und vertauscht sein oder nicht. In Bremen und Verden forderte man alle bischöflichen und erzbischöflichen Tafelgüter, die Prälaten- und Kloster-Güter und die im oberen und unteren Stifte gelegenen Domkapitel-Güter, in Mecklenburg und Pommern, sowie auf der Insel Rügen die Tafelgüter zurück. In Schonen, Halland und Blekingen erstreckte sich die Reduction auf alle Vergebungen und auf die für Bornholm erhaltene Entschädigung, in ganz Jemtland und Herjedalen aber auf alle Güter, welche jemals zur Krone gehört hatten. Zugleich wurde erklärt, daß die eingezogenen Güter auf ewige Zeiten mit der Krone unzertrennlich verbunden sein sollten. Auf diese Weise gewann der Staat zehn Grafschaften, 70 Baronieen und eine überaus große Zahl von Rittergütern, welche der Adel zum Theil seit König Erich XIV., besonders aber in der letzten Zeit an sich gebracht hatte.

Da Alles mit Härte, ja mit Grausamkeit ausgeführt wurde, so verarmten gerade die reichsten und vornehmsten Familien, die Oxenstierna und Brahe etwa ausgenommen, am ersten. Die Geistlichkeit, welche nach einem Antrage des Bauernstandes jetzt Steuern entrichten mußte, litt ebenfalls. Die einzelnen Stände waren unter sich entzweit, sie suchten jeder den König zu gewinnen und dieser ward dadurch mächtiger mit den Ständen, als er ohne dieselben hätte sein können. Er trieb die Sorge für seine Kammer freilich sehr weit, ließ den inneren Werth der Münze verschlechtern, zahlte dann die ihm in gutem Gelde geliehenen Kapitalien in schlechtem zurück, setzte willkürlich die zu acht

Procent geliehenen Gelder auf den Zinsfuß von fünf herab und gab, wie später der König Friedrich II. von Preußen, allen seinen Leuten eine so geringe Besoldung, daß man ihm den schlechten Witz in den Mund legte, er wisse nicht, ob seine Leute selig würden, reich würden sie aber gewiß nicht. Er selbst wurde der reichste Besitzer in seinem Lande. Dabei muß man aber eingestehen, daß er auch in Beziehung auf sich und seine Familie sehr sparsam war, daß er mit den großen Summen, welche er aus den Händen ihrer langjährigen Besitzer wieder in die Staatskasse brachte, den Staat und besonders das Heerwesen desselben neu gründete und daß in Folge davon seines Nachfolgers (Karl's XII.) Kriegsmacht furchtbarer wurde, als sie unter Gustav Adolf und Karl X. gewesen war. Zu diesem letzteren Zwecke bestimmte Karl aus der großen Masse der wieder eingezogenen Krongüter zuerst 4500 Kronhemmans-Bostellen zu Wohngütern für Kriegsleute und für einige Staatsbeamte, denen dies als Besoldung angerechnet ward. Der Zustand dieser Güter ward in einem Inventar genau aufgezeichnet, weil sie nach dem Tode des Inhabers wieder abgeliefert werden mußten. Der Inhaber konnte das Gut verpachten; nur mußte es alle Jahre besichtigt werden. Jeder Ober-Officier hatte, wenn es irgend möglich war, sein Gut da, wo rund umher die Unter-Officiere und Gemeinen seines Regiments angesiedelt waren. Jeder Edelmann, welcher 500 bis 580 Mark Einkünfte hatte, mußte einen Mann und in demselben Verhältnisse, als er mehr Einnahme hatte, auch mehr Soldaten stellen und unterhalten. Starb der Soldat, so blieb es dem Edelmanne überlassen, entweder einen anderen Mann zu halten, oder soviel Geld zu hinterlegen, daß davon ein Mann gestellt werden konnte. Der Bauer oder mehrere zusammen mußten auf gleiche Weise einen Mann stellen, beschäftigen und ernähren; der König lieferte aber die Montur für denselben. Die Soldaten hatten alle Jahre zweimal Waffenübung. Jeder Soldat erhielt Feld, Garten und Wohnung entweder für sich allein, oder bei seinem Bauer, für welchen er gegen Tagelohn arbeitete. Hatte er einmal den Dienst angenommen, so mußte er in demselben aushalten; Deserteure wurden mit dem Tode bestraft. Auf diese Weise schuf Karl XI. jenes Heer, welches nachher unter seinem Sohne Wunder that, weil es nicht, wie damals alle anderen Heere, aus Miethlingen, sondern aus dem Kern des Volkes bestand und gleich diesem fromm und tapfer war. Es wuchs nach und nach bis auf 17,000 Reiter, 35,000 Mann zu Fuß und 2000 Mann Garden an. Dazu kamen noch sechs Regimenter von je 1000 Mann in den deutschen Provinzen. Die nach der bisherigen Weise geworbenen stehenden Truppen wurden in die deutschen Gebiete und in die Provinzen an der Ostsee verlegt.

Wer nur die Art und Weise betrachtet, wie Karl XI. die ihm von den Ständen gewissermaaßen aufgedrungene absolute Königsgewalt gebrauchte, wird mit Rühs eingestehen müssen, daß diese eine Wiedergeburt der Reichsmacht bewirkte, während sie alles öffentliche Leben erstickte. Karl XI. schuf nämlich neben dem Landheere, das er wieder auf 54,000 Mann brachte, auch die Seemacht ganz neu, und ließ seit 1679 den nach ihm benannten vortrefflichen Seehafen von Karlskrona mit seinen Werften, wozu nachher die berühmten Docks oder Schiff-Bassins kamen, auf neun Felseninseln an der Südküste anlegen. Die Kriegsflotte, für welche dieser Hafen ausschließend bestimmt wurde, bestand unter ihm wieder aus 33 Schiffen von 50 bis 108 Kanonen, aus vier von 46 und aus acht von 16 bis 36. Er veranstaltete große Bauten und vertheilte in Theuerungszeiten große Massen von Getreide an die Armen des Landes. Er stiftete im Jahre 1668 die Universität zu Lund, wobei er ähnliche Absichten hegte, wie sie in unserem Jahrhundert in Preußen bei der Stiftung neuer Hochschulen obwalteten: er gedachte nämlich dadurch die zehn Jahre zuvor erworbenen Provinzen Schonen, Halland, Blekingen enger an die alten Reichsgebiete zu knüpfen, was auch in gewissem Grade gelang. Ungeachtet aller dieser Unternehmungen waren bei seinem Tode mehrere Millionen Reichsthaler in der Schatzkammer. Bei allen Verbesserungen des Kriegswesens und der Vergrößerung des Heeres nahm Karl sich sehr in Acht, diese neu erworbene Macht unvorsichtig rasch zu gebrauchen oder die Dankbarkeit gegen Ludwig XIV., welchem Schweden zuerst den Verlust und dann die Wiedererlangung seiner alten Besitzungen verdankte, soweit zu treiben, als sein Nachbar Christian V. von Dänemark das Vertrauen auf die neu erworbene Gunst Ludwig's XIV. trieb.

Christian V. ließ sich 1682 für die gegen das deutsche Reich gerichteten Pläne Ludwig's XIV. gewinnen und übte im Vertrauen auf Frankreich gegen das dem schwedischen Könige nahe verwandte Haus Holstein-Gottorp auf dänische Weise brutale Gewalt. Karl XI. dagegen hütete sich, durch Unvorsichtigkeiten dem Reiche neue Wunden zu verursachen, ehe die alten Wunden geheilt seien. Christian Albert von Holstein-Gottorp, welcher erst 1694 starb, war, wie wir oben berichtet haben, von Christian V. nicht blos ganz unterdrückt und erst nach dem Frieden von Nymwegen wieder eingesetzt, sondern auch in der Erbschaft der Grafschaft Oldenburg beeinträchtigt worden. In Rücksicht des letzteren Punktes ging Christian sogar so weit, daß er die Herrschaft Jever, welche ein Privat-Eigenthum der Tochter des letzten oldenburgischen Grafen war, von Ludwig XIV. als burgundisches Lehen annahm, weil im 16. Jahrhundert einmal die Tochter

eines Häuptlings den Schutz des Herzogthums Burgund gesucht hatte und das Stammland dieses Herzogthums, die Bourgogne, gegenwärtig in Ludwig's Gewalt war. Als sich in späterer Zeit Christian an die Franzosen anschloß, Karl XI. aber dem Bunde gegen Frankreich beitrat, erneute der Erstere die Gewaltthätigkeiten gegen Holstein, die er früher auf Ludwig's Befehl hatte aufgeben müssen. Die Geschichte Christian Albert's von Holstein ist daher für die Geschichte von ganz Europa merkwürdig; denn sie hängt mit dem Ausbruche des nordischen Krieges, welchen Karl's XI. Sohn, Karl XII., im 18. Jahrhundert führte, enge zusammen. Die Feindschaft der Dänen war nämlich nicht nur gegen Christian Albert, sondern auch gegen dessen ältesten Sohn Friedrich IV. (1694—1702) unversöhnlich, obgleich der Erstere Christian's V. Schwager und der Letztere sein Neffe war. Friedrich ward im 18. Jahrhundert der Freund und Genosse des tapferen, aber tollkühnen Karl's XII., dessen Ebenbild er war. Zu Lebzeiten Karl's XI. ließ sich Schweden um Holstein's willen nicht in Krieg verwickeln. Als Christian V. vom Herzoge dieses Landes forderte, daß er dem Rechte, Steuern auszuschreiben, entsage, keine Festung anlege oder ausbessere und nur eine Compagnie Soldaten halte, entschuldigte sich Karl XI. ebenso, wie alle anderen Mächte, welche die Bestimmungen des Nymwegener Friedens verbürgt hatten, mit der Erklärung, daß es sich um einen Hauszwist handele. Christian Albert ward also in dem Vertrauen, welches er auf das deutsche Reich und auf Schweden setzte, getäuscht. Niemand regte sich, als Christian (1684) seine Dänen zur Execution nach Holstein schickte und nicht blos dort Erpressungen üben ließ, sondern auch in Lübeck, Mecklenburg und Lauenburg unter dem Vorwande, daß ihm früher im Kriege mit Schweden vom Kaiser Quartier-Gelder zugestanden worden wären, mitten im Frieden bedeutende Summen erpreßte. Der dänische König ward nachher in demselben Grade immer dreister, als die Lage von ganz Europa sich änderte und Ludwig XIV. den Verfall des deutschen Reiches und die Verlegenheiten des von ungarischen Rebellen und von den Türken bedrohten Kaisers benutzte, um mitten im Frieden neue Eroberungen zu machen. Im Jahr 1682 verkaufte sich Christian V. sogar förmlich den Franzosen. Er schloß nämlich am 21. April dieses Jahres mit Ludwig XIV. ein Bündniß, in welchem er für eine jährliche Subsidie von 800,000 Thalern ein Corps von 12,000 Mann zu Ludwig's Diensten bereit zu halten versprach und dafür von Ludwig die Zusicherung erhielt, daß Frankreich seine Absichten auf Holstein, Lübeck und Hamburg in jeder Weise fördern werde. Offenbar fand er sich durch die erfolgreichen Unternehmungen Ludwig's gegen

Straßburg und die oberrheinischen Gebiete ermuthigt, an der unteren Elbe Aehnliches zu versuchen.

Christian hatte, als er seine Truppen in Holstein einrücken ließ, die Absicht, die Erneuerung des Rendsburger Vertrages vom Jahr 1675 zu erzwingen. In demselben Jahr kam zum letzten Mal ein ordentlicher Landtag in Kiel zusammen; bei der Uneinigkeit der Landesherren mußte er sich bald auflösen und später unterhandelten dieselben, indem sie ganz absolut zu regieren begannen, nur noch mit einer ritterschaftlichen Corporation. Auch Christian V. ließ, ohne den Herzog zu fragen oder einen Landtag zu berufen, die von Prälaten und Ritterschaft zu zahlenden Steuern für sich erheben und eignete sich sogar die von Städten und Aemtern zu leistenden Zahlungen zu, welche dem Herzoge allein gebührten. Auch die Befestigung von Tönningen hinderte er. Der Herzog wandte sich an den Kaiser; dieser ertheilte allerlei Befehle, an welche sich, wie es längst hergebracht war, der dänische König um so weniger kehrte, weil die vom Kaiser angeordnete Commission auch auf Schleswig ausgedehnt worden war, wo des Kaisers Befehle nicht galten. Der Herzog entfloh, als er in seinem Lande nicht mehr sicher war, nach Hamburg, und nun rückte der König mit seinen Truppen auch in den holsteinischen Antheil von Schleswig ein, indem er im Mai die Erklärung erließ, daß der dem Herzog sehr günstige Vertrag von Fontainebleau (August 1679) durch die Flucht des Herzogs nichtig geworden sei, daß also alle diesem in Gemeinschaft mit ihm zustehenden Rechte von Dänemark nicht mehr anerkannt würden. Dies Alles ward an der Spitze von 22,000 Mann durchgesetzt, Helgoland erobert und der Antheil des Herzogs an Schleswig für verfallen erklärt. Doch gab der Graf von Ahlefeld, welcher an der Spitze des dänischen geheimen Rathes oder Ministeriums stand, dem Könige den weisen Rath, seine Heftigkeit in Hinsicht auf die deutsche Provinz zu mäßigen und die herzogliche Linie vorerst nur von Schleswig auszuschließen. Kaiser Leopold hatte nämlich den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, sowie den Herzogen von Celle und Wolfenbüttel den Schutz des Herzogs überlassen, und Schweden wartete nur, bis der mit Frankreich drohende Reichskrieg ausgebrochen sei, um den Dänen Schranken zu setzen; aus diesem Grunde warnte Ahlefeld den heftigen König und rieth ihm, sich an Schleswig zu halten. Christian bestellte hierauf ein eigenes, blos von ihm abhängiges Obergericht in Schleswig, trennte im April 1685 die schleswigische Ritterschaft von der holsteinischen und ließ sich von derselben die urkundliche Erklärung geben, daß sie dem dänischen Reiche angehöre und keinen anderen Oberherrn anerkenne, als den König von Dänemark. Soweit war Alles unter dem Grafen Ahle-

feld glücklich gegangen; als aber der geheime Rath unter der Leitung Konrad's von Reventlow die diplomatische Erfahrung, welche er unter Ahlefeld bewiesen hatte, aus den Augen verlor und auf des Königs Pläne einging, wurde Alles vereitelt.

Die Stadt Hamburg hatte zwar schon im Jahr 1618 durch einen Spruch des Kammergerichtes in aller Form die Reichsstandschaft zugesichert erhalten; doch war sie schon öfter vom dänischen König mit Huldigungsforderungen bedrängt worden und hatte sich derselben im Jahr 1679 durch eine Zahlung von 220,000 Thalern erledigt. Nachher wurde sie durch die stete Wiederkehr von Streitigkeiten beunruhigt, welche der Senat, die Oberalten und die Bürgerschaft über Verfassung und Regierung mit einander hatten. Der Bürgermeister Meurer hatte sich mit dem Wiener Hof in Verbindung gesetzt und war darüber von zwei heftigen Hamburger Demagogen, Kord Jastram und Hieronimus Snitger, zur Verantwortung gezogen worden. Jetzt (1686), da Christian ein Heer in Holstein hatte, ließ er sich mit diesen beiden Männern ein, da sie ihm zum Besitze der Stadt zu verhelfen versprachen. Der Kaiser hatte dem Herzog Georg Wilhelm von Celle und der Stadt Bremen die Vermittelung übertragen. Die beiden einflußreichen Demagogen aber waren den welfischen Herzogen so feindselig, daß sie es lieber mit der dänischen Hoheit zu versuchen gedachten. Sie neckten den Herzog von Celle, verzögerten die Aussöhnung der Bürger mit dem Senat und brachten den Letzteren dahin, daß er dem Herzoge entgegen wirkte. König Christian unterstützte die beiden Demagogen zuerst nur insgeheim, dann aber ganz öffentlich. Er machte in Altona ungeheuere Rüstungen, um in Verbindung mit Jastram in die Stadt zu dringen; er erschien an der Spitze von 6000 Mann vor derselben und forderte nicht blos aufs Neue eine Summe Geldes als Entschädigung für verlorene Rechte, sondern er verlangte auch von der ansehnlichsten freien Reichsstadt die Stadtschlüssel und die Erbhuldigung (August 1686). Jetzt besannen sich jedoch die Bürgerschaft und der Rath eines Besseren und zugleich zeigten die deutschen Fürsten endlich Ernst. Die Bürgerschaft, welche die eigentlichen Absichten der Unruhestifter erkannte, söhnte sich mit dem Rathe aus und dieser gab seine Feindschaft gegen den Herzog von Celle auf, dessen Truppen hierauf in die Stadt eingelassen wurden. Zu derselben Zeit nahm sich nicht nur der Kurfürst von Brandenburg der Hamburger an, sondern die Dänen wurden auch von Schweden her bedroht. Der Kurfürst, welcher damals gerade auf einer Reise in seine westfälischen Besitzungen begriffen war, begab sich, als er erfuhr, daß Jastram die Dänen in Hamburg einzuführen versprochen habe, selbst nach Celle zum Herzoge; der schwedische König Karl XI. aber machte ernstliche

Anstalten zum Kriege, und erließ, statt daß er bisher stets zum Frieden gerathen hatte, die drohende Erklärung, daß er die Sache des Herzogs von Holstein als die seinige betrachte und Alles aufbieten werde, um demselben Recht und Genugthuung zu verschaffen. Christian sah sich daher, nachdem seine Truppen eines der Hauptwerke von Hamburg, die Sternschanze, vergebens zu erstürmen versucht hatten, genöthigt, am 14. September seinen Kriegszug gegen Hamburg aufzugeben und von Gottorp aus eine Erklärung bekannt zu machen, durch welche er seine Forderungen an die Stadt wieder fallen ließ. In Hamburg dauerte der Verfassungsstreit, auch nachdem Jastram und Snitger verhaftet und als Landesverräther hingerichtet worden waren, noch fort, bis Kaiser und Reich einschritten und die Rechte der städtischen Körperschaften durch Recesse (1710 und 1712) bestimmt wurden.*) Die Herstellung eines geordneten Zustandes trug dazu bei, der Stadt im 18. Jahrhundert nicht nur erhöhten Wohlstand, sondern auch geistige Bedeutung zu verleihen.

Die Bekriegung des Herzogs von Holstein-Gottorp setzte Christian auch nachher noch fort. Doch verstand er sich endlich dazu, daß die Sache einem in Altona zu haltenden Kongresse verschiedener Mächte überlassen werden solle. Dieser Kongreß begann im Mai 1687; Christian benutzte ihn aber blos, um die Geduld des Kurfürsten von Brandenburg und des schwedischen Königs zu ermüden. Er hoffte nämlich, einer von Beiden werde endlich Schleswig angreifen, in welchem Falle ihm durch seinen Vertrag mit Ludwig XIV. 30,000 Mann Franzosen als Hülfsheer versprochen worden waren. Er täuschte sich jedoch in dieser Hoffnung, weil beide Mächte die Zeit abwarteten, wo Ludwig der veränderten Umstände wegen kein Heer mehr in den Norden schicken konnte oder wollte. Der Kongreß vermochte keine Einigung zu Stande zu bringen, da Christian auf seinen Forderungen bestand und sogar Oldeslohe in eine bedeutende Festung umwandeln wollte. Der Herzog von Holstein-Gottorp blieb daher anderthalb Jahre außerhalb seines Landes und die Dänen übten unterdessen Druck und Erpressung in demselben. Im April des Jahres 1688 starb der große Kurfürst und nun glaubte Christian der Erreichung seines Zweckes ganz sicher zu sein. Allein der schwedische König wußte damals gewiß, daß Ludwig XIV., der sich für einen neuen Krieg am Rhein rüstete, nicht zugleich ein starkes Heer in den Norden werde schicken können. Er zog daher drohend 25,000 Mann in Schoonen

*) Die Beschränktheit und Rohheit des großen Haufens zeigte sich darin, daß derselbe zu Hamburg im Jahre 1690 auf Antrieb des orthodoxen Hauptpastors an der Jakobi-Kirche, Dr. Mayer, eine wüthende Verfolgung gegen die damals harmlosen und achtbaren Pietisten unternahm.

zusammen, rüstete zugleich seine Flotte aus und ließ die Besatzungen im Bremischen verstärken. Außerdem stellten auch die mit Karl XI. verbündeten Herzoge von Braunschweig ein Heer an der Elbe auf. Christian sah sich sogar noch von den beiden Seemächten England und Holland bedroht, welche, um den französischen König mit allem Nachdruck bekämpfen zu können, den Ausbruch des im Norden drohenden Krieges zu verhindern suchten. Jetzt war daher Christian gezwungen, nachzugeben. Er unterzeichnete am 20. Juni 1689 den Altonaer Vertrag, in welchem er das von ihm besetzte Herzogthum Schleswig nebst der Insel Femern zurückgab und den Herzog von Holstein, welcher seinerseits jedem Anspruche an Schadenersatz entsagte, in die volle Souverainetät und in alle seine Gerechtsame, namentlich in das Recht, Soldaten zu halten, Festungen zu bauen und Steuern auszuschreiben, wieder einsetzte. Dieser Vertrag wurde gehalten, bis nach Karl's XI. Tode (April 1697) theils die Uebereilungen des Herzogs von Holstein-Gottorp, theils die geringe Meinung, welche die Beherrscher Dänemarks, Polens und Rußlands von Karl's XI. Nachfolger, Karl XII., hatten, und ihre Verbindung mit einander in dem jungen Könige von Schweden den schlafenden Löwen weckten, und so der nordische Krieg ausbrach, um dessentwillen wir hier etwas länger bei der schwedischen und dänischen Geschichte verweilen mußten.

2. England in der letzten Zeit Karl's II.

König Karl II. hatte, wie früher berichtet worden ist, den englischen Thron bestiegen, ohne daß man ihm irgend eine besondere Verpflichtung und Bedingung auferlegt hatte. Auch war er in der ersten Zeit seiner Regierung vom Volke und vom Parlament auf ganz unbegreifliche Weise begünstigt worden. Schon nach sechs Jahren hatte er sich jedoch durch das von ihm in Rücksicht auf Politik und Religion befolgte System und durch die verächtlichen Menschen, welche nicht blos seine Umgebung, sondern auch sein Ministerium bildeten, bei der Nation verhaßt gemacht. Die seit dieser Zeit in England herrschende Aufregung hatte von Jahr zu Jahr zugenommen. Sie war zuletzt besonders dadurch gesteigert worden, daß Karl's Bruder und künftiger Nachfolger, Jakob, Herzog von York, im Jahre 1669 zur katholischen Religion übertrat, auch seine erste Gemahlin zum Uebertritt brachte und sich nach dem Tode derselben mit der Prinzessin Maria von Modena aus dem Haus Este vermählte. Jakob gab sogar nachher durch die Unvorsichtigkeit, mit welcher er und seine Umgebung sich benahmen, der allgemeinen Unzufriedenheit stets aufs Neue Nahrung. Gegen ihn und gegen den Papismus richtete daher auch in der letzten Zeit von Karl's II. Regierung die Opposition ihre Hauptangriffe.

Diese Stimmung benutzte im Jahre 1678 ein gemeiner Mensch,

um durch Erdichtung einer sogenannten papistischen Verschwörung das ganze Reich in Aufregung zu bringen. Es trat nämlich damals Titus Oates, welcher in zwei auswärtigen Jesuiten-Collegien Aufnahme gefunden hatte, aber aus beiden wieder ausgestoßen worden war, als Denunciant auf und klagte die Jesuiten sowie die Katholiken überhaupt eines Complots (popish plot) an, an welchem auch der Herzog von York Theil genommen haben sollte. Ja, sogar die Königin ward in die Sache verwickelt. Die Geschichte dieses angeblichen Complots wurde ebenso romantisch ausgeschmückt, wie die des Kaspar Hauser von den zum genialen Roman-Glauben sehr geneigten Franken, und ebenso steif und fest für wahr gehalten, wie die von einem berühmten Juristen (Feuerbach) unterstützte Geschichte des fränkischen Landstreichers. Wir wollen den Zusammenhang der Sache nicht prüfen, sondern nur summarisch berichten. Lingard hat bewiesen, daß das Ganze von Schurken erdichtet und erfunden worden ist; und Hallam behauptet mit Recht, daß bei dem furchtbaren Toben der Anglikaner gegen Papismus und Papisten die Letzteren wohl allerdings auf eine Hülfe von Ludwig's Fanatismus hofften, aber nie eigentlich conspirirten. Zuerst geschah es im August 1678, daß ein Mensch Namens Kirby zu dem König trat, der im St. James-Park spazierte, und ihn warnte, nicht weiter zu gehen, weil Mörder ihm auflauerten. Die Anklage, daß Verschworene das Leben des Königs bedrohten, fand im allgemeinen Rathe, welcher den Herzog von York fürchtete und haßte, Glauben, und veranlaßte viele Berathschlagungen, so unzufrieden auch der König darüber war. Kirby hatte sich auf einen Geistlichen Namens Doctor Tongue, einen sehr leichtgläubigen, von Oates geleiteten Mann berufen; dieser gab nicht nur zwei Männer an, die den Mord hätten vollziehen wollen, sondern erklärte auch, der Leibarzt der Königin, Wakeman, sei von den Jesuiten für den Plan gewonnen worden, den König zu vergiften. Oates hatte außerdem einen Abenteurer Bedloe an sich gezogen, welcher wie Tongue von dem geheimen Rathe verhört wurde und Zeugnisse ablegte, um auch die Königin in das Complot zu verwickeln. Die Sache lautete fabelhaft und abenteuerlich, bis man die Papiere Coleman's, des Secretärs der Herzogin von York, in Beschlag nahm, und aus denselben sah, daß dieser mit Ludwig's XIV. Beichtvater, dem Pater La Chaise, über Religions-Angelegenheiten und über die Ansichten, welche Ludwig in Betreff derselben hatte, correspondirt habe. Gewiß war, daß die Jesuiten wegen ihrer Ordens-Angelegenheiten Versammlungen im Palaste des Herzogs von York hielten; Thorheit und Uebertreibung aber war es, daß man der Königin Schuld gab, nach dem Leben ihres Gemahles zu trachten und daß man auf einer förmlichen gerichtlichen Anklage der-

selben bestand. Das Vorgeben einer papistischen Verschwörung ward hauptsächlich auf eine zahlreich besuchte Versammlung gestützt, we[lche] die Jesuiten im Juli 1678 zur Wahl eines Procurators ihres Ordens gehalten hatten. Es hieß, der Papst habe sich wegen der Ketzerei des Königs und des Volkes für den eigentlichen Lehnsherrn der drei Königreiche erklärt und es bestehe eine weit verzweigte Verschwörung zur Ausrottung der Protestanten in England. Die Sache wurde dem Friedensrichter Godfrey, vor welchem auch Titus Oates seine eidliche Anzeige gemacht hatte (taken his affidavit), zur Voruntersuchung übergeben. Godfrey wurde aber bald nachher (17. October) bei Primrose-Hill in einem Graben ermordet gefunden, und dies verlieh dann dem Roman den Schein der Wahrheit. Lingard und viele Andere behaupten, Godfrey habe sich selbst getödtet. Dies gibt jedoch Hallam nicht zu, welcher vielmehr behauptet, es gehe aus einer gerichtlichen Untersuchung, die 1682 vor dem achtbarsten unter den damaligen Richtern (Pemberton) gehalten worden, einleuchtend hervor, daß Godfrey wirklich ermordet worden sei. Wir können hierüber um so weniger eine Untersuchung anstellen, als wir nie gewagt haben, den vielen Herren und vornehmen Damen zu widersprechen, die uns Kaspar Hauser's Tod als Beweis für die Wahrheit des fränkischen Romanes von ihm anführten.

Dem englischen Volke erging es damals, wie es dem deutschen so oft ergangen ist: es wollte durchaus glauben, weil der Glaube seinen Vorurtheilen mehr zusagte, als das Wissen. Je abenteuerlicher eine Erdichtung war, um so begieriger wurde sie aufgegriffen. Die Demagogen benutzten den Glauben meisterhaft, um das Volk in seiner Fieberhitze zu erhalten; und als das Parlament sich gegen Ende October wieder versammelte, beschäftigten sich beide Häuser, vor welche eigentlich die Sache gar nicht gehörte, vorzugsweise mit dem, was Oates, Bedloe und Tongue vorbrachten, sowie die Gerichte mit der Ausforschung aller derer, die man eines entfernten Antheiles an Godfrey's Ermordung beschuldigen konnte. Oates insbesondere wurde der Liebling des Volkes; er erhielt eine Wohnung in Whitehall und es wurde ihm ein Jahrgehalt von 1200 Pfund ausgesetzt. Ein allgemeines Fasten wurde ausgeschrieben; der König wurde ersucht, in Küche und Keller nur streng rechtgläubige Personen zu verwenden; die Gewölbe im Parlamentsgebäude wurden mit Wachen besetzt, damit es nicht wieder zu einer Pulververschwörung komme. Die herrschende Partei, vor Allen Shaftesbury, mißbrauchte auf unglaubliche Weise die künstlich erregte Angst vor einem Complot, welches nicht vorhanden war, um vermöge der damals noch grausamen und blutigen Kriminal-Justiz die Katholiken oder vielmehr alle die, welche die Wuth des Volkes nicht theilten, in den Kerker zu werfen oder aus der Stadt zu vertreiben.

Der König, welcher gleich anfangs erkannte, worauf es bei dieser Sache abgesehen sei, blieb ruhig. Er wurde aber eben deshalb von allen Seiten her mit Adressen und Petitionen gegen seinen Bruder und gegen die Katholiken überhaupt bestürmt und hatte nicht Charakterstärke genug, für die Verurtheilten, die er doch als unschuldig erkannte, mit dem Begnadigungsrecht einzutreten; es wurden darum im Laufe von zwei Jahren gegen 20 hingerichtet, darunter acht katholische Priester. Es sollen im Ganzen, wiewohl wir unsererseits die Richtigkeit der Zahl nicht verbürgen wollen, gegen 2000 Katholiken, darunter fünf Lords, verhaftet und 30,000 aus London gewiesen worden sein. Das Geschrei gegen den Herzog von York ward zuletzt so heftig, daß er auf den Rath seines Bruders im Parlament erklärte, er habe keinen Antheil mehr an der Verwaltung oder mit anderen Worten er sei nicht mehr Mitglied des geheimen Rathes. Nichtsdestoweniger benutzte man die durch das erdichtete Complot bewirkte Aufregung, um im November 1678 die Test-Acte so zu verschärfen, daß kein Katholik mehr mit gutem Gewissen im Parlament sitzen konnte und die katholischen Pairs, 21 an der Zahl, ihres Stimmrechtes im Oberhause beraubt wurden. Uebrigens fügte doch das Parlament damals eine Clausel (Proviso) bei, welche aussprach, daß sich die Wirksamkeit der Test-Acte nicht auf den Herzog von York erstrecken solle. Wakeman, der Leibarzt der Königin, war einer der wenigen Angeklagten, welche freigesprochen wurden. Aber sogar die Königin selbst würde auf die Aussage des elenden Oates hin, den man, um Zeuge sein zu können, erst von der Strafe für seine früheren Vergehen hatte frei erklären müssen, vor Gericht gestellt worden sein; dieser erschien nämlich vor den Schranken des Unterhauses und erklärte mit lauter Stimme, er klage Katharina von England des Hochverrathes an: aber die Lords weigerten sich, den Fanatismus des Unterhauses zu unterstützen. Die Verfolgungen und die gerichtlichen Grausamkeiten wurden endlich so arg, daß man auch den Grafen von Danby verhaftete und des Hochverrathes anklagte.

Jetzt endlich erkannte Karl, daß unter seines ehemaligen Kanzlers Shaftesbury's Leitung das Parlament, das sich in seiner ersten Zeit und auch noch später für alle schlechten Zwecke hatte gebrauchen lassen und deshalb 17 Jahre lang beibehalten worden war, in die Gewalt der Gegen-Partei gefallen sei. Er wagte also, als an diesem Parlament für ihn nichts mehr zu verlieren war, dasselbe aufzulösen und ein neues Parlament zu berufen (Januar 1679). Zugleich ward auf eine sehr schlaue Weise Alles versucht, um eine andere Stimmung im Volke hervorzubringen. Dabei leistete Danby, dessen Leben durch eine Anklage bedroht war, als Minister die beste Hülfe; denn er war Meister aller schlechten Künste und kannte die Veränderlichkeit der öffentlichen

Meinung sehr wohl. Er erschrak daher auch nicht, als er das neue Parlament anfangs fast noch wüthender fand, als das vorige zuletzt gewesen war. Er gab nur dem Könige den Rath, seinen Bruder und dessen Gemahlin auf einige Zeit aus den Augen der Schreier zu entfernen. Dies geschah denn auch. Jakob begab sich zunächst nach Brüssel. Danby selbst wurde durch die Begnadigung, welche Karl den Muth hatte für ihn auszusprechen und durchzusetzen, der Anklage auf Hochverrath entzogen. Doch wurde gerade diese Begnadigung als völlig unstatthaft angefochten, weil sie vor Beginn einer gerichtlichen Untersuchung ausgestellt war. Danby mußte aus dem Ministerium treten und König Karl zog abermals Sir William Temple zu Rath, welcher seit seinen letzten diplomatischen Sendungen sich einer gewissen Popularität erfreute. Dieser rieth ihm, dem bisherigen geheimen Rath (Privy council) eine andere Zusammensetzuug zu geben; derselbe sollte künftig aus 30 Personen bestehen, darunter 15 zu den höchsten Würdenträgern in Staat und Kirche gehörten, die 15 anderen aber, ohne öffentliches Amt, durch unabhängige Stellung und Gesinnung der erneuten Behörde Achtung gewinnen könnten. Dieselbe sollte zugleich berathend und ausführend sein. Leider ward Shaftesbury Vorsitzer, sowie William Russel und seine republikanisch gesinnten Genossen Mitglieder dieses Rathes. Die neue Einrichtung würde dabei keinen Bestand gehabt haben, wenn nicht Temple, welcher vorher das Amt eines Ministers abgelehnt hatte, sich dazu verstanden hätte, zugleich mit dem Grafen Essex, dem Viscount Halifax und dem Grafen Sunderland innerhalb des geheimen Rathes wieder ein eigentliches Ministerium zu bilden. Die leitenden Männer dieses Ministeriums waren, was man damals Whigs zu nennen anfing. Dieses schottische Wort bezeichnet ursprünglich die Bauern im südwestlichen Schottland, unter welchen es viele zum Aufstand geneigte Covenanters gab, und wurde daher zu einem Spottnamen für die Letzteren. Sonderbarer Weise kam es nun zur Bezeichnung einer politischen Partei in Gebrauch, welche die königliche Macht nicht von Gott, sondern vom Volkswillen herleitete; statt daß ihre Gegner, welche mit dem ursprünglich für abenteuernde irische Flüchtlinge gebräuchlichen Spottnamen Tory belegt wurden, strenge Legitimisten waren. Die Rathschläge des Viscount Halifax waren sowohl dem Könige, als der Mehrzahl der Mitglieder des geheimen Rathes nicht angenehm; diese, besonders Shaftesbury, erneuerten daher das Geschrei gegen Papismus und drangen auf ein Gesetz, durch welches Jakob von der Nachfolge ausgeschlossen würde (Exclusion-Bill). Das Unterhaus war im Begriffe, seine Einwilligung zu einem solchen Gesetze zu geben, als sich der König, ohne seinen neu eingerichteten Rath zu befragen, am 26. Mai 1679 in das Parlament verfügte und dasselbe auf zehn

Wochen vertagte. Er gab bei dieser Gelegenheit zugleich der vom Parlament angenommenen sogenannten Habeas-Corpus-Acte seine Zustimmung, vermöge deren jeder Verhaftete fordern kann, sogleich vor Gericht gestellt zu werden, damit über die Gesetzmäßigkeit seiner Verhaftung entschieden werde. Dieses berühmte Gesetz faßte alle früheren Bestimmungen, welche zur Sicherung der persönlichen Rechte gegen willkürliches Gerichtsverfahren dienten, so bündig und genau zusammen, daß es mit Recht von den Engländern als ein Palladium betrachtet wird. Nach demselben kann Niemand eine Verhaftung vornehmen, der nicht mit einer gerichtlichen Ermächtigung versehen ist. Letztere enthält zu Anfang die Worte Habeas corpus (Du sollst den Leib haben, d. i. Dich der Person versichern), daher der Name. Diese Acte kann in Zeiten gefährlicher öffentlicher Unruhen suspendirt werden, doch nicht ohne Zustimmung des Parlaments.

Der Sohn der lüderlichen Lucy Walters, welchen Karl als seinen Sohn anerkannt, zum Herzoge von Monmouth ernannt und an die Spitze des Heeres gestellt hatte, ließ damals ausstreuen, Karl sei mit seiner Mutter in rechtmäßiger Ehe vermählt gewesen; und Shaftesbury bewirkte, daß derselbe mit einem Heere gegen rebellische Covenanters und Republikaner in Schottland geschickt ward. Monmouth war in dem Kriege, den er dort zu führen hatte, glücklich, und wurde, als er nach England zurückkam, mit Titeln und Ehrenbezeugungen überhäuft, so daß die Legitimisten endlich wirklich glaubten, Karl wolle ihn seinem Bruder und dessen protestantischen Töchtern vorziehen. Dies schien um so mehr glaubhaft, da Monmouth's Hauptbeschützer, der Graf von Shaftesbury, welcher die Ausschließung des Herzogs von York von der Nachfolge am meisten betrieb, Präsident des geheimen Rathes war und die Erdichtung verbreiten ließ, daß die Mutter des Herzogs von Monmouth rechtmäßige Gemahlin des Königs gewesen sei. Der König gab zwar seinem Bruder Jakob vor dessen Abreise nach Brüssel die feierliche Versicherung, er werde niemals aus Liebe zu einem unehelichen Sohne die rechtmäßige Erbfolge antasten lassen; auch erklärte er vor dem Staatsrath mündlich und schriftlich im Namen Gottes, er habe niemals mit einem anderen Weibe als mit der Königin Katharina einen Ehebund geschlossen. Er fand indessen bald, daß Shaftesbury und Genossen, welche im Parlament die Ausschließung seines Bruders durchsetzen wollten, einen solchen Einfluß hätten, daß er auch das erst vor kurzem berufene Parlament wieder auflösen müsse. Er erklärte daher, wie oben bemerkt, ohne der getroffenen Abrede gemäß seinen geheimen Rath zu fragen, das Parlament für aufgelöst und berief ein neues auf den 17. October. Dadurch wurden Shaftesbury und sogar Sir William Temple mit seinen Freun-

den so sehr gekränkt, daß sie im September ihre Stellen niederlegten. Dieser Schritt setzte den König in den Stand, ein Ministerium zu bilden, welches nicht absolut seinem Bruder entgegen war. Die Lords Halifax und Sunderland, denen Shaftesbury's revolutionäres Treiben verhaßt war, blieben im Amte, und der König gesellte ihnen Lawrence Hyde, den zweiten Sohn des ehemaligen Kanzlers Clarendon, sowie Sidney Godolphin zu, welcher im Anfange des folgenden Jahrhunderts als Mitglied des von Marlborough geleiteten Whig-Ministeriums eine bedeutende Rolle spielte. Diese Männer waren es, welche dann eine allmälige Aenderung in der Stimmung des Volkes herbeiführten. Im September kehrte der Herzog von York, von seinem Bruder dazu aufgefordert, nach England zurück. Da jedoch das Toben gegen die Papisten fortdauerte und Karl mit Adressen und Petitionen bestürmt ward, während die Geschworenen und Richter eine kannibalische Justiz übten, so fand der König nöthig, seinen Bruder nach Schottland zu schicken, wo derselbe die oberste Verwaltung übernahm, welche der kurz vorher verstorbene Lauderdale hart genug geführt hatte. Der Herzog von York überbot ihn noch; er nahm keinen Anstand, den häufig stattfindenden Folterungen in Edinburgh persönlich mit großer Aufmerksamkeit beizuwohnen. Monmouth mußte auf Befehl des Königs seine Stelle niederlegen und für einige Zeit das Land verlassen. Obwohl der König die eheliche Verbindung mit Lucie Walters förmlich in Abrede gestellt hatte, war doch der junge Mann durchaus als Prinz behandelt worden; er hatte den Knieband-Orden erhalten, er führte an seinem Kutschenschlage die königlichen Wappen und zwar ohne das heraldische Abzeichen des Schrägebalkens, das die uneheliche Geburt anzeigte; er berührte Kropfkranke, um sie zu heilen. Dabei war er als tapferer Soldat und angenehmer, freundlicher Cavalier beliebt.

Das auf den 17. October 1679 berufene Parlament, das sich am 24. dieses Monats versammelte, wurde zu Jedermanns Erstaunen wieder vertagt, und zwar anfangs auf wenige Wochen, dann aber, was unerhört war, auf zwölf Monate. Shaftesbury rief daher den Herzog von Monmouth wieder nach England zurück, und das ganze Land gerieth in die heftigste Bewegung. Der König ward mit Petitionen und Adressen gegen die Vertagung des Parlaments bestürmt, und es schien, als wenn sich die Auftritte von 1640 erneuen würden. Jetzt erhob sich aber auch die andere Partei und setzte den Petitionen der Whigs andere Eingaben entgegen, in welchen der König ersucht ward, sein Recht zur Vertagung des Parlaments zu behaupten. Ganze Grafschaften, einzelne Collegien und Kapitel traten in Adressen gegen die Anhänger Shaftesbury's und des Herzogs von Monmouth

Shropshire und Norfolk. Man dankte sogar für die Zurückrufung des Herzogs von York. Wie feindlich sich damals die Vertheidiger der absolut monarchischen Gewalt, an deren Spitze der Herzog von York stand, und die Freunde einer aristokratisch-monarchischen Regierung gegenüber standen, geht schon aus der gebräuchlich gewordenen Bezeichnung beider Parteien mit den oben erklärten Namen, welche ursprünglich einen ganz verächtlichen Begriff hatten, hervor. Als endlich das Parlament im October 1680 wieder zusammentrat, erklärte sich die Mehrheit des Unterhauses sogleich für die Annahme einer Bill, durch welche der Herzog von York von der Nachfolge ausgeschlossen werden sollte. Bei der Abstimmung über dieselbe (im November) blieben von den Ministern nur Hyde im Unterhause und Halifax im Oberhause dem Grundsatze der Legitimität getreu; Sunderland und Godolphin dagegen, welche längst mit Wilhelm von Oranien in enger Verbindung standen, stimmten für die Ausschließung des Herzogs von York. Die Bill ging im Unterhause mit großer Mehrheit durch; im Oberhause, wo der König selbst bei den Verhandlungen anwesend war, wurden dieselben mit großer Heftigkeit geführt; doch endlich wurde die Bill, vorzugsweise durch die außerordentliche Anstrengung des Grafen Halifax, von den Lords verworfen.

Die liberale Partei beging die Unvorsichtigkeit, aufs Neue gegen die Papisten und gegen die erdichtete Verschwörung derselben zu wüthen. Das Unterhaus verfolgte und verschrie im November und December, obgleich gerade damals mehrere der Genossen des Titus Oates gerichtlich entlarvt wurden, jeden Verdächtigen oder Angeklagten, besonders aber den Bruder des Königs und auch die Königin. Das letzte Opfer des wahnhaften Eifers gegen die Papisten war der Viscount von Stafford, der auf Towerhill enthauptet wurde; doch zeigte sich dabei die veränderte Volksstimmung; denn als Stafford vor dem Tode seine Unschuld betheuerte, rief ihm die Menge zu: „Wir glauben Euch: Mylord; Gott segne Euch." Die einzelnen Grausamkeiten der gerichtlichen Verfolgungen in England und Schottland müssen übrigens hier, wo Alles, was der Special-Geschichte angehört, unberührt bleibt, ebenso übergangen werden, wie die diplomatischen Schurkereien des französischen Kabinets, welches auf der einen Seite den König und die Papisten am Nachgeben hinderte und mit Geld unterstützte, auf der anderen aber die Opposition ermunterte und so das Feuer der Zwietracht auf jede Weise schürte. In den ersten Wochen des Jahres 1681 ging das Unterhaus so weit, daß alle nur einigermaaßen gemäßigten Engländer zu der Erkenntniß kamen, das Parlament mißbrauche seine Rechte und treibe ein schnödes Spiel mit dem Könige. Das Unterhaus erklärte Karl's geheime Räthe

Halifax, Clarendon und den Grafen von Feversham für Begünstiger des Papstthums; es verlangte, daß Worcester, Feversham, Lawrence Hyde und Seymour aus dem geheimen Rathe entfernt würden; es machte sogar Jeden, der dem Könige auf seine Einkünfte Geld leihe, dafür verantwortlich. Der König beschloß, auch dieses dritte Parlament aufzulösen. Die Mitglieder desselben erhielten jedoch von seinem Vorhaben einen Wink. Sie geriethen darüber in eine solche Wuth, daß sie Beschlüsse faßten, durch welche sie in den Augen des Volkes des Republikanismus verdächtig werden mußten. Das Unterhaus erklärte nämlich diejenigen, welche dem Könige zur Vertagung des Parlaments gerathen hätten, für Verräther an König, Religion und Vaterland, die für Frankreichs Vortheil arbeiteten und von Frankreich bezahlt würden. Die leitenden Whigs gingen sogar bis zum Jahre 1666 zurück und bewogen das Unterhaus dazu, förmlich auszusprechen, daß der oben berichtete große Brand, welcher damals die Stadt London vernichtet hatte, ein Werk der Papisten gewesen sei, um Papismus und willkürliche Regierung in England einzuführen. Zugleich wurde vom Unterhause beschlossen, daß der König durch eine Adresse ersucht werden solle, dem Herzoge von Monmouth alle die Stellen wiederzugeben, deren er durch den Einfluß des Herzogs von York jüngst beraubt worden sei. Auch ward die strenge Ausführung der Gesetze, welche gegen die nicht zur englischen Kirche gehörenden Protestanten (die Nonconformisten oder Dissenters) gerichtet waren, für eine Beförderung des Papismus erklärt.

Vergebens machte die Stadt London den Versuch, einen Aufschub der Vertagung des Parlaments herbeizuführen. Dieses ward vielmehr unmittelbar darauf (18. Januar 1681) aufgelöst und zugleich ein neues berufen, das sich innerhalb zweier Monate versammeln sollte, und zwar nicht in London, sondern in Oxford, wo sowohl die Universität, als der umwohnende Landadel ganz und gar der Krone ergeben waren. Der Herzog von York wurde damals von allen Seiten her bestürmt, dem Toben gegen seine Person und gegen die Katholiken dadurch ein Ende zu machen, daß er die vom Gesetze geforderten Eide schwöre; dies erlaubte ihm jedoch sein enges Gewissen nicht. Er blieb daher der Stein des Anstoßes. Sein Bruder, der König, erwartete mit Recht auch von dem nach Oxford berufenen neuen Parlament nichts Gutes; er sah sich daher in der Ueberzeugung, daß er dasselbe ebenfalls werde auflösen müssen, nach anderen Geldquellen um. Er wandte sich durch die Vermittelung seines Bruders wieder an Ludwig XIV. von Frankreich, und dieser benutzte die dargebotene Gelegenheit, um den englischen König nach und nach vom Bunde mit Spanien abzuziehen. Im März 1681, an demselben Tage, an welchem

Karl sich nach Oxford begab, wurde ein geheimer Vertrag geschlossen, in welchem Ludwig XIV. dem Könige von England zwei Millionen Livres für das laufende Jahr und eine halbe Million Kronen für die beiden folgenden zu zahlen versprach und dagegen dieser sich verpflichtete, das spanische Reich dem Schicksale zu überlassen, welches Ludwig ihm damals bereitete. Uebrigens wurde dieser Vertrag blos mündlich geschlossen. Auch wurden von englischer Seite nur Lawrence Hyde, der Schwager des Herzogs von York, von französischer nur Ludwig's Gesandter Barillon in das Geheimniß desselben eingeweiht. Die Aussicht auf französische Subsidien machte den König fähig, in dem Parlament zu Oxford dreist den Whigs entgegenzutreten, welche noch immer die Mehrzahl der Stimmen hatten. Er bot jedoch denselben vorher ein, wie es heißt, von Halifax erdachtes Auskunftsmittel an, welches darin bestand, daß bei seinem Tode der Herzog von York, ohne deshalb den Königs-Titel zu verlieren, auf eine Entfernung von 500 englischen Meilen verbannt und die Regierung in dessen Namen von seiner älteren Tochter, der Gemahlin Wilhelm's III., und eventuell nach deren kinderlosem Tode von ihrer Schwester Anna geführt werden solle. Die Versammlung war hartnäckig genug, auch noch nach diesem Vorschlage auf der unbedingten Ausschließung des Herzogs von der Nachfolge zu bestehen. Karl, dem diese Hartnäckigkeit wahrscheinlich ganz willkommen war, entschloß sich, auch dieses Parlament, welches ganz einem polnischen Reichstage glich, aufzulösen, nachdem es nur acht Tage versammelt gewesen war. Ohne etwas von seinem Vorhaben merken zu lassen, führte er dieses am 27. März ganz unerwartet aus. Er begab sich in einer Sänfte, der eine zweite mit dem königlichen Ornat folgte, in das Oberhaus, ließ durch den Parlaments-Diener das Unterhaus ebendahin rufen und ertheilte ihm dann zu Aller Erstaunen vom Throne herab den Befehl, sich aufzulösen.

Auf diese Weise endigte das fünfte und letzte von Karl berufene Parlament. Der König, der seine Ausgaben für die nächsten Jahre von Frankreich gedeckt sah, machte wenige Tage nachher der Nation die Begründung seines Verfahrens in einer Erklärung bekannt. Diese Erklärung wurde auf allen Kanzeln verlesen und die orthodoxen Oxforder Theologen sorgten dafür, daß dieselbe Jedermann bekannt wurde. Zu gleicher Zeit kam auch in allen Processen, bei welchen die Erfinder des papistischen Complots, ein Titus Oates und Andere, entweder als Ankläger oder als Zeugen aufgetreten waren, gerichtlich ans Licht, daß diese bloße Werkzeuge einer Partei gewesen waren; und da einerseits die Geistlichkeit sich der Sache des Königs annahm und andererseits die Landjunker vor einer Wiederkehr der Republik erschraken, so ward die Stimmung im Lande dem Könige günstiger.

Dies wußte Halifax, welcher auch die königliche Erklärung abgefaßt hatte, meisterhaft zu benutzen. Er ward in seinen Bemühungen von den Männern im Rathe unterstützt, welche nach dem Austritte Shaftesbury's, Sunderland's, Essex' und Temple's die angesehensten Mitglieder desselben waren, nämlich von dem Lord-Kanzler, dem Lord-Präsidenten, den Secretären Jenkins und Conway, dem Sprecher des letzten Parlaments, Seymour, und von Hyde, den der König zum Grafen von Rochester erhoben hatte. Das Parlament von Schottland beschloß, daß jeder Versuch zum Umsturz der Thronfolge, sei es auch um der Verschiedenheit des Glaubens willen, für Hochverrath gelten solle. Man gebrauchte jetzt, um die Gegner des Königs gerichtlich zu verderben, dieselben ungerechten Mittel und zum Theil dieselben Menschen, deren sich Karl's Feinde früher gegen ihn bedient hatten. Zuerst ernannte der Kanzler lauter Leute zu Friedensrichtern, welche der Sache des Königs mit Entschiedenheit zugethan waren. Dann wurden die Stadträthe und Volksobrigkeiten von den Bürgerschaften aus den royalistischen Bürgern gewählt. Nachher klagte man die Haupt-Rädelsführer wegen des Sturmes gegen Jakob und seine Freunde gerichtlich an. Dies wiederfuhr auch dem Grafen Shaftesbury; er kam in den Tower und vor die große Jury; er entging aber durch den Spruch der Geschworenen der Verurtheilung. Die officielle Zeitung (Gazette) war unaufhörlich mit Adressen gefüllt, in welchen die rebellische Natur der drei letzten Parlamente beleuchtet wurde.

Jetzt glaubte der König auch seinen Bruder, den Herzog von York, zurückrufen zu können; doch verging noch einige Zeit, bevor derselbe auch seinen Sitz im Rath einnahm und wieder die Leitung des Seewesens übernahm. Die Rückkehr des Herzogs (im Mai 1682) veranlaßte eine Verschwörung der Anhänger des Herzogs von Monmouth; diese führte jedoch gerade das herbei, was die Verschworenen zu hindern gesucht hatten, weil die Verschwörung in eine Zeit fiel, wo Alles sich zu Gunsten der königlichen Macht umgestaltet hatte. Die oben genannten Minister und Rathgeber des Königs waren Männer von Talent, Erfahrung und Kenntniß des Rechtes; sie hatten schon längst dafür gesorgt, daß die Stellen der Sheriffs, welche die Listen der Geschworenen zu verfertigen haben, mit heftigen Tories besetzt wurden, die nur Leute ihrer Farbe wählten. Der Richter selbst war man alsdann sicher. Die Freisprechung Shaftesbury's in London hatte jedoch gezeigt, daß man zur Erreichung dieses Zweckes noch gründlicher verfahren müsse; die Wahl der Sheriffs mußte von der Regierung abhängig gemacht werden. Man begann mit der Stadt London, und machte gleich darauf fast alle anderen Städte des Reiches durch einen jener rabulistischen Kniffe, welche in England vor Gericht

nur zu oft angewandt werden, ganz in die Gewalt der Minister. Schlaue Juristen, sagt Hallam,*) behaupteten, eine gerichtliche Klage gegen den Stadtrath von London wegen Ueberschreitung seiner Berechtigung (a judgement of forfeiture obtained) würde das beste Mittel sein, nicht blos das Bollwerk der Demokratie, die Bürgerschaft von London und ihren Gemeinderath, ganz unschädlich zu machen, sondern auch die städtischen Corporationen des Reiches überhaupt, welche damals weit mehr als jetzt Einfluß auf die Parlaments-Wahlen hatten, in Schrecken zu setzen. Man leitete also gegen den Stadtrath von London beim Kingsbench das sogenannte Verfahren auf quo warranto ein, oder mit anderen Worten man klagte ihn der Ueberschreitung seiner Amtsgewalt an. Diese Anklage wurde darauf gegründet, daß der Stadtrath nicht blos lange Zeit hindurch, ohne die Erlaubniß des Königs dazu nachzusuchen, auf die zu Markt gebrachten Waaren eine Steuer gelegt hatte, sondern daß er auch in einer Petition, durch welche der König im December 1679 um die Haltung eines Parlaments angegangen wurde, sich eines beleidigenden Tones bedient hatte. Das Obergericht zu Westminster erkannte die Klage für begründet und erklärte die Stadt London zur Strafe ihrer Privilegien für verlustig. Die Stadt erhielt die ihr entzogenen Rechte alsbald wieder zurück, jedoch unter der Bedingung, daß künftig die Wahl des Lord-Mayor und der Sheriffs nur dann Gültigkeit haben solle, wenn der König sie bestätige; habe er aber zwei Wahlvorschläge verworfen, so könne er die dritte, endgültige Wahl selbst vornehmen. Derselbe Kniff ward hierauf auch in anderen Städten angewandt, da die Juristen des Königs überall eine Ursache zur Klage zu finden wußten; viele Städte lieferten ihre Freibriefe (charters) ein und erhielten sie nur unter ähnlichen Einschränkungen, wie die City von London, und gegen Zahlung hoher Gebühren zurück; die Folge war, daß die Magistrate sich fast überall in den Willen des Königs fügten.

Unter den angegebenen Umständen war die Verschwörung, welche damals die Whigs machten, eine große Thorheit. Die verständigeren Männer der Partei suchten dem Strom der Reaction entgegen zu arbeiten und knüpften dazu Verbindungen in verschiedenen Landestheilen an; vor Allem dachten sie eine katholische Thronfolge um jeden Preis zu verhindern. Gewissenlose Hitzköpfe gingen auf eigene Hand noch weiter und machten Entwürfe zu verwegenen Streichen, ohne die Führer der Bewegung zu fragen. Zu diesen Führern gehörten die in den gelehrten Schulen Englands gebildeten, mit den bekannten Declamationen

*) In: Constitutional History of England from the accession of Henry VII. to the death of George II. (London 1827, Deutsch von Rüder, Leipzig 1828); Theil II, 323.

über römische Freiheit und römischen Senat genährten englischen Junker, ein Essex, ein Grey, ein William Russel, der Graf Leicester und dessen Bruder, Algernon Sidney. Auch der Enkel von Cromwell's Freund Hampden hatte sich angeschlossen und Graf Howard d'Escrick hatte die Verschworenen mit dem Herzoge von Monmouth in Verbindung gesetzt; der eigentliche Leiter aber war Shaftesbury. Die Verschwörung ging also, was in England schon allein Verbrechen beschönigt, von Männern der ersten Familien aus und wird von den Engländern, welche dem Junkerthum mehr gewogen und für eine römische Senatoren-Herrschaft mehr eingenommen sind als wir, gepriesen oder doch entschuldigt. Ihr Ziel war die Erregung eines allgemeinen Aufstandes in England und in dem höchst unzufriedenen presbyterianischen Schottland. Da man jedoch, um überall zu einer und derselben Zeit das Volk in Aufstand zu bringen, einer großen Zahl von Mitwissenden bedurfte, so wurde die Verschwörung noch vor ihrem Ausbruche verrathen. Shaftesbury, Walcot, Ferguson und andere Verschworene retteten sich hierauf sogleich (October 1682) nach Holland, wo dann der Erstere schon im Januar des nächsten Jahres starb; Walcot und Ferguson kehrten gleich nachher insgeheim nach England zurück. Dort bestand noch ein anderes Complot, welches mit der Verschwörung für einen umfassenden Aufstand nur in so entfernter Verbindung stand, daß man allgemein annimmt, die Russel, Leicester und Algernon Sidney hätten von ihm nichts gewußt. Während nämlich die Mitglieder der erwähnten Verschwörung nicht an Mord, sondern nur an eine allgemeine Empörung gegen Despotismus und Papismus gedacht haben sollen, glaubten Walcot, welcher einst bei Cromwell's blutigem Zuge nach Irland unter diesem gedient hatte, sowie Rumsey, ein militärischer Abenteurer, Ferguson, ein Prediger der fanatischen schottischen Independenten, und West, ein verdorbener Jurist, durch Ermordung des Königs und seines Bruders Jakob den Zweck der Verschwörung auf dem kürzesten Wege erreichen zu können. Diese neue Verschwörung nannte man das Kornhaus-Complot (the Ryehouse-plot), weil man an dem unweit London in Hertfordshire gelegenen Pachthofe Ryehouse, der einem der Mitverschworenen gehörte und an welchem der König und sein Bruder auf der Rückreise von Newmarket oft vorbeikamen, Beiden hatte auflauern wollen, um sie zu ermorden. Die Ausführung der blutigen That wurde zuerst vom November 1682 auf den 22. März 1683 und nachher noch auf einen anderen Termin verschoben. Während dieser Zeit ward jedoch das Complot durch ein Mitglied desselben, Keiling, der Regierung verrathen (Ende Mai 1683). Mit der Entdeckung des Kornhaus-Complots sahen sich auch die Leiter der ausgedehnten Verschwörung sehr gefährdet; der Herzog von Monmouth

verbarg sich, Howard wurde aus einem Versteck hervorgezogen, auch die anderen Häupter kamen in Haft, nur Grey entkam. Lord Howard war niederträchtig genug, gegen seine Genossen als Zeuge aufzutreten. Von den Letzteren haben William Russel und Algernon Sidney bei der Mit- und Nachwelt am meisten Theilnahme gefunden und sind von liberalen Schriftstellern mit einem ähnlichen Glanze, wie Brutus und Cassius, umgeben worden. Daß Beide am Kornhaus-Complot nicht betheiligt waren, erkannten sowohl Rumsey und West als auch Lord Howard an. Russel wurde gleichwohl von den Geschworenen nach kurzer Berathung für schuldig erklärt und starb im Juli 1683 mit würdiger Fassung auf dem Schaffott, nachdem der König das Anerbieten von 50,000 oder nach Anderen sogar von 100,000 Pfund für die von ihm nachgesuchte Begnadigung ausgeschlagen hatte. Russel hielt bis an seinen Tod die Ansicht aufrecht, daß eine freie Nation ihre religiösen und politischen Rechte gegen Angriffe vertheidigen dürfe; vergebens drangen zwei Geistliche, Burnet und Tillotson, in ihn, daß er sich in seinen letzten Tagen anders aussprechen möge.*) Gegen Algernon Sidney war ebenfalls Lord Howard aufgetreten; der zweite Zeuge aber, den das Gesetz verlangte, war nicht beizuschaffen. Da half sich der Oberrichter Jefferey's, indem er bei Sidney Haussuchung vornehmen ließ und ein aufgefundenes, schon vor Jahren abgefaßtes Manuscript bei Gericht vorlegte; dieses Manuscript, welches republikanische Ansichten entwickelte, sollte nun nach dem Grundsatz „Schreiben ist handeln" als vollgültiger zweiter Zeuge betrachtet werden. Auch Sidney wurde demnach verurtheilt; er erlitt den Tod erst im December 1683. Er starb wie ein Held. Wir können jedoch in Betreff der äußeren Ruhe und Haltung, die er auf dem Schaffot zeigte, in die Bewunderung der Engländer nicht einstimmen, weil dies durchaus von der physischen Constitution abhängt. Wilhelm III. ließ nach seiner Thronbesteigung die Urtheile gegen Russel und Sidney cassiren und die Ehre der Beiden für wiederhergestellt erklären. Essex starb im Tower, wahrscheinlich durch Selbstmord; Hampden kam mit einer Geldstrafe von 40,000 Pfund davon. Ein anderer Mitverschworener, Holloway, ein Kaufmann aus Bristol, war nach Westindien entflohen, wurde aber von da zurückgeholt und enthauptet.

Der Herzog von Monmouth, der wahrscheinlich von dem Anschlage der niederen Verschwörer nichts gewußt hatte, erhielt auf Lord Halifax' Verwendung vom Könige, welcher noch immer viel Zuneigung zu ihm hatte, Vergebung; er mußte aber seinen Vater und den Herzog von York demüthig und fußfällig darum bitten. Monmouth war nie-

*) Der noch jetzt (1873) in hohem Alter lebende Lord John Russel hat herausgegeben: Life of William Russel (vierte Auflage, London 1853).

verträchtig genug, die Leute anzuzeigen, welche um seinetwillen Alles gewagt hatten, und sich gegen sie gebrauchen zu lassen. Er war ein Mann ohne Charakter. Er hatte daher auch kaum die mit dem großen Siegel versehene Acte, durch welche er in den vorigen Stand wieder-eingesetzt wurde, empfangen, als er, der Denunciant und Verräther seiner Freunde, laut behauptete, er habe durchaus nichts gesagt, was irgend Jemandem nachtheilig werden könne. Der König nöthigte ihn hierauf, ein schriftliches Bekenntniß in derjenigen Form auszustellen, welche er selbst vorschrieb. Auch dieses Bekenntniß forderte Monmouth unmittelbar nachher wieder zurück, obgleich der König ihm versprach, daß von demselben kein gerichtlicher Gebrauch gegen seine Freunde gemacht werden solle; er ward jedoch nunmehr ausgewiesen. Die französische Maitresse des Königs, die Herzogin von Portsmouth, hatte bisher dem Herzog von York entgegen gearbeitet; sie hoffte vielleicht auf Erb-Ansprüche für ihren Sohn, den Herzog von Richmond.*) Nun aber söhnte sie sich mit Jakob aus und erhielt dafür die Erlaubniß, von den nächsten zehn französischen Geldsendungen jedesmal 10,000 Pfund für sich zu behalten.

Die gerichtlichen Verfolgungen hörten mit der Vernichtung der Häupter der Verschwörung nicht auf; sie wurden vielmehr immer häufiger. Sunderland hatte, obschon er schon damals, wie viele seiner Collegen, in inniger Verbindung mit Wilhelm III. stand, dafür gesorgt, daß bereits vor dem Beginne von Algernon Sidney's Proceß an die Spitze der Gerichte ein Mann gekommen war, welcher der in den letzten Zeiten bei den Franzosen und Deutschen so zahlreich gewordenen Klasse von Juristen angehörte, die das Recht und die Gerechtigkeit weit weniger berücksichtigt, als die Gunst der Höfe. Auf seine Empfehlung war nämlich Georg Jeffereys zum Lord-Oberrichter ernannt worden, obgleich der König lange Bedenken getragen hatte, diesen mittelmäßigen Juristen anderen verdienteren Männern vorzuziehen. Der Charakter des neuen Oberrichters und sein Benehmen gegen die Angeklagten sind von Macaulay mit großer Ausführlichkeit geschildert worden. Wir müssen in Betreff seiner auf diesen Geschichtschreiber verweisen, weil unser Zweck und unsere Methode keine dramatischen Schilderungen und keine poetisch-rhetorischen Darstellungen von Charakteren gestatten, sondern wir nur belehren, nicht unterhalten wollen. Für unseren Zweck genügt die kurze Bemerkung, daß Jefferejs in den vielen Kriminal-Processen sein Richteramt auf eine äußerst grausame Weise verwaltete

*) Von seiner früheren Geliebten Barbara Palmer, Herzogin von Cleveland, die aber, wie die Herzogin von Portsmouth, noch in seinen letzten Tagen um ihn war, hatte er drei anerkannte Söhne, die Grafen von Grafton, Southampton und Northumberland.

und dadurch gleich dem Kriminalisten der französischen Schreckenszeit, Fouquier Tainville, unsterblich geworden ist. Während dieser Jurist durch Grausamkeiten und Confiscationen sich, wie man jetzt sagt, um das monarchische Princip verdient machte, wollten auch die orthodoxen Theologen von Oxford nicht zurückbleiben. Sie machten an demselben Tage, an welchem Lord Russel wegen seiner standhaften Vertheidigung des Grundsatzes, daß die Unterthanen einem Regenten, welcher Eid und Pflicht gegen sie verletze, nicht länger Gehorsam schuldig seien, hingerichtet ward, ihr berüchtigtes Edict von der kirchlichen Verpflichtung zum passiven Gehorsam bekannt. In dieser Erklärung ward „zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit" festgestellt: es sei ganz gegen die christliche Theologie, wenn jemand behaupte, daß die weltliche Regierung nicht auf einem göttlichen Rechte des Regenten, sondern auf irgend einer zwischen Volk und Fürst geschlossenen Uebereinkunft (compact) beruhe, oder daß vermöge eines entweder stillschweigend bestehenden oder ausdrücklich geschlossenen Vertrages der Regent, wenn er nicht so regiere, wie er nach göttlichem und menschlichem Gesetze verpflichtet sei, das Recht verliere, welches er bisher gehabt habe. Alle Diener der Kirche, Katecheten und Kinderlehrer wurden von den geistlichen Herren ermahnt, diesen Satz vom göttlichen Rechte der Regenten, welcher eine höchst nothwendige Kirchenlehre der anglikanischen Kirche (badge and character of the church of England) sei, ihren Schülern ja recht sorgfältig und gründlich einzuprägen. Zugleich ordnete die Universität an, daß die Schriften derjenigen Staatsrechtslehrer, welche hierüber Anderes vorbrächten, also namentlich gewisse Werke von Milton, Buchanan und Baxter, im Hof der Collegien verbrannt werden sollten. Gleichzeitig wurde der berühmte John Locke, der sich damals in Holland aufhielt, seiner Stelle am Christ-College in Oxford entsetzt.*) Die gerichtlichen Verfolgungen wurden immer ärger; eine Stadt nach der anderen mußte ihre Privilegien einliefern und dagegen andere aus Karl's Hand annehmen. In allen Ecken und Enden wurden Ströme von Blut vergossen und Jeffereys führte noch dazu gegen alle diejenigen, die er grausam schlachten ließ, besonders gegen Puritaner, eine empörende, bald drohende, bald schonungslos spottende Sprache. Dieser schreckliche Oberrichter bereicherte zugleich den Fiscus durch die hohen Geldbußen, welche er eintrieb, und durch die von ihm ungesetzlicher Weise verhängte Einziehung des Vermögens der Verurtheilten.

Karl's Bruder Jakob war längere Zeit ohne Antheil an der Verwaltung geblieben; jetzt aber, wo die Tories uneingeschränkt herrschten

*) 19 Jahre später wurde die Erklärung der Universität auf Befehl des Parlaments öffentlich verbrannt.

und alle diejenigen, welche von Verfassung redeten, mit gerichtlicher Verfolgung bedroht waren oder auch ein Opfer derselben wurden, hob Karl ihn wieder empor. Jakob erhielt seine frühere Stelle eines Groß-Admirals von England und nahm wieder Theil an den Berathungen des Kabinets (des geheimen Rathes). König Karl selbst begünstigte in seiner letzten Zeit unter dem Vorwande der Toleranz den Papismus und die Jesuiten, welche für denselben arbeiteten. Er hätte der Verfassung gemäß, als nach der Auflösung des Oxforder Parlaments drei Jahre verflossen waren, ein anderes berufen müssen; er that es aber nicht. Mit Jakob's Rückkehr nach England waren die Hoffnungen des Herzogs von Monmouth wieder erwacht, da Halifax ein Gegner des Ersteren war und sich mit dem Letzteren einließ. Monmouth war, als Karl ihn aus seiner Nähe verbannt hatte, nach Brüssel und dann in den Haag gegangen, wo er vom Prinzen Wilhelm mit großer Freundlichkeit behandelt wurde. Halifax bewirkte nachher, daß er insgeheim und auf kurze Zeit nach England zurückkehren durfte und dort von seinem Vater die schönsten Versprechungen erhielt. Karl spielte nämlich die der Philosophie eines Buckingham und Hobbes würdige Rolle, die er bisher stets gespielt hatte, bis an das Ende seiner Tage fort. Er täuschte zugleich seinen Bruder und Halifax, ermunterte Monmouth und schickte doch seinen Bruder nach Schottland, um dort in seinem Auftrage mit königlichem Glanze ein Parlament zu halten. Er hatte gar keine Religion; er stellte sich aber, als wenn er der orthodox-protestantischen anglikanischen Kirche aufrichtig angehöre. Als er jedoch in den ersten Tagen des Februar 1685 tödtlich erkrankte, bemühten sich der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von Bath, welcher Letztere persönlich bei Karl viel galt, vergeblich, ihn zum Einnehmen des Abendmahls nach englischem Ritus zu bewegen. Die Herzogin von Portsmouth ließ durch den französischen Gesandten den Herzog von York benachrichtigen, daß der König ein guter Katholik sei. Jakob fragte den Sterbenden leise, ob er einen katholischen Priester wünsche; und als dieser lebhaft zustimmte, wurde der Benedictinermönch Huddleston herbeigeholt, der einst dem König auf seiner Flucht Hülfe geleistet hatte. Dieser hörte die Beichte Karl's, ertheilte ihm Absolution und versah ihn mit der letzten Oelung; nur die Grafen Granville und Feversham, beide Protestanten, aber der Letztere ein Franzose von Geburt und Neffe Turenne's, waren nebst dem Herzog von York anwesend. Der König starb am nächsten Morgen, den 6. Februar.

3. Jakob II. als Beherrscher von England.

Nach Karl's II. Tode gelangte sein Bruder, Jakob II., ohne irgend einen Widerspruch in den Besitz des englischen Thrones. Der neue

König merkte nicht, daß die Männer, welche ihm am nächsten standen, Halifax, Godolphin, Sunderland und der Graf von Rochester (Hyde) nicht sowohl in seinen Diensten, als vielmehr in denen seines Schwiegersohnes Wilhelm waren. Da er jedoch gleich fanatischen Weibern und Convertiten nur darauf bedacht war, mit Recht oder Unrecht die Zahl der Bekenner seines Glaubens und den Einfluß derselben zu vermehren, so konnte er des Rathes verständiger Männer ganz entbehren und hatte eine Camarilla um sich, die ihn in seinem bigotten Eifer bestärkte. Ueberdies waren die genannten protestantischen Minister unter sich entzweit. Sunderland war mit Wilhelm III. verbunden; Halifax begünstigte den Herzog von Monmouth. Halifax hatte außerdem den Grafen Rochester nicht nur um die Stelle eines Schatzmeisters gebracht, sondern er machte auch Kabalen, um denselben ganz zu stürzen; gerade Rochester aber wurde von König Jakob begünstigt, welcher sehr hartnäckig und von sich selbst im höchsten Grade eingenommen war, ohne jedoch dabei, wie sein Bruder, liederlich oder verschwenderisch zu sein. Rochester ward daher wieder Schatzmeister und als solcher Präsident des Ministeriums. Sunderland blieb Siegelbewahrer. Godolphin, welcher das Schatzmeister-Amt hatte aufgeben müssen, blieb als Kammerherr der Königin im Kabinet, in welchem vorerst auch Halifax, Guilford und Ormond ihre Sitze behielten. Rochester's älterer Bruder, der Graf von Clarendon, erhielt das geheime Siegel, welches Halifax aufgeben mußte. Der Letztere wurde dagegen Präsident des Rathes, was im Grunde eine bloße Ehrenstelle war. Guilford ward Kanzler, mußte aber in gerichtlichen Dingen den Oberrichter Jefferey's zum Beisitzer nehmen. Dieser von einem Kuppler des Königs Karl förmlich für den Hof gedungene Jurist paßte ganz zum harten und grausamen Gemüthe Jakob's. Daß von ihm Algernon Sidney gerichtlich gemordet worden war, wollen wir nicht, wie Macaulay, geradezu behaupten; dagegen opferte er aber unstreitig sehr viele andere Menschen der Härte und unversöhnlichen Rachsucht Jakob's. Dieser machte ihn dafür zum Pair und gab ihm einen Sitz im Kabinet.

Jakob hielt gleich nach dem Tode des Königs im Staatsrath eine kurze Rede, worin er erklärte: mit Unrecht beschuldige man ihn der Vorliebe für Willkürherrschaft; er wisse wohl, daß die Gesetze von England ausreichten, ihn zu einem mächtigen König zu machen; auch die englische Kirche kenne er als in hohem Grade loyal und wolle sie schützen; überhaupt wolle er, ohne seine Rechte aufzugeben, die Rechte und Freiheiten Anderer aufrecht halten. Diese Rede wurde nach einer vom König gebilligten Niederschrift in den Druck gegeben. Indessen wagte Jakob gleich nach seiner Thronbesteigung, die Messe zu besuchen, mit königlichem Pomp öffentlich in die katholische Kirche zu ziehen und

alle diejenigen freizulassen, welche als Recusanten, d. h. als Leute, die sich von der Staatskirche getrennt hätten, nach den bestehenden Gesetzen ins Gefängniß geworfen worden waren. Dies kam freilich den protestantischen Dissenters mit Einschluß der Quäker ebenso wie den Katholiken zu Gute; von den Letzteren, die Jakob bald allen anderen Nichtkatholiken vorzog, wurden gegen 1500 aus der Haft entlassen. Von Ludwig XIV. erbettelten die Minister für den neuen König durch den französischen Gesandten Barillon auf eine ganz niederträchtige Weise Summen. Diese fielen sehr unbedeutend aus; Jakob und seine Minister dankten aber wie Bettler dafür. Dessenungeachtet gedachten diese elenden Seelen, was Ludwig auch erkannte, den König von Frankreich zu betrügen; denn Jakob söhnte sich mit seinem Schwiegersohn Wilhelm aus und erneuerte die von seinem Bruder mit den Generalstaaten geschlossenen Verträge, welche dem Könige von Frankreich verhaßt waren. Zugleich war diesem der unvorsichtige Eifer bedenklich, mit welchem Jakob für den Katholicismus auftrat. Die Unterwürfigkeit der englischen Regierung ging so weit, daß Jakob und seine Minister sich wegen der Berufung eines Parlaments förmlich bei Barillon entschuldigten und daß nach dem Eintreffen der ersten Geldsendung von Versailles ein außerordentlicher Gesandter nach Frankreich geschickt ward, um zu danken. Dieser Gesandte, auf dessen Gaben und persönliche Erscheinung man schon damals einen hohen Werth legte, war Churchill, der spätere Herzog von Marlborough.

Im Mai 1685 berief Jakob das Parlament ein. Dieses bestand, weil in den beiden letzten Jahren Karl's die Intriguen der Republikaner und Liberalen an den Tag gekommen waren und ein Schrecken auf dem Reiche ruhte, aus royalistischen Mitgliedern. Als daher von dem Budget, und besonders von den dem Könige persönlich zu gewährenden Summen die Rede war, erhielt der sparsame König mehr als er gefordert und als sein Bruder in den letzten Jahren je erhalten hatte. Auf Wein, Essig und Zucker wurde für fünf Jahre, auf fremde Leinwand für neun Jahre eine erhöhte Steuer gelegt. Auch als im Juni der Herzog von Monmouth, welcher nach seinem letzten Besuch bei Karl in den Haag zurückgekehrt war, zur höchst ungelegenen Zeit an der Küste von Dorsetshire erschien, um seine eingebildeten Rechte mit Waffengewalt geltend zu machen, zeigte das Parlament vielen Eifer für den König. Es gewährte diesem nicht allein 400,000 Pfund, sondern es erklärte auch den Herzog für einen Hochverräther, setzte einen Preis auf seinen Kopf und traf besondere Verfügungen zur Sicherheit der Person des Königs.

Der Aufstandsversuch, welchen Monmouth zu gleicher Zeit mit einer in Schottland ausbrechenden Empörung machte, ging von den

Flüchtlingen aus, die sich theils in Folge der vielen Conspirationen unter Karl II., theils wegen der furchtbaren, ganz willkürlichen Strafen, mit welchen in der letzten Zeit alle Freigesinnten bedroht wurden, aus England gerettet hatten. Alle Provinzen der Niederlande wimmelten damals von englischen Emigranten, welche schon unter Karl II. die Stadt Rotterdam zu ihrem Sammelplatze gemacht hatten. Sie glaubten steif und fest an alle die Lügen, welche Titus Oates, Bedloe und Consorten dem englischen Parlament verkauften, und haßten die Papisten tödtlich. Als Karl gestorben war, lebten sie der festen Ueberzeugung, sie dürften nur bewaffnet in England erscheinen, um mit offenen Armen aufgenommen zu werden und die Papisten aus dem Lande treiben zu können. Die Schotten unter ihnen wandten sich an den Herzog von Argyle, welcher, seit dem Mißlingen seiner Unternehmungen in Schottland, zu Loewaarden ganz zurückgezogen lebte. Die Engländer dagegen baten den Herzog von Monmouth, sich an ihre Spitze zu stellen. Argyle bedachte sich längere Zeit, ob er dem Rufe der Emigranten folgen solle. Auch Monmouth, der im Haag vom Prinzen Wilhelm und dessen Gemahlin mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden war und dort im höchsten Glanze gelebt hatte, würde abgelehnt haben, wenn er nicht von Wilhelm, seinem Schwiegervater zu Gefallen, aus dem Haag weggeschickt worden wäre und sich zu Brüssel in einer unbehaglichen Lage befunden hätte. Er eilte sogleich nach Rotterdam. Argyle dagegen begab sich, obgleich er schon nach Amsterdam gegangen war und dort von seinen Anhängern eine Geldsumme zur Ausrüstung erhalten hatte, ungern nach Rotterdam. Er traf dort mit dem Herzoge von Monmouth zusammen. Da er diesem nicht nachstehen wollte, so vereinigten sich Beide dahin, daß Monmouth selbst in England, Argyle zu Gunsten Monmouth's in Schottland sein Glück versuchen sollte. Beide erließen hierauf ein heftiges Manifest gegen Jakob.

Argyle eilte voraus und landete schon in der ersten Woche des Mai mit einigen hundert Mann auf den Orkney-Inseln und dann an verschiedenen anderen Punkten der Nordküste. Er fand sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht. Der Rath zu Edinburgh hatte im Voraus alle nöthigen Maaßregeln getroffen, um Argyle's Marsch aufzuhalten, und zugleich Schiffe ausgerüstet, die sich alsbald der von ihm in Holland gekauften Fahrzeuge und der auf ihnen befindlichen Kriegs-Materialien bemächtigten. Schon am 17. Juni ward Argyle mit der kleinen Schaar, welche damals noch bei ihm war, so enge eingeschlossen, daß er in Begleitung Follarton's sich durch die Flucht zu retten suchte. Verwundet gerieth er auf der Flucht in einer sumpfigen Gegend in die Gewalt seiner Verfolger, denen er sich zu erkennen gab;

zwei Tage nachher wurde auch der kleine Rest seiner Begleiter gänzlich zerstreut. Man brachte ihn nach Edinburgh, wo er barfuß, vom Henker begleitet, durch die Hauptstraße geführt wurde. Vor Gericht benahm er sich äußerst würdig und gab keinen Mitschuldigen an. Da er schon 1681 zum Tode verurtheilt worden war, so bedurfte es, um ihn hinrichten zu können, nur der königlichen Erlaubniß zur Vollziehung des früheren Urtheiles. Diese Erlaubniß ertheilte der hartherzige, keines Erbarmens fähige Jakob mit Vergnügen; am 20. Juni 1685 ward Argyle hingerichtet und sein Kopf öffentlich ausgestellt.

Das Unternehmen des Herzogs von Monmouth in England war ebenso leichtsinnig begonnen worden und endigte ebenso traurig, als Argyle's Abenteuer in Schottland. In Holland traf Wilhelm III. auf Begehren des englischen Gesandten Maaßregeln gegen das Unternehmen, für welche sich Jakob sehr dankbar aussprach; die Stadt Amsterdam aber, welche der Hauptsitz der englischen Flüchtlinge war, erklärte von nichts zu wissen. Monmouth fuhr ungehindert ab und landete am 11. Juni 1685 mit einem Kriegsschiffe von 32 Kanonen und vier kleinen Fahrzeugen in dem Hafen Lyme in Dorsetshire. Er war nur von 80 Emigranten und ebenso vielen Dienern und persönlichen Anhängern begleitet; allein er rechnete auf die Protestanten Englands, sowie auf den Anspruch an die Krone, den er von seiner allerdings unvollständigen Legitimation durch Karl II. herleitete, und hatte deshalb auch vollständige Ausrüstung für 5000 Reiter und Fußgänger mitgebracht. Unmittelbar nach seiner Landung erließ er ein Manifest, in welchem er erklärte, daß er das Recht, das er als Königssohn an den Thron habe, dem Ansehen, der Weisheit und Gerechtigkeit des Parlaments anheimstelle und daher vorerst nur als General-Kapitän der protestantischen Heeresmacht in England auftrete. Aber in demselben Manifest waren die wildesten Schmähungen gegen König Jakob enthalten; derselbe wurde beschuldigt, nicht nur den Tod des Richters Godfrey und des im Kerker verstorbenen Grafen Essex veranlaßt, sondern auch seinen Bruder, König Karl, vergiftet zu haben. Da in Dorsetshire und dem benachbarten Devonshire die Zahl der Republikaner sehr groß war, so hätten sich vielleicht, wenn Monmouth mit Vorsicht aufgetreten wäre, viele Leute um ihn gesammelt; allein er brach schon sechs Tage nachher das öffentlich gegebene Versprechen, nur auf den Rang eines Generals Anspruch zu machen. Zu diesem Schritte ließ er sich durch die ihn umgebenden Schmeichler und durch die glänzende Aufnahme bewegen, die er in der Stadt Taunton fand. Hier überreichten ihm Jungfrauen in feierlichem Zug eine prachtvoll gestickte Fahne und eine kostbare Bibel. „Die Wahrheiten,“ erwiderte er, „die in diesem Buch enthalten sind, will ich mit meinem Blute

vertheidigen." Er nannte sich nunmehr König Jakob II.; seine Anhänger aber gaben ihm, um Mißverständnisse zu vermeiden, den sonderbaren Namen König Monmouth. Von Taunton marschirte er nach Bridgewater, wo er ebenfalls freudig aufgenommen wurde, weil dort nicht, wie in den meisten anderen Städten, der Magistrat nach dem Belieben des Königs Karl geändert worden war. Als er von Bridgewater weiter zog, hatten sich zwar etwa 6000 Mann um ihn gesammelt; die mitgebrachten Waffen reichten aber für diese Zahl nicht aus und die Leute mußten sich zum Theil mit Piken und Sensen bewaffnen. Auch befand sich unter seinen Anhängern nur ein Pair, Lord Grey, der die Reiterei befehligte, aber wenig vom Krieg verstand. Monmouth's Schaar konnte es unmöglich mit der regelmäßigen Landwehr, welche von allen Seiten gegen sie herangeführt wurde, aufnehmen, noch viel weniger aber mit den schon unter Karl II. errichteten stehenden Truppen, welche von Churchill (später Marlborough) und von Feversham befehligt wurden. Monmouth ward, als er weiter marschirte, weder in Bristol noch in Bath eingelassen. Er zog darauf einige Zeit hin und her, bis ihn das königliche Heer ereilte und am 6. Juli bei Sedgemoor in Somersetshire angriff. Seine Schaar wurde geschlagen, er selbst auf der Flucht, in Verkleidung, tief unter Farrenkraut versteckt und fast ausgehungert, gefangen genommen und mit Lord Grey nach London gebracht.

Monmouth war, wie man sagt, auf dem Schlachtfelde nicht feige gewesen; in der Gefangenschaft dagegen bewies er sich, wie er stets gethan hatte, niederträchtig und verächtlich. Er schrieb gleich anfangs einen erbärmlichen Brief an den König, der ihn tödtlich haßte, bat um Gnade, schob alle Schuld auf seine Freunde, und versprach, wenn er eine Audienz erhalte, diese zu verrathen. Jakob war niederträchtig genug, diese Audienz zu gewähren, obgleich er im Voraus entschlossen war, den Herzog nicht zu begnadigen. Mit auf den Rücken gebundenen Händen wurde Monmouth vor den König geführt; er warf sich diesem zweimal zu Füßen und flehte mit Thränen um Gnade. Er schob alle Schuld auf seine Rathgeber; die schmähende Erklärung, die zu Lyme erlassen worden sei, habe er unterschrieben, ohne sie zu lesen. Jakob entließ ihn mit dem Bescheid, daß er durch die Annahme des Königs-Titels die Begnadigung unmöglich gemacht habe. Bekehrt hätte er ihn gern. Er erinnerte ihn deshalb auch daran, daß er seinen ersten Unterricht bei den Vätern des Oratoriums in Paris erhalten habe, und fragte ihn, ob er nicht, um katholisch zu sterben, den Beistand eines katholischen Priesters wünsche; Monmouth wollte sich aber nur unter der Bedingung, daß er begnadigt werde, bekehren lassen. Auch Lord Grey hatte eine Audienz beim Könige. Er zeigte sich fest

und männlich, ohne grob zu sein, denuncirte Niemand und bat nicht um Gnade. Er ward dem Gerichte übergeben und von diesem zum Tode verurtheilt, erhielt aber vom Könige Begnadigung. Monmouth war schon früher vom Parlament als Hochverräther verurtheilt worden; der König hatte also nur den Befehl zu ertheilen, daß dieses Urtheil innerhalb zweimal 24 Stunden vollzogen werden solle. Monmouth's Hinrichtung (15. Juli 1685) war durch die Ungeschicklichkeit des Scharfrichters so gräßlich, daß dieser nur mit Mühe aus den Händen der erbitterten Volksmasse gerettet werden konnte und daß seit jener Zeit der Name des ungeschickten Scharfrichters (John Ketch), welcher früher auch dem Lord William Russel ein schmerzvolles Ende bereitet hatte, ein Beinamen aller Henker geworden ist. Uebrigens soll Monmouth selbst den Scharfrichter dadurch außer Fassung gebracht haben, daß er, bevor er sein Haupt auf den Block legte, ihm einige Goldstücke schenkte mit der Bitte, er möge ihn nicht wie einst den Lord Russel zerfleischen.

Jakob hatte gleich nach seiner Thronbesteigung das dreifache Glück, daß er ein sehr gefälliges Parlament erhielt, daß zwei seiner Hauptgegner ihm muthwilliger Weise Gelegenheit gaben, seine Feinde zu vernichten, und daß sowohl das Parlament als die Gerichte einen eben solchen allgemeinen Schrecken über das ganze Reich verbreiteten, wie er in Frankreich zur Schreckenszeit verbreitet war. Was das Letztere betrifft, so wollen wir dem Oberrichter Jeffereys nicht auf seinen unerhört grausamen und brutalen gerichtlichen Zügen folgen, und ebenso wenig die Grausamkeiten des ihm ganz ähnlichen Obersten Kirk berichten, welcher als Commandant von Tanger und unter Afrikanern zum Barbaren geworden war, und die Executionen im Westen leitete, wo man das Martial-Gesetz verkündigt und Kriegsgerichte errichtet hatte. Jefferey's, jetzt Oberrichter, Kanzler und Groß-Siegelbewahrer, übertraf den Obersten Kirk noch an Grausamkeit, Grobheit und Härte. Dies wird schon aus der bloßen Angabe hervorleuchten, daß er auf einer der „blutigen Rundreisen (bloody circuit),“ die er zur Haltung von Assisen machte, 300 oder, wie Burnet behauptet, sogar 600 zum Theil angesehene Personen hinrichten ließ. Viele andere Menschen erlitten grausame Peitschungen oder wurden deportirt. Die Zahl derer, welche zur Deportation verurtheilt wurden, soll 655 betragen haben. Ihre Strafe bestand darin, daß man sie auf die westindischen Inseln brachte und dort als Sclaven verkaufte. Besonders zeigte sich Jeffereys als Todfeind aller Presbyterianer, deren singenden Ton er bei Gericht nachahmte; die Angeklagten, auch Frauen und Geistliche, wurden von ihm, namentlich wenn er betrunken war, heftig angefahren und überschrieen. Das erste unter seinen vielen Opfern,

in Winchester, war eine Wittwe, welche zwei Flüchtlinge, darunter einen Geistlichen, beherbergt hatte. Jefferey's setzte es mit seinem Poltern durch, daß dieselbe zum Feuertod verurtheilt wurde; und ungeachtet eifriger Verwendung von Seiten Feversham's und Clarendon's war der König grausam genug, sie zur Enthauptung zu begnadigen. Am ehesten war der Oberrichter noch mild gegen sehr reiche Angeklagte, mochten sie auch zu den Hauptschuldigen gehören. Mit den nicht zum Tode Verurtheilten wurde förmlich Handel getrieben. Den Verkaufspreis für Diejenigen, welche in Westindien als Sclaven verkauft wurden, wies man Günstlingen zu. Von den Mädchen in Taunton, die dem Prätendenten eine Fahne überreicht hatten, waren zwei während eines rohen Gerichtsverfahrens gestorben. Die übrigen, deren mehrere nicht über zehn Jahre alt waren, wurden den Hofdamen der Königin überlassen und diese erpreßten für ihre Freilassung einige Tausend Pfund. Auch in Schottland wurden besonders die Puritaner verfolgt; und zwar geschah dies mehr auf militärische, als auf gerichtliche Weise, während in England auch der grausamste Richter an eine feste Regel gebunden war. Jakob haßte die Puritaner tödtlich und suchte sie auszurotten. Sie wurden daher auf jede Art verfolgt und gequält. Dagegen begünstigte Jakob neben den Katholiken die ganz entgegengesetzte Religions-Partei der Quäker, weil ihr damaliges Oberhaupt, der sanfte und milde William Penn, ein vortrefflicher Hofmann war und, wie im folgenden Jahrhundert der Gründer der nordamerikanischen Republik, vermittelst der seiner Secte eigenen frommen Schlauheit zugleich mit Gott und mit dem Teufel (dem Mammon) in gutem Verhältnisse zu stehen verstand, wiewohl wir Penn's Tugenden ebenso wenig leugnen können und dürfen, als die Verdienste Benjamin Franklin's. William Penn, Sohn eines berühmten Admirals, hatte gegen das Ende von Karl's Regierung, zur Tilgung einer alten Schuld des Staates an seine Familie, einen sehr großen Strich Landes in Nordamerika, das nach ihm benannte Pennsylvanien (Penn-Waldland), erhalten. In dieses Land, welches damals nur noch von Jägern bewohnt war, hatte Penn schon früher seine überall verfolgten Glaubensgenossen als Colonisten eingeladen. Die Zahl derer, welche seinem Rufe folgten, war unter Karl's Regierung noch nicht bedeutend gewesen; unter Jakob dagegen vermehrte sie sich ungemein, weil Penn bei dem grausamen und blutgierigen Tyrannen in ganz besonderer Gunst stand und zugleich sehr reich war. Penn war ein so guter Hofmann, daß die Freunde constitutioneller Formen, deren Verbesserung nach seiner und Seinesgleichen Meinung nur durch Beten und Singen, nicht durch Widerstand gegen die Tyrannen erlangt werden darf, ihn einen Katholiken oder gar

Jesuiten schalten, da durch seinen Einfluß allerdings das weltstürmende Princip der ersten Quäker ganz verschwand. Auf Penn's Verwendung erhielten, wie wir oben berichtet haben, gleich nach Jakob's Thronbesteigung mehr als 1500 Quäker, welche ihres Glaubens wegen eingekerkert worden waren, ihre Freiheit wieder, und diese bevölkerten dann mit vielen anderen ihrer Glaubensgenossen das Land Pennsylvanien. Da Penn's Bemühungen sich nicht auf seine eigenen Glaubensgenossen beschränkt, sondern auf alle ihrer religiösen Ansichten wegen Verhafteten erstreckt hatten und daher in Folge derselben ebenso viele Katholiken befreit worden waren, so schalt man ihn einen frommen Achselträger.*) Das Geschlecht solcher Leute ist bekanntlich in bewegten Zeiten, wie die damaligen waren und die unserigen sind, am allerschädlichsten. Dies wird genügend durch die Geschichte unserer Tage bewiesen, in welcher Leute, die den Umständen dienen, so zahlreich sind.

Das Parlament kam dem König Jakob vom ersten Augenblicke an auf jede Weise entgegen. Es gewährte ihm große Summen Geldes; es leistete ihm Beistand gegen die Whigs; es erließ Beschlüsse gegen die ihm Widerstrebenden und billigte alle grausamen Verfolgungen. Jakob glaubte daher so sicher auf dasselbe rechnen zu können, daß er selbst sagte, mit Ausnahme von etwa 40 Mitgliedern bestehe das Unterhaus aus lauter Männern, die er, wenn er die Wahl gehabt hätte, selbst gewählt haben würde. Dabei gewährten die damals bestehenden Gesetze ihm noch den Vortheil, daß er dieses gefällige Parlament bis ans Ende seiner Regierung beibehalten durfte. Dasselbe Parlament war jedoch durchaus nicht Willens, die drei Punkte zu gewähren, die dem Könige am meisten am Herzen lagen. Diese Punkte waren: das, was wir jetzt eine Civil-Liste auf Lebenszeit nennen, ferner die Zulassung von Katholiken zu allen Stellen oder mit anderen Worten die Aufhebung der Test-Acte und endlich der Widerruf der Habeas-Corpus-Acte. Jakob mißbrauchte, als er nach Argyle's und Monmouth's Besiegung und nach den gegen viele seiner Unterthanen geübten Grausamkeiten und Willkürlichkeiten den Gipfel der Macht erreicht hatte, die in seinen Händen ruhende Gewalt auf eine ganz unüberlegte Weise und stürzte sich dadurch ebenso ins Verderben, wie ein ähnliches Streben in unserer Zeit den Sturz Karl's X. von Frank-

*) Die Art, wie William Penn unter Jakob's tyrannischer Herrschaft und auch sonst die Umstände zu benutzen wußte, ist von Macaulay in feiner, aber sehr abgünstiger Weise geschildert worden. Da nun Penn von einer ganzen Religionsgemeinde als Patriarch verehrt wird, so hat sich hierüber eine heftige Polemik entsponnen, in welcher hauptsächlich Dixon, der Biograph Penn's, die Sache des berühmten Mannes führte.

reich herbeigeführt hat. Hätte er die genannten Wünsche durchgeführt, so würde er dem Ausland gegenüber eine stolze Haltung angenommen und die Unterwürfigkeit gegen Frankreich beseitigt haben. Kurz nach Monmouth's Falle schloß er bereits ein Schutzbündniß mit den Generalstaaten, ohne darüber mit Barillon oder mit Ludwig XIV. Rücksprache zu nehmen. Beide waren darüber um so mehr betroffen, als Wilhelm III. damals schon an dem Bunde gegen Frankreich arbeitete, der später in Augsburg zum Abschluß kam. Aber Jakob konnte im Innern seine Entwürfe nicht ausführen. An die Zustimmung des Parlamentes zur Aufhebung der Test-Acte und der Habeas-Corpus-Acte war durchaus nicht zu denken. Ebenso wenig war das Parlament geneigt, dem Könige die größeren Geldsummen zu gewähren, deren er besonders zur Bezahlung der nach der Unterdrückung der Aufstände beibehaltenen Truppen bedurfte. Der Wunsch, ein stehendes Heer zu halten, war allerdings bei der damaligen Lage Europas ganz natürlich. Schon Karl II. hatte in seiner letzten Zeit einige Regimenter werben lassen und dadurch, daß er mit denselben die Besatzung von Tanger, welche dort nicht mehr nöthig war, vereinigen ließ, ein Heer von 6000 Mann auf die Beine gebracht. Freilich stand dasselbe zum Theil im Solde der Generalstaaten, konnte aber jeden Augenblick nach England berufen werden. Jakob selbst würde demnach ein stehendes Heer, wenn es nicht gar zu stark war, auch ohne die Mitwirkung des Parlaments haben unterhalten können, um so mehr als er sparsam war und Jeffereys den Fiscus durch Confiscationen und unerhör hohe Geldstrafen sehr bereichert hatte. Allein er hatte gleich anfangs innerhalb weniger Monate das Heer bis auf 20,000 Mann vermehrt, und diese erforderten, wie Macaulay auf Barillon's Zeugniß gestützt, behauptet, jährlich 600,000 Pfund, während Karl für sein Heer nur halb soviel gebraucht hatte. Eine solche Ausgabe war ohne neue Geldbewilligungen nicht zu bestreiten; zu diesen würde sich aber das Parlament nie verstanden haben. Jakob mußte daher, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, die Vertreter der Nation zu umgehen suchen. Daß dies seine Absicht sei, kündigte er selbst im November 1685 seinem wieder versammelten Parlament an, als er ihm erklärte: der Fortgang der letzten Empörung habe gezeigt, wie wenig die Miliz in unruhigen Zeiten genüge; er werde zur Unterhaltung des Heeres, das er vergrößert habe, mehr Geld fordern; auch habe er in demselben Heere katholische Officiere angestellt, welche den Test-Eid nicht geleistet hätten. Diese Erklärung hatte die unmittelbare Folge, daß in dem Parlament, welches dem Könige bisher ganz ergeben gewesen war, eine Oppositions-Partei entstand. Im Laufe des Jahres hatte Ludwig XIV. durch die Aufhebung des Edictes von Nantes den Prote-

stanten in Frankreich alle zugesicherten Rechte entzogen. Dies erhöhte das Mißtrauen der Engländer gegen ihren König, obwohl derselbe zur Unterstützung einwandernder Hugenotten einiges Geld hergab. Zu gleicher Zeit erregte Jakob durch seine Unbesonnenheit sowohl bei seinen eigenen Beamten, als auch bei den ihm gewogenen fremden Regierungen Bedenklichkeiten und Unwillen. Die protestantischen Junker verließen seinen Dienst und sogar Leute, wie Halifax war, entsagten ihren Stellen. Ludwig XIV. und selbst der Papst Innocenz XI. (Odescalchi) wurden über Jakob's thörichten Eifer, seinen Papismus unnöthiger Weise öffentlich kund zu geben, unwillig, da er nicht nur den päpstlichen Nuntius an seinem Hofe, den Grafen Ferdinand von Adda, mit auffallender Auszeichnung behandelte, sondern auch dem englischen Gesandten am päpstlichen Hofe den Befehl ertheilte, seinen Einzug in Rom mit großem Pomp zu halten. Jakob ließ sich jedoch weder durch die Bedenken des Papstes, noch durch die Vorschläge Ludwig's von neuen unüberlegten Schritten zurückhalten und kümmerte sich ebenso wenig um die veränderte Stimmung eines Parlaments, in welchem nach seinem eigenen Geständnisse noch um die Mitte des Jahres 1685 elf Zwölftheile ihm unbedingt ergeben gewesen waren.

In Rücksicht des stehenden Heeres gab das Unterhaus seine Mißbilligung dadurch zu erkennen, daß es nur die Hälfte der Summe gewährte, welche Jakob für dasselbe gefordert hatte. Die Ankündigung, daß katholische Ober-Officiere ernannt seien, ward durch eine Protestation und durch eine Adresse beantwortet, in welcher das Parlament um die Beseitigung aller gesetzwidrigen Anstellungen bat. Jakob war unvorsichtig genug, gleich seinem Großvater das Unterhaus deshalb in königlicher Weise zu schelten. Dieses beharrte jedoch auf seinem Widerstande. Selbst im Oberhause, dessen Sitzungen Jakob regelmäßig beiwohnte, erhoben sich Stimmen gegen die bedenklichen Schritte, durch welche der König das Parlament zum Mitschuldigen seiner Verfassungs-Verletzung machen wollte; am entschiedensten sprachen sich nächst Halifax der Graf von Devonshire und der Bischof von London aus; der Letztere wurde deshalb aus dem Staatsrath entfernt. Jakob gab die Hoffnung auf, das Parlament zu gewinnen, und vertagte dasselbe vom November 1685 auf den 10. Februar 1686. Dann suchte er nach dem Rathe einiger an Chikanen reichen Juristen seinen Zweck auf einem anderen Wege zu erreichen. Zu diesen gehörte Jeffereys, der nach seiner Rückkehr von den blutigen Assisen in Windsor „wegen der hervorragenden guten Dienste, die er der Krone geleistet," zum Lord-Kanzler ernannt worden war. Da Jakob indeß den Widerstand des Parlaments fürchtete, so vertagte er dieses bis zum Mai und dann noch einmal bis zum Novem-

her. Der erwähnte Rath, den man ihm gegeben hatte, bestand darin, daß er zwei bis dahin nicht genau begrenzte und in ihrer Anwendung beschränkte Rechte der englischen Könige, das kirchliche Supremat und die Befugniß, von den auf gewisse Vergehungen gesetzten Strafen zu dispensiren, für seine Zwecke in Anwendung bringen solle. Jakob befolgte diesen Rath und zeigte dem Kabinet an, daß er zwar nicht, wie ehemals das Cabal-Ministerium gethan hatte, den Katholiken eine allgemeine Befreiung von den Gesetzen, durch welche sie von allen Aemtern ausgeschlossen wurden, gewähren, wohl aber allen denen, die er für ein Amt bestimme, die auf die Annahme desselben gesetzten Strafen erlassen werde. Diese Ausdehnung des königlichen Dispensations-Rechtes sollte durch die Oberrichter von England förmlich anerkannt werden. Die Mehrzahl derselben erklärte jedoch, als die Sache in öffentlicher Gerichtssitzung gründlich geprüft wurde, des Königs Behauptung für unhaltbar. Jakob war hierauf unvorsichtig genug, diese Mehrzahl zu entfernen und an ihre Stelle Leute einzusetzen, welche ihm Recht gaben.*) Dadurch ward die Unzufriedenheit des Volkes vermehrt und zugleich die Junkerschaft der Tories, die ihm bisher so treu zur Seite gestanden hatte, aufs Aeußerste erbittert. Inzwischen hatte der König auch gegen die flüchtigen Hugenotten seine wahre Gesinnung offenbart. Einer der angesehensten unter diesen, Jean Claude, hatte in Frankreich eine Schrift über die Leiden seiner Genossen veröffentlicht. Diese Schrift wurde nun in England vom Henker verbrannt. Die Sammlungen für die Unglücklichen, die Jakob erlaubt hatte, ergaben zu seinem großen Aerger die bedeutende Summe von 40,000 Pfund; er aber verfügte eigenmächtig, die Unterstützung solle nur denjenigen zukommen, welche das Abendmahl nach englischem Ritus nehmen würden. Da nun die Flüchtlinge Calvinisten waren, so wurden die Beiträge ihrem Zweck entfremdet. Gleichzeitig ließ er mit großem Pomp seinen Gesandten, Castelmaine, in Rom einziehen; dieser hatte nebenbei den Auftrag, für den Jesuiten-Pater Petre, der zu Jakob's vertrautesten Rathgebern gehörte, den Kardinalshut zu erbitten. Innocenz XI. selbst war mit diesem Uebereifer keineswegs zufrieden.

Sobald der König ein ihm ergebenes Tribunal von zwölf Richtern hatte, ward die Anklage eines von ihm dispensirten katholischen Officiers, Sir Eduard Hales, in der ausdrücklichen Absicht veranlaßt, das Ansehen jenes Gerichtes für die Rechtmäßigkeit der königlichen Dispensationen anführen zu können. Es sprach sich mit elf Stimmen gegen eine für die Ansicht des Königs aus. Dann ging Jakob auf seinem Wege rasch weiter voran, und übte auch das Supremat nach seinem

*) Zu diesen gehörte Christopher Milton, ein unwürdiger Bruder des großen Dichters.

Sinn. Er vergabte Pfründen und Bisthümer der anglikanischen Kirche an Katholiken. Er ernannte unter dem Vorsitze seines groben und grausamen Kanzlers Jeffereys eine sogenannte hohe Commission, um Bischöfe und Prälaten, die des katholischen Königs Verfügungen in der protestantischen Kirche nicht anerkennen wollten, zur Verantwortung zu ziehen und zu strafen. Diese Commission, zu welcher auch Jeffereys gehörte, lud den Bischof von London, Compton, vor. Er wurde von ihr, nachdem Jeffereys ihn hart angefahren hatte, abgesetzt, und die Verwaltung seines großen Sprengels zwei Mitgliedern der sauberen Commission übertragen. Doch durfte er den bischöflichen Palast Lambeth in dem Stadttheile Southwark und die Einkünfte seines Bisthums behalten. Nachher wurden Katholiken auch zu Mitgliedern des geheimen Rathes ernannt. Jesuiten, Franziskaner und andere Ordensbrüder, denen gesetzlich der Eintritt ins Reich versagt war, zeigten sich überall und ließen Kirchen und Kapellen bauen. Mitten in der Hauptstadt, an der Stelle, an welcher früher das Johannis-Kloster gestanden hatte, wurde ein neues Kloster erbaut. Außerdem erhielten die Franziskaner ein Kloster in Lincolns-Inn-Fields, sowie die Karmeliter in der Altstadt (city) und die Benedictiner im St. James-Palast. Auch für die Jesuiten ward ein Collegium (Kirche und Schule) erbaut, das bald gegen 400 Schüler zählte. An der Universität Oxford wurde eine der höchsten und einflußreichen Stellen, die eines Decans von Christchurch, einem Katholiken von schlechtem Rufe, Massey, verliehen, der alsbald in dem Collegium die Messe zu lesen begann.

Gleich darauf ward auch in Schottland eine willkürliche Regierung eingeführt, das Parlament vertagt und die Ausübung des katholischen Gottesdienstes in Privathäusern für erlaubt erklärt. In Irland wurde Clarendon seines Amtes als Statthalter entlassen und durch Tyrconnel ersetzt, welcher dann die protestantischen Officiere verabschiedete und ein katholisches Heer bildete, das man auch in England zu gebrauchen beabsichtigte. Die entlassenen Officiere suchten und fanden in den Niederlanden bei Wilhelm Aufnahme. Zu derselben Zeit, als Clarendon und seine ganze Familie, welche mit Jakob von seiner ersten Gemahlin her verwandt war, in Ungnade fielen, wurde auch Rochester entlassen (Ende 1686); und der König war fortan nur noch von Männern umgeben, welche entweder als Katholiken im ganzen Lande gehaßt und gefürchtet wurden, oder, wie Sunderland und Godolphin, ihn bereits verrathen und verkauft hatten.

4. Ludwig's XIV. despotisches Verfahren gegen den Papst, die Jansenisten und die Hugenotten.

Da wir uns überall auf die bloße Zusammenstellung der Thatsachen beschränken und keine andere Absicht haben, als die Leser

bescheiden und ohne allen Anspruch auf Genialität und Darstellungskunst zu belehren, so haben wir über Ludwig XIV. kein allgemeines Urtheil zu fällen. Ludwig war eigentlich nur ein König des hohen Adels und der Höfe, nicht des Volkes; dieses wurde vielmehr der Größe geopfert, nach welcher Ludwig strebte und die noch jetzt das Ideal der Franzosen ist. Mögen wir daher auch über ihn und seine Prahler denken, wie wir wollen, er war und blieb das Muster absoluter Regenten. Seine Einrichtungen und Anstalten, seine Etikette, seine Pracht, seine Art, Wissenschaft, Kunst und sogar Poesie auf dieselbe Weise wie diplomatische Fähigkeiten und militärische Verdienste zu belohnen, sein und seines Hofes Geschmack in Hausrath, Kleidung und Wohnung leben ja in unseren Zeiten wieder auf. Sein Grundsatz, daß Heeresmacht, Gewalt und großer Reichthum Quelle des Rechtes und des Guten seien, herrscht in ganz Europa. Seine Art, über Religion und Kirche zu denken und zu schalten, ist jetzt sogar von protestantischen Regenten und Prälaten angenommen worden. Bei Vielen gilt die Ansicht, daß Ludwig und die englische Aristokratie, Beide auf ihre Art, das beste Muster einer Regierung sind, welche den Völkern gefällt und dauernden Ruhm verleiht. Die politische Bedeutung der Parlamente wurde unter Ludwig XIV. nicht nur auf ein sehr geringes Maaß zurückgeführt, sondern sie waren zuletzt bloße Werkzeuge, deren er sich zu seinen Absichten bediente. Bekannt ist die Scene, die er bereits in Mazarin's Zeit als siebzehnjähriger Jüngling veranstaltete. Er hatte im März 1655 zu Paris eine Reihe von Steuer-Edicten in seiner Gegenwart vom Parlament registriren lassen; dasselbe hatte jedoch nachträglich beschlossen, diese Edicte in einer Versammlung aller seiner Kammern zu prüfen. Als der junge Fürst hiervon Kunde erhielt, begab er sich am 13. April von Vincennes nach Paris, trat in Reisekleidern, im Ueberrock, in Stiefeln und mit grauem Hut ins Parlament ein, schalt heftig die Versammelten und erklärte, diese gemeinschaftlichen Sitzungen hätten stets Unheil gebracht und er wolle sie nicht dulden. So entscheidend, wie man es zuweilen darstellt, war dieses Auftreten jedoch nicht; ja Mazarin lenkte damals ein und ließ Einiges in den Edicten nach dem Wunsch des Parlaments abändern. Mitunter wird angegeben, Ludwig habe damals die bekannten Worte gesprochen: „l'état c'est moi (der Staat bin ich)." Bezeichnend für seine Sinnesweise, wie dieselbe sich allmählig entwickelte, mögen diese Worte sein; es ist aber überhaupt nicht erwiesen, daß er sie ausdrücklich angewandt hat, obwohl er sich gewiß daran gewöhnte, das Königthum als die Stellvertretung und sich selbst als den alleinigen Inhaber der Staatsgewalt und des nationalen Ansehens zu betrachten, der

nach keiner Seite hin Rechenschaft schuldig sei.*) Dieser Ansicht gemäß unterdrückte er frühe den schwachen Widerstand, den er von den Parlamenten erfuhr und gebot im Jahr 1673, es müsse jede seiner Verordnungen ohne Weiteres registrirt werden; es dürften zwar binnen einer kurzen Frist Gegenvorstellungen eingereicht werden; was er aber auf diese erwidere, sei ohne alle Bemerkung bei strenger Strafe als unbedingt gültig einzutragen. Auch die Provinzialstände mußten sich demüthig fügen, wie denn der Präsident der Stände von Burgund erklärte, für Franzosen sei das Vaterland gleichbedeutend mit dem König. Die Härte dieser Auffassungen milderte Ludwig durch seine unerreichte Meisterschaft in der Repräsentation, durch gewinnende Haltung bei öffentlichen Veranlassungen und durch jene aufmerkende Theilnahme für alles Bedeutende, die er als königliche Pflicht ansah. Dagegen setzte er jede Rücksicht zur Seite, wo es galt, sein Ansehen als höchststehender Monarch geltend zu machen.

Sogar gegen den Papst und gegen die philosophischen Theologen seiner Zeit machte Ludwig oder vielmehr sein ihm schmeichelndes Ministerium die Gewaltherrschaft auf eine brutale Weise geltend. Ludwig XIV ließ mehrere Päpste seine Willkür und despotische Laune fühlen. Der erste von diesen war Alexander VII. (Fabio Chigi), welcher als Papst auch dadurch merkwürdig ist, daß er den Jesuiten zu Gefallen das mit furchtbaren Drohungen begleitete Verbot erließ, an der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, von der wir in unserer Zeit wieder viel gehört haben, zu zweifeln. Ludwig's schon früher erwähnter Streit mit ihm, welcher von 1662 bis 1664 dauerte, hatte durchaus keine Beziehung zum Kirchlichen, sondern der Beherrscher von Frankreich ließ nur den Fürsten des Kirchenstaates empfinden, daß er, gleich allen kleineren Regenten Europas, den großen König als seinen Richter anerkennen müsse, auch wenn derselbe in seiner eigenen Sache Recht spreche. An und für sich war der Streit mit Alexander nur eine Folge des lächerlichen Stolzes, welchen der französische Gesandte in Rom, der Herzog von Crequi, und der Bruder des Papstes, der Kardinal Mario Chigi, gegen einander zeigten; und es ist schwer zu sagen, wer sich dabei am insolentesten benahm, der Franzose oder der Italiener. Der Papst selbst hatte früher als Nuntius bei den Unterhandlungen über den westfälischen Frieden, soviel er konnte, für Spanien gearbeitet und die französischen Pläne vereitelt;

*) In der Schrift „les soupirs de la France", welche gegen Ende des Jahrhunderts zu Amsterdam in einzelnen Heften erschien, heißt es: „Der König hat die Stelle des Staats eingenommen; der König ist Alles und der Staat ist nichts mehr." S. Schmidt, Geschichte von Frankreich, Hamburg 1848, Bd. IV, S. 358.

und um Rache dafür zu nehmen, hatte Ludwig den sehr hochmüthigen, unleidlichen Herzog von Crequi als Gesandten nach Rom geschickt. Die Dienerschaft dieses Gesandten geriethen alsbald mit Soldaten der aus Korsen bestehenden Leibwache des Papstes in Händel. Am 20. August 1662 kam es sogar zu einem förmlichen Kampfe zwischen den Franzosen und den Korsen. Die Letzteren unterlagen in diesem Kampfe; sie erhielten aber Verstärkung von ihren Landsleuten, stürmten hierauf Crequi's Palast, zerschlugen die Fenster desselben und richteten sogar ihre Gewehre nach dem Herzoge, als dieser auf dem Balkon erschien; nachher umringten sie den Wagen seiner Gemahlin und tödteten einen ihrer Pagen. Da die päpstliche Polizei zögerte, die Sache strenge zu bestrafen, so reiste der Gesandte von Rom ab und begab sich nach Pisa; König Ludwig aber ließ den päpstlichen Nuntius an seinem Hofe unter militärischer Bedeckung an die Grenze von Savoyen bringen. Zugleich bat Ludwig den König von Spanien, einem französischen Heere von 18,000 Mann den Durchmarsch durch das Mailändische zu gestatten. Er wolle, erklärte er, Castro, Ronciglione und die Thäler von Comachio den Herzogen von Parma und Modena, denen sie von den Päpsten entrissen worden waren, wieder verschaffen und die Anstifter der seinem Gesandten angethanen Beleidigung aus Rom verjagen. Außerdem mußte noch das Parlament von Provence dem Papste als Herrn von Avignon und Venaissin den Proceß machen und ihn dieser Herrschaften verlustig erklären, da beide Gebiete als Domänen der Provence nicht hätten von dieser getrennt werden dürfen. Da weder der Kaiser noch der König von Spanien sich des Papstes annehmen wollte oder konnte, so mußte dieser im Februar 1664 zu Pisa einen Vertrag unterzeichnen lassen, welcher der gerühmten Großmuth Ludwig's wenig Ehre macht. Alexander ward nämlich zuerst zu dem Versprechen gezwungen, daß er die Herzoge von Parma und Modena abfinden wolle. Außerdem mußte er den Korsen in Rom vor ihrer Kaserne eine Schandsäule setzen lassen und sie für unfähig erklären, dem Papste je wieder zu dienen. Endlich mußte noch sein Bruder, der Kardinal Mario Chigi, nicht nur schriftlich erklären, daß er an Allem, was im Monat August 1662 zu Rom gegen die Franzosen geschehen sei, keinen Antheil gehabt habe, sondern er mußte auch zugleich mit dem Gouverneur von Rom, Kardinal Imperiali, nach Paris reisen und dort nach einer ihm vorgeschriebenen Formel um Verzeihung bitten.

Ernstlicher und bedeutender war Ludwig's Streit mit Innocenz XI. (Benedict Odeschalchi), Alexander's drittem Nachfolger; denn dieser Streit war die Veranlassung, daß derselbe König, der sich durch seine Maitressen und seinen Beichtvater zu unerhörten Verfolgungen gegen die Protestanten und gegen die frömmsten und gelehrtesten Katholiken (die Jansenisten)

reiben ließ, mit dem Haupte seiner Kirche gänzlich zerfi el. Innocenz XI. war ein edler würdiger Mann, welchem, sobald er 1676 zum Papste gewählt worden war, die Abstellung der in der Kirche herrschenden Mißbräuche sehr am Herzen lag. Dies würde sogleich einleuchten, wenn wir seinem verdienten Lobe durch Anführung der Thatsachen hier einen Platz einräumen dürften. Wir begnügen uns mit der einfachen Bemerkung, daß sein fester und edler Charakter unbiegsam und hartnäckig ward, wenn man ihm in dem, was er für sein Recht hielt, entgegen trat. Mit einem solchen Manne mußte ein kirchlich frommer Fürst und grausamer Verfolger aller derer, welche nicht an Papst und Jesuiten glaubten, einen sehr harten Stand haben.

Ludwig's Streit mit Innocenz betraf anfangs nur das Recht der Regale, führte aber einen Zwist über die Grenzen der königlichen und päpstlichen Gewalt in Kirchensachen herbei. Gemäß jenes Rechtes ließen nämlich die französischen Könige bei der Erledigung von Bisthümern die Einkünfte derselben bis zu ihrer Wiederbesetzung verwalten und vergabten zugleich erledigte Pfründen nach ihrer Willkür, oder vielmehr, sie verkauften oder verschenkten sie an unwürdige Clienten und Lieblinge. Sie beriefen sich dabei auf ihr unbestrittenes Recht, alle Pfründen, mit welchen keine Seelsorge verbunden sei, ohne vorhergehende Anzeige beim Papste zu vergeben. Dieses Recht der Regale war den französischen Königen durch einen Artikel der Lyoner Conciliums-Beschlüsse von 1274 zuerkannt worden; jedoch galt dasselbe nicht für die Kirchen von Provence, Languedoc, Guyenne und Dauphiné, welche Landschaften zum Theil erst später mit der Krone vereinigt wurden. Ludwig XIV. kehrte sich aber an diese Beschränkung nicht, sondern verordnete in zwei Edicten von 1673 und 1675, daß die Regale in allen Kirchen von Frankreich auf gleiche Weise gelten solle. Darüber beschwerten sich besonders die Bischöfe von Alais und Pamiers bei Innocenz XI., und dieser nahm sich der Sache an. Die Parlamente dagegen, in welchen viele theologische Juristen saßen und ein anderes Kirchenrecht als das päpstliche geltend zu machen suchten, registrirten die Edicte nicht blos, sondern sie erließen auch zum Behuf ihrer Aufrechthaltung besondere Decrete. Der Papst behauptete jedoch, die französischen Tribunale hätten kein Recht, in dieser Sache eine Entscheidung zu geben. Er ging endlich so weit, daß er in einem bei Gelegenheit des Processes eines Klosters erlassenen Breve ein Urtheil des Pariser Parlaments nicht nur aufhob (supprimoit), sondern auch die bloße Lesung desselben bei Strafe des Kirchenbannes verbot, und den Bischöfen den Befehl ertheilte, diesen Urtheilsspruch überall, wo sie ihn fänden, zu verbrennen.

Die Minister Colbert und Le Tellier ließen dies nicht ungeahndet,

und führten dadurch die Sache auf den Punkt, daß der Streit über die Regale sich in einen Streit über die Rechte des Papstes gegenüber den Rechten des Königs und seiner Minister umwandelte. Es wurde nämlich durch eine am 2. Juli 1680 erlassene königliche Verordnung verboten, irgend eine Bulle, ein Breve, ein Rescript des Papstes oder seines Nuntius auszuführen, wenn man nicht durch ein Patent des Staats-Secretärs unter dem großen Siegel dazu berechtigt worden sei. Zugleich erkannte eine Versammlung der französischen Geistlichkeit, welche in St. Germain en Laye gehalten wurde, des Königs Verfahren als im Rechte begründet an; sie sprach zugleich ihr Mißfallen gegen das päpstliche Breve aus. Die Bischöfe von Alais und Pamiers, sehr würdige Männer, beharrten indessen auf ihrem Widerstande, während der Erzbischof von Toulouse, dem sie untergeordnet waren, ganz auf der königlichen Seite stand. Nach dem Tode des Bischofs von Pamiers ernannten die Stiftsherren einen Groß-Vicar von gleicher Gesinnung. Daraus entstand in den Provinzen, welche die Regale nie anerkannt hatten, ein Streit zwischen den Parlamenten und den höheren Geistlichen, welche für den König waren, einerseits, und der niederen Geistlichkeit, welche die Verordnungen des Papstes anerkannte, andererseits. Der neue Großvicar wurde auf Befehl des Parlaments von Toulouse als Majestätsverbrecher im Bild enthauptet und mehr als 80 Pfarrer der Diöcese wurden ins Gefängniß geworfen oder verbannt. Als der Papst wegen dieses Verfahrens im Januar 1681 ein neues Breve erließ, in welchem der Großvicar von Pamiers bestätigt und sogar der Erzbischof von Toulouse bedroht wurde, nahm das Parlament von Paris den Letzteren in Schutz, erklärte die Echtheit des neuen Breve für zweifelhaft und verbot, es zu lesen.

Um ganz sicher zu gehen, berief nachher der König im November 1681 eine neue Versammlung der Geistlichkeit ein, die aber nur aus den Erzbischöfen, zwei Bischöfen eines jeden erzbischöflichen Sprengels und wenigen Deputirten des niederen Klerus bestand. Diese Versammlung, in welcher Colbert, der Kanzler Le Tellier und dessen Bruder, der Erzbischof von Reims, den Haupteinfluß hatten, ward durch die Macht des Königs und seiner Minister so eingeschreckt, sowie durch dessen Glanz und die Bedeutung der Hofgunst so geblendet, daß die Minister den Muth faßten, dem Könige diejenigen Rechte und Vortheile zuzuerkennen, die sein Vorfahr Ludwig der Heilige besessen, Franz I. aber aufgeopfert hatte. Sie thaten dies, weil der König und seine Minister damals das französische Volk ausmachten, weil also die Rechte, welche diesem zuerkannt wurden, ihnen selbst zu Gute kamen. Am 3. Februar 1682 erklärte diese Versammlung, sie gebe ihre Beistimmung, soweit dieselbe nöthig sein möchte, zur Ausdehnung der

Regale über das ganze Staatsgebiet; an demselben Tag erließ sie ein Schreiben an den Papst, in welchem sie diese Erklärung rechtfertigte. Bei dieser Gelegenheit mußte der berühmte Bossuet, Bischof von Meaux und vormals Erzieher des Dauphin, so sehr er sich auch sträubte, seine Talente aufbieten, um gegen die Anmaaßungen der römischen Kirche das alte Kirchenrecht zu vertheidigen. Dieser dem Könige und seinem Hofe ganz ergebene Geistliche faßte nämlich eine Declaration ab, welche unter dem Scheine, das alte Kirchenrecht wiederherzustellen, einen Theil des bisher vom Papste als Recht geübten Unrechts an den König bringen sollte. Bossuet's Talente zu rühmen, würde hier nicht passend sein. Auch haben ja die Franzosen, welche größere Liebhaber von tönenden Phrasen sind als wir, seine Declaration so oft und so viel gerühmt, daß wir uns darauf nicht einzulassen brauchen. Der Bischof Bossuet faßte das, was er unter den Artikeln der gallikanischen Kirche verstand, in folgende vier kurze Sätze (quatuor propositiones cleri gallicani) zusammen: 1) Dem Papste und der Kirche ist von Gott die Gewalt über alle geistlichen und auf die ewige Seligkeit Bezug habenden Dinge, nicht aber über die bürgerlichen und weltlichen übertragen worden. In diesen sind die Könige und Fürsten keiner kirchlichen Gewalt durch Gottes Anordnung unterworfen, und die Kirchengewalt kann weder sie selbst mittelbar oder unmittelbar absetzen noch ihre Unterthanen der Treue oder des Gehorsams entbinden. 2) Der heilige Stuhl und die Nachfolger Petri besitzen die volle Gewalt über geistliche Dinge auf solche Weise, daß dabei die von der gallikanischen Kirche gewissenhaft festgehaltenen Decrete des Constanzer Conciliums in Rücksicht des Satzes, daß ein allgemeines Concilium über dem Papste stehe, fest und unabänderlich bestehen. 3) Der Papst ist an die Kirchengesetze gebunden, welche durch den Geist Gottes festgestellt sind. 4) Auch in Glaubensfragen hat der Papst die bedeutendste Stimme, und seine Dekrete beziehen sich auf jede Kirche; jedoch ist sein Urtheil nicht unabänderlich, falls nicht die Beistimmung der Kirche hinzugekommen ist.

Diese vier Artikel wurden am 19. März von der Versammlung bestätigt, dann durch ein königliches Edict zum Reichsgesetze gemacht und mußten von allen Collegien und Universitäten unterschrieben und beschworen werden. Der Papst wagte zwar nicht, eine Verdammung der Artikel auszusprechen; er hielt sich aber an die französische Geistlichkeit. Dieser machte er den Vorwurf der Feigheit, weil Niemand aus ihrer Mitte den Muth gehabt habe, den König zu ermahnen und zu warnen. Zugleich weigerte er sich, den vom Könige ernannten Bischöfen die Bestätigungsbulle zu ertheilen, ohne welche sie keine bischöflichen Amtshandlungen vornehmen konnten. Es wurde zwar viel

mit ihm unterhandelt; er erklärte aber immer, er werde sich nicht eher auf etwas einlassen, als bis die vier Artikel von den Rechten der gallikanischen Kirche aufgehoben seien. Frankreich befand sich also damals dem Papste gegenüber fast in derselben Lage, wie unter Bonaparte, und Ludwig benutzte jede Gelegenheit, den Papst zu kränken.

Anlaß zu neuem Streite war eine durchaus weltliche Angelegenheit, die sogenannte Quartier-Freiheit oder das Asylrecht der Gesandten am päpstlichen Hof. In dieser Sache war das Recht offenbar ganz auf Seiten des Papstes; die Art aber, wie König Ludwig sich dabei gegen ihn benahm, konnte allen Fürsten zeigen, was ihnen drohe, wenn Ludwig das Uebergewicht in Europa behaupte, welches er gleich nach dem Nymwegener Frieden erlangt hatte. In Rom bestand damals noch der Mißbrauch, daß alle Gesandten im Umkreise ihrer Wohnungen eine von der päpstlichen unabhängige Gerichtsbarkeit hatten und jeden Menschen ohne Ausnahme dort aufnehmen konnten. Diese sogenannten Gesandtschafts-Quartiere (franchizze oder franchises) waren in Folge davon die Zufluchtsstätten des flüchtigen Gesindels aller Nationen geworden. Innocenz XI. hatte aber das edle Streben, dem Banditen-Wesen im Kirchenstaate zu steuern, eine Polizei in Rom möglich zu machen und überhaupt die hergebrachten Mißbräuche auszurotten. Er erklärte daher, er werde keinen Gesandten mehr annehmen, der nicht dem Rechte der Quartier-Freiheit entsage. Dies thaten dann auch die Gesandten des Kaisers, Spaniens, Polens, Englands und Venedigs; Frankreich dagegen widersetzte sich dem gerechten Verlangen des Papstes auf eine beleidigende Weise. Ludwig XIV. erklärte nämlich: er habe sich nie nach dem Beispiel Anderer gerichtet; vielmehr komme es ihm zu, Anderen Beispiele zu geben. Als nun 1687 der französische Gesandte d'Estrées gestorben war, mußte dessen Nachfolger, Lavardin, auf Ludwig's Befehl die Fortdauer der Quartier-Freiheit verlangen. Der Papst erklärte dagegen jeden für excommunizirt, der auf diesem Rechte bestehen werde. Trotz dieser Erklärung hielt Lavardin am 16. November 1687 seinen Einzug in Rom auf eine solche Weise, daß es schien, als wenn er die Stadt militärisch besetzen wolle; denn er zog an der Spitze von 800 Mann französischer Soldaten in Rom ein und besetzte den französischen Gesandschafts-Palast, den Palast Farnese, nebst dem ganzen Bezirke umher. Als hierauf der Papst ihm die Audienz verweigerte, ritt Lavardin an der Spitze von 200 Reitern durch die Stadt und stellte Wachen um seinen Palast auf, wie wenn er überfallen zu werden fürchte. Der Papst ließ sich durch alles dies nicht einschüchtern. Er belegte vielmehr, als Lavardin zur Weihnachtszeit in der französischen Kirche des heiligen Ludwig das Abendmahl genommen hatte, diese Kirche mit dem Interdict,

weil der Pfarrer den excommunicirten französischen Gesandten zum Gottesdienste zugelassen habe.

Dadurch wurde König Ludwig aufs Höchste erbittert. Er ließ am 22. Januar 1688 durch den General-Procurator des Pariser Parlaments Lavardin's Excommunication für eine an und in sich nichtige Handlung erklären und zugleich vom Ausspruche des Papstes an das nächste allgemeine Concilium appelliren. Der General-Advokat Omer Talon erlaubte sich sogar die heftigsten Aeußerungen in Betreff dieser Sache; er trug darauf an, daß der König Provinzial-Concilien und nöthigenfalls ein französisches National-Concilium berufen und daß er seinen Unterthanen verbieten solle, irgend einen Verkehr mit Rom zu unterhalten oder Geld dorthin zu senden. Demgemäß erließ das Parlament selbst ein Decret, in welchem das ganze Verfahren der Regierung gebilligt, die königliche Appellation (als appel comme d'abus) angenommen und der König gebeten wurde, gegen den Papst mit allem Nachdrucke einzuschreiten. Das Letztere geschah jedoch nicht, weil Ludwig des Papstes in der Angelegenheit des Kölnischen Wahlstreits bedurfte. Im Sommer 1688 war nämlich Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln, ein bairischer Prinz, gestorben, und Ludwig wünschte die Nachfolge desselben dem oft erwähnten Grafen Wilhelm von Fürstenberg, welcher einer ihm ganz ergebenen und alle Deutschheit verleugnenden Familie angehörte, zu verschaffen. Bei der Wahl fielen jedoch nur 14 Stimmen auf Fürstenberg, die andern neun auf den erst siebzehnjährigen Prinzen Joseph Clemens, den Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern, und der Erstere war also, da zu einer vollgültigen Wahl volle zwei Drittel der Stimmen erforderlich waren, nur postulirt (s. Bd. XI., S. 501), oder mit anderen Worten er bedurfte, um Erzbischof von Köln zu werden, noch der Einwilligung des Papstes. Diese glaubte König Ludwig um so mehr erwarten zu dürfen, da Joseph Clemens von Baiern das gesetzliche Alter nicht hatte und folglich noch einer besonderen päpstlichen Dispensation (der venia aetatis) bedurfte. Innocenz gewährte jedoch die Letztere und entschied die streitige Wahl zu Gunsten des bairischen Prinzen. Ludwig ließ hierauf wegen seiner Händel mit dem Papste dessen Fürstenthum Avignon mit Venaissin wieder besetzen unter dem Vorwande, daß der vorhin erwähnte Vertrag von Pisa noch nicht erfüllt worden sei; zugleich veranlaßte er auch die Universität von Paris, die Berufung an ein allgemeines Concilium zu verlangen. Nach dem Tode Innocenz XI. (1689) räumte er jedoch die besetzten Landschaften dem Nachfolger desselben, Alexander VIII., wieder ein; und im Jahre 1693 vertrug er sich völlig mit dem Nachfolger Alexander's, Innocenz XII., indem er die Forderungen der vier gallicanischen Artikel

außer Kraft setzte, worauf der Papst die inzwischen erwählten französischen Bischöfe bestätigte und die Ausdehnung der Regale über den ganzen Staat gelten ließ. Mit demselben Papst, Innocenz XII. (1691—1700), einigte er sich auch in Betreff der Quartier-Freiheit und der Rechte der gallikanischen Kirche.

Der Streit, welchen Ludwig XIV. mit den Jansenisten seines Reiches hatte, kann hier nur im Vorbeigehen berührt werden, so wichtig er auch für die Geschichte des 18. Jahrhunderts und besonders für die der französischen Revolution ist, weil wir nicht auf jansenistische Philosophie oder Theologie eingehen können. Cornelius Jansenius, ein im Jahre 1636 verstorbener niederländischer Bischof, hatte in einem Buche, welches Augustinus*) betitelt war, durch angeführte Stellen dieses Kirchenvaters bewiesen, daß derselbe über Gnade, freien Willen und göttliche Vorherbestimmung etwas ganz Anderes gelehrt habe, als was in den Schulen, auch in denen der Jesuiten, für seine Lehre ausgegeben werde (s. Bd. III., S. 673). Nach ihm, wie nach Augustinus, ist der Wille allein nicht fähig, das Gute hervorzubringen, sondern dasselbe ist Wirkung der göttlichen Gnade. Jansenius faßt das Christenthum als Sache des Herzens auf; dasselbe ist nicht aus Schlußfolgerungen zu schöpfen, sondern aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und den Lehren der Kirchenversammlungen; mit den göttlichen Geheimnissen hat sich nur die Liebe zu beschäftigen. Ein großer Theil der katholischen Geistlichkeit Frankreichs nahm die von Jansenius ausgesprochene Ansicht an und vertheidigte also die echte Lehre Augustinus von der Gnade und der Vorherbestimmung Gottes gegen den Semi-Pelagianismus, welcher durch den Mönch Cassianus in die Kirche gebracht worden war und seit dieser Zeit ein Lehrsatz derselben geblieben ist. Die Jesuiten dagegen bearbeiteten den Papst Innocenz X., damit er über einen Punkt, welcher so weit vom Leben und vom Verständnisse aller derer entfernt ist, die nicht aus dem Grübeln ein Geschäft machen, durch eine positive Entscheidung festsetze, was der Kirchenvater gelehrt habe und was die anderen Theologen lehren dürften. Da die Jesuiten in Rom den Haupteinfluß hatten, so ging der Papst, ohne sich lange zu bedenken, auf ihr Verlangen ein. Er untersuchte nicht einmal, ob die fünf Sätze, welche Jansenius Gegner zum Beweise seiner ketzerischen Ansicht aus dessen Buche gezogen hatten, auch wirklich in demselben enthalten seien. Er verdammte vielmehr ohne Weiteres die fünf Sätze als ketzerisch. Unter dem folgenden Papste, Alexander VII., wurde ausdrücklich erklärt, daß die fünf Sätze

*) Voller Titel: Augustinus oder die Lehre des heiligen Augustin über Gesundheit, Krankheit und Heilung der menschlichen Natur gegen die Pelagianer und Massilier.

im Sinne des Jansenius abgefaßt und aus seinem Buche gezogen seien; diese Erklärung wurde formulirt und sollte von allen Geistlichen unterschrieben werden (October 1656).

Von dieser Zeit bildete sich in Frankreich, gegenüber den jesuitisch-päpstlichen Schulen der Theologie, eine Schule philosophischer, ascetischer und catonisch strenger Gottesgelehrter; und diese ward, was damals wegen des geistlichen Rechtes möglich war, eine theologisch-juristische Schule, welche bald in den Parlamenten das Uebergewicht erhielt. Die ausgezeichnetsten Männer dieser französischen Jansenisten hatten in dem Kloster Port Royal bei Paris eine Anstalt für strenge Erziehung, Bildung, Bußübung und gründliche Gelehrsamkeit geschaffen und zum großen Aerger der Jesuiten die beste Logik, Rhetorik und Poetik der Franzosen geschrieben. Das Kloster Port Royal war im 13. Jahrhundert bei Chevreuse, etwa sechs Stunden von Paris, für zwölf Nonnen gestiftet worden und hatte das Recht, in den anliegenden Gebäuden auch Laien aufzunehmen, die sich der Buße und Beschaulichkeit widmeten. Unter der Aebtissin Angelika Arnauld (seit 1608) war die Disciplin des Klosters reformirt worden; dasselbe erlangte ein großes Ansehen. Die Zahl der Nonnen stieg auf 80, so daß viele derselben in ein der Fräulein Arnauld gehöriges Gebäude zu Paris übersiedelten. So entstand neben dem alten Kloster, Port Royal des Champs, ein neues, Port Royal de Paris genannt. Die Familie Arnauld gehörte dem Parlaments-Adel an; der Vater der Aebtissin hatte schon unter Heinrich IV. gegen die Jesuiten gewirkt. Ein Bruder und ein Neffe Angelika's, die beide zu den begabtesten französischen Gelehrten ihrer Zeit gehörten, ließen sich im Port Royal nieder; Gleichgesinnte schlossen sich an. Nahe befreundet waren sie mit einem Anhänger des Jansenius, Johann Duvergier de Hauranne, Abt von St. Cyran, der unter Richelieu fünf Jahre als Gefangener in Vincennes zugebracht hatte. Die Schriften dieser frommen Gelehrten gewannen ein großes Ansehen; Ludwig XIV. war ihnen jedoch abgeneigt, da ihm der Jansenismus, wie der Calvinismus, ein Element des Widerstandes zu enthalten schien, wie denn auch die Nonnen von Port Royal jenes Formular, das der König hatte anbefehlen lassen, nicht unterschrieben. Ludwig ließ den Jesuiten zu Gefallen alle aus dieser Schule hervorgegangenen Männer grausam verfolgen und sogar schließlich (im Jahre 1709) das Kloster Port Royal des Champs zerstören. Diese Verfolgung der Jansenisten, eines Arnauld d'Andilly, eines Quesnel, Nicole, Pascal, Duvergier de Hauranne hängen leider ebenso, wie die grausame Verfolgung und Vertreibung der Protestanten aus Frankreich, enge mit der Geschichte der Maitressen zusammen, denen Ludwig eine königliche Existenz am Hofe gab, und

die er mit fürstlichen Besitzungen und Reichthümern begabte. Wir müssen daher auch über diese einige Worte sagen.

Die französischen Geschichten und Denkwürdigkeiten enthalten ganze Bände über die Privat-Geschichte des Königs und der Personen seines Hofes, sowie über die Liebschaften und Abenteuer der angesehenen Personen und königlichen Geliebten. Dies Alles muß ein Franzose wissen, weil es in die Litteratur und in die Conversation des Salons übergegangen ist. Ein Deutscher dagegen könnte nur durch Neugier dazu getrieben werden. Da wir diese nicht nähren wollen, so können wir uns kurz fassen. Schon als Jüngling faßte Ludwig eine so leidenschaftliche Liebe für eine der Nichten des Kardinals Mazarin, die Maria Mancini, daß er nur mit Mühe abgehalten werden konnte, eine rechtmäßige Ehe mit derselben zu schließen. Nach dieser mehr idealen Verbindung lebte er in realen und sinnlichen Verhältnissen, zuerst mit Elisabeth Tarneaux und dann mit der La Vallière, die dem König mit inniger Neigung anhing, wie man denn auch die Zeit, die er mit ihr verlebte, als seine beste bezeichnet; als sie Ludwig's Gunst verloren hatte, zog sie sich in ein Carmeliter-Kloster zurück. Ihr folgten die La Motte d'Argencourt, die ehrgeizige Montespan und die sehr schöne, aber geistig unbedeutende Fontanges.*) Alle diese Damen hatten nach einander Wohnung, Rang und Hofstaat, wie wenn sie Königinnen wären. Weiter als Alle brachte es die Wittwe des durch komische Romane und Gedichte berühmten Scarron, welche unter dem ihr ertheilten Titel einer Marquise von Maintenon berühmt geworden ist. Ihr Großvater war der geistreiche d'Aubigné; sie selbst ward in der Kindheit so lange geplagt, bis sie von dem Protestantismus, dessen edelster und geschicktester Geschichtschreiber ihr Großvater gewesen war, zur katholischen Lehre übertrat. Daß Françoise d'Aubigné in ihrer Jugend außerordentlich schön und liebenswürdig war, berichten alle Zeitgenossen. Sie war jedoch so arm gewesen, daß sie, um leben zu können, in ihrem 17. Jahr den kranken und durch Gicht ganz verzogenen Scarron geheirathet hatte (1651). Sie pflegte denselben bis an sein Ende mit unbeschreiblicher Treue. Diese Sorgfalt für ihren Gatten, die Leiden, die sie erduldet hatte, und ihr streng keusches Leben in einer liederlichen Zeit lassen uns glauben, daß sie wirklich alle die Tugenden besessen habe, welche von ihr gerühmt werden. Doch glauben wir zugleich, daß sie im vertrauten Umgange mit der Ninon de Lenclos, die wir in unserer Manier eine weltberühmte Dirne nennen würden, eine für ihren nachherigen Beruf sehr passende Bildung

*) Die Herzogin von Orleans sagt von der Fontanges: „Ein gut Mensch, schön von Haupt bis zu den Füßen; hatte aber nicht mehr Verstand als ein Kätzchen."

erhielt. Zu diesem Berufe gelangte sie durch die damalige erklärte Maitresse des Königs, die Frau von Montespan, der sie empfohlen worden war und die ihr die Sorge für ihre dem König geborenen Kinder übertrug. Sie erhielt die Herrschaft Maintenon und es wurde ihr im Schlosse Versailles eine Wohnung eingeräumt. Da sie noch immer eine angenehme Erscheinung, dabei außerordentlich geistreich und jesuitisch fromm war, so ward Ludwig bald durch ihre Unterhaltung gefesselt und die Montespan mußte ihr weichen. Nach dem Tode der Fontanges (1681) schloß der König ein derartiges Verhältniß nicht mehr; er begann, wie die Maintenon frömmelnd schreibt, an sein Seelenheil und an das seiner Unterthanen zu denken. Nun bemächtigte sie sich des Königs gänzlich, hielt sich aber, selbst als 1683 die Königin gestorben war und Ludwig sie ganz wie seine Gemahlin behandelte, durchaus in den Schranken des Anstandes und nahm öffentlich keinen Vorrang in Anspruch. Dagegen genoß sie in ihren Zimmern und in denen des Königs aller der Auszeichnungen und Ehren, welche einer Königin gebührten. Daß sie und Ludwig später, als Beide eine ganz besondere Kirchlichkeit affectirten, durch den Erzbischof von Paris, du Harlay, in einem Kabinet des Königs in Gegenwart des königlichen Beichtvaters, des Paters La Chaise, förmlich getraut wurden, und daß Montchevreuil, der Ritter Forbin und Bontemps dieser Handlung als Zeugen beiwohnten, ist ausgemacht; die Zeit aber, wann die Trauung stattfand, wagen wir nicht anzugeben. Bekannt ist nur, daß Louvois gegen die beabsichtigte Vermählung des Königs mit der „Wittwe Scarron" lebhaft Einsprache that, sie jedoch nicht zu hindern vermochte.*) Die Maintenon leitete die Minister und die Staatsangelegenheiten nicht, gleich vielen Dirnen unter der Regentschaft und unter Ludwig XV., unmittelbar; aber der König arbeitete mit den Ministern in ihrem Zimmer, ihre Zuneigungen und Abneigungen waren bekannt, es wurde daher nichts beschlossen, was ihr entgegen sein konnte. Ihre Freigebigkeit und kirchliche Frömmigkeit wurden im ganzen Lande gepriesen; es war jedoch, wie dies jetzt bei reichen und vornehmen Frauen so oft der Fall ist, sehr zweifelhaft, ob die von Pfaffen und schwachen, aber eingebildeten Weibern gepriesene Tugend von der rechten Art sei. Heuchler und Jesuiten, schwache Naturen und Schurken hatten fortan bei dem frömmelnden und alternden Könige leichtes Spiel. Männer, wie Vendome und wie Catinat, der Cato der Zeit Ludwig's XIV.,

*) Eine berühmte Schöpfung der Maintenon war das mit großen Geldmitteln ausgestattete Stift von St. Cyr bei Versailles, in welchem 250 Fräulein, Töchter von Männern, die in königlichem Dienste standen, unter der Aufsicht von Nonnen erzogen wurden. Für dieses Fräuleinstift verfaßte Racine seine Tragödie „Esther."

mußten zurückstehen, und galant schmeichelnde und frömmelnde Leute wie Villeroi wurden immer wieder gebraucht, so oft sie auch ihre Unfähigkeit bewiesen hatten.

Wir haben des Charakters der Maintenon erwähnen müssen, damit man begreifen könne, wie es möglich war, daß eine Frau von so bedeutenden und zum Theil ganz soliden Vorzügen, ohne daß sie es dabei im Geringsten übel meinte, blos durch die mit jeder Weiblichkeit verbundenen Eigenschaften, in Gemeinschaft mit ihrem und des Königs Beichtvater dem französischen Reiche tiefere Wunden schlug, als demselben in unseren Tagen die Revolution geschlagen hat. Wir beziehen dies besonders darauf, daß sie den König bewog, den Zweck der Jesuiten zu fördern, welche glaubten und noch glauben, die Erde würde zum Paradies werden, wenn die Protestanten und der Protestantismus mit der Wurzel ausgerottet wären. Man hätte denken sollen, die Jesuiten hätten die Wirkung der Ausführung dieses ihres einzigen Ordens-Zweckes an dem Erfolge der Rathschläge erkennen können, die sie Philipp dem Zweiten von Spanien gegeben hatten und welche von diesem im größten Maaßstabe ausgeführt worden waren. Allein Leute, welche wie sie im Namen Gottes reden und es dabei gut meinen, sind nicht zu belehren, und die Menge lebt, wie wir 1848 und 1849 erfahren haben, stets des Glaubens, daß derjenige Recht habe, welcher am lautesten und dreistesten redet und am ärgsten schimpft. Unter den Ministern des Königs war nur einer, Pomponne, der Sohn des großen Hauptes der Jansenisten von Port Royal, d'Andilly, im Stande, den unbesonnenen Eifer des Königs zu mäßigen; er verlor aber theils als Jansenist, theils weil er bei jeder Gelegenheit den despotischen Maaßregeln seiner Collegen entgegen trat, seit der Zeit der beginnenden Herrschaft der Maintenon allen Einfluß und wurde im Jahr 1679 auf längere Zeit von der Verwaltung ganz entfernt. Von den übrigen Personen, welche die Regierung leiteten, waren weder Colbert und sein Sohn, der Marquis von Seignelay, noch der Pater La Chaise und am allerwenigsten die Maintenon von Natur hart und grausam; sie freuten sich aber, wenn sie ihres Herrn Willen, daß nur ein Herrscher und nur eine Religion im Reiche sein solle, auf jede Weise fördern konnten. Sie meinten es in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdruckes gut, wußten aber nicht oder wollten nicht wissen, welche empörenden Grausamkeiten um des Glaubens willen geübt wurden. Der Staats-Secretär Le Tellier dagegen, welcher ein Bruder des Erzbischofs von Reims war und 1677 Kanzler ward, freute sich ebenso, wie der durch Härte, Grausamkeit und Unbarmherzigkeit unsterblich gewordene Kriegs-Minister Louvois, des Unterganges der Protestanten, deren Fleiß, Gewerbs-

thätigkeit, Reichthum, Handel und Wissenschaft Colbert ungern aus dem Reiche getrieben sah.

Die Ausführung des Planes, den reformirten Glauben in Frankreich ganz auszurotten, begann mit einer stillschweigenden Umgehung des Edicts von Nantes (s. Bd. XI., S. 318) und des Gnaden-Edicts von Nismes (s. Bd. XII., S. 146). Vom Hofe ermuntert erlaubten sich nämlich Beamte, Parlamente und Priester alle möglichen Mittel, die Zahl der Katholiken zu vermehren. Man ertheilte den Knaben vom 14. und den Mädchen vom 12. Jahr an die Berechtigung, aus eigenem Willen zum Katholicismus überzutreten; wollten sie alsdann nicht im Hause der Eltern bleiben, so hatten diese für den Unterhalt der Kinder eine Zahlung zu leisten. Man entzog protestantischen Wittwen die Sorge für ihre Kinder; man nahm ihnen die Kinder mit Gewalt weg; man lockte Leute ohne Gewissen durch Geld in den Schooß der alten Kirche; man setzte die Protestanten bei Anstellungen und am Hofe zurück, und begünstigte dagegen Katholiken und Convertiten. Die Uebertritte mehrten sich; im Jahr 1668 erlebte der Hof die Befriedigung, daß Turenne in die römische Kirche aufgenommen wurde. Die Predigt, welche Bossuet bei dieser Veranlassung hielt, galt für ein rednerisches Meisterstück. Im Jahre 1671 ward eine förmliche Bekehrungskasse mit einem bestimmten jährlichen Einkommen errichtet. Als aber 1675 der Pater La Chaise Beichtvater des Königs geworden war*), vereinigten sich mit ihm die Minister und Maitressen gegen alle diejenigen, welche von irgend einer Art Freiheit redeten. Im Jahre 1679 wurde der vorher schon bestrafte Rücktritt eines Bekehrten in seine frühere Kirche mit noch schwereren Strafen belegt. Männern und Frauen des reformirten Bekenntnisses wurde die Ausübung der Geburtshülfe untersagt unter dem Vorwande, daß sie sich die Nothtaufe nicht angelegen sein ließen. Katholischen Franzosen wurde der Uebertritt zur protestantischen Religion bei Lebensstrafe untersagt, und Heirathen zwischen Protestanten und Katholiken verboten. Keinem Protestanten sollte ferner ein Staatsamt oder eine Einnehmerstelle gegeben werden und auch den Vasallen, welche Gerichtsbarkeit hatten, ward untersagt, Protestanten anzustellen. Sogar städtische Aemter sollten künftig nur mit Katholiken besetzt werden. Einem protestantischen Orte nach dem anderen wurde die Erlaubniß der freien Religions-Uebung entzogen, so daß 1680 schon 300 Orte derselben beraubt waren. Endlich wurde das Alter, in welchem reformirte Knaben und Mädchen sich für die katholische Religion entschei-

*) Der König schenkte ihm ein Landhaus mit Anlagen auf dem Abhang der Anhöhe von Charonne; daher wird der Friedhof, den man 1804 an der Stelle dieser Anlagen einrichtete, nach dem Père Lachaise benannt.

den könnten, auf sieben Jahre festgesetzt. Die Anzeige eines Nachbars oder Dienstboten, daß ein Kind sich bekreuzt oder Ave Maria gesprochen habe, genügte, um dasselbe katholischen Erziehern zu übergeben. Reformirten Chirurgen, Apothekern, Buchhändlern und Buchdruckern wurde die Ausübung ihrer Thätigkeit untersagt. Die über die Widerspenstigen verhängten Plagen veranlaßten in Vivarais, in der Dauphiné und in den Cevennen bedeutende Unruhen, welche nachher grausam bestraft wurden und Hunderte von Pfarrern auf die Galeeren brachten. Es steht fest, daß der König zwar mit der Ausrottung des Calvinismus einverstanden war, daß ihm aber weder die Schwierigkeit derselben, noch die ausgeübten Grausamkeiten in ihrem ganzen Umfang bekannt wurden. In letzterer Beziehung gingen namentlich die Intendanten der Provinzen sehr weit. Im August 1684 bediente sich der Intendant Foucauld der Soldaten, die ihm zu einem Einfalle in Spanien anvertraut worden waren, um in Bearn den reformirten Gottesdienst, den man schon vorher auf fünf Orte beschränkt hatte, ganz auszurotten und die sämmtlichen Bewohner bis auf sehr wenige zur Unterschreibung des katholischen Glaubensbekenntnisses, denn dies genügte, militärisch zu zwingen. Dieses Verfahren, für welches Foucauld von Louvois und dem Könige gelobt wurde, gab Veranlassung, daß der grausame Kriegs-Minister, wiewohl ohne Wissen des Königs, das unter dem Namen der Dragonaden bekannte militärische Zwangsmittel anwenden ließ. Es wurden nämlich in die Häuser der Reformirten Kriegsleute, unter denen sich die Dragoner besonders bemerklich machten, einquartiert und ihre Zahl immer gesteigert, um durch diese Bedrängniß die Bekehrung zu erzwingen. *) Es wurden also im Süden, wo die Zahl der Protestanten groß war, diese auf dieselbe Weise zum Papismus gezwungen, wie Philipp II. von Spanien die Mohammedaner zum Christenthum gezwungen hatte. Languedoc, Guyenne, Angoumois, Saintonge und Poitou wurden der Willkür der Soldaten preisgegeben, bis die reformirten Einwohner ein katholisches Glaubensbekenntniß unterschrieben hatten; und wenn sie dann nicht die katholischen Ceremonieen mitmachten, so fielen sie der unerhört grausamen Kriminal-Justiz der fanatischen Parlamente anheim.

Am 22. October 1685 ward endlich ein Edict vom Könige erlassen und vom Pariser Parlament registrirt, welches einen großen Theil der Betriebsamkeit von Frankreich nach Holland und England, sowie nach

*) Dasselbe Zwangsmittel kam 1851 in Kurhessen zur Ausführung, wo man diejenigen Beamten, welche der rechtmäßigen Verfassung anhingen, durch gesteigerte Einquartierung (die sogenannten Strafbaiern) eines Besseren zu belehren suchte.

Brandenburg und in andere Gegenden von Deutschland trieb. In diesem Edict erklärte der König: „Da seine vielen Bemühungen, die Abtrünnigen wieder zur Kirche zurückzubringen, einen so guten Erfolg gehabt hätten, daß der größte und beste Theil seiner Unterthanen bereits zur Kirche zurückgekehrt wäre, so sei die Ausführung des Edicts von Nantes und alles dessen, was früher zu Gunsten der reformirten Religion verordnet worden wäre, unnöthig. Er widerrufe daher alle durch Edicte, Declarationen und Verfügungen den Reformirten gemachten Zugeständnisse, und gebiete diesem Widerrufe gemäß, daß alle reformirten Kirchen im Reiche unverzüglich zerstört werden sollten." Den Reformirten wurde bei Todesstrafe und unter Androhung der Einziehung des Vermögens jede Art von gemeinsamer Religions-Uebung, sogar in Privathäusern, verboten. Den Predigern, welche ihre Religion nicht abschwören wollten, wurde bei Galeeren-Strafe befohlen, binnen vierzehn Tagen Frankreich zu verlassen; denen von ihnen aber, die sich bekehren wollten, ward eine lebenslängliche Pension zugesagt, welche um ein Drittel höher sein sollte, als ihr seitheriges Gehalt gewesen war. Außerdem sollten die Wittwen der Letzteren, so lange sie unverheirathet blieben, die Hälfte der Pension erhalten.

Von dem Augenblicke der Aufhebung des Edicts von Nantes an wurden bis zur Zeit der Revolution durch Soldaten und durch fanatische Obrigkeiten, besonders durch die theologischen Juristen der Parlamente, die grausamsten Verfolgungen über alle Protestanten verhängt. Zugleich wurden die Land- und Seegrenzen auf das Strengste bewacht und die Auswanderung mit den Galeeren, ja mit Hinrichtung bedroht. Gleichwohl retteten sich Viele durch die Flucht und am Ende des Jahrhunderts hatte Frankreich etwa 400,000 fleißige und tüchtige Bewohner verloren. Gegen 20,000 Seeleute und Matrosen gingen ins Ausland. Vor Allem die Seidenmanufactur, der im Süden vorzugsweise von Reformirten betrieben worden war, kam in fremde Länder.*) Am meisten Ehre und Vortheil gewann dabei der große Kurfürst. Schon am 9. November 1685 erließ er eine Bekanntmachung, durch welche er die flüchtigen Protestanten in sein Land einlud; er ließ ihnen freie Wahl des Wohnortes, gab ihnen Bauplätze in Städten und Dörfern, unterstützte sie in der Einrichtung von Fabriken und stiftete für sie ein eigenes Consistorium; die Adeligen unter ihnen erhielten alle Ehrenvorzüge, sowie Anstellungen am Hof

*) Diesem Zweige gehörten besonders die Hugenotten an, die sich in Spitalfields bei London und die sich am Main niederließen. Die Handelsherren zogen meist nach Frankfurt, die Arbeiter in die Umgegend nach Isenburg, Hanau, Dornholzhausen.

und im Heere. Dies Alles erregte die Mißstimmung Ludwig's, der sich besonders darüber beschwerte, daß Friedrich Wilhelm in seiner Bekanntmachung von einer Verfolgung der französischen Protestanten gesprochen habe; der Kurfürst hielt jedoch in seiner Erwiderung das Wort aufrecht und machte darauf aufmerksam, daß er selbst den Katholiken in seinen Staaten nicht nur volle Glaubensfreiheit, sondern auch Zulaß zu Aemtern gewähre. Berlin gewann übrigens durch die Einwanderung merklich an Regsamkeit, Bildung und großstädtischem Wesen.

Wir haben diese Verfolgungen und Grausamkeiten etwas ausführlicher angegeben, um zu zeigen, welche unsägliche Tyrannei der von seinen Landsleuten als glänzender und großer Herrscher und als Muster aller Monarchen gepriesene, jetzt auch in Deutschland wieder bewunderte und nachgeahmte König aus lauter Gottesfurcht im Inneren seines Reiches übte. Wir würden sogleich hinzusetzen, wie frevelhaft und offenbar gottlos seine Minister zu derselben Zeit Raub und Treubruch gegen alle benachbarten Staaten übten, wenn nicht vorher angegeben werden müßte, durch welche Umstände Oestreich abgehalten wurde, dem Trotz und Frevel der Franzosen Schranken zu setzen.

5. Türkische und ungarische Händel bis zum Waffenstillstande von Vasvar (1664).

Die türkische Geschichte ist bereits bis zum Ende von Selim's II. Regierung im Zusammenhange erzählt worden, zuletzt Bd. X., S. 450—464. Auch haben wir schon angegeben, wie durch die Türken der größte Theil von Ungarn erobert, wie zugleich Siebenbürgen der Herrschaft des Kaisers nach und nach entrissen und türkischen Vasallen unterworfen ward. Beim Beginne des dreißigjährigen Krieges herrschte im letzteren Lande der protestantische Bethlen Gabor als Vasall des türkischen Sultans.*) Nach seinem Tode (1629) stritten sein Bruder Stephan und seine Wittwe längere Zeit um den Besitz des Fürstenthums, bis Beide dasselbe endlich dem von den Siebenbürgern erwählten Georg Ragoczy I. überließen. Dieser wurde 1631 von den Türken als ihr Vasall förmlich mit der Fürstenwürde belehnt. Er ließ sich später, als Torstenson bis nach Mähren vordrang, mit

*) Im Jahre 1603 starb Sultan Mohammed III.; ihm folgte sein Sohn Achmet I. von welchem Bethlen Gabor 1613 zum Vasallenfürsten von Siebenbürgen erhoben wurde. Achmet's Nachfolger (seit 1617) war Osman II.; diesen stürzten die Janitscharen 1622 und setzten seinen Oheim Mustapha auf den Thron. Doch mußte dieser bald dem Bruder Osman's, Murad II., weichen, der bis 1640 regierte. Murad's Bruder und Nachfolger war Ibrahim. Die inneren Zerwürfnisse und ein Krieg gegen Persien verhinderten die Pforte, die Bedrängnisse Oestreichs während des dreißigjährigen Krieges zu benutzen.

diesem in Verbindung ein, um auch die Herrschaft von Ungarn zu erlangen, leistete ihm aber wenig Hülfe (s. Bd. XII., S. 196 u. 202). Da Ragoczy die Herrschaft über Ungarn ohne Erlaubniß der Türken, über welche damals der ganz unfähige, wollüstige und grausame Ibrahim herrschte, nicht erlangen konnte, so verständigte er sich mit dem Groß-Vezier desselben dahin, daß er einen neuen Tribut von 25,000 Thalern und, je nachdem er entweder ganz Ober-Ungarn oder blos sieben Gespanschaften im Frieden behalten werde, 40- oder 20,000 Thaler jährlich bezahlen wolle. Der Kaiser Ferdinand III. war im Kriege nicht glücklich. Er mußte, um 1645 eine Verlängerung des Waffenstillstands von dem Sultan zu erhalten, ihm durch seinen Gesandten so lange schmeicheln lassen, bis Ibrahim seinem Vasallen Ragoczy gebot, ihn in Ruhe zu lassen. Wir wollen die von dem Geschichtschreiber der Türken mitgetheilten Worte, durch welche dies geschah, anführen, um das Verhältniß der türkischen Diplomatie zur kaiserlichen zu bezeichnen. „Schreibe Deinem Herrn," fuhr Ibrahim den Gesandten Ragoczy's an, „daß er sich nicht auf meinen Krieg mit Venedig verlasse; denn ich werde ihm doch über den Hals kommen und einen anderen Fürsten in Siebenbürgen einsetzen. Er soll Frieden halten mit meinem Bruder, dem Kaiser! Hast Du's gehört? Hast Du's gehört? Hast Du's gehört?" Ungeachtet dieses Befehles mußte der Kaiser, als am 8. August 1645 der Waffenstillstand verlängert wurde, dem Fürsten von Siebenbürgen außer vielen anderen Vortheilen sieben ganze Gespanschaften nebst Tokay und anderen bedeutenden Orten abtreten. Mit den bisher von den Jesuiten gepeinigten und verfolgten protestantischen Ungarn schloß der Kaiser im folgenden Monat (December 1645) zu Linz einen Friedensvertrag, durch welchen sie völlige Religions-Freiheit erhielten, so daß sie im folgenden Jahr unter Mitwirkung Ragoczy's eine evangelische Synode abhalten konnten. Dieser Vertrag war den Jesuiten ein arger Gräuel und ward deshalb unter Ferdinand's III. Nachfolger, dem ursprünglich zum Bischof bestimmten und mönchisch erzogenen Leopold I., Ursache eines beständigen Treubruches.

Als Ragoczy starb, folgte ihm sein Sohn, Georg Ragoczy II., als Fürst von Siebenbürgen nach. Dieser verschmähte die Anerbietungen des durch Karl Gustav von Schweden hart bedrängten Königs Johann Kasimir von Polen und ließ sich dagegen durch die Franzosen bereden, mit den Schweden und Kosaken, als dieselben 1655 und 1656 Polen besetzten, gegen den Willen der Pforte einen Bund zu schließen. Er erschien am 29. Februar 1657 mit einem Heere bei Jaroslav. Zu seinem Unglücke starb jedoch damals Ferdinand III., der sich gescheut hatte, die Schweden anzugreifen, und der Ketzerfeind Leopold I. ward König von Ungarn. Dieser schickte, als Karl Gustav wieder aus Polen

abziehen mußte, 40,000 Mann nach Polen, während zugleich die Tataren von der anderen Seite heranrückten und in Podolien ein von Johann Kemeny befehligtes siebenbürgisches Heer enge einschlossen. Ragoczy wurde, als er fliehend sich in die Marmaroscher Gespanschaft zurückziehen wollte, von den Polen bei Czarny Ostrow eingeholt und sah sich gezwungen, die Erlaubniß zum Abmarsch durch einen schimpflichen Frieden zu erkaufen, welchen sein Kanzler Michael Mikis am 22. Juli 1657 abschloß. Er mußte in Folge dieses Friedensvertrages Krakau und Brzesk räumen, allen polnischen Flüchtlingen den Aufenthalt in Siebenbürgen verbieten, einen Schadenersatz von 120,000 Gulden versprechen und als Geisel für denselben zwei der angesehensten Männer in den Händen der Polen lassen, deren Truppen ihn bis an die Grenze seines Landes geleiten sollten. Sein General Kemeny hatte ein härteres Schicksal. Er mußte sich Ende Juli den Tartaren gefangen geben und seine Leute wurden in die Sclaverei geschleppt. Später fielen die Polen in Ungarn ein und verheerten oder zerstörten über 300 Dörfer. Ragoczy gerieth damals in eine äußerst schlimme Lage. Die Siebenbürger verlangten von ihm, daß er ihre von den Tataren zu Sclaven gemachten Landsleute mit seinem eigenen Gelde loskaufe. Zu gleicher Zeit war der Sultan über ihn wegen des Kriegszuges nach Polen so sehr aufgebracht, daß er ihn absetzte und sich durch keine Art von Demüthigungen besänftigen ließ. Die Siebenbürger erwählten hierauf nach einander die Magnaten Rhedei und Barksay an Ragoczy's Stelle. Diese versprachen ihrem Vorgänger, ihn aufs Neue als Fürsten anzuerkennen, wenn die Türken sich mit ihm aussöhnten. Der Sultan wies jedoch alle Bitten Ragoczy's zurück. Ragoczy beschloß daher 1658, die Türken mit den Mitteln seiner Erbgüter in Ungarn und Siebenbürgen zu befriegen, nachdem er sich vergebens sowohl an die Stände von Siebenbürgen, als auch an Kaiser Leopold um Hülfe gewandt hatte.

Diese Begebenheiten fanden in einer Zeit statt, in welcher die Sultane selbst nur ihren Lüsten lebten. Durch das von Soliman II. eingeführte Hausgesetz, das noch heute gilt, war für die nicht regierenden Prinzen eine abgeschlossene Erziehung im Serail eingeführt worden, welche zwar manchen Thronstreit verhütete, aber auch die Thatkraft der künftigen Herrscher abschwächte. Hierdurch trat Erschlaffung ein, bis zwei Groß-Veziere, Mohammed Köprili und sein Sohn Achmet Köprili, nach einander im Kabinet und im Felde den Nationalsinn ihres Volkes neu belebten. Der ältere dieser beiden Veziere, Mohammed Köprili, aus albanischem Geschlechte, hatte das Glück gehabt, sowohl die blutbefleckte Herrschaft des dem Trunk ergebenen Tyrannen Murad IV., unter welchem Aufruhr und Verwirrung das Reich

schwächten, als auch die mit Schändlichkeiten angefüllte Regierung des elenden Ibrahim zu überleben. Ibrahim wurde durch ein Gutachten (Fetwa) des Mufti erst für unfähig zur Herrschaft erklärt und sodann im Kerker erdrosselt; ihm folgte sein siebenjähriger Sohn Mohammed IV. Unter ihm war das Reich mit Venedig in Krieg um den Besitz von Candia und zugleich war ein Theil der Truppen in Aufstand begriffen. Da wurde Mohammed Köprili von der Valide (Sultanin Mutter), welche mit den zwölf ersten Reichsbeamten die Verwaltung in ihren Händen hatte, zum Retter des Reiches bestimmt. Dies geschah kurz nachdem die Venetianer bei den Dardanellen einen glänzenden Sieg erkämpft hatten. Mohammed übernahm im September 1656 das Amt eines Groß-Veziers, jedoch nicht eher, als bis die Valide und der junge Sultan selbst ihm eine fast ganz unabhängige Gewalt, wie sie etwa die Majordomen der letzten Merowinger besessen hatten, übertragen und diese Uebertragung mit einem feierlichen Eide bekräftigt hatten. Die Erwählung Mohammed Köprili's, welcher damals schon über 70 Jahre alt war, überraschte Jedermann, weil der neue Groß-Vezier durch keine ausgezeichnete That bekannt war; die Art aber, wie er sein Amt fünf Jahre lang verwaltete, setzte die ganze Welt in Staunen. Eine in der türkischen Geschichte einzige Erscheinung war dabei, daß er nicht allein sich bis zu seinem Tode im Amte behauptete, sondern auch die Macht und Gewalt, welche er besessen hatte, auf seinen Sohn Achmet vererbte. Das Letztere zeichnete ihn sogar vor dem Groß-Vezier Sököllі aus, der sich im vorhergehenden Jahrhundert unter drei Sultanen 15 Jahre lang behauptet hatte. Seinen Ruhm verdankte Mohammed Köprili seiner auf ächt türkische Weise praktischen Natur; denn von Kenntnissen war bei ihm keine Rede, da er es nicht weiter als bis zu einer unvollkommenen Fertigkeit im Lesen und Schreiben gebracht hatte. Schon im ersten Jahre seiner Verwaltung hatte er das Ansehen des Sultans, den er auf allerlei Weise zu zerstreuen verstand, wieder hergestellt, die Venetianer aus dem Hellespont vertrieben und denselben neu befestigt, die Janitscharen und Sipahis gedemüthigt und zusammenhauen lassen, auch andere Rebellen bestraft, die Walachen, Moldauer und Siebenbürger durch Hunderttausende von Tataren grausam gezüchtigt und mit dem Kaiser Leopold Frieden und Freundschaft bewahrt.

Im Jahre 1658 rüstete Mohammed Köprili einen großen Reichs-Feldzug gegen die Siebenbürger und Georg Ragoczy II.; 200,000 Tataren und Kosaken (wer zählt sie? wir schreiben von Hammer's Angabe nach) zogen gegen Ragoczy's Residenz Weissenburg (Alba Julia) und verwüsteten Stadt und Land. 150,000 Christen, erzählt von Hammer, wurden theils zusammengehauen, theils zu Sclaven gemacht

und Barksay nur unter der Bedingung als türkischer Vasall anerkannt, daß er, statt der früheren 15,000 Dukaten, nunmehr 40,000 als jährlichen Tribut entrichtete. Der Groß-Vezier würde damals, da auch Temeswar in den Händen der Türken war, und außer den Paschas von Silistria und Ofen noch 12,000 Polen den Zug begleiteten, Ragoczy aus seinen ungarischen Besitzungen vertrieben haben, wenn nicht in Asien ein fast allgemeiner Aufstand ausgebrochen wäre. Die Art, wie er diesen furchtbaren Aufstand dämpfte, wagen wir nicht zu rühmen, weil wir dies berühmteren Schriftstellern überlassen müssen, welche scharfsinnig und beredt zu beweisen pflegen, daß der Zweck die Mittel heilige und daß jede Regierungs-Maaßregel lobenswürdig sei, durch welche die Ruhe erhalten, der Genuß, der Handel, der Credit und die Börsen-Speculation vor Störung bewahrt werden. Durch Täuschung und Verrath wurden die Theilnehmer der Verschwörung und ihr Haupt (Abasa) nach Aleppo geladen, dort gastfreundlich bewirthet und gemordet. 30 Köpfe von Paschas und Begs, unter ihnen die des ehemaligen Pascha von Ofen und des Veziers Achmet Pascha, wurden im Februar 1659 nach Constantinopel geschickt und vom Sultan als Beweis der Tüchtigkeit seines Ministers angenommen. Wir müssen den Lesern überlassen, aus dem umständlichen Berichte des Herrn von Hammer zu lernen, wie der furchtbare Vezier es weiter anfing, um den Ruhm seiner Verwaltung zu gründen und zugleich den Glanz des osmanischen Reiches durch dieselben Mittel wiederherzustellen, durch welche derselbe von den ersten Sultanen geschaffen worden war. Die seitenlangen Erzählungen von Grausamkeiten, Hinrichtungen, Verräthereien und Treulosigkeiten, die dem alten Minister, welcher über Türken auf türkische Weise herrschte, zur Ehre gerechnet werden, können und müssen hier übergangen werden, weil nicht die türkische, sondern nur die ungarische, siebenbürgische und die leider mit ihnen eng verbundene östreichische und deutsche Geschichte der Gegenstand unserer Erzählung ist.

Ragoczy hatte schon im Herbst 1659 die Abwesenheit der türkischen Hauptmacht benutzen wollen, um den türkischen Schützling Barksay aus Siebenbürgen zu vertreiben; der Groß-Vezier hatte aber den Sandschack von Erlau und den Statthalter von Ofen mit einem Heere zurückgelassen, welches ihm die Spitze bieten konnte. Von diesen beiden Heerführern wurde Ragoczy im Spätherbst bei Dewa geschlagen; doch rettete er sich durch die Flucht. Im Frühling 1660 zog er aufs Neue nach Siebenbürgen und belagerte Hermanstadt. Ehe er diese Stadt erobern konnte, erhielt er die Nachricht, daß Sidi Ali, welcher in Adrianopel feierlich zum Sirdar oder Oberfeldherrn ernannt worden war, mit der ganzen türkischen Macht heranziehe. Er hob daher

die Belagerung wieder auf und marschirte nach Klausenburg. Hier ward er zwischen dieser Stadt und Szamosfalva am 22. Mai 1660 aufs Neue geschlagen und erhielt im Kampfe eine Wunde, an welcher er 18 Tage später starb. Ein Umstand, der sich an diesen Sieg der Türken anschloß, kann zeigen, wie durch Mohammed Köprili's Rohheit und Energie die alten Zeiten, in denen die Sultane Pyramiden von Menschenköpfen auf den Schlachtfeldern errichteten, erneuert wurden und wie verzeihlich das Grausen und der Schauder ist, welche diese Kannibalen unter dem furchtbaren Mohammed Köprili der deutschen Nation einflößten, nach deren Grenzen sie jetzt immer näher heranrückten. Es wurden nämlich vom Schlachtfelde bei Klausenburg aus 4000 Köpfe dem Sultan und seinem Vezier überschickt, von Griechen und Arnauten vor beiden hergetragen, nachher aber vor die Füße des Pferdes des Veziers geworfen und zuletzt den Hunden preisgegeben. Georg Ragoczy's Sohn Franz, damals 17 Jahre alt, war zwar schon als Kind zum Nachfolger seines Vaters erwählt worden, mußte sich aber jetzt mit seiner Mutter nach Ungarn zurückziehen, wo er sich mit Helene Zriny vermählte.

Kaiser Leopold, welcher dem Fürsten Ragoczy jede Unterstützung verweigert hatte, erschrak, als er vernahm, daß die Türken mit 50,000 Mann Groß-Waradein belagerten; es fehlte ihm aber, wie gewöhnlich, an Geld und an uneigennützigen Rathgebern. An der Spitze der Geschäfte stand damals der Graf Portia; der nur durch seine ungewöhnliche Zerstreutheit und Vergeßlichkeit ausgezeichnet war. Von seinen beiden vornehmsten Feldherren, de Souches und Montecuculi, war der Eine ein Franzose, der Andere ein Italiener. Wenn also auch Beide sich durch militärische Eigenschaften auszeichneten und namentlich Montecuculi als Taktiker wie als thätiger Feldherr zu den ersten seiner Zeit gehörte, so war doch bei ihnen ebenso wenig Treue und Glauben als beim Kaiser und seinen Ministern Patriotismus zu finden. Leopold sandte zwar der Wittwe Ragoczy's den General de Souches zu Hülfe, allein nur um sie selbst und ihren Sohn Franz der besten Besitzungen ihres verstorbenen Gemahles zu berauben. Als die meisten Güter der Familie Ragoczy in Ungarn von kaiserlichen Truppen besetzt waren, schien es für den Kaiser unmöglich, den Frieden mit den Türken zu bewahren, zumal da die protestantischen Ungarn der kaiserlichen Herrschaft die türkische vorzogen, unter welcher sie auf Duldung rechnen konnten, statt daß sie unter dem Kaiser auf unerhörte Weise von den Jesuiten bedrückt und bedrängt wurden. Dessenungeachtet wagten der Kaiser und seine Minister nicht, sich zum Kriege zu entschließen und die Umstände zu rechter Zeit zu benutzen. Der Graf Nikolaus Zriny belagerte die wichtige Stadt und Festung Groß-

Waradein, und war nahe daran, sie zu erobern.*) Die Türken aber, welche gerade damals einen umfassenden Zug gegen Siebenbürgen und Ungarn rüsteten, beschwerten sich, daß Zriny's Unternehmen den bestehenden Frieden störe. Des Kaisers Rathgeber schickte hierauf an Zriny sogleich den Befehl, die Belagerung aufzuheben. Zriny gehorchte, äußerte aber seinen Verdruß auf eine heftige und auffallende Weise und legte an der Mur eine Stunde von Kanischa ein neues Bollwerk gegen die Türken an, das er nach seinem Namen Serinwar nannte. Darüber beschwerten sich dann die Türken noch weit mehr, als vorher über Zriny's Zug gegen Groß-Waradein.

In Siebenbürgen hatte sich unterdessen Johann Kemeny neben Barksay und dessen Bruder als Herrscher aufgeworfen. Kemeny hatte nicht blos die Türken, sondern, da er Ungar und Katholik war, auch die mehrentheils protestantischen Siebenbürger gegen sich. Er schloß sich daher seit Januar 1661 an Leopold an und erhielt ein kaiserliches Hülfs-Corps unter der Führung Montecuculi's. Dieser, dem der Hof-Kriegsrath trotz seiner Bitten das Commando aufgezwungen hatte, beschwerte sich bitterlich über die Ungarn und zwar, wie selbst Wagner in seiner lateinisch geschriebenen Geschichte Leopold's eingesteht, nicht mit Unrecht; denn die Türken besetzten Siebenbürgen, ehe er noch sein Heer beisammen hatte und dem Mangel abgeholfen war. Eine bedeutende Partei in Ungarn, zu welcher der Palatinus Wesselenу gehörte, war gegen alle Truppen, die aus Deutschland kamen, mißtrauisch, als wären dieselben zur Unterdrückung der Landesfreiheit bestimmt. Da Montecuculi nach seinen Instructionen die Türken nicht reizen durfte, so warf er blos eine Verstärkung in die Stadt Klausenburg und überließ Kemeny sich selbst. Dieser suchte sich, so gut er konnte, mit den beiden Brüdern Barksay auszusöhnen, die immer noch Anspruch auf das Fürstenthum machten, gerieth aber immer wieder in Streit mit ihnen, bis er endlich im Juni 1661 einen nach dem anderen hinrichten ließ. Kemeny verließ sich auf einen Jesuiten, dessen er sich als Unterhändlers in Wien bediente; der alte Groß-Vezier war aber noch schlauer, als die Wiener Jesuiten. Er unterhielt fortwährend das gute Einvernehmen mit dem Kaiser, um diesen von Kriegsrüstungen abzuhalten, und versicherte zugleich, daß er zwar Kemeny nie als Fürst von Siebenbürgen anerkennen werde, daß aber die siebenbürgischen Stände im Uebrigen ganz freie Wahl haben sollten. Als die Türken im Juli heranzogen, dachte man in Wien wirklich an Krieg und Montecuculi wurde nach Siebenbürgen geschickt; er hatte aber Wochen lang mit dem Hof-

*) Er zeichnete sich auch als Dichter aus und verherrlichte den Heldentod seines gleichnamigen Urgroßvaters (1566) durch ein Epos in 15 Gesängen: „Der Untergang Szigeth's (Szigeti vesredelem)."

Kriegsrath über den Plan des Feldzuges zu streiten, da die vornehmen Herren in Wien durchaus Alles besser wissen wollten, als er. In seinen lateinisch geschriebenen Denkwürdigkeiten erklärte er ausführlich, warum am Ende nichts zu Stande kam. Wir schließen jedoch aus dem, was wir aus anderen Quellen wissen, daß er, geheimen Instructionen folgend, Kemeny im Stiche ließ, damit der Kaiser im Trüben fischen könne.

Die Türken hatten nämlich, als von ihnen ganz Siebenbürgen besetzt und Kemeny nach Ungarn getrieben worden war, am 14. September 1661 Michael Apafi von den Siebenbürgern zum Fürsten wählen lassen. Apafi war aus einem alten, doch nicht sehr angesehenen Geschlecht; er hatte Georg Ragoczy's polnischen Feldzug mitgemacht und war auf demselben in tatarische Gefangenschaft gerathen. Nach seiner Loskaufung lebte er auf seinem Erbgut und ward ohne sein Zuthun in Maros-Vasarhely gewählt worden. Hierauf waren die Türken mit ihrer ganzen Kriegsmacht dem Heere Montecuculi's entgegen gezogen. Dieser hätte ihnen, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, mit ziemlich gleichen Kräften eine Schlacht liefern können. Davon läßt der schlaue jesuitische Italiener freilich in seinen Denkwürdigkeiten nichts merken.*) Er behauptet vielmehr, er habe nur 15,000 Mann beisammen gehabt, der übelwollende Palatinus habe ihm blos 150 Reiter zugeschickt und Kemeny's Heer sei nur 3000 Mann stark gewesen, so daß er es mit den Türken nicht habe aufnehmen können. Allein die Nachrichten, welche Engel im fünften Theile seiner ungarischen Geschichte beibringt, beweisen, daß Montecuculi 36,000 Mann nebst 54 Kanonen und Kemeny 11,000 Mann hatte. Gewiß ist, daß Montecuculi zurückwich, daß er bei Kemeny nur wenige Truppen zurückließ und daß der türkische Feldherr ihn nicht verfolgte. Er ward sowohl von den Ungarn, als auch in Wien getadelt und seiner italienischen Arglist wegen geschmäht und legte hierauf das Commando der Ungarn nieder. Kemeny, der sich selbst überlassen war, faßte den Entschluß, das Aeußerste zu wagen, und brach im Januar 1662 in Siebenbürgen ein, um seinen Nebenbuhler Apafi niederzuwerfen, ehe die Türken demselben beistehen könnten. Diese trafen jedoch noch rechtzeitig ein und Apafi lieferte ihm am 23. Januar 1662 bei Nagy-Szöllös ein Treffen, in welchem Kemeny's kleines Heer geschlagen und er selbst niederstürzend von den Pferden zertreten ward.

Der alte Mohammed Köprili war damals nicht mehr am Leben. Er hatte bis an sein Ende den Frieden mit dem Kaiser bewahrt, ob-

*) Montecuculi's Denkwürdigkeiten wurden im italienischen Original (sie waren schon 1712 auch französisch erschienen) von Ugo Foscolo neu herausgegeben (Mailand 1807). Man hat von Montecuculi auch Sonette.

gleich die Deutschen und Türken oft als Verbündete der Ungarn oder Siebenbürger im Feld einander gegenüber gestanden hatten. Sein Sohn und Nachfolger im Amte dagegen, Achmet Köprili, war von Anfang an zum Kriege entschlossen. Der schreckliche alte Vezier hatte das osmanische Reich wieder aufgerichtet und noch im vorletzten oder 80. Jahre seines Lebens, außer den aufgeführten Zügen nach Ungarn und Siebenbürgen, auch die Macht der Tataren im südlichen Rußland furchtbar erschüttert. Er hatte außerdem, während der fünf Jahre seiner Verwaltung, einerseits die Dardanellen durch Anlegung der sogenannten neuen Schlösser befestigt und gegen einen Einbruch von Süden her gesichert, andererseits aber auch an der Mündung des Don, sowie am Ausflusse des Dniepr zwei Schlösser erbauen lassen. Überdies hatte er im Hafen von Kaffa (Feodosia in der Krim) eine bedeutende Flotte liegen. Schwieriger, als die glücklichen Kriege, die er in Ungarn, Siebenbürgen, der Moldau, der Walachei und dem zwischen Don und Wolga gelegenen Tataren-Lande durch Andere führen ließ, war sein Kampf mit den Weibern, mit dem entarteten Hofe und mit den wilden Sipahis und Janitscharen; er blieb jedoch auch in diesem Kampfe Sieger. Wie theuer die fünf Jahre der Regierung des Wiederherstellers der osmanischen Größe den Osmanen selbst zu stehen kamen, berichten wir schaudernd mit den Worten des Geschichtschreibers derselben. „Binnen den fünf Jahren seiner Groß-Vezierschaft," sagt dieser, „sollen über 36,000 Menschen eines gewaltsamen Todes gestorben sein; eine Zahl, die nicht zu übertrieben ist, wenn man das Bekenntniß des Aga, der allein 4000 aus dem Wege geräumt, die Halebinische Vesper und die durch ein ganzes Jahr fast täglich erneuerten 20 bis 30 Köpfe erwägt."

Mohammed Köprili starb am 1. November 1661 und vererbte, was im Orient unerhört ist, seine Stelle seinem Sohne Achmet, den er von Jugend auf wissenschaftlich hatte unterrichten lassen. Unerhört war es nicht blos, daß sich, wie einst bei den Merowingern, die absolute Gewalt über das Reich und dessen Beherrscher vom Vater auf den Sohn vererbte, sondern namentlich auch, daß gegen die Sitte des Orients ein junger Mann von 31 Jahren erster Minister ward, und sich dann 15 Jahre lang in dieser Stelle behauptete. Achmet Köprili fand das Reich im Kriege mit Venedig, sowie in einem Streit mit dem Kaiser über Siebenbürgen, welcher unfehlbar zu einem Kriege mit Ungarn und Deutschland führen mußte.

Der Kaiser schickte 1662 Montecuculi den Siebenbürgern und Ungarn zu Hülfe, unterhandelte aber zugleich mit den Türken, welche nicht damit zufrieden, Apafi als ihren tributpflichtigen Vasallen in Siebenbürgen einzusetzen, dieses Fürstenthum ganz einziehen und in

ein türkisches Paschalik verwandeln wollten. Der Kaiser fand weder die Deutschen, noch die Ungarn geneigt, ihm gegen die Türken beizustehen. Zwar wurde hauptsächlich der Türkengefahr wegen ein Reichstag nach Regensburg berufen und im Januar 1663 durch den Erzbischof von Salzburg als Commissarius eröffnet; es war dies derselbe Reichstag, der sich zu einem immerwährenden entwickelte; aber derselbe kam einen Monat lang nicht über die gewohnten Formstreitigkeiten hinaus. Auch warnte den Kaiser sein Liebling, der Graf und nachherige Reichsfürst Johann Ferdinand von Portia, sowie der spanische Minister vor jeder Rüstung gegen die Türken. Die protestantischen Ungarn wollten nicht einmal kaiserliche Truppen in ihrem Lande dulden, weil dieselben gebraucht wurden, um die katholischen Landherren bei ihren Bedrückungen protestantischer Unterthanen und bei der Zerstörung protestantischer Kirchen zu unterstützen. Von dem Italiener Montecuculi wollten sie gar nichts wissen; man klagte ihn des Fanatismus, des übeln Willens und böser Ränke an. Es waren daher, obwohl man zum Behuf der Landesvertheidigung eine Versammlung zu Kaschau und eine andere zu Preßburg abhielt, noch immer keine ordentlichen Anstalten getroffen, als der Vezier, nachdem er unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten vom Sultan zum Seraskier ernannt worden war, am 19. März 1664 von Adrianopel nach Belgrad aufbrach, wobei ihm Apafi folgen mußte. In Belgrad wurde eine Unterhandlung angeknüpft; die Türken benahmen sich aber gegen Leopold's Bevollmächtigte auf brutale Weise und verwiesen sie zuletzt auf eine neue Conferenz in Essek. Im Mai bewilligte der deutsche Reichstag dem Kaiser ein Reichsheer, welches an Zahl etwa dem dritten Theile des türkischen entsprach. Diese Truppen waren jedoch noch nicht zusammengebracht, geschweige denn an der Grenze aufgestellt, als im Juli den kaiserlichen Gesandten Friedens-Anträge gemacht wurden, die sie unmöglich annehmen konnten. Die Türken zogen hierauf gegen die Festung Neuhäusel, nachdem sie den Commandanten derselben, den Grafen Forgatsch, am 7. August bei Barkan geschlagen hatten. Von den in diesem Treffen gemachten Gefangenen wurden 700 theils zusammengehauen, theils mit Messern förmlich wie Mastvieh geschlachtet, indem der Vezier erklärte, er habe kein Brod für diese Hunde. Endlich war die Metzelei auch den Janitscharen zu arg; auf ihr Murren wurden die noch übrigen Gefangenen, 350 an der Zahl, nach Ofen geschickt. Die Festung Neuhäusel ward durch den Grafen Forgatsch und den Marchese Pio von Mitte August bis Ende September tapfer vertheidigt, mußte aber dann übergeben werden, weil die beiden Commandanten von den Ungarn und Deutschen unter ihren Truppen zum Capituliren gezwungen wurden. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen militärischen Ehren. Auch

Neutra, Novigrad, Lewenz und Freistädtel wurden erobert und auf dem platten Land um Tyrnau und Freistädtel unerhörte Schandthaten, namentlich gegen Kinder und Frauen, verübt. Zugleich streiften zahlreiche Horden wilder Tataren in Nieder-Ungarn und in Mähren bis nach Schlesien hin; dieselben schleppten noch in demselben Jahre etwa 100,000 Ungarn in die Sclaverei.

Montecuculi suchte seinen Ruhm im Manövriren, das er allerdings vortrefflich verstand. Dagegen war Nikolaus Zriny der einzige Mann, welcher den Türken mit Heldenmuth entgegentrat. Dieser machte sein Schloß Serinwar zum Sammelplatz der ungarischen National-Macht, an deren Spitze er selbst als Ban von Kroatien und als Generalissimus der Ungarn stand. Neben ihm befehligte Graf Batthyani eine andere Abtheilung von Ungarn. Der General-Wachtmeister Prichard aber führte 12,000 Baiern und Graf Leslie 700 Fußgänger nebst sechs Fähnlein Piccolominischer Reiter. Das ganze Heer war 23,000 Mann stark. Auch das ungarische Aufgebot war aufgesessen; es bestand aber aus solchem Gesindel, daß man sich genöthigt sah, es wieder nach Hause zu schicken. Uebrigens findet man eine Schilderung des kaiserlichen Heeres bei dem Biographen Leopold's, auf welchen wir verweisen.*) Die Kunde von den nach der Schlacht bei Barkan begangenen Greueln hatte in Deutschland einen gewaltigen Eindruck gemacht, der sich vorerst in zahllosen Druckschriften aussprach. Am Schlusse des Jahres 1663 aber hatte endlich auch der deutsche Reichstag sich geregt, nachdem im December der Kaiser selbst und vier Kurfürsten (von Baiern, Sachsen, Mainz und Trier) persönlich in Regensburg eingetroffen waren. Es wurde die Aufstellung eines Reichsheeres, sowie dreifache sogenannte Römer-Monate als Beisteuer beschlossen. Die Gesammtzahl der Truppen, welche aus dem Reich nach Ungarn zogen, erreichte diesmal die Höhe von 42,000 Mann Fußvolk und 14,000 Reitern. Der Kurfürst von Brandenburg, welchen man zum Oberfeldherrn vorschlug, lehnte ab; er wäre wohl auch dem kaiserlichen Hofe nicht erwünscht gewesen. Doch hatte er aus Patriotismus schon früher 2000 Mann tüchtiger Truppen nach Ungarn geschickt, welche in Verbindung mit der vom Kurfürsten von Sachsen gesendeten Hülfe bereits im vorigen Jahre bei Lewenz und unter Souches rühmlich gekämpft hatten; auch zeichneten sich im nächsten Feldzuge die Brandenburger unter dem Herzog von Holstein und ihre Reiterei unter Marwitz rühmlich aus. Den Oberbefehl des Reichsheeres erhielt nun Markgraf Leopold Wilhelm von Baden, von der katholischen Linie dieses Hauses, welcher kaiserlicher Feldmarschall war.**) Ueber die

*) Wagner, historia Leopoldi Magni, Caesaris Augusti, vol. I. pag. 122.

**) Er ward General-Feldmarschall. Graf Georg Friedrich von Waldeck

demselben anzuweisende Besoldung wurde auf dem Reichstage, nach löblicher deutscher Sitte, so lange gestritten, bis der Markgraf der Sache durch die edle Erklärung ein Ende machte, die Ehre werde ihm Besoldung sein. Dabei versahen die deutschen Reichsstände nicht nur die Reichs-Junkerschaft reichlich mit Stellen in ihrem Heere, noch bevor dasselbe existirte, sondern sie bestellten auch, als wenn nicht schon der kaiserliche Hof-Kriegsrath Hemmniß genug gewesen wäre, aus Eifersucht auf den Kaiser einen Reichs-Kriegsrath, welcher in Wien residiren sollte. Es ward jedoch nichts aus der Sache, weil die Männer, die man zu Kriegsräthen ernannt hatte, der Bischof Bernhard von Münster, der Markgraf Friedrich von Baden und vier andere Herren, zwar gemein genug waren, eine monatliche Besoldung von 800 Reichsthalern für die beiden Präsidenten und von 300 Reichsthalern für die Beisitzer zu beziehen, zum Rathen aber zu spät kamen. Die Truppen, welche von den Mitgliedern der rheinischen Allianz gestellt waren, etwa ein Drittheil des Reichsheeres, standen unter dem Grafen von Hohenlohe.

Außer dem deutschen Reiche gewährten auch andere Staaten und Fürsten dem Kaiser oder vielmehr der von den Barbaren bedrängten Christenheit ihren Beistand. Ludwig XIV., welchem Achmet Köprili die Genugthuung für eine grobe Beleidigung seines Gesandten versagt hatte, schickte 6000 Mann auserlesene Truppen, die eben in Italien den Spaniern gegenüber gestanden hatten, unter dem Grafen Coligny. Auch stellte er dem französischen Adel die Theilnahme an dem Kriegszuge frei; doch schränkte er die Erlaubniß ein, als die Anmeldungen zu zahlreich wurden. Papst Alexander VII. versprach 700,000, die Republik Genua 200,000 Dukaten. Auch Florenz und Mantua schickten Geldsummen und freiwillige Streiter. Der König von Schweden sandte außer dem, was er als deutscher Reichsfürst zu leisten hatte, noch 3500 Mann, während Friedrich III. von Dänemark sich mit dem letzten erschöpfenden Kriege entschuldigte. Dagegen zeigte sich bei dieser Gelegenheit deutlich, welche Völker Europas trotz ihres Köhlerglaubens Geld und Handel höher schätzten, als Christenthum und Civilisation. Die Krämer Europas nämlich, also die reichsten christlichen Völker, die Engländer und Holländer, entschuldigten sich, daß sie es ihres Handels wegen mit den Türken nicht verderben dürften.

Das Hauptheer der Türken sollte im Herbst 1663 an der Donau hin nach Belgrad und dann im Frühjahr 1664 über die einst von

ward Feldmarschall-Lieutenant, Herzog Ulrich von Würtemberg General der Reiterei. Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe commandirte das schon 1663 nach Steiermark geschickte Corps des rheinischen Bundes.

Suleiman dem Großen über eine sumpfige Strecke gebaute Brücke bei Essek ziehen. Um den Feind daran zu verhindern, zog Zriny im harten Winter zuerst scheinbar gegen Szigeth, dann an jene Brücke, welche 1565 Schritt lang, 70 breit war und auf der Seite, woher Zriny kam, einen Brückenkopf zu ihrer Vertheidigung hatte. Zriny erstürmte Ende Januar 1664 den Brückenkopf und verbrannte die ganze Brücke in zwei Tagen. Diese wurde aber, als der Groß-Vezier im Frühjahr von Belgrad aus an die Mur und nach Steiermark zog, in drei Monaten wieder aufgebaut. Im Mai marschirte das türkische Heer, nachdem es Kanischa entsetzt hatte, gegen Serinwar, welches Zriny und Strozzi tapfer zu vertheidigen entschlossen waren. Der Letztere blieb am 6. Juni in einem für ihn sehr rühmlichen Gefechte. Der Kaiser schickte damals, weil er den protestantischen Ungarn und ihrem Führer Zriny nicht traute, seinen Italiener Montecuculi zur Uebernahme des Oberbefehles. Dadurch ward die Zwietracht und Verwirrung doppelt groß, nachdem schon vorher Zriny, Strozzi und Wolfgang Julius von Hohenlohe, welcher schon im Herbste des vorigen Jahres eingetroffen war, stets Streit mit einander gehabt hatten. Montecuculi und Zriny wurden tödtlich entzweit, als jener Serinwar aufgeben, dieser aber es um jeden Preis behaupten wollte und darüber die Stadt Ende Juni den Türken in die Hände fiel. Aus diesen Mißverhältnissen und aus dem zum Zaudern und Manövriren mehr als zum Wagen und Schlagen geneigten Charakter des schriftstellernden Italieners muß man es sich zum Theil erklären, daß der Kaiser nachher, ungeachtet seine Truppen zwei rühmliche Treffen gewannen, sich mit einem Waffenstillstande begnügte, der für die Türken vortheilhafter war, als für ihn.

Das erste jener beiden Treffen fand bei Lewenz in Ober-Ungarn statt, wo unmittelbar nach Hohenlohe's Eintreffen an der Mur ebenfalls Reichstruppen erschienen waren. Mit diesen stellte sich Souches den Türken an der Gran, drittehalb Meilen oberhalb Lewenz, entgegen, und erfocht mit leichter Mühe einen Sieg, da die Tataren gleich anfangs davon liefen. 6- bis 8000 Feinde wurden erschlagen, 100 Fahnen erobert und 1000 Wagen weggenommen, auf welche die überall plündernden und brennenden Türken den Raub aus Hunderten von Dörfern und Städten Siebenbürgens und Ungarns geladen hatten, nachdem dieselben geplündert und niedergebrannt und ihre Einwohner zu Sclaven gemacht worden waren. Es ist daher leicht glaublich, wenn man uns erzählt, daß mancher Soldat des siegenden Heeres mehr als 400 Gulden Beute gemacht habe. Uebrigens schrieb man diesen Sieg besonders dem Talent des Herzogs August von Holstein, der die Brandenburger führte, und der Generale Caprara und Heister,

sowie der Tapferkeit der Heidelberger Kürassiere und des Heister'schen Regiments zu.

Eine zweite, sehr berühmte Schlacht ward zwischen Körmend an der Raab und dem Kloster St. Gotthard, nach welchem dieselbe benannt wird, geliefert; Letzteres liegt an der Mündung der Laufnitz in die Raab. Montecuculi war eine zeitlang, und zwar diesmal aus strategischen Gründen, zögernd und manövrirend dem Heere des Groß-Veziers ausgewichen. Erst nachdem die Reichstruppen, sowie die italienischen, französischen und andere Hülfsvölker nach und nach bei ihm eingetroffen waren, und nachdem er den zweimaligen Versuch der Türken, über die Raab zu gehen, vereitelt hatte, entschloß er sich, dem Groß-Vezier ein entscheidendes Treffen zu liefern. Die Türken hatten, als Montecuculi sie am 1. August 1664 bei St. Gotthard angriff, den Kern der französischen, deutschen, italienischen und spanischen Ritterschaft gegen sich, und diese beeiferten sich, ihrer Ahnen würdig zu sein. Beide Heere waren, wenn man den ungeheuren Troß und das Gesindel, welche türkischen Heeren folgen, abrechnet, ungefähr gleich stark. Unter dem Groß-Vezier commandirten die Paschas von Haleb (Aleppo), Damascus, Armenien und Bosnien. Man kämpfte von neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, da sich die Janitscharen lieber in den Bauernhäusern verbrennen ließen, als daß sie sich ergeben hätten. Die beiden französischen Befehlshaber, Coligny und La Feuillade, zeichneten sich ebenso sehr aus, als die deutschen Reichstruppen sich ungeschickt benahmen; das Mitteltreffen, wo diese standen, wich anfangs vor den Türken zurück; doch stellte Montecuculi die Ordnung wieder her. Bei dieser Gelegenheit gewann der Reitergeneral Sporck (geboren zu Westerloh im Bisthum Paderborn) großen Ruhm. Sporck war vordem mit Johann von Werth aus bairischem Dienst in den kaiserlichen übergegangen (vgl. Bd. XII., S. 198, 246); nach der Schlacht wurde er von Leopold zum Reichsgrafen ernannt.*) Auch beim Reichsheer bewiesen einzelne deutsche Fürsten und Herren große Tapferkeit. Der Markgraf von Baden hatte, obgleich er krank war, sein Pferd bestiegen, um am Kampfe Theil zu nehmen. Der junge Herzog Karl IV. von Lothringen, ein Neffe der aus der Geschichte Ludwig's XIII. und XIV. bekannten Herzogs Karl III., riß dem türkischen Standarten-Träger, der ihn mit der Spitze der Stange durchbohren wollte, die Standarte aus der Hand und erlegte den Anführer der Leibwache des Groß-Veziers. Der Sieg bei St. Gotthard

*) In der Schlacht bei Sanct Gotthard soll Sporck das bekannte Gebet gesprochen haben: „Generalissimus im Himmel, wenn Du uns Christgläubigen nicht helfen willst, so hilf wenigstens auch den Turkenhunden nicht, sondern laß uns die Sache für uns ausmachen."

(eigentlich bei Moggendorf) war der glänzendste, den die Christen seit 300 Jahren über die osmanischen Türken erfocht hatten, und unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. Zugleich war dies die erste Schlacht, in welcher die Türken ihre Stärke im Angriffskrieg nicht zeigten, da sie selbst von Montecuculi, der die Losung „Sieg oder Tod" ausgegeben hatte, kräftig angegriffen wurden; Tausende von ihnen wurden in die Raab getrieben.

Schon vor der Schlacht bei St. Gotthard hatte Kaiser Leopold I. durch seinen bei dem Heere verweilenden Bevollmächtigten Reninger Friedens-Unterhandlungen anknüpfen lassen. Diese waren, da die Türken diesen Bevollmächtigten gefangen von Ofen aus mitgenommen hatten, während der ganzen Dauer des Marsches beider Heere geführt worden; und schon am 10. August, nur zehn Tage nach der Schlacht bei St. Gotthard, kam zu Vasvar (Eisenburg) eine Uebereinkunft zu Stande. Die Türken gewährten, da sie einen eigentlichen Frieden nie schlossen, dem Kaiser einen Waffenstillstand auf 20 Jahre. Er mußte aber dafür nicht blos versprechen, Geschenke im Werthe von 200,000 Thalern nach Constantinopel zu schicken, sondern auch die Türken als Oberherrn von Siebenbürgen, sowie ihren dortigen Vasallen Apafi anerkennen. Von den zwischen Siebenbürgen und der Theiß liegenden sieben Gespanschaften sollte der Kaiser drei erhalten und in denselben einige Befestigungen anlegen dürfen; die übrigen vier aber sammt den ihm kürzlich entrissenen Festungen Novigrad, Groß-Waradein und sogar das in der Neutraer Gespanschaft wenige Meilen von Wien gelegene Neuhäusel sollte er in den Händen der Türken lassen. Die Annahme einer solchen Uebereinkunft von Seiten des siegenden Theiles ist zum Theil aus dem Umstande zu erklären, daß es dem kaiserlichen Heere an Pulver und Proviant, sowie dem Kaiser selbst an den zur Anschaffung von Beidem nöthigen Geldern fehlte. Nichtsdestoweniger würde, so elend auch das Kabinet des guten, höchst bigotten und gelehrten Kaisers beschaffen war, ein solcher Friede nach zwei so glänzenden Siegen unerklärlich sein, wenn die Lage Europas es nicht unmöglich gemacht hätte, das siegende Heer beisammen zu halten oder auch je wieder auf dieselbe Weise zusammenzubringen. Außerdem wollten die protestantischen Ungarn lieber den Druck der Türken dulden, als die Verfolgung der Jesuiten, welche der Kaiser, sein Pater Emerich und sein Günstling Fürst Portia ihnen aufdrangen. Das Letztere war es auch, was den tapferen Zriny, Ban von Kroatien, tödtlich mit Montecuculi entzweite und was die angesehensten der ungarischen Magnaten auf den Gedanken brachte, sich ganz von der östreichischen Herrschaft loszumachen. Dem Kaiser fiel um diese Zeit durch den Tod des kinderlosen Erzherzogs Franz Sigis-

mund die Grafschaft Tyrol nebst einer Million Gulden zu; aus der Letzteren wurden die Kosten für eine Gesandtschaft nach Konstantinopel und für reiche Geschenke an den Sultan und seinen Hof bestritten. Achmet Köprili aber benutzte die gewonnene Ruhe, um den Krieg in Kandia (Kreta) fortzusetzen, das er den Venetianern entreißen wollte; im Jahr 1667 erstürmte er die Hauptstadt und allmälig gelangte die ganze Insel in die Gewalt der Pforte, welche sie ungeachtet wiederholter Aufstände noch heute besitzt.

6. Kaiser Leopold I., die Ungarn und die Türken vom Vasvarer Waffenstillstande bis zum Karlowitzer Frieden (1699).

Bald nachdem der Waffenstillstand von Vasvar geschlossen war, wurde durch den Tod des Fürsten Portia (Anfang 1665) neben dem Pater Emerich noch Lobkowitz, welcher seinen Herrn an Frankreich zu verkaufen pflegte, in Wien allmächtig. Dieser sollte auch eine nach Wien berufene Versammlung der ungarischen Prälaten, Barone und Räthe überzeugen, daß der mit den Türken geschlossene Vertrag dem Reiche vortheilhaft sei. Er hatte jedoch bei der Vollziehung des ihm ertheilten Auftrages so wenig Glück, daß die Versammlung oder vielmehr der Palatinus sogar eine Schrift einreichte, in welcher gerade das Gegentheil ausgesprochen war. Die Ungarn erklärten in derselben den geschlossenen Frieden für gesetzwidrig und forderten die Zurückziehung aller deutschen Truppen aus ihrem Lande. Zugleich verlangten sie, daß die ungarische Krone von Wien nach Ungarn zurückgebracht werde. Anstatt ihnen zu willfahren, ließ der Wiener Hof die Herren ohne alle Antwort und legte außerdem auch noch deutsche Besatzungen in die Orte, welche bisher keine gehabt hatten. Nikolaus Zriny kam um diese Zeit auf der Jagd ums Leben. Sein Bruder, Peter Zriny, welcher seinen Einfluß erbte, war unvorsichtiger als er und zog seine jugendlichen Freunde in ein ganz abenteuerliches Complot. Dieses wurde sogar vom Groß-Vezier verlacht, den man zur Ausführung des tollen Planes hatte benutzen wollen. Zu den Verschworenen gehörte auch der junge Sohn des Fürsten Georg Ragoczy II., Franz Ragoczy, welchem die kaiserlichen Minister seines Vaters Erbtheil vorenthielten und welcher sich 1666 mit Peter Zriny's Tochter Helena verlobte. Auch der Palatinus Wesseleny wußte um das Geheimniß der von den ersten Männern der Nation geschlossenen geheimen Verbindung. Es hieß sogar, was wir jedoch nicht näher untersucht haben, daß schon im December 1666, als Leopold seiner Braut Margaretha Theresia der Tochter Philipp's IV. von Spanien, nach Schottwien (an dem nach Steyermark führenden Semmering-Paß)

entgegenfahren wollte, drei der Verschworenen, Zriny, Nadasdi und Stephan Tököli, einen Anschlag auf sein Leben hatten leiten sollen.

Diese gefährliche Verbindung der vornehmsten ungarischen Landherren ward mehr als vier Jahre lang geheim gehalten; oder vielmehr sie war zwar dem östreichischen Kabinet bekannt, man konnte aber ohne schriftliche Beweise und glaubhafte Zeugen gegen die ersten Männer der Nation, welche zum Theil fürstlichen Ranges waren, nicht einschreiten. Peter Zriny erhielt daher auch gerade in dieser Zeit die früher von seinem Bruder bekleidete Stelle eines Bans von Kroatien; und der Kaiser nahm die Miene an, als wenn er von den vielen Gesandtschaften an Apafi und an die Türken nichts wisse, obgleich sowohl katholische als protestantische Magnaten nicht verhehlten, daß sie, um der deutschen Herrschaft entledigt zu werden, eine der siebenbürgischen ähnliche Regierung unter türkischem Schutze zu bilden suchten. Die Lage der Dinge in Ungarn war damals fast gerade so, wie um 1850 in Italien.

Der eigentliche Kern der Verschworenen bestand aus Leuten, welche, wie Frangipani, der Statthalter Tettenbach von Steiermark, Franz Ragoczy, Peter Zriny und Franz Nadasdi, auch außerhalb Ungarns bedeutende Besitzungen hatten. Franz Christoph Frangipani stammte aus der italienischen Familie, von welcher ein Mitglied den Hohenstaufen Conradin verrathen hatte (s. Bd. VI., S. 76). Nadasdi war aus einer Familie, die sich früher durch ihren Eifer für die Reformation auszeichnete; sein Ahnherr Thomas Nadasdi, mit Melanchthon befreundet, gründete mehrere Schulen und eine Buchdruckerei, aus der eine ungarische Uebersetzung des neuen Testaments (von Johann Sylvester Pannonius, 1541) hervorging. Franz Nadasdi dagegen hatte sich durch seinen Schwiegervater Nikolaus Esterhazy vom Protestantismus abwendig machen lassen und hatte sogar seine Unterthanen gezwungen, zur römischen Kirche überzutreten. Tettenbach aber konnte als Deutschmeister die Hülfe des deutschen Reiches gegen den Kaiser anrufen, als dieser gerichtliche Beweise gegen ihn erhielt. Zu dem Letzteren gab Tettenbach, welcher in seinem Wohnsitze Gratz lustig und üppig zu leben fortfuhr, selbst Veranlassung. Er hatte nämlich einen unwürdigen Vertrauten, der ihn auf solche Weise bestahl, daß er auf Tettenbach's Ansinnen in das Kriminal-Gefängniß geworfen wurde. Dies geschah gerade zu der Zeit, als Franz Ragoczy und dessen Schwiegervater Peter Zriny schon zu den Waffen gegriffen hatten. Der verhaftete Dieb ließ den Stadtrichter rufen und lieferte demselben gegen die Zusicherung der Straflosigkeit Briefe und andere Schriften der Männer aus, deren gefährliche Pläne man längst kannte, deren Namen man aber zum Theil nicht wußte, und gegen welche man keine

Beweise in Händen hatte. Die von dem Verräther mitgetheilten Actenstücke wurden von dem Stadtrichter an den Kanzler Paul Hocher geschickt, welcher dann seinerseits das Nöthige insgeheim veranstaltete, während Lobkowitz als Präsident des Hof-Kriegsrathes die Truppen in Ungarn verstärkte und den deutschen Generalen daselbst die nöthigen Befehle ertheilte. Da Tettenbach ganz sicher war, so wurde er unversehens verhaftet. Man fand in seinem Hause 6000 Flinten versteckt. Zriny und Frangipani retteten sich, nachdem ihre Truppen bis auf 2000 Mann übergegangen waren, mit dem Reste derselben in das Fort Tschakathurn. Als sie dort enge eingeschlossen wurden, entflohen sie zu ihrem Freunde Keri, welchem sie erzählten, sie wären im Begriffe nach Wien zu reisen, um sich zu rechtfertigen. Dies ließ Keri in der Nacht vom 16. zum 17. April 1670 dem Kaiser melden. Er erhielt sogleich den Befehl, die beiden Flüchtlinge nach Wien reisen, aber unterwegs genau beobachten zu lassen. Hierauf wurden Zriny und Frangipani von ihrem eigenen Gastfreund Keri nach Wien gebracht. Dort ließ man sie gleich nach ihrer Ankunft gefangen setzen und begann dann einen Hochverraths-Prozeß gegen die vier Häupter der Verschwörung, die Grafen Zriny, Nadasdi, Frangipani und Tettenbach. Franz Ragoczy hatte im Vertrauen auf die Verschworenen ebenfalls die Waffen ergriffen; als aber 2000 seiner Reiter geschlagen worden waren und er die Gefangennehmung der vier Herren erfahren hatte, wurde dem Muttersöhnchen bange. Er hob also die von ihm begonnene Belagerung von Tokay wieder auf, gab die Generale Rottal und Sporck, die er gefangen genommen hatte, in die Hände von Stahremberg und Wallis, und hielt sich dann so lange versteckt, bis seine katholische Mutter Sophia Bathory ihm durch einen nach Wien gesandten Jesuiten Verzeihung ausgewirkt haben würde. Diese ward ihm jedoch nur unter sehr harten Bedingungen zu Theil. Er mußte 300,000 Gulden zahlen, in alle ihm oder seiner Mutter gehörenden Burgen deutsche Besatzungen aufnehmen, Trentschin ganz abtreten und die von den Deutschen besetzten Städte für 30- bis 40,000 Gulden, welche seine Mutter ihm leihen sollte, dieser übergeben. Gegen die Häupter der Verschwörung wurde ganz nach der Prozeß-Ordnung jener Zeit verfahren und die Acten und Urtheile an die Facultäten von Ingolstadt, Tübingen und Leipzig, ja sogar, weil Tettenbach in die Sache verwickelt war, auch an das Reichs-Kammergericht in Speier geschickt. Die vier Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt und drei von ihnen, Nadasdi, Frangipani und Zriny, schon im März und April 1671, theils auf dem Stadthaus in Wien, theils in Wienerisch Neustadt, Tettenbach aber erst im December in seiner Residenz Gratz hingerichtet. Franz Nadasdy hatte sich vergeblich durch Verrath zu retten

gesucht; Frangipani machte sich durch Weinen und kriechendes Flehen um sein Leben, wie durch ungeberdiges Benehmen auf dem Schaffott verächtlich. Mit Peter Zriny's Sohn Balthasar erlosch das berühmte Geschlecht 1703.

Gegen die Bestrafung von Leuten, welche an die Stelle einer freilich schlechten Monarchie eine noch schlechtere Aristokratie und an die Stelle einer Jesuiten-Regierung die eines türkischen Groß-Veziers setzen wollten, war nichts zu erinnern. Ganz unklug war es aber, daß man den niederen Adel, welcher in Ungarn ebenso wie in Polen durchaus abhängig war, auf grausame Weise gerichtlich verfolgte. Die harten Strafen, die Confiscationen, die Behandlung Ungarns als eines eroberten Landes erbitterten das ganze Königreich, dessen Einwohner mit schweren Steuern belegt und mit deutscher Einquartierung geplagt waren. Alle Maaßregeln deuteten darauf hin, daß man in Wien daran denke, den Protestantismus in Ungarn auszurotten und eine militärische Regierung einzuführen. Schon seit Bethlen Gabors Tode hatten die Jesuiten, geleitet von Pazmany (Pazmann), in Ungarn eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet; jedoch durch den oben erwähnten Frieden von Linz hatten sie volle Religionsfreiheit und die Befugniß erhalten, Kirchen mit Glocken und Friedhöfe anzulegen. Lobkowitz aber übte zugleich politischen und religiösen Druck; er schaffte die Würde eines Palatinus nach Wesseleny's Tode förmlich ab und stellte den Deutschmeister Johann Kaspar von Ampringen an die Spitze einer brutal militärischen, für die Protestanten ganz unerträglichen Regierung*). Ampringen beschäftigte sich nur mit Andachtsübungen, Processionen und dgl. m. Er war daher ohne Ansehen bei den Katholiken und für die Protestanten ein Gräuel. Er selbst war, zumal da er jede Arbeit als eine Last ansah, ebenso unzufrieden mit dem ihm aufgetragenen Geschäfte, wie es alle Welt mit ihm war. Er zog sich daher auch bald wieder zurück und legte später auch das Deutschmeisterthum nieder.

Alle Nachbarländer, besonders aber Siebenbürgen, füllten sich mit Emigranten, unter welchen Franz Ragoczy und Emmerich Töröli die vornehmsten waren. Töröli's Vater Stephan war nach der Hinrichtung Peter Zriny's an die Spitze der Unzufriedenen getreten und dafür von dem östreichischen General Heister in seinem Schlosse belagert worden. Er starb während der Belagerung. Sein noch sehr junger Sohn Emmerich machte im Verein mit Franz Ragoczy schon 1672 den Versuch, mit Unterstützung des elenden Fürsten Apafi von Siebenbürgen und an der Spitze eines schlecht oder auch gar nicht dis-

*) Der sogenannte Locumtenens, welcher neben ihm stand, war freilich ein Ungar; allein er war ein Katholik und ohne Gewicht.

ciplinirten und bewaffneten Heeres den Ungarn zu helfen; sie konnten es aber mit den regelmäßigen Truppen des Kaisers nicht aufnehmen. Sie machten vielmehr durch ihren Versuch das Uebel nur noch ärger, da die Leichtigkeit, mit welcher sie bei Szathmar und bei Györke völlig besiegt wurden, das Selbstvertrauen der Kaiserlichen erhöhte und den Fürsten Apafi mit Schrecken und Verzweiflung erfüllte.

Von jetzt an galt es erst recht den Protestanten, da man sie der Theilnahme an einem förmlichen Abfalle beschuldigen konnte. Zur Entscheidung über Schuld oder Unschuld ward am 27. Februar 1673 ein sogenanntes Locumtenental-Gericht eingesetzt, welches einen Namen in Husaren-Latein erhielt (vicaria plenipotentiaria regia gubernatio). Präsident des Gerichts war der grobe, rohe Ampringen. Er hatte zwar den Locumtenens zur Seite, stritt und zankte sich aber immer mit ihm. Nur in einer einzigen Sache, in der grausamen Verfolgung der Protestanten und ihrer Geistlichen, waren Beide einig. Die Verurtheilungen begannen mit den Predigern der Bergstädte. Man rief eine große Anzahl evangelischer Geistlichen in Preßburg zusammen; hierauf wurden zuerst 32 lutherische und ein reformirter und gleich darauf alle übrigen Pfarrer, 250 lutherische und 37 reformirte, verdammt. 29 derselben brachte man auf die Galeeren von Triest, 40 auf die von Neapel, wo man sie um 50 Kronen den Kopf verkaufte und wo sie in der That zum Rudern angefesselt wurden; zehn von ihnen waren unterwegs gestorben. Der holländische Admiral de Ruyter sorgte nachher, als er mit seiner Flotte zur Unterstützung Spaniens nach Sicilien und Neapel segelte (1676), durch seine mächtige Verwendung für die Befreiung der Geistlichen, welche von den dorthin gebrachten noch übrig waren; auch in Palermo traf er unter den Galeerensträflingen noch 24 evangelische Prediger, die er von ihren Fesseln erlöste. Es wurden überhaupt mehr als 400 Pfarrer eingezogen, von welchen jeder, der nicht seinem Amte auf immer entsagte und sich schuldig bekannte oder auch katholisch ward, auf die Galeeren geschmiedet wurde. Der kaiserliche Commissär Kopp machte sich damals in Ungarn ebenso verhaßt, wie der Oberrichter Jeffereys in England. Die Verfolgungen dauerten auch dann noch fort, als Lobkowitz gestürzt worden war; denn dies geschah im Herbste des Jahres 1674, und die zur Galeeren-Strafe in Neapel verurtheilten Geistlichen wurden erst im März 1675 dahin gebracht. *)

---

*) Es ist bezeichnend, daß Karl Adolf Menzel (in: Neuere Geschichte der Deutschen) dieser umfassenden Verfolgungsmaaßregel mit keinem Worte Erwähnung thut, dagegen die tumultuarische Mißhandlung eines katholischen Geistlichen bei Preßburg umständlich anführt. (Zweite Auflage, Breslau 1855, Bd. IV., S. 460).

Die Verfolgten flohen nach Siebenbürgen und sammelten sich in der Gegend von Groß-Waradein. Sie rächten sich, wie ihre Natur und Gewohnheit war, durch Streifereien und Verheerungen, bis endlich Kopp abgerufen und Strasoldo mit milderen Instructionen nach Kaschau geschickt ward. Da damals auch der Krieg am Rhein die Beilegung der Unruhen in Ungarn wünschenswerth machte, so verstand sich Kaiser Leopold im Anfange des Jahres 1676 dazu, eine große Rathsversammlung nach Wien zu berufen. Diese schlug ihm vor, die deutschen Truppen aus Ungarn zu entfernen, einen Reichstag zu berufen, wieder der Verfassung gemäß einen Palatinus zu ernennen, die neu eingeführten Auflagen abzuschaffen und die Reichsämter nur an Inländer zu vergeben. Dazu konnte sich jedoch Leopold's Kanzler Paul Hocher nicht verstehen. Das Rauben und Plündern von Seiten der Insurgenten und der Türken hatte daher seinen Fortgang; und gerade um jene Zeit ereigneten sich in Ungarn und in Polen Veränderungen, welche den ungarischen Rebellen vortheilhaft waren. Im Juli 1676 starb in Munkacz Franz Ragoczy, dessen Wittwe, Peter Zriny's Tochter Helene, nachher (1682) das Haupt der Insurgenten, Emmerich Tököli, heirathete. Außerdem war im Jahre 1674 Johann Sobieski, welcher eine Französin, Maria Casimira Arquien, zur Gemahlin hatte, zum König von Polen gewählt worden; sein Schwager, der Marquis de Bethune, welchen Ludwig XIV. als seinen Gesandten nach Polen schickte, erhielt nun Erlaubniß und Vollmacht, Tököli mit Geld und auf jede andere Weise zu unterstützen. Apafi schickte hierauf drei Abgeordnete nach Warschau und mit diesen schloß Bethune am 27. Mai 1677 ein Bündniß, in welchem den ungarischen Insurgenten französisches Geld, sowie polnische und siebenbürgische Truppen versprochen wurden.

So lange der alte Vezier Achmet Köprili lebte, scheiterten alle Bemühungen Ludwig's XIV., in Ungarn einen offenen Krieg zu erregen, damit er seinerseits mitten im Frieden neue Eroberungen machen könne. Als der friedliebende Vezier Ende October 1676 gestorben und sein kriegerischer Schwager, Kara Mustapha, ihm im Amte gefolgt war, schloß Ludwig neue Verträge mit den Insurgenten. Er schickte zwei Gesandte an Tököli, der sich rühmte, daß er 8000 Mann habe; und diese versprachen demselben in einem besonderen Vertrage, ihn durch 15,000 Siebenbürger, sowie durch 5000 Polen, welche mit französischem Gelde geworben werden sollten, zu verstärken. Zum Glück für den Kaiser waren jedoch die ungarischen Magnaten unter sich eifersüchtig und mißtrauisch, so daß sie im Jahre 1678, als sie Michael Teleki zum Oberfeldherrn ernannt hatten, demselben einen Kriegsrath von zwölf Personen zur Seite setzten. Auch ließen sie die

Polen für die Dauer des Winters wieder nach Hause zurückkehren. Es war daher nicht möglich, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Der neue Oberbefehlshaber Teleki konnte sich außerdem mit den Franzosen im Kriegsrathe nicht vertragen; er überließ also den Oberbefehl dem jungen Emmerich Tököli und zog nach Siebenbürgen zurück, wo er an Apafi einen Gönner hatte. Die ungarischen Angelegenheiten wurden damals französischer Seits von Christoph d'Allanday, Marquis von Boham, geleitet. Dieser hatte vorher die Polen nach Ungarn geführt, die Verbindung der Insurgenten mit den französischen Ministern angeknüpft, und über die von Paris empfangenen Gelder verfügt. Auch als die Türken endlich den Kaiser aufs Neue angreifen und die Insurgenten mit einem furchtbaren Heere unterstützen wollten, unterhielt der Marquis die Correspondenz der Rebellen mit dem französischen Kabinet. Dies geschah auf eine verrätherische, das Völkerrecht verletzende Weise. Die französische Regierung schickte nämlich die Briefe und Wechsel für die Insurgenten unter der Adresse des französischen Gesandtschafts-Secretärs nach Wien, von wo sie dann an den Marquis und durch diesen an die Insurgenten gelangten. Die Sache ward entdeckt und der französische Gesandtschafts-Secretär verhaftet, worauf Ludwig auch den kaiserlichen in Paris einsperren ließ.

Die Insurgenten erlangten 1678 unter Emmerich Tököli bedeutende Vortheile. Sie nahmen fast alle Bergstädte in Oberungarn und machten in denselben große Beute; in Kremnitz und Schemnitz erbeuteten sie nicht weniger als 180,000 Dukaten. Dort ließ der Marquis von Boham, während die Ungarn im Besitze der Münzstätten waren, zweierlei Dukaten schlagen, die einen mit dem Bilde Ludwig's XIV und mit der Umschrift: „Beschützer der Ungarn", die anderen mit dem Bilde Tököli's als Fürsten der von ihm besetzten Theile Ungarns und mit der Aufschrift: „Für Religion und Freiheit." Den Besitz jener Städte konnten jedoch die Insurgenten nur kurze Zeit behaupten, weil Tököli bald nachher von Dünewald und Wurm bei Heiligenkreuz in Niederöstreich geschlagen wurde. Leopold selbst hätte gern den Frieden wieder hergestellt, da das Morden, Sengen und Brennen sich nicht blos von Seiten der Ungarn bis nach Mähren hin erstreckte, sondern auch von Seiten der türkischen Paschas in den Städten fortdauerte und viele hundert Dörfer ganz niedergebrannt waren; allein mit seinem Kanzler Paul Hocher und seinen Jesuiten war nichts anzufangen. Auch als 1680 eine besondere Commission zur Aussöhnung bestellt worden war, konnte nichts zu Stande gebracht werden, weil einerseits Ludwig einen Akakia mit Geld und reichen Geschenken für Tököli und Apafi nach Siebenbürgen schickte und andererseits der Groß-Vezier den Insurgenten mit der ganzen türkischen Kriegsmacht

Hülfe zu leisten versprach. Tököli schickte sogar zu derselben Zeit, als er mit dem Kaiser unterhandelte, Gesandte nach Paris und Constantinopel und setzte sein Mordbrennen fort.

Endlich versprach der Kaiser den Ungarn einen Reichstag, den sie lange gewünscht hatten, und Tököli schloß am 15. November 1680 im Lager von Jolava einen Waffenstillstand, welcher bis zum Juni 1682 dauern sollte. Hierauf wurde zu Oedenburg der Reichstag gehalten; allein Tököli erschien nicht auf demselben, so dringend man ihn auch eingeladen hatte. Dagegen schickte er an den Reichstag ein Schreiben, in welchem er als Haupt aller Insurgenten und im Vertrauen auf türkische Hülfe eine sehr dreiste Sprache führte. Er verlangte in demselben nicht nur die Wiederherstellung der vom Kaiser vernichteten Freiheit der Nation und des evangelischen Glaubens, sowie einen neuen Frieden mit den Türken, in welchen er eingeschlossen sei, sondern er sagte auch den ungarischen Ständen gerade heraus, daß ohne die Bürgschaft der Türken ihre National-Freiheit nie gesichert sein werde. Es ward auf jenem Reichstage ebenso, wie auf den deutschen Reichstagen, viel geredet und geschrieben, ohne daß es zu einem Resultat kam, obwohl sich der Kaiser bereit erklärte, das Amt eines Palatinus wieder herzustellen und den Protestanten freie Religions-Uebung zu vergönnen. Dagegen kündigte Tököli den Waffenstillstand wieder auf und verwüstete mit seinen Ungarn, Siebenbürgern und Türken das unglückliche Land von neuem. Zum Glück für den Kaiser waren die Führer der Unzufriedenen unter einander und mit den Siebenbürgern stets uneinig. Apafi und sein vertrauter Freund Teleki kehrten sogar, da sie gegen Tököli stets feindlich gesinnt blieben, schon im November 1681 nach Siebenbürgen zurück. Auch die Türken verließen das Land wieder, nachdem sie viele Städte gebrandschatzt hatten. Sie hofften jedoch durch Tököli sich des ganzen ungarischen Reiches bemächtigen zu können, und flößten daher ebenso, wie Ludwig XIV., ihm den falschen Ehrgeiz ein, als türkischer Vasall Herr von ganz Ungarn zu werden. Er verheirathete sich im Juli 1682 endlich mit Ragoczy's Wittwe, nachdem deren Schwiegermutter, die katholische Sophia Bathori, die ihn als einen Protestanten haßte, die Heirath lange gehindert hatte. Durch diese Verbindung ward Tököli Herr des größten Theiles von Ungarn. Im Jahr 1682 eroberte er Kaschau und wurde auf Antrieb der türkischen Befehlshaber förmlich zum Könige von Ungarn ausgerufen, welchen Titel er jedoch nicht annahm. Der Kaiser schickte noch in demselben Jahre 1682 den Grafen Albrecht von Caprara, den Bruder des Generals, als Gesandten nach Constantinopel, um die Verlängerung des Friedens von Vasvar oder vielmehr des zwanzigjährigen Waffenstillstandes, der im Jahr 1684

zu Ende ging, zu erbetteln oder zu erkaufen. Der Groß-Vezier verlangte jedoch, daß Leopold für einen auf weitere 20 Jahre zu schließenden Frieden eine Million Dukaten zahlen, ganz Ungarn bis an die Theiß, sowie alles Land zwischen Neuhäusel und Trentschin abtreten, Leopoldstadt schleifen und alle Mißvergnügten wieder in ihre Güter einsetzen sollte. Auf solche Forderungen konnte man freilich in Wien nicht eingehen. Auch die Verhandlungen auf einem Landtage zu Kaschau zwischen dem Hof und den „Malcontenten" (diesen Titel legte man ihnen amtlich bei) führten zu keinem Vergleich. Der Groß-Vezier beschloß um so mehr im folgenden Jahre (1683), durch einen nach Oestreich zu unternehmenden Glaubenszug Tököli in Ungarn als türkischen Vasallen oder, wie die Türken sagten, als Kruczen-König einzusetzen. Ein besonderer Zufall war es dabei, daß gerade an demselben Tage (31. März 1683), an welchem der Groß-Vezier mit dem Reichsheere von Adrianopel auszog, um den Kaiser in seiner Residenz anzugreifen, dieser das Schutz- und Trutzbündniß mit dem polnischen Könige und Reiche unterzeichnete, durch welches nachher Wien gerettet wurde.

Ludwig XIV. hatte sich angelegentlich darum bemüht, daß dieses Bündniß zwischen Polen und dem Kaiser nicht zu Stande komme. Es verdroß ihn, daß ein Wahlfürst, dessen Gemahlin die Tochter eines französischen Marquis war, den Titel „Majestät" und die Anrede als „Bruder" in Anspruch nehme, und er verweigerte Beides; auch wies er die Bitte der Königin, ihren Vater zum Herzog zu erheben, zurück. Diese Mißstimmung, welche hierdurch entstand, benutzte Leopold, der übrigens anfangs gegen Sobieski nicht höflicher war, um den Grafen von Waldstein als Gesandten in Warschau für das Bündniß wirken zu lassen. Sobieski war einem solchen geneigt, weil er fünf Jahre vorher ungeachtet glänzender Waffenthaten einen ungünstigen Frieden mit der Pforte hatte schließen müssen; außerdem riethen seine Gemahlin und der päpstliche Nuntius Pallavicini dringend zum Abschluß. Zugleich kam eine Correspondenz an das Licht, in welcher der französische Gesandte sich sehr wegwerfend über den bestechlichen polnischen Adel geäußert hatte. Gerade dieser Umstand wirkte dazu mit, daß das Bündniß zwischen beiden Majestäten vom Reichstag bestätigt wurde, wobei der Papst (Innocenz XI.) die Gewährleistung übernahm. Oestreich und Polen sollten einander behülflich sein, die von den Türken eroberten Gebiete wieder zu gewinnen; der Kaiser versprach 1,200,000 polnische Gulden für die Kosten der Rüstung, der Papst mit Genehmigung Spaniens die geistlichen Zehnten von Mailand und Neapel für die Dauer des Kriegs. Alle christlichen Fürsten, auch die Zaaren von Moskau, sollten zum Beitritt eingeladen werden. Der

Landbote Rosen, der das beschlossene Bündniß mit seinem Veto zu nichte machen wollte, wurde durch den allgemeinen Unwillen zurückgeschreckt, und der Landtagsmarschall ergriff in einer Rede die seltene Gelegenheit, nicht nur Polens Ruhm, sondern auch seine Macht im Vergleich mit anderen Staaten zu preisen.

Das türkische Heer, das unter Anführung Kara Mustapha's, von Töküli geleitet, im März 1683 von Belgrad aus in Ungarn eindrang, ist von Wagner in seinem Leben Leopold's I. nach dem Berichte Caprara's, welcher der Heerschau bei Belgrad zugesehen hatte, und nach den Listen, die man später im Zelte des Groß-Veziers fand, ausführlich beschrieben worden. Es betrug, was wir nicht ohne Bedenken nachschreiben, 230,000 Mann regulärer Truppen, ohne die zahlreichen Schaaren von Tataren, Walachen, Moldauern, Siebenbürgern und Ungarn, welche dem Heerzuge folgten. Schon im Lager vor Filek ward dem Führer der Ungarn, Töküli, auf Befehl des Groß-Veziers Fahne, Schwert und Kalpak als Zeichen der ihm überlassenen Herrschaft über die vom Kaiser abgefallenen Ungarn (Kruczen) übergeben, da er den Titel König der Ungarn vorerst ablehnte. In Essek erschien Töküli persönlich vor dem Groß-Vezier und wurde mit allen möglichen Ehren empfangen. Er zog nachher mit seinen Ungarn stets dem türkischen Heere voran, um demselben die Wege nach Wien zu zeigen und zu bahnen. In Wien waren nur schwache Anstalten zur Vertheidigung gegen einen so furchtbaren Feind getroffen worden. Doch zogen die Kurfürsten von Sachsen und Baiern, Johann Georg III. und Ferdinand Maria's Sohn, Maximilian Emanuel, den die Türken den blauen König nannten, für den Kaiser ins Feld, als dieser die ganze Christenheit aufforderte, seine Hauptstadt, das Bollwerk Deutschlands und der Christenheit, zu retten.*) Auch der große Kurfürst schickte den Fürsten von Anhalt-Dessau mit 8000 Mann nach Wien und erbot sich noch andere 15,000 Mann zu senden; die Franzosen und die Jesuiten brachten es aber dahin, daß Paul Hocher seine Hülfe ablehnte, weil diese protestantischen Truppen bestimmt sein könnten, die schlesischen Herzogthümer zu besetzen, die der Kaiser seit dem dreißigjährigen Kriege dem Kurfürsten vorenthielt.**) Auch eine

*) Der gelehrte Benedictiner Mabillon, der damals auf einer wissenschaftlichen Reise durch Oberdeutschland begriffen war, schildert in seinem Iter Germanicum sehr anschaulich die Spannung, welche beim Abzug des Kurfürsten von Baiern und später bei den ersten Siegesnachrichten herrschte. Als Franzose hatte er das Mißtrauen der Behörden und den gerechten Unwillen des Volkes gegen die schmähliche Politik seines Königs mehrfach, namentlich in bairischen Klöstern, zu empfinden.

**) Jägerndorf hatte 1621 dem Markgrafen Johann Georg, einem Oheim des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, gehört, und war vom

Reichs-Armee war unter dem Befehle des Herzogs Karl IV. von Lothringen und des Markgrafen Hermann von Baden gegen die Türken ausgerückt; ihre beiden Führer waren aber nicht immer einig.

Schon am 7. Juli war Wien von den Tataren und den ungarischen Insurgenten von allen Seiten eingeschlossen, so daß der Kaiser nur mit großer Noth nach Linz und von da nach Passau entfliehen konnte. An mehreren Orten durfte er sich, weil der durch die Jesuiten unterdrückte Protestantismus im Stillen fortlebte, nicht anders als verkleidet sehen lassen. Das Volk verfolgte ihn überall, wo er erkannt wurde, mit Schimpfwörtern und vergriff sich an seinen Begleitern. Sein Aberglauben und seine Begünstigung der Jesuiten hätten, hieß es, die Ungarn gereizt und die Protestanten erbittert. Viele von den ihn begleitenden Jesuiten wurden vom Landsturm erschlagen; anderen setzte man drohend die Flinte auf die Brust und fragte sie, ob sie Jesuiten wären.

Ein Glück war es, daß die mit unerhörtem Troß gegen Wien heranziehenden türkischen Heerschaaren äußerst langsam marschirten. Sie brauchten für den Weg von Raab nach Wien, den ein Reiter in einem Tage zurücklegen kann, nicht weniger als zwei Wochen. Am Tage nach der Abreise des Kaisers (8. Juli) war es dem trefflichen Herzog von Lothringen geglückt, die Besatzung der Hauptstadt bedeutend zu verstärken. Auch erhielt man die nöthige Zeit, um ganz neue Befestigungen anzulegen, sowie Geschütz, Munition und Lebensmittel herbeizuschaffen. Alles dies geschah innerhalb sechs Tagen, und der Herzog von Lothringen wußte dadurch, daß er selbst mitarbeitete, die ganze Bevölkerung zu begeistern und in Thätigkeit zu setzen. Er beobachtete außerdem das abgesonderte Heer, welches unter Tököli und dem Pascha von Ofen Preßburg besetzt hatte, so gut, daß er demselben am 29. Juli eine zweite Niederlage beibrachte, wodurch es genöthigt ward, Preßburg wieder zu verlassen und sich an die Waag zu ziehen. An der Spitze der Wiener Bürgerschaft stand Graf Ernst Rüdiger von Stahremberg, welcher verwundet sich in einem Sessel durch die Schanzen tragen ließ und die Vertheidigung anordnete. Die Bürger von Wien retteten damals durch einen Muth und eine Ausdauer, welche ganz Europa bewunderte, die vom Kaiser verlassene Stadt. Sie hatten die schwere Aufgabe, das zahllose türkische Heer so lange aufzuhalten, bis die polnische Volksmasse zum Beistande er-

---

Kaiser ohne Rücksicht auf die Agnaten eingezogen worden (s. Bd. XI., S 437). Die Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wolau waren in Erbverbrüderung mit Brandenburg gewesen; der Kaiser hatte aber, als ihre Häuser nach einander ausstarben, den Erbverbrüderungs-Vertrag cassirt und die Lehen eingezogen, ohne daß er, wie man behauptete, das Recht dazu hatte.

schien. Es war nämlich in dem Schutz- und Trutzbündniß mit Johann Sobieski bestimmt worden, daß dieser und der Kaiser einander mit 40,000 Mann, im Falle aber Krakau oder Wien belagert werde, mit ihrer ganzen Nationalmacht beistehen sollten. Wien hatte eine Besatzung von nur 1200 Mann, zu welchen vor dem Anfange der Belagerung noch 12,000 Mann gekommen waren. Man übte zwar die jungen Kaufleute, die Hofdiener und die Handwerker zum Kampfe ein und bildete Regimenter aus ihnen; es waren aber nur etwa 5000 Mann derselben militärisch brauchbar und diese waren mit den Truppen nicht einig. Das Volk hielt übrigens strenge Polizei: wer im geringsten verdächtig oder nur fremd aussah, wurde verhaftet oder gar erschlagen.

Die Einschließung und Belagerung Wiens dauerte vom Anfange des Juli bis in den September hinein. Die Stadt wurde in dieser ganzen Zeit hart bedrängt und litt an Allem Mangel. Außerdem sollen die türkischen Raubschaaren während der beiden Monate der Belagerung gegen 90,000 Menschen aus den kaiserlichen Landen in die Sclaverei geschleppt haben. Die Wiener Bürger wußten von den zu ihrem Entsatze gemachten Anstalten nichts, während sie durch Caprara, den der Groß-Vezier mit sich führte und gut behandeln ließ, Nachrichten und Rathschläge erhielten. Am 10. September wurde die Burgbastei durch eine Mine gesprengt; in der folgenden Nacht ließ Stahremberg vom Stephansthurm einen Fächer von Raketen aufsteigen, um den Truppen, die hinter dem Kalenberg und dem Leopoldsberg einherzogen, die dringende Gefahr zu verkünden. *) Im letzten Augenblicke, als endlich der Kern der polnischen Armee dem großen Hauptheere voraus eilte, vereinigten sich die Kaiserlichen unter Karl von Lothringen mit den Polen unter ihrem König Johann Sobieski und mit den Deutschen unter den Reichs-Generalen und beschlossen ein entscheidendes Treffen zu liefern. Das türkische Heer vor Wien zählte 50,000 Mann weniger, als bei der Heerschau zu Belgrad. Das ganze christliche Heer, welches am 12. September 1683 zur Schlacht auszog, um die europäische Civilisation gegen den Einbruch asiatischer Barbarei zu schützen, wird auf 64,000 Mann angegeben. Außer den Fremden, welche aus allen Ländern der Christenheit als Freiwillige herbeigeströmt waren, stritten diesmal auch die Fürsten und die Ritterschaft für Vaterland und Civilisation. Dies wird am besten einleuchten, wenn wir v. Hammer's Aufzählung der einzelnen Theile des christlichen Heeres hier einrücken. Die 15,000 edeln Polen, welche der ritterliche, offene, großmüthige, persönlich tapfere König

*) Nach der Befreiung Wiens erhielt Stahremberg vom Kaiser den Feldmarschallsstab und als Wappenzeichen den Stephansthurm.

Johann Sobieski herbeigeführt hatte, standen auf dem rechten Flügel. Hier befand sich auch der Kapuziner-Pater Marco d'Aviano, welcher die Messe las; am Altar ministrirte der König von Polen und schlug darauf seinen Sohn Jakob zum Ritter. Den linken Flügel, welcher auf Nußdorf marschirte, commandirten der Herzog von Lothringen und unter ihm die Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, sowie die Generale Caprara und Leslie, der Feldmarschall-Lieutenant Fürst von Salm, zwei Herzoge von Croy, der Fürst Lubomirsky, die Generalmajors Grafen von Mercy und Taaffe. Auf diesem linken Flügel fochten nicht weniger als 33 Prinzen mit, unter denen der große Eugen von Savoyen sich befand, welcher damals erst 19 Jahre alt war. Im Mitteltreffen standen unter ihren Kurfürsten die Baiern und Sachsen. Dort kämpften auch fünf pfälzische Prinzen, Brüder der damaligen Kaiserin, der dritten Gemahlin Leopold's. Außer den Sachsen und Baiern befanden sich auf dem linken Flügel auch die fränkischen Kreistruppen, commandirt von den Herzogen von Eisenach-Weißenfels, Sachsen-Lauenburg, Braunschweig-Lüneburg, Würtemberg, Holstein und Pfalz-Neuburg. Andere Führer des linken Flügels waren die Fürsten von Bayreuth und Waldeck, die Feldmarschälle Golz, Flemmingen, Rabatta, Dünewald, die Feldmarschall-Lieutenants Freiherren von der Leyen und Degenfeld, die General-Wachtmeister Bannau, Steinau, Thüngen und Münster und die Generalmajors Gondola und Palffy.

Der Sieg blieb nach hartnäckigem Gefechte den Christen, Wien ward entsetzt und das Lager des Groß-Veziers fiel nebst unermeßlicher Beute in die Gewalt der Sieger. 300 Geschütze, 15,000 Zelte, unter ihnen das des Groß-Veziers, mit allen Feldkassen und Kanzleien, 600 Beutel Piaster, das kostbare Reitzeug des Groß-Veziers, seine mit Juwelen besetzte Waffen, mehrere Tausend schwer bepackte Kameele, große Waffenvorräthe und viele Fahnen, jedoch nicht, wie man glaubte, die des Propheten, wurden erbeutet. Auch fand man im Lager viele Christenkinder, deren Eltern früher ermordet waren und die nun der Bischof Kollonits in Pflege nahm. 10,000 Türken bedeckten das Schlachtfeld. Nach dem Siege wollten die Reichstruppen nicht weiter bleiben, bis neue Befehle kämen. Der Kurfürst von Sachsen, den man als Protestanten mit Kälte behandelt hatte, zog sogleich ab. Dagegen halfen die Baiern und die Polen den Sieg verfolgen. Bei dieser Gelegenheit ließ sich Sobieski durch übereilte Hitze am 7. October in einen Hinterhalt locken, in welchem er bedeutenden Verlust erlitt und sein Leben in Gefahr kam. Er rächte sich aber schon zwei Tage nachher durch eine Niederlage, welche er einem bei Parkany (Barkan) gelagerten feindlichen Corps von 20,000 Mann beibrachte.

Diese wurden, weil die Brücke zwischen Parkany und Gran brach, in die Donau gesprengt. Von den Fürsten und Generalen wurde Sobieski mit freudiger Herzlichkeit und Anerkennung, vom Volk in Wien mit abgöttischer Verehrung begrüßt. Von dem steifen Kaiser Leopold, der sich in den abgemessenen Formen der Etikette am wohlsten befand, war dergleichen nicht zu erwarten. Da er aber doch den Retter seiner Hauptstadt sehen mußte, so wurde eine Begegnung zu Pferde vor dem Lager von Ebersdorf verabredet, wobei der Kaiser sich herbeiließ, eine freundliche Verbeugung zu machen, den Hut zu lüften und mit dem Wahlkönig einige Worte in lateinischer Sprache zu wechseln. Dagegen blieb er unbeweglich sitzen, als die polnischen Großen ihn begrüßten und Prinz Jakob ihm die Hand küßte. Die Türken kehrten unter unglaublichen Verheerungen und Gräuelthaten durch Steiermark nach Belgrad zurück. Sultan Mohammed IV. selbst floh in größter Eile nach Adrianopel. Von dort schickte er den Befehl zur Hinrichtung des Groß-Veziers Kara Mustapha nach Belgrad und dieser erlitt im December den Tod. Man machte dem Vezier den doppelten Vorwurf, daß er, um nicht die Beute der Stadt Wien mit dem Heere theilen zu müssen, die Erlaubniß zum Stürmen verweigert und nachher zugegeben habe, daß die Christen auf einer einzigen Brücke ungehindert und langsam die Donau überschritten und über den Kalenberg den Türken in den Rücken kamen. *)

In der kaiserlichen Residenz ging es, nachdem Leopold im September zurückgekehrt war, wieder gerade so, wie früher. Dagegen ward die Verwirrung, welche bei der gänzlichen Unfähigkeit des ausschweifenden und unmenschlich grausamen Sultans der Tod des Groß-Veziers im türkischen Reiche hervorbrachte, dem Kaiser sehr nützlich. Apafi hatte schon längst gewünscht, sich der türkischen Sclaverei zu entziehen, zumal da er mit Tököli nie in gutem Vernehmen gewesen war. Er wollte indessen mit dem Kaiser nicht eher förmlich unterhandeln, als bis den Türken, welche schon im October das sehr feste Gran verloren hatten, die wichtige Festung Neuhäusel (im

*) Um diese Zeit war Ulrich Megerle aus Krähenheimstetten bei Möskirch, gewöhnlich mit seinem geistlichen Namen Abraham a Santa Clara bezeichnet, Provinzial des Augustiner-Ordens, als Kanzelredner und Hofprediger in Wien berühmt. Seine drollige, mit Wortspielen, Anekdoten und Schnurren untermischte Redeweise hat sich bekanntlich Schiller für die Kapuziner-Predigt in Wallenstein's Lager zum Muster genommen. Diejenige Predigt, welcher Schiller geradezu eine Anzahl von Wendungen entlehnt, befindet sich in der Sammlung „Auf, auf ihr Christen" und stammt aus dem Jahre der Belagerung (1683); sie behandelt den Grundgedanken, daß jedes öffentliche Unglück und namentlich die Türkenplage eine Strafe Gottes sei („Nach dem S kommt das T, nach der Sünd kommt der Türk"). Megerle starb 1709.

Comitat von Neutra) und Ofen entrissen wären. Im Jahre 1684 erfocht der Herzog von Lothringen zuerst zwei Siege über Abtheilungen des türkischen Heeres, eroberte Wissegrad und Waitzen und belagerte dann im Juli die Stadt Ofen; er verlor aber durch Krankheiten so viele Leute, daß er im November die Belagerung wieder aufheben mußte. Unterdessen hatten auch die Venetianer im Juli den Türken den Krieg erklärt und ihr Doge Morosini machte an den Küsten und auf den jonischen Inseln eine Eroberung nach der anderen, während Sobieski in die Moldau einbrach. In den folgenden Jahren (bis 1688) eroberten die Venetianer auf der Halbinsel Morea Koron, Kalamata, Navarino, Modon, Nauplia und ganz Arkadien; ferner Patras, Lepanto, Korinth, Misistra und Athen. Das Heer, welches unter Morosini diese Eroberungen vollbrachte, bestand theils aus Mainoten (Kriegsleuten der Landschaft Maina im Peloponnes), theils aus Deutschen, nämlich Braunschweigern und Sachsen, welche Graf Degenfeld und Königsmark befehligten. Im Juli 1685 erschien ein neues deutsches Kreuzheer, das aus bairischen, schwäbischen, hannöverischen und Celle'schen Truppen bestand, in Ungarn, und nun galt es der Festung Neuhäusel, welcher die kaiserlichen Generale Heister und Palffy schon im Winter durch leichte Truppen alle Zufuhr abgeschnitten hatten. Bei der Belagerung dieser Stadt zeichnete sich der Erbprinz von Hannover aus, und Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach eroberte die türkische Fahne, welche vor Neuhäusel aufgesteckt worden war. Die Türken suchten das kaiserliche Heer, bei dem sich auch Franzosen befanden, durch einen Angriff auf Gran von Neuhäusel abzuziehen; sie wurden aber vom Herzoge von Lothringen und einem Theile des deutschen Heeres geschlagen und hierauf nahm Caprara am 16. August 1685 Neuhäusel mit Sturm.

Jetzt suchten endlich die Türken ernstlich Frieden; der Kaiser wollte sich aber auf nichts einlassen, bis Tököli besiegt sei. Dieser wurde gleich darauf von den Türken hinterlistiger Weise gefangen. Er hatte nämlich, als Caprara ihn in Ober-Ungarn bedrängte und Kaschau belagerte, den Pascha von Groß-Waradein um Beistand ersucht und dieser hatte ihn, als er auf dessen Einladung nach Groß-Waradein gekommen war, in Ketten werfen lassen, obgleich er von 7000 Mann geleitet erschienen war. Er wurde nach Adrinopel gebracht und der Mitschuld an der vor Wien erlittenen Niederlage angeklagt, rechtfertigte sich aber so glänzend, daß er bald wieder in Freiheit gesetzt wurde. Das Verfahren gegen Tököli beleidigte jedoch seine Anhänger in Ungarn und es fiel in Folge dessen nicht nur Kaschau in die Gewalt des Herzogs von Lothringen, sondern einer der vornehmsten Generale Tököli's gab auch seinen Kameraden das Beispiel der Annahme einer

Amnestie, welche der von besseren Rathgebern geleitete Kaiser damals bekannt machen ließ. Dagegen ward die Festung Munkatsch von Tököli's Gemahlin, der tapferen Amazone Helene Zriny, standhaft vertheidigt; sie übergab dieselbe erst 1688 und wurde mit ihren Kindern erster Ehe, Franz und Julia Ragoczi, vorerst nach Wien gebracht.

Im Jahre 1686 galt es der Stadt Ofen, dem Bollwerke der Türken im Lande der Christenheit. Zur Belagerung derselben strömte eine fast unglaubliche Zahl von Streitern aus allen Ländern der Christenheit zusammen.*) Auch der Kurfürst von Brandenburg hatte 8000 Mann gesandt, nachdem er in Betreff seiner Ansprüche an Schlesien mit dem Schwiebuser Kreise (zehn Quadratmeilen) abgefunden worden war. Friedrich Wilhelm gab dafür allerdings seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer auf. Der alternde Herr wünschte nämlich, seinen vier Söhnen aus zweiter Ehe abgesonderte Herrschaften, wie Ravensberg und Halberstadt, zum Nachtheil des Kurprinzen und der Landeseinheit, sowie im Widerspruch mit den Hausverträgen zu hinterlassen und es lag ihm daran, den Kaiser für diese Verfügungen zu gewinnen, wegen deren er zum neunten Mal ein verändertes Testament aufsetzen ließ. Wäre es bei dem Uebereinkommen geblieben, welches damals der Kaiser mit Brandenburg schloß, so würde Friedrich der Große 1740 keinerlei scheinbaren Grund gehabt haben, Oestreich anzugreifen; allein der Kurprinz von Brandenburg hatte durch einen Revers die Zurückgabe des genannten Kreises beim Tode seines Vaters zusagen müssen und er erfüllte auch später (1694) dieses Versprechen, eben damit nicht das Testament des Vaters zu Gunsten eines jüngeren Bruders durch den Kaiser Geltung erhalte; dadurch wurde dann die Sache staatsrechtlich auf den früheren Stand zurückgeführt. Erst nach der Ankunft der 8000 Mann Brandenburger Kerntruppen unter Johann Adam von Schöning ward im Juni 1686 die Belagerung von Ofen unter dem Oberbefehle des Herzogs von Lothringen ernstlich begonnen. Bei dieser Belagerung zeichneten sich Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern und der Franziskaner-

*) Im Theatrum Europaeum, Th. XII. S. 1002, wo man S. 812 auch die zum Verständnisse der Belagerung von Neuhäusel nöthigen Zeichnungen findet, werden die einzelnen Zahlen angegeben, die Regimenter einzeln aufgezählt, die Namen der vornehmen Herren, welche an der Belagerung Theil nahmen, genannt, und die Gesammtzahl des Heeres auf 95,600 Mann angegeben. Aus Spanien allein waren 400 Mann erschienen, unter denen sich viele Granden, aber auch 60 geringe Catalonier, meistentheils Handwerker, befanden. Sie forderten immer die gefährlichsten Posten und waren mißmuthig, wenn sie dieselben nicht erhielten. Die meisten von ihnen fielen vor Ofen. Ihr Anführer war Franz Astorga, ein Officier aus Andalusien.

Pater Gabriel, welcher das Genie-Wesen und die Artillerie leitete, vor allen Anderen durch ihre Thätigkeit aus. Schon im Juli wurde viermal Sturm gelaufen; jedes Mal mußten aber die Belagerer, trotz ihrer glänzenden Tapferkeit, mit sehr großem Verluste wieder zurückweichen. Nachdem hierauf auch im August von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung gekämpft und die Burg genommen worden war, wagten die Christen am 2. September einen neuen allgemeinen Sturm. Dieser gelang endlich, die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen waren die Ersten, welche die Mauern erstiegen. Auch Markgraf Ludwig von Baden und Prinz Eugen von Savoyen waren bei der Erstürmung thätig.*) Der Triumph der Christenheit war unaussprechlich, als die Hauptstadt von Ungarn, welche 145 Jahre lang in der Gewalt der Ungläubigen gewesen war, der Christenheit wiedergegeben wurde.

Nach der Einnahme von Ofen drangen die kaiserlichen Truppen unter Caraffa bis in die Nähe Siebenbürgens vor. Der Fürst Ferdinand von Dietrichstein und Markgraf Hermann von Baden suchten damals als Commissäre des Kaisers eine Art Allianz mit Apafi zu Stande zu bringen; dieser wollte aber, wie immer, zugleich mit den Türken in Freundschaft bleiben, die zum Lohn für seine früheren Dienste seinem Sohn die Nachfolge in Siebenbürgen zugesagt hatten. Inzwischen erhielten jedoch Klausenburg, Hermannstadt und Deva deutsche Besatzungen. Zudem nahm das kaiserliche Heer den Türken eine Stadt nach der anderen sowohl in Ungarn als in Kroatien; und so oft der neue Groß-Vezier Suleiman Pascha, wie z. B. bei Szigeth, einem bedrohten Orte zu Hülfe eilen wollte, wurde er geschlagen. In Wien hatte man mittlerweile ein neues kräftiges und thätiges Ministerium gebildet, und Markgraf Ludwig von Baden, welcher damals wie später sich um das kaiserliche Haus unsterblich verdient machte, war Präsident des Hof-Kriegsrathes geworden. Leider befand sich aber unter den siegenden Generalen des Kaisers auch der Neapolitaner Anton Caraffa, welcher im kaiserlichen Kabinet an dem böhmischen Kanzler, Grafen Kinsky, eine Stütze hatte. Dieser grausame, harte und ganz papistische Mann, welcher zu Unterhandlungen mit dem Groß-Vezier gebraucht worden war und nachher vor Ofen gute Dienste geleistet hatte, war nach der Einnahme von Ofen nach Ober-Ungarn geschickt worden, um dort die Reste der Insurgenten ganz auszurotten, und verfuhr dabei auf ähnliche Weise, wie man in unserer Zeit in

*) Von diesen beiden berühmten Feldherren, die später dem König von Frankreich so manchen Verlust beibrachten, hatte Eugen demselben seine Dienste angeboten, bevor er in das kaiserliche Heer eintrat; Ludwig von Baden, geboren 1655 zu Paris, war von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben worden.

Neapel zu verfahren pflegte. Es ward am 1. Februar 1687 zu Eperies ein Blutgericht errichtet, dessen Präsident der grausame Caraffa war und welches ganz dem bekannten Blutrathe Philipp's II. zu vergleichen ist. Bei diesem Gerichte war es besonders auf die Protestanten in Ungarn abgesehen, welche, um Geständnisse von ihnen zu erpressen, mit unerhörten Foltern und Martern gepeinigt wurden. Engel gibt in seiner Geschichte von Ungarn die Namen der bekannteren Personen an, welche ungerechter Weise hingerichtet und deren Güter eingezogen wurden; an einem einzigen Tage fielen 30 Opfer. Unzählige Andere traf dasselbe Schicksal. Das aus 13 Personen bestehende Blutgericht wüthete bis in den November. Schon gleich anfangs hatten sich bedeutende Stimmen gegen das Verfahren Caraffa's erhoben, welcher zuletzt aus der Verfolgung ein förmliches Geldgeschäft gemacht hatte und welcher geradezu sagte, das ungarische Gesetz gelte ihm nicht mehr als ein faules Ei. Allein die jesuitisch-papistische Partei in Wien überwog, und der Markgraf Hermann von Baden, welcher am nachdrücklichsten gegen das grausame Gericht aufgetreten war, wurde, um ihn zu entfernen, als kaiserlicher Bevollmächtigter nach Regensburg geschickt.

Das Glück begünstigte unterdessen überall die kaiserlichen Waffen, obgleich Töföli's Gemahlin sich noch fortwährend in Munkatsch behauptete. Es galt im Jahre 1687 besonders der Eroberung von Essek, vor welchem im Juli das kaiserliche Heer erschien. Zur Rettung dieser Stadt zog der Groß-Vezier mit einem regelmäßigen Heere und 20,000 Tataren herbei. Er stellte sich den vom Herzoge von Lothringen und vom Kurfürsten Maximilian Emanuel geführten kaiserlichen Truppen bei Mohacz entgegen; und hier, wo im 16. Jahrhundert der letzte Magyaren-König aus dem älteren Herrscherstamm im Sumpfe versunken, sein Heer geschlagen und zerstreut worden war, (s. Bd. X, S. 41) erfochten die christlichen Truppen am 12. August 1687 einen glänzenden Sieg über die Türken. Diese wurden völlig geschlagen und verloren 80 Kanonen und 2[illegible]00 Mann, während auf Seiten der Sieger nur 1000 Mann fielen. Essek ward hierauf den Letztern übergeben, denen jetzt auch ganz Kroatien und Bosnien offen standen. Die Nachricht von dem Siege bei Mohacz überbrachte dem Kaiser der Prinz Eugen von Savoyen, welcher damals als Generallieutenant unter Ludwig von Baden diente und mit seinem Vetter Prinz Commercy fast zuerst die feindlichen Schanzen erstürmt hatte. Der Groß-Vezier fand in Folge der erlittenen Niederlage für rathsam, abzudanken. Im Oktober marschirten die Kaiserlichen nach Siebenbürgen, wo Apafi ihnen Festungen einräumen und für Lebensmittel sorgen mußte.

Jetzt gelang es endlich den beiden Markgrafen Hermann und Lud-

wig von Baden, den Kaiser zu bewegen, daß gegen die Ungarn, besonders gegen die Protestanten unter ihnen, milder verfahren werde. Leopold hatte zwar schon vorher nach dem Rathe Ludwig's von Baden dem grausamen Caraffa befohlen, sein Blutgericht einzustellen. Dieser hatte sich aber dadurch in seinem Verfahren nicht stören lassen und die Verfolgungen dauerten fort, bis der Kaiser einen Reichstag nach Preßburg einberief. Caraffa mußte weichen; doch erhielt er die höchste Auszeichnung, welche der Kaiser zu vergeben hatte, nämlich den Orden des goldenen Vließes, und wurde nachher noch zu hohen Aufträgen verwandt; das Landvolk in Ungarn benannte nach ihm seine Fleischerhunde,*) wie denn auch Caraffa's Blutgericht unter dem Namen „die Fleischbank von Eperies" im Andenken blieb. Auf dem Reichstage jedoch, der im November 1687 zusammenkam, wurde vom Hof ein neuer Weg zur Dämpfung der Unruhen eingeschlagen. Es ward den versammelten ungarischen Ständen erklärt: Der Kaiser könne zwar jetzt, wo er durch seine Waffen Ungarn den Türken und Rebellen wieder entrissen habe, sein Eroberungsrecht geltend machen und ohne Constitution regieren; er wolle dies aber nicht thun, sondern vielmehr, wenn die Nation nur zwei Artikel der Verfassung ändere, alles Andere bestehen lassen. Die Ungarn sollten nämlich erstens ihrem Wahlrechte entsagen und die Erbfolge seines Hauses im Mannesstamme anerkennen, zweitens aber auch den berüchtigten Artikel in dem einst von König Andreas II. ertheilten Privilegium aufheben, vermöge dessen ihnen vergönnt sei, die Waffen zu ergreifen, wenn sie ihre Privilegien für verletzt hielten. Der Reichstag ging auf diese Forderungen ein, welche besonders durch den Palatinus Paul Esterhazy und durch den Erzbischof von Gran, Szechenyi, befürwortet wurden. Der Reichstag übte das Wahlrecht noch einmal, indem er den siebenjährigen Erzherzog Joseph, den ältesten Sohn des Kaisers, als Thronfolger bezeichnete; hierauf ward mit dem Kaiser eine neue Uebereinkunft geschlossen, welche Leopold am 25. Januar 1688 bestätigte.

Im folgenden Jahre (1688) ergab sich die Festung Munkatsch durch Capitulation an die Oestreicher und Caraffa brachte den schwachen Fürsten Apafi durch dessen Alles vermögenden Minister Teleki, den er bestochen hatte, dazu, daß er endlich dem Bunde mit den Türken entsagte und den Kaiser als seinen und Siebenbürgens Oberherrn anerkannte. Das geschah im Mai 1688 vermittelst einer in Hermannstadt ausgestellten Urkunde. Die Stände von Siebenbürgen huldigten am 1. Juli auf einem Landtage zu Fogaras dem Kaiser und nahmen dessen Truppen in ihre Festungen auf, wogegen er ihnen alle ihre

*) Ungefähr wie kurz hernach die pfälzer Bauern dem französischen Verwüster Melac die gleiche Ehre erwiesen.

Privilegien zu erhalten versprach. Als zwei Jahre später Apafi starb, war sein Sohn Michael II. bereits vom Kaiser, wie früher von der Pforte, als Thronfolger anerkannt. Jedoch fand der Groß-Vezier es bald vortheilhafter, ihm Emmerich Tököly als Fürsten gegenüberzustellen. Dieser drang wirklich mit einem türkischen Heere ein, besiegte bei Zernest den östreichischen General Heußler und ließ sich (12. September 1690) in seinem Lager bei Grossau zum Fürsten krönen; doch mußte er bald weichen. Er nahm auch nachher an allen Kämpfen der Türken gegen Oestreich bis zum Frieden von Karlowitz Antheil. Der junge Apafi wurde nach Wien gebracht; Kaiser Leopold nahm die Vormundschaft über ihn in Anspruch und ließ Siebenbürgen durch ein Gubernium von zwölf Räthen verwalten.

Schon am 6. September des Jahres 1688 hatten der Kurfürst von Bayern und der Markgraf Ludwig von Baden, welchem Prinz Eugen von Savoyen zur Seite stand, Belgrad mit Sturm genommen. Dieses suchte zwar der Sultan 1689 gegen andere Städte wieder einzutauschen; da aber die Oestreicher dafür die ganze Walachei forderten, so kam der Friede wieder nicht zu Stande. In der Türkei herrschte damals nicht mehr Mohammed IV. In Folge der ungarischen Niederlagen gerieth das Heer in Aufruhr; die theologischen Juristen des Divan, die Ulema's, versammelten sich in der großen Moschee (der ehemaligen Kirche Aja Sophia, s. Bd. IV, S. 24) und sprachen die Absetzung des Sultans aus (November 1687). Mohammed IV. hatte alle Fehler der letzten türkischen Herrscher gezeigt und war besonders der Leidenschaft der Jagd bis zum Wahnsinne ergeben. Sein Bruder Suleiman II., der nun auf den Thron erhoben wurde, besaß freilich die Feigheit und Weichlichkeit seines Vorgängers nicht, sondern war vielmehr muthig und kriegslustig; allein er fand die Kriegszucht ganz aufgelöst und die Sipahis und Janitscharen im Besitze der höchsten Gewalt, welche von ihnen mit türkischer Rohheit und Barbarei gegen jeden gebraucht wurde, der ihnen mißfiel. Die türkischen Truppen hatten, als sie von Belgrad nach Adrianopel zurückzogen, keinen einzigen General, in den sie Vertrauen setzen konnten. Sie waren daher ganz zuchtlos und wütheten gegen ihre eigenen Anführer und Glaubensgenossen. Unterdessen fiel Erlau den Oestreichern, sowie Knin in Dalmatien den Venetianern in die Hände. Die Halbinsel Morea, schon 1687 durch den Dogen Morosini erobert, war von ihm in vier Provinzen getheilt worden. Von allen Seiten bedrängt, nahm endlich der neue Sultan die angebotene Vermittelung der Engländer und Holländer an, welche des deutschen Heeres zu einem neuen Kriege mit Ludwig XIV. bedurften. Suleiman schickte unter dem Vorwande, dem Kaiser seine Thronbesteigung anzuzeigen, eine glänzende Gesandtschaft nach Wien, und es wurden hierauf im Februar 1689

zu Wien Friedensunterhandlungen begonnen. Diese zerschlugen sich aber bald wieder. Der Krieg war für die Türken 1689 noch unglücklicher, als in irgend einem der vorhergehenden Jahre. Ludwig von Baden, welcher schon im Winter Szigeth erobert hatte, marschirte im August auf Nissa los und brachte unterwegs den Türken bei Patasch eine solche Niederlage bei, daß sie nicht weniger als 100 Kanonen verloren. Nachher erfocht er einen zweiten Sieg über sie bei Nissa, nahm diese Stadt ein und eroberte im October auch Widdin. Es war jedoch die Zeit des Unterganges der türkischen Herrschaft in Europa noch nicht gekommen. Ein drittes Glied der Familie Köprili stellte vielmehr als Groß-Vezier die Ordnung im Heere, in den Finanzen und in der Verwaltung wieder her und entriß den Christen die gemachten Eroberungen.

Dieser neue Vezier war Mustapha Köprili, dessen Vater Mohammed und dessen Bruder Achmet für die größten Veziere des ottomanischen Reiches galten. Er war, als er (1689) sein Amt antrat, 52 Jahre alt und weniger kriegerisch, als geschickt in der Verwaltung und Regierung eines Reiches, welches einen despotischen, aber kräftigen Regenten erforderte. Wenn hier die innere Geschichte des türkischen Reiches, die wir nur gelegentlich berühren, eingehend behandelt werden dürfte, so würden wir der Reformen gedenken müssen, welche Mustapha Köprili während einer unglaublich kurzen Zeit in allen Zweigen der Verwaltung zu Stande brachte. Wir können für unseren Zweck blos seiner Verdienste um das ganz zerrüttete Kriegswesen gedenken. Mustapha Köprili brachte es dahin, daß, während vorher Jedermann sich dem Kriegsdienste entzog, Alles zu den Fahnen eilte. Er wußte für den Kampf gegen den christlichen Kaiser eine erneute religiöse Begeisterung zu erwecken. Schon im Jahre 1690 konnte er mit einem zahlreichen und disciplinirten Heere aufbrechen, um Nissa wieder zu erobern, während Ludwig von Baden in Ungarn und Siebenbürgen mit Töföli zu thun hatte. Dieser siegte, wie bereits angegeben, bei Zernest, eroberte mit türkischer Hülfe Siebenbürgen, drang in Ungarn ein, und ward als Fürst ausgerufen. Der Groß-Vezier nahm Nissa nach einer Belagerung von drei Wochen ein, sowie gleich darauf in nur vier Tagen Semendria. Dann zog er gegen Belgrad, dessen Festungswerke zerfallen waren. Die Zahl der Truppen, welche der Groß-Vezier gegen Belgrad führte, war an sich sehr groß und er hatte außerdem noch alle asiatischen Paschas und den Khan der Tataren mit seinem ganzen Raubvolke zu sich entboten. Er beschloß daher, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Schon am zwölften Tage bahnte eine Bombe, welche in das größte Pulver-Magazin von Belgrad fiel und dadurch einen Theil des Walles und der Mauern zerstörte, den 60,000

Türken den Weg in die Stadt. Acht kaiserliche Regimenter, welche in Belgrad lagen, wurden fast ganz aufgerieben; denn es retteten sich von ihnen nur 600 Mann. Der Vezier ließ die Festungswerke ausbessern und drängte, nachdem er eine Besatzung in Belgrad zurückgelassen hatte, die Christen noch weiter zurück. Erst im December, als er dieselben über die Donau und Save getrieben hatte, trat er den Rückzug nach Constantinopel an.

Die Türken wollten gleich im folgenden Frühjahr (1691) einen neuen Zug nach Belgrad unternehmen, um von dort aus in Ungarn einzubrechen; allein gerade in diesem Jahre litt zuerst der Groß-Vezier an einem Augenübel und nachher starb Sultan Suleiman III., dem sein Bruder Achmet II. in der Regierung nachfolgte. Dadurch erhielt der Markgarf Ludwig von Baden Zeit, sich hinreichend zu verstärken. Sobald der Groß-Vezier im August mit mehr als 90,000 Mann an der Donau erschienen war, marschirte der Markgraf, welcher 6000 Brandenburger und einige Regimenter Baiern an sich gezogen hatte, ihm von Peterwardein aus mit einem halb so starken Heere, als das türkische war, entgegen. Er zog mit Dünewald, welcher neben ihm commandirte, bis Semlin, wandte sich dort aber wieder zurück, um die Höhen von Salankemen zu besetzen. Hier würde er in Verlegenheit gekommen sein, weil die Türken, die am anderen Ufer siegreich gewesen waren, ihn von seinen Magazinen in Peterwardein hätten abschneiden können. Der Groß-Vezier bestand aber darauf, daß die Höhen mit dem Säbel in der Faust erstürmt würden; und dies gewährte den Kaiserlichen die Gelegenheit, einen glänzenden Sieg zu erringen (29. August 1691). Mustapha Köprili, welcher selbst seinen stürmenden Truppen vorausſprengte, ward von einer Flintenkugel getödtet. Schon sein Verlust allein war, obgleich Mustapha kein Feldherrn-Talent besaß, unersetzlich für das türkische Reich; außerdem erlitten aber auch noch seine Truppen eine vollständige Niederlage. Sie verloren 150 Kanonen und von ihrem ganzen Heere entkamen nur 30,000 Mann nach Belgrad. Uebrigens fielen auch auf Seiten der Kaiserlichen mehrere bedeutende Obersten und Generale bei Salankemen. Die Brandenburger unter General Barfuß hielten sich vortrefflich, was der Markgraf in einem Schreiben an den Kurfürsten Friedrich III. mit hohem Lob anerkannte; doch verloren auch sie den sechsten Theil ihrer Mannschaft an Todten und Verwundeten.

Im Jahre 1692 sicherte der Markgraf durch die Einnahme von Groß-Waradein den Besitz von Siebenbürgen. Nachher wurde aber zwei Jahre lang nichts Glänzendes vollbracht, weil Ludwig von Baden in Deutschland, Prinz Eugen von Savoyen in Italien commandirte. Es zeigte sich übrigens damals, daß der Sieg bei Salan-

kemen die Vortheile nicht gewähre, die man von ihm erwartet hatte; denn die Türken behaupteten sich im Besitze von Belgrad. Doch trieb sie Caprara von Peterwardein zurück, nachdem sie ihn in dieser Stadt lange und hart bedrängt hatten. Auch Tököli, der vor der Schlacht bei Salankemen einige Vortheile erkämpft und in derselben einen Theil der türkischen Reiterei befehligt hatte, mußte sich nun wieder in Sicherheit bringen. Im Februar des Jahres 1695 starb Sultan Achmet II. Sein Neffe und Nachfolger, Mustapha II., hatte den für einen orientalischen Monarchen sonderbaren Einfall, bei seiner Thronbesteigung einen offenen Brief an seine Unterthanen zu erlassen und in demselben folgende Erklärung zu machen: „Der Verfall des Reiches unter den drei letzten Sultanen sei ganz allein der Nachlässigkeit der Herrscher und der Schlechtigkeit ihrer Stellvertreter, der Groß-Veziere, zuzuschreiben. Diese Sultane hätten sich um die Regierung gar nicht bekümmert, und unter zehn Groß-Vezieren sei der einzige Achmet Köprili ein Mann von Talent gewesen. Der Sultan erkläre daher, daß er selbst nicht nur die Regierung führen, sondern sich auch sogleich an die Spitze des Heeres stellen wolle, um von Belgrad aus nach Siebenbürgen zu ziehen und dieses Land wieder zu erobern." Es schien damals, als wenn für die Osmanen eine bessere Zeit zurückgekehrt sei. Ihre Flotten erfochten mehrere Seesiege über die Venetianer, welche auch einen Theil ihrer Eroberungen auf den Inseln und an den Küsten Dalmatiens und Albaniens wieder aufgeben mußten. Die Bundesgenossen des Sultans, die Tataren der Krim, bedrängten die Polen und Russen, und eilten herbei, als der Sultan von Adrianopel nach Belgrad aufbrach. Von dort zog er nach Temeswar, um die Besatzung dieser Stadt zu verstärken und mit Lebensmitteln zu versorgen. Als er im September 1695 von Temeswar wieder aufbrach, fand er kein deutsches Heer vor, welches ihm hätte gefährlich sein können. Er eroberte daher, ehe er, wie die Türken zu thun pflegten, im Spätherbst mit den Truppen nach Constantinopel zurückkehrte, drei Städte, welche damals für gut befestigt galten, Lippa, Lugos und Karansebes. Wichtiger, als diese Eroberungen, war die gänzliche Vernichtung eines Heeres von mehreren tausend Mann, mit welchem kurz vorher einer der tapfersten Generale des Kaisers, der Italiener Vetrani, der bei dieser Gelegenheit selbst umkam, über die Temes gegangen war. In diesem Jahre vertheidigten die Tataren ihre Hauptfestung Asow, an der Mündung des Don, mit gutem Erfolg gegen Peter den Großen; derselbe verlor dabei über 20,000 Mann; aber bei dem beharrlichen Streben, sein ungeheures Reich bis zur Meeresküste auszudehnen, gewann er im nächsten Jahre die wichtige Stadt mit Hülfe östreichischer und brandenburgischer Ingenieure und Kanoniere.

Für dieses Jahr (1696) wurden vom Sultan die großartigsten Anstalten getroffen, weil Oestreich ein neues Heer aufgestellt hatte. Dasselbe ward dem Namen nach von dem Kurfürsten Friedrich August I. von Sachsen (dem Starken), welchem der Kaiser dadurch schmeicheln wollte, angeführt; doch hatte in Wirklichkeit Caprara den Oberbefehl. Die Kaiserlichen belagerten Temeswar, als der Sultan an der Spitze von 50,000 Mann herbeieilte. Sie hoben auf die Nachricht davon die Belagerung sogleich auf, um den Türken entgegen zu ziehen, und es kam nicht weit von Olasch zu einer Schlacht, welche nach der Versicherung der deutschen Annalisten von den Truppen des Kaisers, nach den türkischen Berichten aber, die Hammer mitgetheilt hat, von dem Sultan gewonnen wurde. Doch geben die Deutschen zu, daß sie ebenso viele Leute verloren, als die Türken, und daß unter den Erschlagenen der General Heußler war, der sich wie Dünewald im ganzen Kriege sehr ausgezeichnet hatte. Die Kaiserlichen behaupteten zwar das Schlachtfeld; die Türken erreichten aber ihren Zweck: sie verstärkten die Besatzung von Temeswar und versorgten dieselbe mit neuen Vorräthen. Nach der Schlacht bei Olasch legte Friedrich August den Oberbefehl nieder und ging nach Deutschland, wo er seine Bewerbung um die polnische Krone betrieb.

Als im Jahre 1697 der Sultan seinen dritten Zug unternahm, erschien endlich Prinz Eugen, der in Italien entbehrlich geworden war, an der Spitze des kaiserlichen Heeres. Die Türken zogen langsam, wie sie pflegten, über Sophia nach Belgrad und lagerten sich, nachdem sie über die Temes, die Bega und die Theiß gegangen waren, am linken Ufer des zuletzt genannten Flusses. Hier standen im Anfange des September beide Heere in der Nähe des an der Theiß-Mündung gelegenen Schlosses Titel einander gegenüber. Am 11. September wollte der Sultan bei Zenta über die Theiß setzen. Prinz Eugen war ihm aber auf den Fersen gefolgt und es kam zu einem Treffen, ehe noch das ganze türkische Heer über den Fluß gegangen war. In diesem Treffen führte Guido von Stahremberg den einen Flügel der Kaiserlichen, Graf Bussy Rabutin den anderen, Eugen selbst das Mittelheer. Der Kampf endigte mit der völligen Vernichtung des türkischen Heeres; denn kaum 1000 Mann desselben entkamen jenseit des Flusses, mehr als 20,000 blieben auf dem Platze, 10,000 fanden ihren Tod im Flusse, und fast alle angesehenen Officiere der Türken wurden entweder von den Feinden oder von ihren eigenen erbitterten Soldaten erschlagen.*) Am Tage nach der Schlacht zogen die Kaiser-

*) Es wird erzählt, daß Eugen am Morgen vor der Schlacht eine Depesche vom Hofkriegsrath erhalten, aber ungelesen zur Seite gelegt habe, weil er fürchtete, sie erhalte den Befehl, keine Schlacht zu liefern; dafür habe man ihn

lichen in das verlassene türkische Lager ein. Sie machten in demselben eine unermeßliche Beute. Diese bestand in dem ganzen Geschütz und Gepäck des feindlichen Heeres, sowie in 9000 Wagen, 60,000 Kameelen, 15,000 Ochsen, 7000 Pferden, 26,000 Kugeln, 550 Bomben, einer großen Menge anderer Gegenstände von bedeutendem Werthe und in der Kriegskasse, welche drei Millionen Gulden enthielt. Auch das Siegel des Sultans, welches der Groß-Vezier am Halse trägt, wurde erbeutet. Die Folge des Sieges bei Zenta war ein für den Kaiser sehr vortheilhafter Frieden, welcher unter Vermittelung der Seemächte im Januar 1699 zu Karlowitz in Sirmien geschlossen wurde. Der Congreß zu Karlowitz wurde von Oestreich, Rußland, der Pforte, Polen, England und Holland beschickt. Er bezeichnete den beginnenden Niedergang des osmanischen Reiches. Siebenbürgen und Ungarn, mit Ausnahme der Stadt Temeswar, wurden an den Kaiser abgetreten; Venedig erhielt die Morea und den größten Theil von Dalmatien; Polen erhielt das früher verlorene Podolien mit der Festung Kaminiec zurück. Peter der Große behielt Asow, zu seiner höchsten Befriedigung; denn bisher war Rußland nur am weißen Meer in dem sehnlich gewünschten Besitz von oceanischem Küstenland. Der junge Michael Apafi mußte gegen ein Jahrgeld allen Ansprüchen auf Siebenbürgen entsagen. Tököli, vom Sultan zum Fürsten von Widdin ernannt, verweilte von nun an mit seiner Gemahlin in Kleinasien, wo er auf einem Landgute bei Nicomedien im Jahre 1705 starb. Auch der Friede von Karlowitz wurde übrigens, wie dies bei der Pforte üblich war, unter der Form eines Waffenstillstandes auf 25 Jahre abgeschlossen.

7. Ludwig's XIV. frevelhafte Verletzung aller Friedensschlüsse mit Spanien und Deutschland.

Die Ohnmacht des deutschen Reiches und der thörichte Streit, welchen Jakob II. mit seinen eigenen Unterthanen anfing, wurden von Ludwig XIV. und seinen Ministern benutzt, um der Welt zu beweisen, daß ein Monarch, der die Soldaten und die Pfaffen für sich hat, jedes Recht mit Füßen treten darf, ohne darum die Bewunderung des großen Haufens zu verlieren, welcher den Mammon und den Beelzebub anbetet und ihre Pracht und ausgebreitete Herrschaft anstaunt. Durch die Verletzung der Verträge und durch die diplomatische Sophistik, mit welcher er dieselbe beschönigte, bereitete Ludwig Europa

---

vor Gericht stellen wollen. Dies ist unerwiesen; doch steht fest, daß Caprara das Verfahren des Prinzen als eine strafbare Tollkühnheit bezeichnete und daß die Bürgerschaft von Wien durch das Gerücht, es sei etwas gegen Eugen im Werk, in großer Aufregung war.

auf die Schritte vor, die er nachher im Anfange des 18. Jahrhunderts that, um ganz Spanien als Erbe seiner Gemahlin für sich oder einen seiner Söhne oder Enkel in Besitz zu nehmen.

Ludwig XIV. kannte die Schwäche des deutschen und spanischen Reiches, sowie die in dem ersteren herrschende Zwietracht sehr gut, und nährte die Eifersucht der deutschen Fürsten auf ihren Kaiser durch Bestechung und diplomatische Künste. Er ließ sich daher auch durch den Frieden von Nymwegen nicht abhalten, alle die Orte und Gegenden der deutschen und spanischen Grenzländer, die er begehrte, ohne Umstände an sich zu reißen. Einen rabulistischen Grund dazu erdachte der Parlamentsrath Roland Ravaulx in Metz. Dieser wühlte nämlich in den Urkunden und brachte heraus, daß viele Landstriche, welche weit und breit außerhalb der an Frankreich abgetretenen Bisthümer Metz, Toul und Verdun lagen, ehemals zu diesen gehört hätten, und deshalb als Lehn derselben in der Abtretung mit inbegriffen seien.*) Gleichermaaßen sollten auch die Dependenzen derjenigen Gebiete, welche im westfälischen und nymweger Frieden an Frankreich gekommen waren, für dasselbe in Anspruch genommen werden. Um die Wiedervereinigung oder, wie man es nannte, die Reunion dieser und anderer Landschaften mit den an Frankreich abgetretenen Gebieten unter einem Scheine des Rechtes vollziehen zu können, errichtete Ludwig schon 1679 einen besonderen Gerichtshof in Metz, welcher Reunions-Kammer genannt wurde; derselbe Name mit derselben Befugniß wurde sodann auch dem obersten Rathe (conseil souverain) von Breisach und dem Parlament von Besançon beigelegt. Die Kammer von Metz erklärte 80 im Auslande gelegene Lehen, zu denen unter Andern Homburg, Pont a Mousson, Salm, Saarburg, Saarbrücken und Vaudemont gehörten, für Dependenzen von französischen Besitzungen. Ebenso sprach die Kammer von Breisach dem Könige die Landvogteien Hagenau und Weißenburg zu, sowie die zehn elsässischen Reichsstädte, welche im westfälischen Frieden dem deutschen Reiche vorbehalten worden waren, indem nur die vorher von Oestreich ausgeübte Landvogtei an Frankreich gekommen war. Diese Städte jedoch hatte, wie oben berichtet, Ludwig schon früher gewaltsam in Besitz genommen und zur Huldigung gezwungen. Endlich sprach auch noch das Parlament von Besançon dem Herzog von Würtemberg die Grafschaft Mümpelgard (Montbelliard) ab, indem dieselbe eine Dependenz der Franche-Comté sei. Die auf solche Weise für französisches Besitzthum erklärklärten Orte und Gegenden wurden von Ludwig ohne Weiteres seinem

---

*) Das Genauere über den Punkt Rechtens findet man unter Andern bei Pufendorf Historia Friederici Guilelmi vol. VIII, §. 23.

Reiche einverleibt. Weigerten sich die Einwohner, die Huldigung zu leisten, so ward der Richterspruch militärisch vollzogen; beschwerten sich die Landesherren bei den königlichen Ministern, so erhielten sie von diesen, besonders von Colbert de Croissy, welcher die ganze Sache leitete, die Antwort: ihre Beschwerde sei keine Kabinets-Angelegenheit, sondern eine Rechtssache; sie müßten sich daher nicht an die Regierung, sondern an die Kammern zu Metz, Besançon und Breisach wenden, welche der König eingesetzt habe, um seinen Nachbarn zu beweisen, daß er keinem Menschen Unrecht thun wolle. Auch das ganze Herzogthum Zweibrücken, damals ein Eigenthum des schwedischen Königs, ward als französisches Lehen in Anspruch genommen; König Karl XI. wurde, gerade wie die Grafen von Veldenz und Sponheim, wegen unterlassener Huldigung vor die Kammer geladen und, als er nicht erschien, das Herzogthum ihm abgesprochen. Man erkannte dieses darauf dem Pfalzgrafen von Birkenfeld als Agnaten zu, welcher auch die Huldigung leistete. Ebenso wurde der König von Spanien vor die Kammer von Metz geladen und, als er nicht erschien, des Fürstenthums Chimay, der Stadt Cortryk, des Herzogthums und der Festung Luxemburg verlustig erklärt, worauf dann Frankreich diese Städte und Landstriche mit militärischer Gewalt in Besitz nahm. Ehe man noch gegen Spanien zu Gewaltthätigkeiten schritt, hatte man, in der ersten Hälfte des Jahres 1680, die pfälzischen Oberämter Germersheim und Selz nebst anderen Gegenden der Pfalz und sogar das nur eine Stunde von Mannheim gelegene Städtchen Oggersheim militärisch besetzt. Die Art, wie Ludwig XIV. schon vorher die Pfalz wegen rückständiger Brandschatzungen und wegen der vom Kriege her schuldigen Gelder gepeinigt und geplagt hatte und nachher unter dem Vorwande der Reunionen beraubte, hat Häusser in seiner Geschichte dieses Landes sorgfältig und genau berichtet.

Weit schändlicher und für einen großen Monarchen schimpflicher als Alles, was damals gegen andere Länder geschah, war der bereits erwähnte Raub, welchen Ludwig an den deutschen Städten und der Ritterschaft des Elsasses beging, und die mitten im Frieden ausgeführte Eroberung von Straßburg. In dieser Stadt, in welcher zwei Sprachen gesprochen wurden, wenn auch die deutsche bei weitem überwog, und in welcher zwei Religionen neben einander bestanden, war ewiger Zwist zwischen den Katholiken und Protestanten; ein Theil des souverainen Magistrats, sowie der angesehensten Bürger war an Frankreich verkauft, vor Allen der Stadtschreiber Günzer, der die französischen Ausfertigungen besorgte und der (nach Pufendorf) zum Behufe von Bestechungen nach und nach 300,000 Thaler erhalten hatte. Die unvermuthete Besetzung der Stadt durch französische Truppen ward von

dem Minister Louvois, einem durchaus gewissenlosen, hartherzigen Augendiener des Königs, geleitet; zum Vorwande dieser empörenden Schurkerei aber diente das Heil der alleinseligmachenden Religion und die Ausbreitung der beglückenden Regierung des großen, um Kunst und Wissenschaft unsterblich verdienten Königs. Am thätigsten war bei der ganzen Sache der Bischof der Stadt, Franz Egon von Fürstenberg, welcher damals außerhalb der Stadt, nachher aber in derselben wohnte und die Protestanten aus dem Dom verdrängte. Dieser Geistliche hatte sogar, als Ludwig XIV. nach der Ausführung seiner Raubthat in Straßburg einzog, die Unverschämtheit, einen König, welcher für Deutschland verderblicher war, als die Pest, mit denselben Worten anzureden, mit denen einst der greise Simeon im Evangelium die Erscheinung des Heilandes der Welt begrüßt hatte. Louvois hatte rechtzeitig die Besatzungen in Burgund, in Lothringen und im Elsaß unter dem Vorwande sehr verstärkt, daß die Soldaten an den Festungswerken arbeiten sollten. Diese Truppen wurden bereit gehalten, um auf den ersten Wink gegen Straßburg zu marschiren. Als Alles zur Ueberrumpelung der Stadt fertig war, kam Louvois selbst am 28. September 1681 insgeheim nach Breisach. Von dort schickte er, ohne Aufsehen zu erregen, 900 Mann Fußvolk voraus, zu denen dann erst unterwegs auch einige Reiterschaaren stießen. Diese Truppen besetzten unerwartet die Hauptbefestigungen der Stadt diesseit und jenseit des Rheins, und nun erst, am 27. September, erschienen 12,000 Mann unter Montclas. Zwei Tage nachher führte Louvois selbst ein stärkeres Heer mit Geschütz herbei und forderte die Bürgerschaft auf, sich binnen 24 Stunden zu ergeben, widrigenfalls sie der Rebellion schuldig erklärt und demgemäß behandelt werden sollte. Viele angesehene Kaufleute befanden sich auf der Frankfurter Messe; ein alter Handwerker forderte vergeblich in den Straßen zur Gegenwehr auf. Da überdies der Magistrat früher 6000 Mann kaiserliche Truppen, die ihm angeboten worden waren, abgelehnt hatte, und nachher von Ludwig reichlich beschenkt wurde, so kam schon am 30. September 1681 zu Illkirchen ein Vertrag zu Stande, welcher nicht blos die Uebergabe der Stadt an die Franzosen aussprach, sondern auch ihre künftigen Verhältnisse als einer königlich französischen Stadt regelte. Straßburg sollte seine bürgerliche Verfassung behalten und das Religionswesen nach Maaßgabe des Normaljahres 1624 eingerichtet werden; das Münster aber sollten die Katholiken für ihren Gottesdienst zurück erhalten. Demgemäß wurde am 2. October der berühmte Dom von den Protestanten geräumt und am 23. empfing am Portal desselben der reichsverrätherische Pfaffe den König Ludwig mit der oben erwähnten feierlichen Anrede. Seine Worte waren: „Nachdem ich durch

den Arm Ew. Majestät in den Besitz dieser Kirche wieder eingesetzt bin, aus welcher gewaltthätige Ketzer meine Vorgänger vertrieben haben, sage ich mit dem alten Simeon: ich kann mit Freuden hinfahren, da ich den Tag des Heils gesehen. Zu diesem herrlichen Dom hat Chlodwig den Grundstein gelegt, Dagobert hat das Bisthum errichtet; noch weit glorreicher aber, ja als ein neuer Stifter, stehen Ew. Majestät da."*)

Spanien suchte sich gegen die ihm angethane Gewalt durch Bündnisse zu helfen, deren mehrere schon im Jahre 1683 geschlossen wurden. Da wir grundsätzlich die diplomatischen Verhandlungen und Actenstücke wenig beachten, so lassen wir uns auch auf diese Bundesverträge, welche erst durch Wilhelm's III. von Oranien Pläne gegen Jakob II. eine praktische Wichtigkeit erhielten, hier nicht ein. Doch darf das im Februar 1683 auf Wilhelm's Betreiben im Haag geschlossene sogenannte große Schutzbündniß nicht unerwähnt bleiben. Wilhelm selbst durfte bei der Abschließung desselben nicht öffentlich thätig sein; seine näheren Freunde, besonders der Groß-Pensionarius Fagel, arbeiteten für ihn. Es verpflichteten sich durch den im Haag geschlossenen Bundesvertrag die Republik der Niederlande, Spanien, Schweden und der Kaiser, mit vereinter Macht zur Wiederherstellung der politischen Verhältnisse von Europa, wie sie zur Zeit des westfälischen und Nymwegener Friedens gewesen waren, zu wirken. Dies stand einstweilen auf dem Papier, ein Heer wurde aber nicht aufgestellt. Auch war die Republik der Niederlande, besonders Holland, ebenso ängstlich darauf bedacht, den Frieden zu erhalten, als ihr Statthalter Wilhelm den Krieg suchte. Ludwig wurde daher auch durch jenes Schutzbündniß so wenig eingeschüchtert, daß er sogar noch in demselben Jahre, in welchem dasselbe geschlossen worden war, ganze Städte und Landstriche der spanischen Niederlande militärisch besetzen und die Stadt Luxemburg bombardiren ließ. Auf deutschem Gebiete hauste

*) Was das deutsche Volk und was der bessere Theil seiner Denker und Dichter bei diesen Vorgängen empfand, hat einer der Letzteren, der schlesische Freiherr Hans Aßmann von Abschatz, in dem kraftvollen Liede „Eisenhut (Eisenhüttel)" ausgedrückt, von dem wir hier einige Verse beisetzen.

Nun ist es Zeit, zu wachen, eh Deutschlands Freiheit stirbt
Und in dem weiten Rachen des Krokodils verdirbt.
Herbei, daß man die Kröten, die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke zur Sein' und Saone schicke.
Der Feind hat Gold und Eisen, wend't Stahl und Silber an,
Der deutschen Welt zu weisen, was List und Hochmuth kann. —
Laßt euch verstellten Frieden zum Schlafe nicht ermüden;
Mit Wachen und mit Wagen muß man die Ruh' erjagen.

Die „Kröte" bildete früher, nach einer verbreiteten Ansicht, ein heraldisches Abzeichen der französischen Könige, für welches später die Lilien eintraten.

der unleidliche Marschall Crequi gleich einem Barbaren. Er nahm Trier ein und ließ die Festungswerke dieser Stadt schleifen, damit sich Niemand in derselben festsetzen könne. An demselben Tage, wo Straßburg sich den Franzosen ergab, gewann Ludwig übrigens auch eine Festung, welche ihm den Eingang in Italien eröffnete. Der Herzog Karl VI. von Mantua, dem es immer an Geld fehlte, ließ sich nämlich gegen eine bedeutende Zahlung bereit finden, den Franzosen die Citadelle von Casale, den Hauptorte der Landschaft Montferrat, einzuräumen; am 30. September 1681 zogen sie in dieselbe ein und bald nachher übergab ihnen der Herzog auch die Stadt.*)

In den Niederlanden suchten diejenigen Staaten, welche mit dem Statthalter nicht einerlei Interesse hatten, ihres Handels wegen sowohl die Deutschen als die Spanier, die sich Beide nicht selbst helfen konnten, zur Annahme schnöder Bedingungen zu bewegen. Sie bewogen nämlich den König Ludwig, sich mit dem Raube zu begnügen, den sie in seinen Händen lassen und den Spaniern abdrohen wollten. Dies wurde durch einen im Juni 1684 geschlossenen Vertrag zwischen Holland und Frankreich festgestellt. Die Holländer versprachen, die Spanier dahin zu bringen, daß sie die ihnen gewaltsam entrissenen Städte Luxemburg, Bovines und Beaumont, sowie das Fürstenthum Chimay für die Zeit eines zwanzigjährigen Waffenstillstandes den Franzosen überlassen wollten, wogegen diese sich verpflichten sollten, in den Niederlanden nichts mehr gegen die Spanier zu unternehmen. Gegen andere spanische Besitzungen aber Feindseligkeiten zu üben, wurde dadurch den Franzosen nicht verwehrt. Die Spanier mußten auf diese Forderung eingehen. Mit dem deutschen Reich war gleich nach Beginn der Reunionen über einen Congreß verhandelt worden, der im Juli 1681 zu Frankfurt gehalten werden sollte. Die Abgeordneten der Stände verlangten, was bemerkenswerth ist, daß die Verhandlungen wieder, wie dies früher geschehen, in lateinischer Sprache geführt werden sollten, nicht in französischer, was seit dem Frieden von Nymwegen aufgekommen war. Im December machten die französischen Gesandten bei diesem Congreß das Anerbieten, ihr König wolle sich mit den besetzten Landschaften und Orten, einschließlich des inzwischen

*) In den Verhandlungen mit Mantua spielte der Graf Matthioli eine Rolle, durch welche sich Ludwig XIV. betrogen fand; er ließ daher den Unterhändler auf französischen Boden locken und in verschiedenen Kerkern, zuletzt bis an seinen Tod (1703) in der Bastille gefangen halten. Da er auf dem Transport eine Maske tragen mußte, so ist es wahrscheinlich, daß sein Schicksal die Veranlassung zu den Fabeleien von dem masque de fer gegeben hat; vgl. Schlosser und Bercht, Archiv für Geschichte und Litteratur, Frankfurt 1831, Bd. II., S. 193. Doch tauchen immer wieder neue Vermuthungen und „Forschungen" über den „Mann mit der eisernen Maske" auf.

eroberten Straßburg, begnügen. Doch nahmen die Unterhandlungen keinen Fortgang und bald blieb es dem Kaiser überlassen, die Angelegenheiten der durch Frankreich bedrängten Reichsglieder auszumachen. Er half sich auf ähnliche Weise wie Spanien. Doch hatte Spanien die vorgeschriebenen Bedingungen schon im Juli 1684 angenommen; der Reichstag zu Regensburg dagegen entschloß sich erst am 15. August dazu. Den Deutschen ward ebenfalls, wie den Spaniern, ein Waffenstillstand auf 20 Jahre gewährt und Ludwig versprach, während dieser Zeit keine Stadt oder Landschaft mehr vom Reiche loszureißen. Dafür sollten alle bis zum 1. August 1681 mit Frankreich vereinigten deutschen Gebiete, die Stadt Straßburg, die Kehler Schanze und alle durch die Reunions-Kammern bis zu jenem Tage entrissenen Orte mit inbegriffen, den Franzosen überlassen bleiben. An demselben Tag unterzeichnete der Kaiser, von der Krone Spanien bevollmächtigt, den zwanzigjährigen Frieden auch für diese. Frankreich erhielt von Spanien Luxemburg, Bovines, Beaumont und Chimay mit voller Souverainetät; es gab demselben nur Courtray und Dixmuyden zurück, und zwar mit geschleiften Festungswerken.

Auf so leichte und wohlfeile Art erwarb sich Ludwig XIV. ganze Landstriche des spanischen und deutschen Reiches. Dies genügte jedoch dem König und seinen Rechtsgelehrten und Diplomaten nicht. Sie nahmen vielmehr schon ein Jahr später von dem im Mai 1685 erfolgten Tode des Kurfürsten von der Pfalz Veranlassung, das deutsche Reich aufs Neue zu berauben und dies durch ihre rabulistischen Künste zu rechtfertigen. In der Pfalz, einem von der Natur vor allen deutschen Gauen gesegneten und deshalb von den Franzosen mit Neid betrachteten Land, hatte seit dem westfälischen Frieden Karl Ludwig aus dem Hause Simmern geherrscht. Er hatte die reformirten Kirchen und Schulen wiederhergestellt und, soviel an ihm lag, die Wunden geheilt, welche der dreißigjährige Krieg dem Lande geschlagen hatte. Er ward jedoch ein Opfer des elenden Zustandes der deutschen Verfassung und einer sehr unglücklichen Ehe. Er mußte nämlich eines Theiles sein Land den Mißhandlungen der Franzosen preisgegeben sehen, ohne daß das Reich ihm Schutz und Hülfe gewährte, und hatte anderes Theiles viel von der hochmüthigen und hochtrabenden hessenkasselschen Prinzessin zu leiden, mit der man ihn vermählt hatte. Sein Verhältniß zu der Fräulein von Degenfeld haben wir oben angegeben. Von der hessischen Prinzessin hatte er nur einen Sohn, Karl, der ihm bei seinem Tode (1680) in der Regierung nachfolgte. Da nun dieser schwach und kränklich war, so war das Aussterben des Hauses Simmern vorauszusehen. Von den anderen Linien des pfälzischen Herrschergeschlechtes konnten nach den bestehenden Erbverträgen nur das Haus

Pfalz-Neuburg auf die Kur gerechten Anspruch machen. Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg erbte daher auch, als Karl schon 1685 starb, die Kur-Pfalz. Dieser war ebenso, wie sein Vater, Wolfgang Wilhelm, der sich aus bekannten Gründen zum katholischen Glauben bekehrt hatte (s. Bd. XI., S. 386, 398), in der Gewalt der Jesuiten, und es begann deshalb mit Karl's Tode in der Kur-Pfalz die Verfolgung der Protestanten. Diese Verfolgung wurde um so härter, je mehr der letzte Kurfürst aus dem Hause Simmern durch die Art, wie unter ihm die Katholiken dieses Landes behandelt worden waren, die Jesuiten erbittert hatte. Karl's Vater, Karl Ludwig, hatte Duldung geübt und die unseligen Religions-Streitigkeiten beseitigt. Karl selbst dagegen (seit 1680) war ebenso fanatisch calvinistisch gewesen, als sein Nachfolger, Philipp Wilhelm, fanatisch papistisch war. Er hatte sich ganz durch calvinistische Geistliche leiten lassen und unter seiner theologischen Regierung waren Lutheraner und Katholiken stets geplagt und verfolgt worden. Die Jesuiten suchten daher, als er 1685 starb und Philipp Wilhelm Kurfürst ward, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; doch behielt dieser immer eine gewisse Mäßigung bei. Da er in Düsseldorf residirte, lag in seinem persönlichen Verhalten kein Druck für die evangelischen Pfälzer; erst 1790, unter seinem Sohn Johann Wilhelm, änderte sich das Verhältniß. Die innere Geschichte der deutschen Staaten liegt jedoch außerhalb unseres Kreises; wir kehren daher zu den neuen Gewaltthätigkeiten zurück, welche König Ludwig gegen das deutsche Reich übte und zu denen ihm das Aussterben des bisherigen kurpfälzischen Hauses Anlaß und Vorwand gab.

Eine Tochter Karl Ludwig's, Elisabeth Charlotte, war seit 1671 mit Ludwig's XIV. Bruder, dem Herzog Philipp I. von Orleans, vermählt. Diese Herzogin von Orleans hatte sich, was wir gelegentlich bemerken, durch ihre Briefe, ihre geniale Keckheit, ihre dreisten Reden und Witze sehr großen Ruhm erworben, und ihre treffenden, allerdings zum Theil ungezogenen Bemerkungen wurden in der neuesten Zeit mit Sorgfalt ans Licht gezogen. „Elisabeth Charlotte," heißt es in einer neueren Schrift, „ist mit bewundernswürdiger Charakterstärke mitten unter einer anders gearteten Umgebung 50 Jahre ihrem besseren Selbst treu geblieben. Ihre Lebensanschauung war unerschütterlich. Der Bigoterie wie dem Atheismus gegenüber bewahrte sie sich eine tiefe Religiosität; dem Geiste der Verfolgung setzte sie Toleranz und allgemeine Nächstenliebe entgegen. Rings um sie her herrschte Verwahrlosung der Sitten; sie blieb eine wackere Gattin, eine sorgsame Mutter, eine deutsche Hausfrau; — all ihr Empfinden

war rein menschlich."*) Als mit ihrem Bruder Karl der Mannsstamm des Hauses Simmern ausgestorben war, machte Ludwig XIV. im Namen seines Bruders sogleich Anspruch an die Allodial-Erbschaft desselben oder mit anderen Worten an alle die Stücke der Pfalz, welche nicht Reichs-Lehen waren. Er stellte sich dabei zugleich, als wenn er sich der pfälzischen Linie Veldenz, welche allerdings dem ausgestorbenen Hause näher verwandt war, aber nach der alten Erbfolge-Ordnung der Linie Neuburg nachstehen mußte, zu ihrem angeblichen Rechte verhelfen wolle. Er ließ also durch seinen Gesandten in Regensburg gegen die Besitznahme der Pfalz von Seiten Neuburgs protestiren und schickte den Abbé Morel nach Heidelberg, um die betreffenden Urkunden zu prüfen. Dieser Abbé unterhandelte darauf mit den pfälzischen Beamten mündlich, während am Reichstage die Sache schriftlich verhandelt wurde. Schon im Jahre 1687 ward einleuchtend, daß man mit dem französischen König ohne Krieg nicht fertig werden könne. Ludwig entriß nämlich nicht nur dem deutschen Orden alle

*) Die Herzogin von Orleans verdient in hohem Grade das Interesse, das deutsche Geschichtschreiber ihr zugewandt haben. Sie war klein von Wuchs und nicht schön von Gesicht, aber voll origineller Geisteskraft, Lebhaftigkeit und Wahrheitsliebe. Als neunzehnjährige Braut kam sie nach Frankreich, lebte 30 Jahre lang in unerfreulicher Ehe mit dem Herzog von Orleans und verbrachte dann noch 21 Jahre im Wittwenstand am französischen Hofe; sie starb 1722 in Saint Cloud, während der Regentschaft ihres Sohnes. Frau von Maintenon war ihr besonders verhaßt; dagegen bezeigte sie stets eine innige Ehrerbietung für Ludwig XIV., obwohl sie seine beschränkten Religionsbegriffe tadelte. Ihre Briefe und Aufzeichnungen, meist in deutscher Sprache, sind überaus zahlreich und für die Zeitgeschichte werthvoll. Ihre „edle und charakteristische Persönlichkeit" gehört, wie Häusser urtheilt „unserm deutschen Blute mit der ganzen unverkümmerten Kraft ihres Wesens an." Am Hofe von Versailles erinnert sie sich der glücklichen Jugendzeit, die sie theils mit Brod und Kirschen im Schloßgarten von Heidelberg, theils in Hannover bei ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie, zugebracht hatte. Französische Gelehrte haben sich viel mit ihr beschäftigt; sie heißt bei denselben la Palatine oder auch Madame, mère du Régent. Bedeutender sind die Verdienste, welche sich deutsche Forscher um die Kenntniß der merkwürdigen Frau erworben haben; so Wolfgang Menzel durch Herausgabe ihres Briefwechsels mit ihrer Halbschwester, der Raugräfin Louise (einer Tochter der Degenfeld). Derselbe erschien 1843 als Veröffentlichung des litterarischen Vereins in Stuttgart. Ranke hat im 5. Band seiner französischen Geschichte ihre Briefe an die Kurfürstin von Hannover trefflich verwendet. W. Holland (in Tübingen) hat diese Forschungen mit gründlicher Kritik erweitert und ergänzt. Werthvoll ist das sorgfältig und fein gezeichnete Lebensbild „Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans" von Ludwig Oelsner, dem wir die obige Charakterschilderung entlehnen; dasselbe erschien in Raumer's Historischem Taschenbuch. Das wegwerfende Urtheil des Verfassers der Weltgeschichte durften wir der Wahrheit zu Liebe nicht beibehalten.

seine Besitzungen in Lothringen, Elsaß und Franche Comté und gab sie dem von ihm gestifteten Lazarus-Orden, einer Filiale der Jesuiten, sondern er ließ auch auf einer Rhein-Insel bei Hüningen, welche zum Theil dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörte, das Fort Louis bauen und dasselbe durch eine Brücke mit dem deutschen Ufer verbinden.

Schon im Jahre 1685 und 1686 waren Bündnisse geschlossen worden, um den weiteren Fortschritten der Franzosen Einhalt zu thun; zur That kam es aber erst später, als die Franzosen das ganze linke Rhein-Ufer noch einmal auf türkische und mongolische Weise verheerten und als der Statthalter von Holland, welcher Ludwig's Macht durch Schlauheit besiegte, auf den englischen Thron gebracht worden war. Der Letztere war es, welcher die Generalstaaten im August 1685 bewog, ein im Jahre 1678 mit dem Kurfürsten von Brandenburg geschlossenes, für zehn Jahre lautendes Bündniß auf weitere zwölf Jahre zu verlängern und demselben die 440,000 Thaler zu zahlen, die er von ihnen noch fordern zu dürfen glaubte. Bei dem Abschlusse dieses Bündnisses war ein aus Frankreich geflüchteter reformirter Pfarrer, Gaultier von Montpellier, als Vertrauensmann Wilhelm's von Oranien beim Kurfürsten besonders thätig. Im Anfange des Jahres 1684 erneuerten die Generalstaaten auch ihr Bündniß mit dem Könige von Schweden, Karl IX.; und dieser schloß sogar mit dem Kurfürsten von Brandenburg einen Bund zur Aufrechthaltung des westfälischen und des Nymwegener Friedens, sowie des zwanzigjährigen Waffenstillstandes von 1684. Ebenso verbündete sich der Kurfürst von Brandenburg mit dem Kaiser durch einen schon erwähnten Vertrag, welcher im Frühjahre 1686 zu Berlin geschlossen wurde, auf 20 Jahre. Endlich ward noch, worauf wir später ausführlicher zurückkommen werden, im Juli 1686 zwischen mehreren Staaten der sogenannte **große Augsburger Bund** geschlossen, in welchem nicht blos die gemeinschaftliche Aufstellung eines Heeres von 60,000 Mann, zum Schutze der bestehenden Verhältnisse, ausgemacht, sondern auch festgesetzt wurde, welcherlei und wie viele Truppen jeder der Verbündeten stellen solle. Gleichwohl begann der König von Frankreich im Vertrauen auf den Krieg, welchen Kaiser und Reich damals in Ungarn führten, ganz muthwillig einen neuen Raubzug nach Deutschland. Für den Verlauf dieses sogenannten pfälzischen oder **Orleansschen Krieges** war es von der größten Wichtigkeit, daß im Jahre 1689 Wilhelm III. von Oranien seinen Schwiegervater, Jakob II., stürzte und auf den englischen Thron gelangte. Wir müssen daher zuerst noch der Vertreibung der Stuart's und der Errichtung einer unter die Formen der Monarchie versteckten plutokratischen Regierung in England gedenken.

8. Wilhelm's III. Erhebung auf den englischen Thron.

Jakob II. hatte die Gunst des Volkes, die ihm in Karl's II. letzter Zeit zu Theil geworden war, als König bald wieder verscherzt, weil er den thörichten Versuch machte, die Religion und Verfassung seines Landes umzuändern. Er maßte sich durch das, was er monarchisches Dispensations-Recht nannte, die Befugniß an, je nach Belieben den Gesetzen gemäß zu regieren oder ihnen entgegen zu handeln. Er entfernte diejenigen Oberrichter, welche dies nicht als Recht anerkennen wollten, ersetzte sie durch Leute, die sich seinem Willen fügten, und that also der Nation förmlich und feierlich kund, daß er als König kein Gesetz achten werde, das ihm nicht gefalle. Eben so willkürlich verfuhr er mit der Staats-Religion. Er nahm nämlich im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen nicht nur katholische Officiere in das Heer auf und verlieh bürgerliche Aemter an Katholiken, sondern er überließ auch protestantische Pfründen und protestantisches Kircheneigenthum den Franziskanern, Jesuiten und anderen Mönchsorden, um für ihre Glaubensgenossen Klöster, Schulen, Kirchen und Seminare zu errichten. Alles dies rief im englischen Volke die heftigste Erbitterung hervor, und in allen Kirchen ward gegen den König gepredigt. Dabei fehlte es denn freilich, was jetzt ebenfalls oft vorkommt, auch nicht an Leuten, welche den König irre leiteten und über die Volksstimmung täuschten. Dies zeigte sich bei Gelegenheit des Streites über das königliche Dispensations-Recht. Das Parlament hatte nämlich den Spruch, durch welchen die von Jakob neu ernannten Richter dieses als im Herrscherrecht begründet anerkannt hatten, 1688 förmlich für ungültig erklärt; nichtsdestoweniger aber sind die officiellen Zeitungen (London Gazette) der Jahre 1687 und 1688 mit Adressen angefüllt, in welchen die Klerisei, die Grandjury's, die Friedensrichter, sowie Magistrate und Bürgerschaften das System des Königs anerkannten und ihre Ergebenheit aussprechen. Dagegen konnte Jakob die Aufhebung der Test-Acte weder in England, noch in Schottland vom Parlament erhalten. Das Toleranz-Edict, welches er am 12. Februar 1687 für Schottland erließ, sprach allerdings volle Duldung für Presbyterianer und Quäker wie für Katholiken aus; im Grunde aber war es nur darauf berechnet, die Abschaffung der protestantischen Lehre möglich zu machen. Es wurde jedoch so unverständig ausgeführt, daß es den Zwist verstärkte, anstatt ihm abzuhelfen. Namentlich wurden die Presbyterianer weit ungünstiger als die Quäker behandelt; die Duldung, welche man ihrem Gottesdienst zugestand, beschränkte sich auf Privathäuser, und Versammlungen unter freiem Himmel blieben ihnen bei Todesstrafe untersagt.

Die zuverlässigen Freunde des Königs traten nach und nach ganz zurück und die in den geheimen Rath gebrachten Katholiken leiteten seine Schritte. Sunderland, welcher Katholik war, blieb zwar bis zum entscheidenden Augenblicke bei dem König, aber nur um ihn zu verrathen. Die beiden Schwäger des Königs, Rochester und Clarendon mußten abtreten. Zur Bekehrung des Ersteren wurden insgeheim förmliche Religionsgespräche abgehalten, denen der König selbst beiwohnte, die aber zu nichts führten. Auch ließ Jakob einen Aufsatz aus dem handschriftlichen Nachlasse des verstorbenen Königs, in welchem der Rücktritt zur römischen Kirche mit den üblichen Gemeinplätzen vertheidigt war, in prachtvollem Abdruck veröffentlichen und vertheilte die Exemplare nicht nur persönlich an seine Umgebung, sondern sogar auf Spazierfahrten unter das Volk. Endlich setzte er sein ganzes Ministerium aus Katholiken zusammen und der Jesuiten-Pater Petre erhielt die Leitung desselben. Lord Arundel ward Bewahrer des geheimen Siegels, Belasyse ward Reichs-Schatzmeister und ein durch schlechte Haushaltung berüchtigter anderer Katholik, Dover, Mitglied des Schatzrathes. Zu diesem Allem kam nachher, als der König ganz zuletzt daran dachte, das Parlament aufzulösen, die Einführung einer Maaßregel, welche unter Louis Philipp in Frankreich geübt wurde und in Deutschland allgemein gebräuchlich geworden ist. Man ließ nämlich durch Präfecten in dem einen Lande, durch Landräthe oder ähnliche Beamten im anderen die Leute, wie man das nennt, für die Deputirten-Wahl bearbeiten. Dies wurde jedoch, als Jakob auch mit den beiden Universitäten, denen er die Creaturen seiner Günstlinge aufdringen wollte, zerfallen war, sehr schwierig, obgleich er selbst sich Mühe gab, die Stimmgebenden zu bearbeiten, welches Letztere man mit einer eigenen Benennung (closeting, d. h. Privat-Zuspruch in den Gemächern des Königs) bezeichnete. Endlich erkannte er die Unmöglichkeit, irgend ein Parlament zur Aufhebung der Test-Acte zu bewegen, und beschloß aus eigener Machtvollkommenheit zu handeln.

Als der König diesen Weg einschlug (1686/87), suchten unzählige Engländer, die sich in ihren Rechten gekränkt fühlten, Zuflucht und Schutz in den Niederlanden, von wo Wilhelm III. schon längst eine geheime Verbindung mit der unzufriedenen Aristokratie von England unterhielt. Seine Vertrauten in dieser Sache waren Hallwyn, der Rathspensionarius Fagel und vor Allem sein Jugendfreund Bentink, dem er mit einer Wärme und Herzlichkeit anhing, die sonst nicht in seinem zurückhaltenden Wesen lag. Auch der von uns schon genannte Geistliche und Geschichtschreiber Gilbert Burnet aus Edinburgh gewann bald großen Einfluß. In den Niederlanden standen sechs englische Regimenter, welche von England Sold erhielten, aber

in holländischen Diensten zurückgeblieben waren. Diesen widmeten sowohl Jakob, als sein Schwiegersohn, sobald Beide mit einander entzweit waren, ihre Aufmerksamkeit. Jakob entließ alle Officiere, die ihm verdächtig waren, und wollte andere an ihre Stelle ernennen; sein Schwiegersohn widersetzte sich zwar ihrer Entlassung nicht, ernannte aber selbst neue, und nahm auch die von Tyrconnel, dem Nachfolger Clarendon's in Irland, entlassenen Protestanten in die sechs Regimenter auf.

Endlich erließ Jakob, da Niemand etwas von einer Aufhebung der Test-Acte wissen wollte, am 4. April 1687 ohne jede Zuziehung des Parlamentes, das damals bis auf den November vertagt war, die sogenannte Indulgenz-Erklärung (declaration of indulgence), in welcher Lüge und Verfassungs-Verletzung beim ersten Blicke nicht zu verkennen waren. Er sicherte nämlich in derselben nach Art der Jesuiten mit Worten dasjenige zu, was er nachher in der That verweigerte. Er wolle, erklärte er, die englische Staatskirche (established church) stets im Genusse ihrer gesetzlichen Rechte schützen. Gleich darauf aber erklärte er, daß er aus eigener königlicher Gewalt, ohne Volk und Parlament zu fragen, eine ganze Anzahl von Gesetzen, welche König und Parlament gegeben hatten, aufheben wolle. Es wurden nämlich zuerst alle Strafverordnungen gegen diejenigen aufgehoben, welche die englischen Kirchengesetze nicht beobachteten (die Non-Conformisten). Dann wurde allen römischen Katholiken und protestantischen Nicht-Anglikanern erlaubt, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten, und den Unterthanen bei Strafe des höchsten Mißfallens jede Störung einer gottesdienstlichen Versammlung untersagt. Außerdem wurden ohne Weiteres alle parlamentarischen Gesetze aufgehoben, durch welche irgend ein religiöser Act oder eine Erklärung erforderlich gemacht sei, um ein Civil- oder Militär-Amt bekleiden zu können. Die Bestürzung über dieses verfassungswidrige Edict war allgemein, besonders unter den Hochkirchlichen, mochten sie auch sonst royalistisch sein. Doch fehlte es auch nicht an Dank-Adressen und manche Diener des augenblicklichen Erfolges gingen zum Katholicismus über; so der Minister Sunderland und der Dichter John Dryden, welcher dafür von dem sonst für Poesie wenig empfänglichen König eine Pension erhielt. Jakob hielt es übrigens doch für gut, zur Unterdrückung von Unruhen Truppen in Bereitschaft zu halten und errichtete deshalb ein stehendes Lager bei Hounslow unweit London. Die Maaßregel verfehlte ihren Zweck; denn das Lager von Hounslow wurde zum Lieblings-Spaziergang der Londoner Bürgerschaft und diese brachte allmälig den Soldaten ihre eigenen Gesinnungen bei.

Von diesem Augenblicke an war Wilhelm III. durch geheime Künste

und Verbindungen für ganz Europa ebenso bedeutend, als der König von Frankreich es durch offene Gewalt und durch die Bestechung der Kabinette war. Wilhelm hatte längst erkannt, daß Jakob sich selbst zu Grunde richten werde, in welchem Falle er dann die Rechte seiner Gemahlin und ihrer mit dem Prinzen Georg von Dänemark vermählten Schwester Anna sichern mußte. Im Jahre 1686 war es ihm gelungen, den bereits erwähnten großen Augsburger Bund gegen Frankreich zu stiften, ohne daß er selbst dabei eigentlich öffentlich thätig gewesen wäre. Um dieselbe Zeit befand sich Burnet im Haag, in der Umgebung des Prinzen Wilhelm, welcher Letztere als kalter und berechnender Egoist nie aus Liebe, Begeisterung oder Patriotismus, sondern stets nur aus Klugheit und Politik etwas unternahm. Bischof Burnet, dessen Geschichte seiner Zeit zur Ergänzung und Berichtigung von Jakob's II. Denkwürdigkeiten gebraucht werden kann, erkannte bald, daß Wilhelm's Politik ihn ebendahin führe, wohin einen Anderen der Enthusiasmus für Volksrechte geleitet haben würde. Burnet vernahm von Wilhelm, daß die Klugheit gebiete, die constitutionelle Regierung zu schützen und zu erhalten, weil nur diese die nöthige Kraft verleihe, um einer Macht, wie Ludwig XIV. sie besaß, Widerstand zu leisten. Er fand ferner, daß Wilhelm die Form der anglikanischen Kirche für sein Regierungs-System am passendsten finde. Er übernahm daher das Geschäft, sich mit allen denjenigen seiner Landsleute zu verständigen, welche entweder schon längst, oder seitdem Jakob an eine eigenmächtige Aufhebung der Test-Acte dachte, ihre Augen auf Wilhelm als Stütze des Protestantismus in ganz Europa gerichtet hatten. Da Wilhelm ebenso verschwiegen, als fest im Durchführen dessen war, wozu er sich einmal entschlossen hatte, so sicherte Burnet, ehe er den geheimen Bund der englischen Aristokratie mit Prinz Wilhelm (denn nur von dieser kann die Rede sein) zu Stande zu bringen versprach, dem Prinzen den Vortheil des Rechtes seiner Gemahlin Maria an die englische Krone. Er beredete nämlich die Prinzessin in einem einzigen Tage zu einem feierlichen Versprechen, welches der Prinz zwar stets gewünscht, aber von ihr niemals zu erbitten gewagt hatte. Dieses Versprechen bestand darin, daß die Prinzessin, wenn sie jemals Königin von England würde, die volle Regierungsgewalt an ihren Gemahl abtreten und sich bemühen wolle, daß das Königthum ihm gesetzlich zugesichert werde. Von diesem Augenblicke an leitete Burnet alle Schritte Wilhelm's und seiner Gemahlin, deren geheimster Sekretair er war, ohne jedoch als solcher zu erscheinen.

Gerade als auf solche Weise Jakob's Entfernung von der Regierung und die Uebertragung derselben an den Prinzen Wilhelm vorbereitet wurde, faßte Jakob den Entschluß, seinen Schwiegersohn für

seine Pläne zu gebrauchen. Er gedachte zuerst durch seinen Freund, den schlauen und schleichenden Quäker William Penn, den er nach Holland schickte, den Prinzen Wilhelm bearbeiten zu lassen, damit derselbe in dem angeblichen Interesse der Freiheit und Duldung die Aufhebung der Test-Acte billige. Wilhelm war jedoch ebenfalls fromm und also auch schlau, nur auf andere Weise wie der Quäker. Er ließ sich daher auf nichts ein. Auch eigenhändige Briefe des Königs an seinen Neffen hatten keinen Erfolg. Jakob machte sich anheischig, Wilhelms Unternehmungen gegen Frankreich zu befördern, wenn derselbe in den vorliegenden Fragen auf seine Seite treten wolle; aber der Oranier sah wohl ein, daß der König, in vollem Zwist mit Parlament und Volk, ihm wenig würde helfen können. Hierauf machte Jakob vermittelst des charakterlosen und habgierigen Irländers White, den man Marquis von Albeville nannte, einen weiteren Versuch. White kam als englischer Gesandter in den Haag, angeblich um seinen König wegen der von ihm gemachten See-Rüstungen zu entschuldigen, in Wirklichkeit aber um dessen Verfahren in England zu rechtfertigen und um die Entfernung Burnet's zu verlangen, gegen den Jakob höchst aufgebracht war. Der Prinz selbst hielt sich auch dann noch im Hintergrunde, brachte aber die Generalstaaten dahin, daß sie seinen eifrigen Anhänger Dykveld als außerordentlichen Gesandten nach London schickten. Dieser erhielt den geheimen Auftrag, nach Burnet's Anweisung das Volk und die Aristokratie für Wilhelm bearbeiten zu lassen, welcher weder freundlich, noch mild und gewinnend war. Dykveld vollzog seinen Auftrag meisterhaft. Er brachte hie und da Versammlungen des Adels zu Stande und es kam zu Verabredungen, in denen er schon deutlich aussprach, daß Jakob noch bei seinen Lebzeiten dem Prinzen Platz machen müsse, während bisher nur von dem, was nach des Königs Tode geschehen solle, die Rede gewesen war. Er brachte es bald dahin, daß bei seiner Abberufung schon eine ansehnliche Partei vorhanden war, welche durch seinen Nachfolger, Zuylenstein, mit Wilhelm als ihrem künftigen Herrn correspondirte. Dykveld war insbesondere mit dem Bischof Compton und dem Admiral Herbert in Verbindung getreten, welcher Letztere seinen ganzen Einfluß bei der Marine zu Wilhelm's Gunsten aufzubieten versprach. Edward Russel, ein Vetter des hingerichteten Republikaners, brachte in den Versammlungen, welche bei Dykveld abgehalten wurden, die kühnsten Entwürfe vor. Unter den Briefen an Wilhelm, welche der holländische Gesandte heimbrachte, waren zwei von Wichtigkeit, die von früheren Ministern, den Lords Halifax und Danby, herrührten. Noch mehr Bedeutung aber erhielt der Beitritt Churchill's, des späteren Herzogs von Marlborough. Dieser ebenso geldgierige wie hochbegabte Mann, damals 37 Jahre alt, hatte

wenigstens in einem Punkte Festigkeit, in seinem Protestantismus. Er war durch seine Anlagen wie durch Hofgunst rasch gestiegen, war Generalmajor und Pair von England. Seine Schwester Arabella war des Königs Maitresse; seine Gemahlin, Sarah Jennings, stand mit der Prinzessin Anna in freundschaftlichem Verhältniß, ja die Letztere bewies ihr eine leidenschaftliche Anhänglichkeit, welche später für die Schicksale Europas von Einfluß wurden. Die innige Verbindung der beiden Damen war aber auch jetzt schon von Bedeutung; denn es kam viel darauf an, wie Anna dachte; und es zeigte sich bald, daß ihre protestantische Erziehung und das Zureden ihrer geliebten Sarah mehr bei ihr vermochten, als die Verehrung für ihren Vater.

Dykveld wurde nach Holland zurückgerufen, weil er allein der geeignete Mann schien, um die Staaten von Holland, besonders den Magistrat von Amsterdam, welcher den Plänen Wilhelm's stets entgegen gewesen waren, mit dem Prinzen auszusöhnen; denn so lange dies nicht geschehen war, konnte Wilhelm nicht daran denken, gegen seinen Schwiegervater offenbar feindlich aufzutreten. Dykveld löste auch diese schwierige Aufgabe. Er faßte die Sache von der politischen Seite, wobei es ihm sehr zu statten kam, daß man gerade damals von der bevorstehenden Geburt eines Nachkommen Jakob's redete, und daß dessen Gemahlin am 10. (20.) Juni 1688 wirklich mit einem Sohne niederkam. Die Geburt dieses Prinzen, dessen Echtheit nachher, wiewohl ohne haltbare Gründe, überall bestritten wurde,*) war für Holland und für den Protestantismus ein sehr bedenkliches Ereigniß; denn durch sie schien die in England bestehende katholische Regierung, sowie zugleich Englands Verbindung mit Ludwig XIV. auf die Dauer gegründet und die ganze bisherige gegen Ludwig gerichtete Politik vereitelt. Gerade um die Zeit, als der Prinz geboren wurde, hatte der Starrsinn des Königs im ganzen Lande eine furchtbare Aufregung hervorgerufen und es zeigte sich, daß er selbst die sonst so loyalen Kreise der hohen anglikanischen Geistlichkeit zu seinen Gegnern gemacht hatte. Jakob erließ am 27. April 1688 ein neues Duldungs-Edict und fügte am 4. Mai den Befehl hinzu, dasselbe müsse von allen Geistlichen des Königreichs an zwei nach einander folgenden Sonntagen in sämmtlichen Kirchen verlesen werden. Ueber diesen Befehl fanden Berathungen statt; sieben angesehene Bischöfe, darunter der Erzbischof von Canterbury, Primas der Hochkirche, unterzeich-

*) In England war unter dem Volk allgemein das durchaus unbegründete Gerücht verbreitet, der angebliche Prinz von Wales sei in einer Wärmflasche untergeschoben worden. Die Geburt hatte in Gegenwart vieler Personen stattgefunden; doch war ein katholischer Thronerbe so unwillkommen, daß man ihren Aussagen keinen Glauben schenkte.

neten eine Bittschrift, worin sie ersuchten, der Geistlichkeit die angeordnete Vorlesung zu erlassen. Die Bittschrift war in sehr unterwürfigen Ausdrücken abgefaßt und sechs Bischöfe (der Primas blieb zurück) überreichten sie knieend dem König. Dieser gerieth vor Zorn außer sich und bestätigte die Verordnung; doch wurde sie am nächsten Sonntag nur in vier Kirchen der Hauptstadt befolgt. Da die Bittschrift, wiewohl ohne Zuthun der Bischöfe, veröffentlicht wurde und ungeheuren Absatz fand, so ließ Jakob die Unterzeichner wegen Verbreitung eines aufrührerischen Libells vor Gericht fordern und vorerst in den Tower bringen (8. Juni). Am Eingange desselben knieten die Soldaten vor den Gefangenen nieder und baten sie um ihren Segen. Das ganze Land, auch die fremden Gesandten, erwarteten den Ausgang des Processes mit äußerster Spannung. Am 29. Juni begann die Verhandlung vor den Geschworenen und am nächsten Morgen sprachen dieselben einstimmig ihr „Nicht schuldig" aus. Bald erfüllte rauschender Jubel die Stadt und Umgegend. Der König befand sich im Lager von Hounslow, hörte das Jauchzen der Soldaten und erfuhr, dasselbe gelte der Befreiung der Bischöfe. Er war betroffen, als ihm das Urtheil berichtet wurde und sagte mehrmals: „Tant pis pour eux." Zwei Tage nach der Verhaftung der Bischöfe war der Prinz Jakob Eduard Franz geboren und alsbald katholisch getauft worden; die Hoffnung, daß eine von des Königs protestantischen Töchtern auf gesetzlichem Wege zum Thron gelangen werde, schien vernichtet; Jakob hatte außer den Katholiken keinen Anhang mehr und selbst von diesen tadelten viele sein Auftreten.

Unter diesen Umständen wandte man die Blicke eifriger als zuvor auf Wilhelm und auch in den Niederlanden zog man die Angelegenheit in Erwägung. Dykveld brachte durch seine Gewandtheit die Bürgermeister von Amsterdam dahin, daß sie erklärten, sie könnten zwar dem Prinzen zu einem Angriffe auf England nicht rathen, würden aber, wenn er das Unternehmen für sich allein wage, Alles thun, um ihn zu unterstützen. Jetzt erst ließ Wilhelm durch seinen Freund, den Groß-Pensionarius Fagel, den Generalstaaten den Vorschlag machen, unter dem Vorwande des drohenden Ausbruches eines Krieges mit Frankreich vier Millionen Gulden für die Ausbesserung der festen Plätze u. dgl. m. als Anlehen aufzunehmen. Dieser Vorschlag wurde angenommen; und so groß war damals der Ueberfluß an baarem Gelde und die Anhänglichkeit an den Protestantismus in den Niederlanden, daß, wie d'Avaux in seinen Negotiationen sagt, die Summe innerhalb acht Tagen zusammengebracht war, obgleich nur jedes Jahr eine Million hatte erhoben werden sollen. Die ganze Angelegenheit wurde vier Deputirten der Generalstaaten überlassen. Diesen vertraute Wilhelm sein Geheimniß an und sie bewahrten ebenso, wie die

unter Zuylenstein's Leitung conspirirenden Engländer, dasselbe so gut, daß Jakob, trotz aller Warnung Ludwig's XIV., in thörichter Sicherheit verharrte. Der König von England blieb sogar dann noch sorglos, als die Generalstaaten unter dem Vorwande des Küstenschutzes gegen Seeräuber aus den Berberstaaten, sowie der neuen Rüstungen Frankreichs 9000 Matrosen werben ließen und ihre Flotte in Bereitschaft setzten, um auf den ersten Befehl auslaufen zu können. Endlich rief Jakob zwar die sechs englischen Regimenter, welche im Dienste der Generalstaaten standen, nach England zurück; man ließ dieselben aber unter dem Vorwande, daß sie für die vertragsmäßige gemeinschaftliche Beschützung der Grenzen unentbehrlich wären, nicht aus Holland abziehen. Dagegen gab Wilhelm denjenigen Officieren, die nach England zurückzukehren wünschten, mit Freuden ihren Abschied, weil auf solche Weise alle die, deren Ergebenheit nicht ganz unbedingt war, durch Protestanten ersetzt werden konnten. Von den Gemeinen traten nur sehr wenige aus.

Um die Provinzen, welche dem Prinzen Wilhelm ihre Flotte und ihr Heer zu seinem Unternehmen gegen Jakob zu leihen im Begriffe waren, wegen der Furcht vor einem französischen Angriffe zu beruhigen, ließ Wilhelm durch Bentinck seinen deutschen Freunden und Verwandten über das, was er vor hatte, Mittheilung machen. Der Erste, der sich erbot, für die Niederlande, sobald sie bedroht würden, sein Heer marschieren zu lassen, war der Sohn und Nachfolger des großen Kurfürsten, Friedrich III. Dieser veranstaltete sogar zu Minden eine Zusammenkunft mit dem Prinzen, welche streng geheim gehalten wurde. Er versprach nicht blos, Truppen zu schicken, sondern er überließ auch dem Prinzen von den 24,000 Mann, aus denen sein Heer bestand, 6000 für die Unternehmung gegen Jakob und, was noch wichtiger war, seinen Generalissimus, den vormaligen Marschall Ludwig's XIV., Schomberg, welcher gleich den übrigen Reformirten Frankreich hatte verlassen müssen und den später Wilhelm zum Herzog und zum Pair von England machte. Auch die Herzoge von Lüneburg, Celle und Hannover und der Landgraf von Hessen-Kassel versprachen dem Prinzen ihren Beistand.

Eine Flotte von 50 Kriegsschiffen lag bei Vliessingen und Willemstadt in den Landschaften, welche dem Prinzen Wilhelm erblich angehörten, und eine hinreichende Anzahl von Transport-Schiffen war in Pacht genommen worden, um ein Heer, welches bei Nymwegen gesammelt wurde, nach England hinüberzubringen. Weder Ludwig XIV. noch Jakob wollten glauben, daß es mit einer Landung in England ernstlich gemeint sein könne. Als endlich Ludwig durch seinen Gesandten d'Avaux aus Holland urkundliche Beweise erhielt und diese an Jakob

schickte, war der Letztere, der schon vorher das ihm angebotene Hülfsheer abgelehnt hatte, unvorsichtig genug, den Verräther Sunderland, welcher allein von allen älteren Ministern in seinem Kabinet geblieben war, um Rath zu fragen; und diesem gelang es, den König in seiner Sicherheit zu bestärken; inzwischen aber ließ er durch seine Gemahlin dem Prinzen sehr willkommene Anerbietungen machen.*) Erst im letzten Augenblicke, als Wilhelm im September 1688 mit Flotte und Heer nach England übersetzen wollte und Ludwig XIV. einen neuen Krieg mit Deutschland begonnen hatte, suchte Jakob durch mildere Maaßregeln die Gunst seines Volkes wieder zu gewinnen. Seine Bemühungen waren jedoch schon dadurch vergeblich, weil Niemand ihm mehr traute. Die Staaten von Holland boten, sobald sie durch die brandenburgischen Truppen, welche Köln besetzt hatten, ihre Grenzen gedeckt sahen, dem Prinzen die aufgenommenen vier Millionen Gulden als ein Anlehen an. Dieser hatte schon im Juli 1688 ein vom 30. Juni datirtes förmliches Einladungsschreiben nach England erhalten, welches von den Grafen Danby, Shrewsbury und Devonshire, Lord Lumley, Henry Sidney (dem Bruder des hingerichteten Algernon), dem Bischof von London und dem Admiral Russel unterzeichnet war. Im September kam Schomberg aus Berlin, um das Commando von Wilhelm's Heer zu übernehmen. Den Oberbefehl über die ganze Flotte übertrug Wilhelm dem aus England entflohenen Lord Herbert, den er zum stellvertretenden Admiral von Holland ernannte. Diese Anordnung Wilhelm's erregte zwar bei den Holländern Unzufriedenheit, sie war aber für den Erfolg des Unternehmens sehr vortheilhaft.

Da wir in Bezug auf Genauigkeit der Angabe keine Ursache haben, in Lingard Mißtrauen zu setzen, so entlehnen wir aus ihm den Bericht über die einzelnen Theile des Heeres und der Flotte, welche Wilhelm gegen England gerüstet hatte. „Der Prinz hatte," sagt Lingard, „60 Kriegsschiffe, welche seinen 700 Transport-Schiffen zur Bedeckung dienten. Er hatte seine holländische Garde eingeschifft, welche aus 4500 Reitern und aus 11,000 Mann zu Fuß bestand. Da er jedoch den Anschein vermeiden wollte, als wenn er England zu erobern,

*) Dies geht auch aus der Darstellung Macaulay's hervor; derselbe stellt nur in Abrede, daß Sunderland den König zu seinen gewagtesten Schritten angetrieben habe, um dadurch eine Revolution herbeizuführen; denn eine solche zu wünschen, habe Sunderland keine Veranlassung gehabt. Als er sie aber herankommen sah, sorgte er für sein Interesse. Er benutzte schmählicher Weise den Umstand, daß seine Gemahlin mit Heinrich Sidney in unerlaubtem Verhältnisse stand, um durch Diesen mit dem Haag Verbindungen anzuknüpfen. S. Tauchnitz'sche Ausgabe, Bd. III., S. 251—254. Der Verfasser der Weltgeschichte bezieht sich auf die Tradition und auf Davies in seiner holländischen Geschichte, Bd. III., S. 206.

nicht blos zu befreien gedenke, so erklärte er, er bringe diese Truppen nur zur Sicherheit seiner Person mit. Er rechnete übrigens, wie die eingeschifften ungeheueren Kriegsvorräthe zeigten, auf bedeutende Verstärkungen. Ihn begleiteten außer dem Marschall Schomberg die ausgezeichnetsten Generale, Ginkel, der Graf von Nassau, der Graf von Solms, und die vorzüglichsten Officiere des holländischen Heeres, sowie der Graf von Macclesfield, Burnet (welchen Wilhelm nachher zum Bischof von Salisbury ernannte), Peyton, Wildman und Ferguson. Es folgten ihm auch 800 französische Reformirte und alle die Engländer, die sich in den letzten Zeiten nach Holland geflüchtet hatten. Zu den Letzteren gehörten unter Anderen der Graf von Shrewsbury, welcher 40,000 Pfund Sterling auf seine Güter geborgt hatte und diese nebst seinen persönlichen Diensten dem Prinzen darbrachte, Lord Wiltshire und sein Bruder, Söhne des Marquis von Winchester, Lord Eland, ein Sohn des Marquis von Halifax, Lord Dunblain, Sohn des Grafen Danby, die Lords Mordaunt und Lorn und die beiden Admirale Herbert und Russel. Die Engländer, welche den Prinzen Wilhelm begleiteten, hatten insgesammt großen Einfluß im Lande und waren bereit, Alles zu wagen, um die von Jakob bedrohte Verfassung zu erhalten. Eine Declaration wurde voraus gesandt, in welcher der Prinz Alles aufzählte, was in den letzten Jahren gegen die Rechte der Kirche und gegen die Verfassung geschehen war; er erklärte zugleich, daß er auf dringendes Begehren vieler weltlichen und geistlichen Lords erscheine und zunächst nur die Zusammenkunft eines freien Parlaments erwirken wolle. Diese Declaration war von Fagel entworfen worden; Burnet hatte sie durchgesehen und ins Englische übersetzt.

Das Wetter begünstigte anfangs Wilhelm's Unternehmen nicht. Die Flotte sollte nämlich schon am 26. September 1688 auslaufen, ward aber durch widrige Winde und durch einen mehr als gewöhnlich heftigen Herbststurm einige Wochen lang in Helvoetsluys zurückgehalten. Endlich ging sie, nachdem der Prinz am 25. October von den Generalstaaten, die ihm ihre Flotte und ihr Heer zu seinem persönlichen Gebrauch anvertrauten, feierlich Abschied genommen hatte, am 29. October zwar in See; allein ein neuer Sturm zerstreute und beschädigte die Schiffe so sehr, daß der Prinz wieder umkehren mußte. Erst mit dem Beginne des Novembers war an ein neues Auslaufen zu denken. Die Flotte segelte daher am 1. dieses Monats ab, und landete am 5. November an der Südküste von England, im Hafen von Torbay in Devonshire; es blieb nicht unbemerkt, daß die Landung am Jahrestage der Pulververschwörung stattfand. Am Hauptmaste des Schiffes, auf welchem Wilhelm sich befand, las man den Wappenspruch von Nassau-Oranien: „Je maintiendrai (ich will behaupten)“ und

dabei in riesigen Buchstaben, gleichsam als Ergänzung, die Worte: „Die Freiheit Englands und die protestantische Religion.“ Der Graf Dartmouth, welcher Jakob's Flotte commandirte, hatte die der Holländer an sich vorbeisegeln lassen, entweder weil derselbe Wind, welcher dieser günstig war, ihn 24 Stunden lang im Hafen zurückhielt, oder auch, weil er absichtlich zögerte. Noch ehe Wilhelm in England gelandet war, hatte Jakob endlich Sunderland und dessen Beschützer, den Pater Petre, entlassen; dadurch ward es jedoch dem Ersteren möglich, dem Prinzen Wilhelm, nachdem er ihm heimlich gedient hatte, jetzt auch öffentlich Dienste zu leisten.

Wilhelm hatte schon vor seiner Landung die erwähnte Declaration nach England gesandt. Dieselbe machte Anfangs nur geringe Wirkung. Auch fand Wilhelm, als er am 9. November nach Exeter vorrückte, nur geringen Zulauf. Sobald man jedoch sah, daß sein Heer nicht zahlreich genug sei, um England erobern zu können, begann man seiner Versicherung, daß er als Retter der Freiheit und Religion erscheine, mehr Glauben zu schenken. In Exeter fanden sich nur Lord Colchester, Warton, der jüngere Russel und Albington bei Wilhelm ein. Bald nachher erschienen jedoch die Glieder der angesehensten Familien und eine Association ward zu seinen Gunsten gebildet.

Jakob, der sich zu seinem bei Salisbury stehenden Heere begeben hatte, würde den Holländern, da er ihnen an Zahl sehr überlegen war, die Spitze haben bieten können, wenn er sie sogleich angegriffen hätte. Es fehlte ihm aber an Geistesgegenwart und an schnellem Entschlusse. Er erlitt daher dasselbe, was in unseren Tagen Karl X. und Louis Philipp in Frankreich erlitten haben. Er hatte, schon ehe er sich von London zum Heere begab, von allen Seiten her die Nachricht erhalten, daß die angesehensten Herren, Obersten und Generale und zuletzt sogar die Soldaten eines ganzen Regimentes übergegangen wären. Auch in Salisbury, wo er mehrere Tage blieb, erhielt er täglich Meldungen von Generalen und hohen Officieren, die sich an Wilhelm's Heer angeschlossen hatten. Churchill, der noch am 19. November dem Kriegsrath beigewohnt hatte, ging in der folgenden Nacht zum Prinzen über. Als Jakob verzagend nach London zurückkehrte, begaben sich auch seine Tochter Anna und ihr Gemahl Prinz Georg von Dänemark zu Wilhelm. Schon am 24. November sah Jakob sich gänzlich verlassen, während Wilhelm langsam gegen London vorrückte. Als letztes Auskunftsmittel versammelte Jakob am 28. November einen großen Rath von 40 protestantischen Pairs, welcher über die Berufung eines Parlaments und die Abstellung der Mißbräuche beschließen sollte. Drei Mitglieder dieses Rathes, die Grafen Halifax, Nottingham und Godolphin, schickte er an Wilhelm, um mit demselben

zu unterhandeln. Er ward aber bald inne, daß mit einem kalt berechnenden Diplomaten, wie Wilhelm war, nichts anzufangen sein werde. Jetzt entschloß er sich, damit er nicht dem ihm verhaßten Schwiegersohne in die Hände falle, zur Flucht aufs Festland, wo er unter Ludwig's Schutz bessere Zeiten abwarten wollte. Er hätte keinen für Wilhelm erwünschteren Entschluß fassen können; denn dieser wäre in große Verlegenheit gebracht worden, wenn der König in London geblieben wäre und dadurch die Anwendung von Gewalt nöthig gemacht hätte. Schon am 6. December hatte Jakob die Königin mit ihrem kleinen Sohn nach Frankreich zu senden beschlossen. Zu ihrem Begleiter auf der gefahrvollen Flucht wählte er den Grafen von Lauzun, einen vornehmen und ritterlichen Abenteurer; dieser brachte sie glücklich nach Calais und von da nach Saint Germain, wo Ludwig ihr einen prachtvollen Empfang bereitete. Am 11. gedachte Jakob ihr zu folgen. Er entfernte sich von Whitehall, nachdem er vorerst die noch vorhandenen Ausschreiben zu einem Parlament hatte verbrennen lassen; bei Nacht fuhr er in einem Boot über die Themse und warf mitten im Strome das große Staats-Siegel in die Wellen. Dasselbe wurde nach einigen Monaten im Netze eines Fischers wieder aufgefunden. Jakob selbst wurde auf der Flucht von Uferbewohnern festgehalten, mißhandelt und nach Faversham gebracht, zum großen Verdrusse Wilhelm's, welcher auf London losmarschirte.

In London hatte sich, als Jakob entflohen war, eine Regierung von 30 der von ihm einberufenen 40 Pairs gebildet und Alles blieb im alten Geleise, außer daß die Katholiken Mißhandlungen zu erdulden hatten. Das Haus des spanischen Gesandten wurde gestürmt und seine schöne Büchersammlung verbrannt; der päpstliche Nuntius entfloh, als Bedienter auf einem Wagen stehend. Jeffereys, als Matrose verkleidet, wurde erkannt und unter dem Wuthgeschrei des Pöbels in den Tower gebracht. Um so mehr hielten sich die 30 Pairs berechtigt, Ordnung zu stiften und in Guildhall als Behörde zusammenzutreten. An diese wandte sich Jakob, als er in Faversham verhaftet worden war, während zu derselben Zeit sein Schwiegersohn von allen Seiten her Adressen und Glückwünsche erhielt. Die regierenden Herren in London antworteten dem Könige, daß es ihm frei stehe entweder weiter zu reisen oder nach London zurück zu kehren. Jakob entschied sich zu aller Welt Erstaunen für das Letztere. Er war kaum in London angekommen, als Wilhelm, welcher nicht mit englischen Truppen, sondern mit seinen holländischen Garden nach London zog, ihn, ohne gerade directen Auftrag deshalb zu geben, benachrichtigen ließ, daß er ihn ungern in London verweilen sehe. Auf diesen Wink hin verließ Jakob die Stadt wieder und ging, während sich alles für Wilhelm

aussprach, zuerst nach Rochester, hielt sich dann noch einige Tage an anderen Orten auf und fuhr hierauf schon am 23. December nach Frankreich hinüber, wo Ludwig XIV. ihn als regierenden Herrn empfing und bis an seinen Tod gastfreundlich und großmüthig behandelte. Er wies dem vertriebenen Königspaar das Schloß von St. Germain zur Wohnung an und setzte ihm einen Jahrgehalt von 45,000 Pfund Sterling aus. Jakob war auf der Flucht von seinem natürlichen Sohne, dem Herzog von Berwick, begleitet, welcher nachher im französischen Heere Dienst nahm und mit Recht den großen Generalen der Zeit Ludwig's XIV. beigezählt wird.

Als Jakob auf die angegebene Weise dahin gebracht worden war, das Land freiwillig zu verlassen, richteten die Leute, welche seit einem Jahre mit seinem Schwiegersohne in Verbindung gewesen waren, eine neue, fast durchaus aristokratisch-plutokratische Regierung ein, der sie, weil dem Engländer die Form stets mehr ist, als das Wesen, den Schein rechtlicher Formen verliehen. Wir glauben über diese sogenannte Revolution nicht urtheilen zu dürfen, da unsere Staatswissenschaftler und besonders das englische Volk dieselbe stets bewundert haben, das Urtheil der Menge aber über die Angelegenheiten der Menge allein entscheidend ist. Wir können uns daher kurz fassen. Die in London anwesenden Lords, 90 an der Zahl, übertrugen am 25. December dem Prinzen die oberste Gewalt im Staate bis zum 22. Januar, an welchem Tag ein neues Parlament zusammentreten sollte. Wilhelm hatte nach englischem Grundsatze kein Recht, ein Parlament zu berufen; er berief also alle die Männer, welche unter Karl II. in irgend einem Parlament gesessen hatten, auf den nächsten Tag zu einer Versammlung im Haus der Gemeinen; er gesellte ihnen den Lord-Mayor und Stadtrath von London zu und diese Versammlung bestätigte die Vollmacht, die dem Prinzen von den Lords ertheilt worden war. Das neue Parlament eröffnete am 23. Januar 1689 seine Sitzungen. Es ward übrigens, weil nur ein König ein Parlament berufen durfte, nicht Parlament, sondern Convention genannt. Gleich nach seinem Zusammentritt ersuchte es zwar den Prinzen, die Regierung bis auf Weiteres fortzuführen; beide Häuser schienen aber, weil in ihnen die Zahl der Tories oder Anhänger des reinen Royalismus sehr stark war, nicht gerade gern Wilhelm's Absichten in Betreff des damals zwischen Frankreich und Holland ausgebrochenen Krieges zu fördern. Wilhelm war verstimmt, seine Persönlichkeit gefiel den Engländern nicht, weil diese nach der Regierung Karl's II. und Jakob's II. für seinen strengen Ernst, für seine stille Größe und für die kalte Politik, die ihn höchst unliebenswürdig machte, keinen Sinn hatten. Auch er traute ihnen nicht und ließ sich in seinem Palast von den holländi-

ischen Garden bewachen. Gleichwohl zeigte sich sogar im Oberhause der sogenannten Convention nur wenig Widerspruch gegen den Vorschlag, den Thron für erledigt zu erklären, weil Jakob ihn freiwillig verlassen habe. Auch beschloß das Unterhaus die Erklärung: es vertrage sich nicht mit der Wohlfahrt des Reiches, daß es von einem papistischen Fürsten beherrscht werde. Dagegen wurde heftig über die Frage gestritten, wie es mit der Regierung gehalten werden solle. Einige bestanden darauf, daß nur Wilhelm's Gemahlin als rechtmäßige Erbin des Thrones regieren könne. Andere wollten dem Prinzen als Regenten neben seiner Gemahlin die Regierung überlassen. Wilhelm erklärte aber: er habe der Convention nichts vorzuschreiben; wenn jedoch eine Regentschaft beschlossen werde, so gedenke er sie nicht zu übernehmen; auch König wolle er nicht in dem Sinne sein, daß ihm die Würde von seiner Gemahlin aus übertragen würde; bei aller Hochschätzung und Verehrung für sie wolle er nichts der Nadel verdanken, so lange er einen Degen führe; er werde im Falle eines derartigen Beschlusses nach Holland zurückkehren und England sich selbst überlassen. Dies wirkte, weil mit Wilhelm's Entfernung die größte Verwirrung eingetreten sein würde. Man faßte daher den Beschluß, alle Regierungshandlungen sollten im Namen des Königs und der Königin ausgeübt werden, die königliche Macht jedoch einzig vom König ausgehen. Die Münzen trugen später die Bildnisse Wilhelm's und Maria's. Im Todesfall des einen Theiles sollte das Königsthum dem anderen zustehen. Als man nachher im Oberhause wegen der Kinderlosigkeit Wilhelm's nöthig fand, im Betreff der künftigen Erbfolge eine Anordnung zu machen, zeigte das Unterhaus aufs Neue, daß die Engländer durchaus nur der Gemahlin Wilhelm's ein Recht auf den Thron zuschrieben. Es wurde nämlich von den Lords beschlossen, zuerst sollten Wilhelm und seine Gemahlin, dann der Letzteren Schwester Anna, die Gemahlin Georg's von Dänemark, erst nachher aber die Kinder, welche Wilhelm von einer zweiten Gemahlin erhalten würde, sowie nach ihnen diejenigen, welche eine Parlaments-Acte dazu berufen werde, den Thron besteigen. Von diesem Beschlusse wurde derjenige Theil, welcher Wilhelm's Kindern aus einer zweiten Ehe eventuell den Thron zuerkannte, im Unterhause ausgestrichen.

Das Unterhaus setzte außerdem noch durch, daß Wilhelm, ehe er als König anerkannt werde, eine ganz bestimmte Erklärung (declaration of rights) zu bestätigen hatte. Dieselbe wurde von einem Ausschuß entworfen, in welchem Lord Somers den Vorsitz führte.*) Die Erklärung bezog sich auf alle Punkte, welche unter Karl I., Karl II. und Jakob II. constitutionelle Streitigkeiten veranlaßt hatten. Durch die-

*) Somers, eben zum Lord erhoben, hatte sich als Sachwalter im Proceß

selbe ward über die bisher streitigen Fragen Folgendes festgesetzt: „Der König hatte nicht das von Jakob in Anspruch genommene Recht, die Gesetze zu suspendiren' oder irgend Jemand von denselben zu entbinden. Es dürfen keine eigentlich geistlichen Gerichtshöfe bestehen. Alles Recht geht von der Nation aus. Der König darf ohne Bewilligung des Parlaments kein Geld erheben und im Frieden kein Heer halten. Er darf keine confiscirten Güter verschenken oder Geldstrafen erheben, ehe der, den es betrifft, angeklagt und schuldig gefunden worden ist. Die Geschworenengerichte sollen nicht aus Leuten bestehen, welche der gesetzlichen Eigenschaften ermangeln. Die Parlaments-Wahlen, so wie die Reden im Parlament sollen unbeschränkt frei sein. Jeder Unterthan hat das Recht, Waffen zu tragen und Beschwerden und Bittschriften einzureichen. Das Parlament soll (was allerdings ein unbestimmter Ausdruck war) oft versammelt werden." Auch andere Mißbräuche der alten Monarchie wurden aufgehoben. Namentlich sollten nicht mehr, wie früher geschehen war, von den Angeklagten übermäßig große Baarschaften gefordert, sowie denen, welche schuldig gefunden wurden, keine unerschwinglichen Geldstrafen auferlegt werden. Nunmehr wurde die Convention durch einen vom König genehmigten Beschluß zum Parlament erhoben; dasselbe fügte der Declaration noch einige Bestimmungen bei, worauf sie unter dem Namen Bill of rights als ein unumstößliches Reichs-Statut aufgestellt wurde (Februar 1689). Die feierliche Krönung fand am 11. April statt.

In Schottland ward, wie in England, zuerst eine Convention und dann ein Parlament berufen, in welchem wie im englischen die Whigs den Ton angaben. In beiden Reichen ward die Krone an Wilhelm überlassen und auch in Schottland der monarchische Theil der Verfassung sehr beschränkt. In Irland würde Tyrconnel an der Spitze seiner katholischen Truppen Jakob wieder eingesetzt haben, wenn dieser Wilhelm's Talent besessen hätte. Jakob fuhr in den ersten Tagen des März mit einem kleinen Heere, bei welchem sich viele französische Officiere befanden, von Brest ab, landete am 12. in Dublin und wurde mit Jubel aufgenommen; er hielt ein Parlament, in welchem die Katholiken die Oberhand hatten. Aber bald erschien Schomberg, damals 75 Jahre alt, mit einem Heere von 10,000 Mann, dem bald König Wilhelm mit der doppelten Anzahl nachfolgte. Die Entscheidungsschlacht wurde den 1. Juli 1690 am Flusse Boyne geliefert; Jakob wurde völlig besiegt und ging nach Frankreich zurück. Schomberg fiel in diesem Treffen. Im Herbst ergab sich Limerick und nun wurde die Insel wie ein erobertes Land behandelt.

---

der sieben Bischöfe durch eine ganz kurze, aber entscheidende Rede zu Gunsten derselben ausgezeichnet.

9. Neue Raubzüge Ludwig's XIV. nach Deutschland und Folgen derselben.

Die Erhebung Wilhelm's III. auf den englischen Thron verlieh den steten Bemühungen dieses Fürsten, der Gewaltthätigkeit des französischen Despoten Schranken zu setzen, neues Gewicht. Wilhelm's Bemühungen waren bisher nur darauf gerichtet gewesen, allerlei Bündnisse zu bilden, um Spanien und die deutschen Fürsten im Interesse Hollands gegen Frankreich gebrauchen zu können. Doch hatte er dabei nicht unmittelbar, sondern nur durch die Generalstaaten thätig sein können. Drei dieser Bündnisse, das von 1684, das Augsburgische von 1686 und das von 1689, scheinen uns für die Geschichte des 17. Jahrhunderts und der ersten 14 Jahre des 18. am wichtigsten, weil bei ihnen auf Ludwig's Vorhaben Rücksicht genommen wurde, beim Tode Karl's II. von Spanien die Ansprüche zur Geltung zu bringen, die er im Namen seiner Gemahlin an die spanische Monarchie machen wollte, obgleich dieselbe diesen ihren Ansprüchen entsagt hatte. Bei allen drei Bündnissen galt es einer despotischen Militär-Macht, welche keine Grundsätze befolgte, keine Rücksichten kannte, und von einem einzigen Kopfe auf einen einzigen Punkt gerichtet ward. Sie konnten um so weniger Wirkung haben, je zahlreicher die Heere waren, welche diese Macht ins Feld stellte. Des ersten der erwähnten Bundesverträge, welcher 1684 von den Holländern für Spanien, von dem Kaiser für das deutsche Reich geschlossen wurde, ist bereits oben näher gedacht worden. Er bewirkte einen Waffenstillstand auf 20 Jahre; es wurden aber für die Dauer desselben dem Könige von Frankreich die Städte und Landschaften überlassen, welche dieser unter dem Namen von Reunionen in Besitz genommen hatte. Wie sehr eine solche Uebereinkunft das übermüthige Selbstgefühl des Königs Ludwig steigerte, wurde bei einer Streitigkeit mit der Republik Genua kund. Ludwig grollte derselben, weil sie sich mehr zu Spanien als zu Frankreich hielt. Er verlangte von ihr die Erlaubniß, auf ihrem Gebiete ein Salzmagazin zur Versorgung der Besatzung von Casale zu errichten, und fand es unerhört, daß ihm dieselbe verweigert wurde. Als nachher in Genua vier neue Kriegsschiffe gebaut wurden, ließ er durch seinen Gesandten erklären, er werde nicht dulden, daß dieselben in See gingen, da sie wahrscheinlich für den Dienst Spaniens bestimmt seien; ja er sandte eine Flotte ab und verlangte die Auslieferung der vier Schiffe. Da nun auf die französische Flotte geschossen wurde, so begann dieselbe ein Bombardement, welches zehn Tage (bis zum 28. Mai 1684) dauerte und einen Theil der Stadt zu Grunde richtete. Bald nachher (im August) sah sich die Republik durch den Abschluß des Waffenstill-

standes von Regensburg jeder Aussicht auf auswärtige Hülfe beraubt und mußte sich von Ludwig einen Friedensvertrag vorschreiben lassen. Sie mußte alle spanischen Truppen entfernen, die Zahl ihrer eigenen Kriegsschiffe beschränken und ihren Dogen Imperiali mit vier Senatoren zu demüthiger Abbitte nach Versailles schicken (Februar 1685). Die Franzosen rühmen ihrem großen König nach, daß er die Abgesandten mit Würde und gewinnender Freundlichkeit empfangen habe. Als man den Dogen fragte, was ihm unter den Merkwürdigkeiten von Versailles am meisten aufgefallen sei, erwiderte er: „Mich hier zu sehen."

In den nächsten Jahren wurden zwischen den einzelnen Mächten andere Bündnisse geschlossen, welche insgesammt auf Ludwig's Anmaaßungen Bezug hatten, bis es endlich 1686 den Bemühungen Wilhelm's und seiner Freunde gelang, den sogenannten Augsburger Bund zu stiften. Diesem Bunde, dessen Dauer auf drei Jahre festgesetzt wurde, gehörte die Republik der Niederlande nicht an; doch hatte sie kurz vorher ihr Schutzbündniß mit Schweden und Brandenburg erneuert. Der Bund bestand aus dem Kaiser als solchem und als Beherrscher von Oestreich, dem spanischen König als Beherrscher des burgundischen Kreises (Belgiens), dem König von Schweden für seine deutschen Länder, dem Kurfürsten von Baiern für sich und im Namen des baierischen Kreises, allen Fürsten des sächsischen Hauses und den auf dem rechten Rhein-Ufer gelegenen Staaten des oberrheinischen Kreises. Der Bund war blos zur Aufrechthaltung der Ruhe und des Nymwegener und westfälischen Friedens, sowie des Waffenstillstandes von 1684 geschlossen worden; Ludwig XIV. durchschaute aber die Absichten Wilhelm's, des eigentlichen Stifters dieses Bundes. Er ließ daher Kaiser und Reich auffordern, den Waffenstillstand von 1684 in einen Frieden zu verwandeln oder mit anderen Worten die ihm blos für eine bestimmte Zeit überlassenen Eroberungen für immer abzutreten.

Als dies abgelehnt wurde, zur Zeit da Wilhelm III. mit einem holländischen Heere nach England zog, beschloß Ludwig XIV., anstatt seinem Freunde Jakob II. Heer und Flotte zu Hülfe zu schicken, sich gegen die Augsburger Verbündeten zu wenden und, während Wilhelm noch in England beschäftigt sei, einen Krieg in Deutschland anzufangen. Mehrere gleichzeitige Umstände mußten ihm den Vorwand zum Bruch des auf 20 Jahre geschlossenen Waffenstillstandes bieten; er zählte sie alle in einem Kriegsmanifest auf, das er am 24. September 1688 von Versailles aus unterzeichnete. Erstens beschuldigte er den Kaiser, er wolle mit der Türkei Frieden schließen, um Frankreich anzugreifen; er habe zu diesem Zweck Bündnisse mit Fürsten und Ständen geschlossen. Zweitens beschwerte er sich, daß Leopold den Cardinal Fürstenberg vom Erzbisthum Köln weggedrängt habe. Drittens klagte

er den Kaiser an, daß er den Kurfürsten von der Pfalz in seinem Vorhaben unterstütze, der Herzogin von Orleans die ihr gebührenden Güter und Länder vorzuenthalten. Aus diesen Gründen, hieß es in dem Manifeste, habe der König die Festung Philippsburg belagern lassen, nicht um das Reich anzugreifen, sondern um die Gegner der Ruhe von seinen Grenzen abzuhalten. Diese Kriegserklärung wurde dem Reichstage zu Regensburg am 3. October übergeben. Sie enthielt außer anderen Aeußerungen rücksichtslosen Uebermuthes namentlich eine empörende Anschuldigung; es hieß nämlich in derselben, der Kaiser habe die Wahl eines bairischen Prinzen zum Erzbischof von Köln an Fürstenberg's Stelle in der Absicht betrieben, dadurch das Aussterben des bairischen Kurhauses zu beschleunigen. Als Antwort auf das schmähliche Manifest erschien bereits am 18. October eine meisterhafte Staatsschrift in lateinischer Sprache, verfaßt von Leibnitz, der sich damals auf einer Reise nach Italien in Wien aufhielt. Der Zeitpunkt, in welchem Ludwig XIV. durch sein Manifest den sogenannten Orleans'schen Krieg eröffnete, ist sehr bemerkenswerth. Dasselbe wurde 18 Tage nach der ruhmwürdigen Eroberung von Belgrad durch die Kaiserlichen erlassen. Gleichzeitig gewann Ludwig die Ueberzeugung, daß die Rüstungen in den Niederlanden gegen England gerichtet seien. Es ist ihm daher als ein starker politischer Fehler angerechnet worden, daß er sich am Mittelrhein zu schaffen machte, statt in die Niederlande einzurücken; denn in letzterem Falle würde er die Abfahrt Wilhelm's verhindert und Jakob II. auf dem Thron erhalten haben. Die anekdotische Geschichtschreibung erzählt, Ludwig habe bei dem Bau des Schlosses von Trianon seinen Minister Louvois hart angefahren, weil ein Fenster zu schmal ausgefallen sei; dieser habe es nun an der Zeit gefunden, die Launen des Königs durch einen Krieg zu zerstreuen. Zu dem letzteren wäre aber der König auch ohnedies bereit gewesen, um den Türken Luft zu machen und die Schwäche des deutschen Reiches zu benutzen. Da die Verbündeten ein sehr großes Heer am Rheine und in den Niederlanden aufstellen wollten, so erkannte das französische Kabinet die Unmöglichkeit, das rheinisch-deutsche Gebiet auf längere Zeit besetzt zu halten. Es kam daher auf den Gedanken, dem Feinde die Kriegführung am Rhein unmöglich zu machen und zu diesem Behufe die dort gelegenen deutschen Provinzen völlig ausplündern, durch Contributionen alles baaren Geldes berauben, ja sogar alle Städte und Dörfer in denselben zerstören zu lassen. Die Franzosen waren nämlich schon am Tage nach der Unterzeichnung des Manifestes, am 25. Sept., in die Pfalz eingerückt, eroberten Kaiserslautern, besetzten Alzei und kamen in kurzem auch durch die Schwäche und Gleichgültigkeit der geistlichen Fürsten in den Besitz von Trier und sogar von Mainz.

Philippsburg capitulirte am 29. October; schon vorher wurde Heidelberg, im November auch Mannheim und Heilbronn besetzt. Nun aber kam der von Louvois ausgedachte Verwüstungsplan zur Ausführung. Das herrliche rheinische Gebiet sollte, da es nicht behauptet werden konnte, zur Abhaltung der Feinde wüst gelegt werden. Louvois schrieb ausdrücklich dem Marschall Duras, es sei des Königs Wille, daß alle Ortschaften, welche dem Feinde zum Aufenthalt und Winterquartier dienen könnten, völlig zerstört würden. Mit der Umgegend von Heidelberg wurde der Anfang gemacht. Der Commandant dieser Stadt wollte dieselbe gegen die Franzosen vertheidigen, wurde aber von den Bürgern daran gehindert. Am 18. Januar begannen daher die französischen Truppen die Vollziehung des ihnen von ihrem Ministerium ertheilten Auftrages. Sie sprengten einen Theil der Stadtmauern, der Schloßthürme und anderer Gebäude und verheerten die Gärten, Weinberge und Pflanzungen rund um die Stadt herum. Am 27. und 28. galt es dem benachbarten Rohrbach und allen Orten der Bergstraße nach Weinheim hin. Städte und Dörfer wurden dort niedergebrannt, über siebenhundert Gebäude vernichtet, die Bewohner nicht nur am Retten und Löschen gehindert, sondern auch erschossen oder nackt der größten Kälte preisgegeben, so daß die Straßen mit Leichnamen von erfrorenen oder getödteten Bürgern und Bauern bedeckt waren. Als in der Gegend von Weinheim die Vortrüppen der Sachsen sich zeigten, zog Melac, der dies Alles im Namen des Marschalls Duras leitete, nach Heidelberg zurück. Er beschloß, auch diese Hauptstadt, trotz der mit ihren Bewohnern abgeschlossenen Capitulation, auszuplündern und zu verbrennen und leitete selbst von dem Marktplatze aus ganz kaltblütig das Werk der Zerstörung. Der französische General Tessé wußte jedoch die wild wüthenden Soldaten zu täuschen, welche auch alle Privathäuser zerstören sollten und sie deshalb mit Stroh hatten anfüllen müssen. Tessé hatte nämlich absichtlich nasses Stroh nehmen lassen. Dagegen wurden alle öffentlichen Gebäude, sowie auch 30 Privathäuser niedergebrannt. Als im März die Baiern und Sachsen erschienen, wurde am 3. März Mannheim zerstört, nachdem man vorher Alles, was von Metall oder irgend sonst von Werth war, den Einwohnern geraubt hatte. Ganze Reihen von Häusern wurden niedergerissen und als die sächsischen Dragoner sich der Stadt Mannheim näherten, begann man auch dort zu brennen und zwar auf eine solche Weise, daß nachher, als die Einwohner zurückkehrten, viele von ihnen Mühe hatten, ihre eigenen Häuser wieder zu erkennen. Darmstadt wurde durch die Sachsen nur mit Mühe vor demselben Schicksale bewahrt.

Als die Deutschen das rechte Rhein-Ufer besetzt hatten, begannen

die Franzosen ihre Zerstörungen auf dem linken Ufer. Die Reichsstädte Speier und Worms ergaben sich, zahlten große Summen, trugen auf Befehl der Franzosen ihre Festungswerke ab und meinten nun Anspruch auf Schonung und Ruhe zu haben. Aber den Bürgern von Speier wurde gegen Ende April bekannt gemacht: wer auswandern wolle, solle in Frankreich Aufnahme finden. Die Acten des Reichs-Kammergerichtes, welches zu jener Zeit noch in Speier seinen Sitz hatte und in Folge der Zerstörung dieser Stadt nachmals nach Wetzlar verlegt wurde, ließen die Franzosen in den Elsaß bringen. Am 23. Mai wurde der Bürgerschaft, ohne ihr jedoch zu sagen, daß die Stadt verbrannt werden solle, der Befehl ertheilt, ihre besten Habseligkeiten auf 400 bereit gehaltene Wagen zu bringen. Nachdem dies geschehen war, wurde die Stadt in Brand gesteckt und jene Wagen theils geplündert, theils verbrannt. Um auch den Dom zerstören zu können, hatte man den Bürgern gerathen, alle ihre hölzernen Geräthschaften dadurch gegen das Feuer zu schützen, daß sie dieselben in den Dom brächten. Im Dom selbst wurde am 31. Mai Feuer angelegt, wobei man auch die Gräber der alten Kaiser aufbrach und ihre Leichen aus den Särgen riß. Am Tage vorher war die Stadt Worms angesteckt worden. Sie brannte bis zum 2. Juni und es wurden außer dem Dom und 14 andern Kirchen (darunter auch die der Jesuiten und die der Dominikaner) alle öffentlichen Gebäude, sowie eine große Zahl von Privathäusern vernichtet. Auch Alles das, was die unglücklichen Bürger in den Dom gerettet hatten, wurde geraubt oder verbrannt. Wir haben über die gegen Worms und Speier verübten Gräuel den officiellen Bericht der beiden Städte an den Reichstag.*) Als einige französische Officiere den Marschall Crequi nach der Ursache eines so unerhörten Auftretens fragten, erwiderte er mit den berüchtigten Worten: „Der König will es (la roi le veut)“ und legte ihnen ein Verzeichniß von mehr als 1000 Ortschaften vor, die noch verbrannt werden müßten, weil ihre Gebieter sich mit dem ketzerischen Oranier verbunden hätten. Die Franzosen dagegen berichteten, der König habe die verübten Barbareien nicht in ihrer ganzen Ausdehnung kennen gelernt. Wie aber dies sich auch verhalten mag: auf dieselbe Weise, wie in Speier und Worms, ward in der Haardt und im Badischen verfahren. Als die Brandenburger unter dem tapferen General Schöning von Köln her vordrangen, um sich mit den anderen Reichstruppen zu verbinden, begannen die Franzosen auch aus dem Erzbisthum Trier eine Einöde zu machen. Im folgenden Jahre (1690), als sie erkannten, daß sie die von ihnen besetzte weite Strecke gegen die Uebermacht nicht würden behaupten können, wurden die Länder

*) Theatrum Europaeum Th. XIII., S. 685 ff.

von Köln, Trier und Jülich ebenso, wie vorher die Pfalz, verwüstet und die Bauern sogar genöthigt, ihr eigenes im Felde stehendes Getreide unterzupflügen. Schon war über die Stadt Trier, deren Mauern längst gesprengt worden waren, ein ähnliches Schicksal verhängt, wie über Worms und Speier, und die Einwohner hatten bereits Befehl erhalten, ihre Habe nach Metz und Luxemburg zu bringen, als König Ludwig das Vorhaben seines Ministers Louvois, auch Trier zu verbrennen, mißbilligte, und ihm gebot, augenblicklich einen Courier abzuschicken, um den von ihm erlassenen Befehl, der jedoch noch nicht abgegangen war, zu widerrufen.*)

Dies Alles schien die deutsche Nation endlich einmal aus ihrem Schlafe aufzurütteln. Ein allgemeiner Unwille begann sich zu verbreiten. Ein Reichsgutachten sprach sich für den Krieg aus und der Kaiser erklärte bei Bestätigung desselben, die Krone Frankreich sei nicht nur als Feind des Reiches, sondern der gesammten Christenheit, ja nicht anders denn als der wahre Türke zu betrachten. Leider ward aber auch diesmal nach deutscher Sitte nur in Worten und auf dem Papier getobt und alles rasche Handeln von den Fürsten und ihren Beamten gehemmt. Man verbot von Reichswegen das Reisen nach Paris und erließ den Befehl, daß alle französischen Waaren, die nicht innerhalb drei Monaten verkauft wären, confiscirt, alle Franzosen, die nicht schon mindestens 20 Jahre in Deutschland ansässig wären, ausgewiesen und alle Deutschen, welche von den Franzosen einen Sold oder eine Pension bezögen oder ihnen Pferde, Waffen und Kriegsbedürfnisse lieferten, nicht länger im Reiche geduldet werden sollten. Das erbitterte Landvolk bewaffnete sich und nöthigte sogar im Badischen eine französische Truppenabtheilung zum Abzug; aber man hatte damals weder die Einsicht noch den Willen, derartige Kräfte zu verwenden.

Vom deutschen Heere kamen zuerst 14,000 Mann Sachsen an den Rhein. Hierauf besetzte der Graf von der Lippe die kurmainzische Festung Königstein im Taunus, sowie Höchst am Main; das damals als Festung geltende Frankfurt nahm Hessen und Hannoveraner in seine Mauern auf. Die Baiern lagen lange Zeit ruhig bei Bruchsal. Erst im Juli 1689 kam einige Bewegung in das Reichsheer, nachdem man durch das leidige Rathschlagen viele Zeit verloren hatte. Der Kurfürst von Baiern hatte sich, als er mit seinen 11,000 Mann bis Stollhofen gezogen war, nach Frankfurt begeben, um mit Herzog Karl IV. von Lothringen, welcher dort an der Spitze eines ansehnlichen Heeres von Kaiserlichen stand, und mit den Anführern der

*) Der König soll im Zorne den Minister mit einer Feuerzange bedroht haben, Frau von Maintenon aber dazwischen getreten sein. Saint-Simon, Mémoires Th. XIII., S. 32.

Sachsen Pläne zu entwerfen. Nachher war Mainz, welches der Kurfürst selbst, also der Erzkanzler und Primas des Reiches, den mordenden und raubenden Franzosen verrathen hatte, lange belagert worden, während die Franzosen vom Elsaß aus neue Verwüstungen übten. Da die französische Besatzung in Mainz, an deren Spitze Duras stand, sehr schwach war und keine Verstärkung erhielt, so wurde sie schon im Juli genöthigt, zu capituliren. Bonn, welches die Franzosen ebenfalls besetzt hatten, behauptete sich gegen die Brandenburger bis in den October hinein. Philippsburg weigerten sich die Baiern und Sachsen noch in dem Jahre 1689 zu belagern.

Nachher setzte Wilhelm III. den neuen Eroberungen Ludwig's XIV. dadurch Schranken, daß er das dritte der oben erwähnten Hauptbündnisse zu Stande brachte. Dieses unter dem Namen der großen Allianz geschlossene Bündniß vereinigte fast ganz Europa gegen Frankreich. Die Grundlage desselben war der am 12. Mai 1689 zu Wien zwischen Kaiser Leopold und den Generalstaaten geschlossene Vertrag. Diesem trat am 20. December vermittelst einer in Hamptoncourt ausgestellten Erklärung Wilhelm III. für England, sowie am 6. Juni 1690 König Karl II. für Spanien bei. Man machte sich verbindlich, den Krieg gegen Frankreich mit vereinten Kräften zu führen und keinen Frieden zu schließen, bis Alles auf den Fuß des westfälischen und pyrenäischen Friedens zurückgebracht sei. Auch sollte, damit Frankreich künftig nicht aufs Neue den Frieden stören könne, der Bund immer dauernd sein. Man verpflichtete sich zugleich, dem Herzog Karl von Lothringen vollständige Genugthuung zu verschaffen. Da inzwischen dieser berühmte Feldherr, welcher dem Reich und seinem Kaiser die größten Dienste geleistet hatte, auf einer Reise zu Wels in Oberöstreich gestorben war (18. April 1690), so gingen seine Ansprüche auf seinen Sohn Leopold Joseph Karl über. Ferner heißt es in einem Separat-Artikel der Bundes-Acte: „Weil Ludwig XIV. die Absicht gezeigt habe, die von seiner Gemahlin ausgestellte Entsagungs-Acte als nichtig zu betrachten, um nach Karl's II. Tode nicht allein die ganze spanische Erbschaft für den Dauphin in Anspruch zu nehmen, sondern diesen Prinzen auch zum römischen König ernennen zu lassen, so wollen die sämmtlichen Bundesglieder dem Kaiser und seinen Erben die Nachfolge in Spanien verbürgen und dahin wirken, daß der Erzherzog Joseph zum römischen König erwählt werde.“ Die Verbindung zwischen Holland und England war am 15. August 1689 durch den Vertrag von Westminster näher bestimmt worden. An demselben Tage schloß auch Christian V. von Dänemark einen Bund mit Wilhelm III., welchem er dann Hülfstruppen schickte. Zu Ende desselben Jahres wurde in Augsburg ein Kurfürstentag abgehalten, bei welchem Kaiser

Leopold persönlich erschien und zur Einigkeit, sowie zu kräftiger Kriegführung ermahnte. Am 24. Januar 1690 wurde sein zehnjähriger Sohn zum römischen König gewählt und zwei Tage nachher unter dem Namen **Joseph I.** feierlich gekrönt. Am 5. Juni 1690 kam auch zwischen Victor Amadeus II. von Savoyen und dem spanischen König ein Vertrag zu Stande, in welchem Beide sich gegenseitig ihren Schutz zusagten und die Vereinbarung trafen, daß, wenn sie Casale und Pignerol erobern würden, der erstere Platz den Spaniern, der zweite dem Herzoge von Savoyen zufallen solle. Am 4. Juni 1690 schloß der Letztere eine ähnliche Verbindung mit dem Kaiser. Auch der Kurfürst von Mainz trat am 4. Mai 1690 der großen Allianz bei. Am 8. Juni 1690 verbanden sich der fränkische und schwäbische Kreis zu Nürnberg gegen die Franzosen. Im September desselben Jahres schloß Friedrich III. von Brandenburg mit Spanien einen Vertrag zur Vertheidigung der Niederlande. Dagegen trat Kur-Sachsen erst später der großen Allianz bei. Am 18. August 1695 wurde das Bündniß zwischen dem Kaiser und den Generalstaaten erneut und die Pfalz, Braunschweig, Brandenburg, Baiern, Münster, Spanien, Lothringen, Savoyen, England, Köln und der fränkische Kreis in dasselbe aufgenommen.

Der Erfolg im Felde entsprach den von diesen Bündnissen gehegten Erwartungen keineswegs. Die Hauptunternehmungen der Franzosen waren gegen die Holländer und Spanier in den Niederlanden gerichtet. Dort erlangten freilich die Niederländer und Spanier unter dem Fürsten Georg Friedrich von Waldeck 1689 einige Vortheile über die Franzosen, an deren Spitze Louvois den von ihm begünstigten Marschall Humières gestellt hatte, der mehr ein geistvoller Hofmann als ein tüchtiger Feldherr war. Im Jahre 1690 starb aber, wie oben berichtet, Herzog Karl von Lothringen, welcher das aus 70,000 Mann bestehende deutsche Heer hatte commandiren sollen, und statt seiner erhielt im April Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern den Oberbefehl. Dieser wollte den Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen am Rhein zurücklassen und mit dem Reichsheere in die Franche Comté einfallen; die Unfälle aber, welche die Truppen der Alliirten in den Niederlanden und in Piemont erlitten, gestatteten die Ausführung des Planes nicht. Die weiteren Unternehmungen des Reichsheeres im Jahre 1690 verdienen ebenso wenig, wie die des Dauphins und des Marschalls de Lorges, welche ihm gegenüber standen, eine Erwähnung. Beide Theile unternahmen am Oberrhein weder 1690, noch im folgenden Jahre etwas Bedeutendes. Im Jahre 1691 litt das Reichsheer überdies durch Krankheiten, und einer seiner Führer, Kurfürst Johann Georg III., starb im September.

Was das zuvor erwähnte Mißgeschick angeht, welches die Alliir-

ten 1690 in den Niederlanden und in Piemont erlitten hatten, so wurden sie in beiden Ländern von einem der großen Generale Ludwig's XIV. geschlagen. In den Niederlanden hatte nämlich Louvois das Commando, welches bisher sein Günstling Humières geführt hatte, dem zwar verwachsenen und von Charakter sehr bösartigen, habsüchtigen und stolzen, zugleich aber im Felde sehr tüchtigen Herzog von Luxembourg übergeben.*) Dieser besiegte nicht nur den Fürsten von Waldeck am 1. Juli in der entscheidenden Schlacht bei Fleurus, sondern er eroberte auch die Städte Mons, Namur, Furnes, Dixmuyden, Ath und Charleroi. Auch einen Seesieg erfochten die Franzosen am 10. Juli unter dem Admiral Tourville bei der Insel Wight über die Engländer und Holländer; ja die Franzosen landeten an der englischen Küste, verbrannten zwölf Schiffe im Hafen von Teignmouth und zerstörten eine protestantische Kirche. In Piemont stand dem Herzog von Savoyen und den Spaniern Catinat gegenüber, ein Mann, welcher der höheren Aristokratie nicht angehörte, dessen moralische Eigenschaften und edeln Stoicismus in einer servilen Zeit wir daher noch weit höher schätzen, als seine großen militärischen Talente. Freilich ließ auch er in Piemont auf Louvois' Befehl Verheerungen anrichten und alle Bauern, die man bewaffnet fand, niederschießen. Catinat schlug am 18. August 1690 den Herzog von Savoyen bei Staffarda unweit Saluzzo und besetzte im November Susa; am Schlusse des Jahres war auch Savoyen erobert. Es war daher für die Alliirten ein Glück, daß im Juli 1690 Wilhelm III., die eigentliche Seele des vielköpfigen Bundes, welcher an sich nur ein phlegmatischer, langsamer, zäher, egoistischer Körper war, freie Hand erhielt und seine ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit Frankreich richten konnte.

Wilhelm hatte 1689 nicht nur in England, wo das Parlament und das Volk ihm oft entgegen waren, viel zu thun gehabt, sondern er wurde auch noch durch die Empörung der Irländer in Anspruch genommen, bei welchen im März Jakob II. selbst erschienen war. Die Irländer hatten Wilhelm nicht als König anerkannt und ein Heer aufgestellt, welches Tyrconnel anführte. Es war gegen sie ein englisches Heer unter Schomberg abgeschickt worden; dieses litt aber dort viel durch Krankheiten und sein Führer selbst kränkelte. Hätte daher Jakob II. nach dem Rathe des Livländers Rosen, welcher später

*) Louvois war früher (um 1680) in seinem Hasse gegen den Marschall so weit gegangen, daß er denselben vor Gericht stellen ließ, weil er einen Bund mit dem Teufel geschlossen habe. Die schriftliche Vertrags-Urkunde wurde dem Gerichtshofe vorgelegt und Luxembourg 14 Monate in der Bastille gefangen gehalten.

französischer Marschall ward, den Engländern gleich im Jahre 1689 eine entscheidende Schlacht geliefert, so würde er wahrscheinlich gesiegt haben. Er entschloß sich aber erst dann dazu, als Wilhelm selbst mit Verstärkungen nach Irland gekommen war und die Leitung des Krieges übernommen hatte. Wilhelm hatte am Ende des Jahres 1689 sein erstes Parlament, das ihm durchaus nicht günstig war, entlassen und ein neues einberufen. Dieses zeigte sich ihm weit mehr gewogen und er konnte daher, nachdem er es bis zum Juli 1690 vertagt hatte, sich selbst nach Irland begeben, um dem dortigen Kriege ein Ende zu machen, ehe er gegen die Franzosen ausziehe. Er erschien 1690 in Irland mit einem Heere von beiläufig 40,000 Mann, unter denen sich 10,000 Dänen, 17,000 Holländer und Brandenburger und 2000 ihres Glaubens wegen vertriebene Franzosen (réfugiés) befanden. Als Jakob, der in Dublin war, Wilhelm's Ankunft erfuhr, eilte er sogleich zu seinem Heere. Ludwig hatte ihm 7000 Mann trefflicher französischer Kerntruppen zugesandt; an die Spitze derselben wurde, auf Bitten Jakob's und seiner Gemahlin, der ritterliche Graf Lauzun gestellt, der die Königin über das Meer geflüchtet hatte. Da Lauzun sich mit dem General Rosen und dem Gesandten d'Avaux nicht gut vertrug, so rief man beide Männer aus Irland ab, wo sie bessere Dienste hätten leisten können als Lauzun. Schon am 11. Juni 1690 kam es zu der bereits erwähnten Schlacht unweit Drogheda an dem Boyne-Flusse, welcher beide Heere von einander trennte. In diesem Treffen bewies Wilhelm größere Fähigkeiten oder hatte mehr Glück, als in den Schlachten, die er den großen Generalen Ludwig's auf dem Festlande lieferte; Jakob II. dagegen, welcher ebenfalls persönlich zugegen war, zeigte weder Muth noch Talent. Schomberg verlor in diesem Treffen sein Leben. Der Kampf endigte mit einer vollständigen Niederlage der Irländer.

Diese überließen sich einer wilden Flucht; die 6- bis 7000 Franzosen und Schweizer aber, welche unter Lauzun mitgefochten hatten, zogen sich in bester Ordnung zurück. Jakob eilte hastig nach dem Hafen Waterford und schiffte sich nach Brest ein. Wilhelm verfolgte den errungenen Sieg nicht gerade lebhaft; denn sein Zweck war erreicht.*) Er überließ die Beendigung des Krieges in Irland dem General Ginkell, der bald nachher Limerick eroberte, und eilte selbst zurück, um seine Angelegenheiten in England und Holland zu ordnen.

Er begab sich im Februar 1691 nach dem Haag, wo eine große Versammlung der Verbündeten gehalten wurde. In dieser Versammlung, welcher außer ihm auch noch die Kurfürsten von Brandenburg

*) Wilhelm war in der Schlacht verwundet worden; als in Paris das falsche Gerücht von seinem Tode eintraf, wurden Freudenfeuer angezündet, Kanonen gelöst und die Glocken von Notre-Dame geläutet.

und von Baiern, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Statthalter der spanischen Niederlande und viele andere hohe Personen persönlich beiwohnten, wurde der Beschluß gefaßt, ein Bundesheer von 220,000 Mann aufzustellen. Ehe aber diese Armee zusammengebracht war, hatte König Ludwig, welcher dem Namen nach das Commando in den Niederlanden führte, oder vielmehr Vauban die Festung Mons erobert. Nachher beobachtete der Herzog von Luxembourg den ihm gegenüberstehenden Fürsten von Waldeck, welcher das niederländisch-spanische Heer commandirte, so lange, bis derselbe im Herbst eine Blöße gab. Dann griff er ihn an und schlug am 18. September 1691 bei Leuse in der Nähe von Tournay einen Theil seines Heeres. Einige Monate früher war übrigens in der Leitung des französischen Kriegswesens eine Aenderung eingetreten, welche den Alliirten großen Vortheil brachte, und zwei Jahre später ihre Truppen in den Niederlanden vielleicht vor dem völligen Untergange bewahrte. Am 16. Juli 1691 war nämlich Louvois gestorben und Ludwig vertraute seit dieser Zeit die oberste Leitung der französischen Heere nicht mehr einem erfahrenen und tüchtigen Manne an, weil er die Anmaaßung hatte, sich seine Minister bilden und Alles selbst leiten zu wollen, obgleich er weder Sinn für das Praktische, noch die nöthigen Kenntnisse besaß. Ludwig hatte die bisher von Louvois bekleidete Stelle dem Sohne desselben, dem Marquis von Barbesieux, gegeben, einem erst 24 Jahr alten Höfling, welcher, wie Leute seiner Art zu sein pflegen, ebenso servil gegen den König und die Maintenon, als hochmüthig gegen alle Niederen war.

Auch das Seewesen wollte Ludwig selbst leiten. Er übertrug deshalb die Stelle eines Marine-Ministers, welche durch den 1690 erfolgten Tod Seignelai's erledigt worden war, an Pontchartrain, obgleich dieser selbst ihm erklärte, daß er gar keine Kenntniß vom Seewesen habe. Ludwig gab seitdem seinen Admiralen despotische Vorschriften über Dinge, die er nicht verstand, und führte dadurch im Jahre 1692 eine sehr bedeutende Niederlage der einst von Colbert gebildeten Flotte herbei, mit welcher Tourville 1690 einen Sieg über die Holländer und Engländer erfochten hatte. Ludwig ließ nämlich, um seinem Freunde Jakob II. wieder zum Besitze des englischen Thrones zu verhelfen, 44 Kriegsschiffe unter Tourville von Brest auslaufen; er sollte eine Anzahl Truppen, welche in der Nähe von Havre standen, nach England hinüberbringen. König Jakob und die Seinigen versicherten, die englischen Seeleute seien dem Prinzen von Oranien feind; sie würden schlecht kämpfen und im entscheidenden Augenblick zu den Franzosen und Irländern übergehen. Tourville segelte von Brest in den Kanal und dann zurück nach dem Cap La Hogue unweit Cherbourg, wo die zur Einnahme von England bestimmten Trup-

pen lagen. Er hatte nämlich von Ludwig den bestimmten Befehl, sich mit seinen Schiffen den englischen Küsten zu nähern und die feindliche Flotte, wo er sie träfe, anzugreifen. Diesem Befehl gedachte er nachzukommen, obwohl inzwischen die englische und die holländische Flotte, zusammen 85 Linienschiffe stark, sich vereinigt hatten; er wollte sich nicht dem Vorwurf aussetzen, den ihm der König früher gemacht hatte, daß es ihm an Unternehmungsgeist fehle. Am 29. Mai begann die Schlacht nahe der französischen Küste. Alle Engländer thaten ihre Pflicht; der Admiral Russel hatte sie vorher ermahnt, Jeden über Bord zu werfen, wenn er falsches Spiel treibe, und ihn selbst zuerst. Tourville kämpfte höchst ehrenvoll, sah sich aber zum Rückzuge genöthigt. Nun erst begann eigentlich das Mißgeschick der Franzosen. Bei Cherbourg wurden ihnen drei Schiffe verbrannt, darunter eines, die „königliche Sonne", für das schönste der Welt galt.*) Hierauf gelang es noch den Engländern, in der Bucht von La Hogue acht große Schiffe zu verbrennen und andere zu zerstören, worauf sie am 4. Juni, das God save the king laut anstimmend, abfuhren. Die Bedeutung der französischen Kriegsflotte war auf lange Zeit hinaus vernichtet.

Während auf solche Weise die Alliirten 1692 einen glänzenden Sieg zur See gewannen, waren sie dagegen im Landkriege dieses Jahres sehr unglücklich. Wilhelm III., welcher damals ihre Truppen in den Niederlanden anführte, hatte ebensowenig Glück, als vorher Georg Friedrich von Waldeck. Er griff am 3. August den Herzog von Luxembourg, unter dessen militärischer Deckung Vauban am 5. Juni 1692 Namur erobert hatte, in seinem Lager bei Steenkerken an und ward zurückgeschlagen, wobei die Holländer allein 3000 Mann verloren. Nach Italien schickte man, als Catinat ganz Savoyen erobert hatte, den Kurfürsten von Baiern, sowie den Prinzen Eugen, welcher bisher in Ungarn mit den Türken gekämpft hatte. Beide hielten aber nur mit Mühe Catinat von Piemont ab. Der Herzog von Savoyen drang zwar in die Dauphiné ein und eroberte Gap, erkrankte aber an den Kinderpocken und konnte nicht vorrücken. Uebrigens war kurz vorher auf Wilhelm's Betreiben der Kurfürst von Baiern zum Statthalter in den spanischen Niederlanden ernannt worden. Derselbe war mit einer Tochter von Kaiser Leopold's erster Gemahlin, der spanischen Prinzessin Margaretha Theresia, vermählt. Diese hatte nicht, wie ihre ältere Schwester Maria Theresia, die Königin von Frankreich, bei ihrer Vermählung dem Anspruche auf die

*) Die Engländer verfolgten dieses Schiff mit besonderer Wuth, weil man sagte, König Ludwig sei auf demselben abgebildet wie auf dem Siegesplatze in Paris, mit gefesselten Nationen unter den Füßen; s. Macaulay, VII, 50.

spanische Erbschaft entsagt. Da nun der Kurfürst von ihr einen Sohn hatte, wurde, weil man einem künftigen Kriege über die Nachfolge in Spanien ausweichen wollte, diesem die Nachfolge zugedacht.

Im Jahre 1693 würden die Franzosen in den Niederlanden ihre Gegner völlig vernichtet haben, wenn nicht die oben erwähnte Anmaaßung Ludwig's, Alles verstehen und leiten zu wollen, ihnen die günstige Gelegenheit dazu geraubt hätte. Ludwig hatte dort ein Heer von 120,000 Mann aufgestellt, welches er selbst commandirte und bei dem sich auch der Dauphin und der Marschall Boufflers befanden. Ein zweites, aber schwächeres Herr ward vom Marschall Luxembourg angeführt. Ludwig stand mit seinen 120,000 Mann in der Nähe von Löwen dem Könige von England gegenüber, der ein um die Hälfte schwächeres Heer hatte, und man erwartete jeden Augenblick dieses vernichtet zu sehen, als auf einmal Ludwig einen andern Entschluß faßte. Er schickte nämlich, während er selbst nach Versailles zurückkehrte, einen Theil seines Heeres unter dem Dauphin und Boufflers an den Ober-Rhein, sowie einen andern nach Italien und überließ den ganzen Krieg in den Niederlanden dem Herzoge von Luxembourg und seinen Truppen. Dieser griff am 29. Juli Wilhelm's Lager bei Neerwinden, unweit Tirlemont, an, erstürmte dasselbe, nachdem er mehrere Male zurückgeschlagen worden war, eroberte die ganze Artillerie Wilhelm's und tödtete einen großen Theil seiner Truppen. Er verfolgte jedoch den errungenen Sieg nicht sehr eifrig, und Wilhelm konnte ihm deshalb gleich darauf wieder die Spitze bieten. Er erklärte damals selbst, durch die von Ludwig angeordnete Verringerung des französischen Heeres sei er, wie durch ein Wunder, vor Vernichtung bewahrt worden. Im Herbste desselben Jahres (am 4. October 1693) brachte Catinat dem Herzoge von Savoyen, unweit dem Dorfe Marsaglia, eine Niederlage bei, durch welche dieser 8000 Mann verlor und die Belagerung von Casale und Pignerol aufheben mußte. Tourville zeigte sich auch in diesem Jahre mit seiner geschwächten Flotte als großer Admiral und nahm beim Cap St. Vincent in Portugal eine englisch-holländische Handelsflotte weg, die von Smyrna kam. Ludwig XIV. stiftete damals (1693) den Orden des heiligen Ludwig zur Auszeichnung verdienter Land- und See-Officiere; die Mitglieder mußten nicht von Adel, wohl aber katholisch sein und zehn Jahre im Heer oder auf der Flotte gedient haben.

Von dem Antheile der Deutschen an diesem Kriege zu reden, ist betrübend für jedes patriotische Herz, weil zu den National-Fehlern des Ueberlegens und Schreibens, des Disputirens und Streitens über Kleinigkeiten, des Knauserns und Sparens an der unrechten Stelle und der Erbärmlichkeit der Junker und kleinen Fürsten noch ewige

Zwietracht der Anführer hinzukam. Im Jahre 1691 ward wegen der steten Zänkereien, welche der kaiserliche General Caprara und der brandenburgische Feldmarschall Schöning mit einander hatten, nichts Bedeutendes ausgeführt. De Lorges machte vielmehr einen Raubzug bis tief in Schwaben hinein und nährte, bekleidete und bezahlte, wie Ludwig ihm befohlen hatte, sein Heer auf Unkosten der Deutschen. Er wurde freilich zuletzt nach St. Louis zurückgetrieben; dies war aber auch Alles, was 1691 geschah. Als im folgenden Jahre Caprara aus Verdruß abdankte und Markgraf Christian Ernst von Baireuth den Oberbefehl erhielt, ging es noch schlimmer; denn vor lauter politischen Kabalen wurde der Krieg ganz vernachlässigt. Diese Kabalen gingen großentheils vom kursächsischen Hofe und von dem General Schöning aus. Schöning war früher in brandenburgischen Diensten gewesen und hatte sich um den großen Kurfürsten und dessen Heer sehr verdient gemacht. Im Jahr 1689 hatte ihn Friedrich III. zum ersten Befehlshaber beim rheinischen Heere ernannt. Er war aber ein stolzer, herrschsüchtiger Mann und lebte mit einem anderen brandenburgischen General, dem groben Barfuß, welcher zehn Dienstjahre mehr hatte, als er, in steter Zwietracht. Dieser Streit artete, als Barfuß von Bonn nach Mainz beordert worden war, in einen ärgerlichen Scandal aus. Die beiden Generale geriethen einst im Vorzimmer des Kurfürsten in einen heftigen Wortwechsel, schlugen mit den Stöcken nach einander und zogen den Degen. Schöning wurde hierauf verhaftet, Barfuß dagegen mußte nur seinen Degen abgeben. Darüber ward der Erstere so erbittert, daß er seinen Abschied nahm. Das verbündete Heer verlor dadurch seinen besten General, was großen Einfluß auf die Kriegsunternehmungen am Rhein hatte; doch gelang es den Brandenburgern, bei welchen der sonst nicht sehr kriegerische Kurfürst Friedrich III. in diesem Jahre standhaft aushielt, im October 1689 das heldenmüthig vertheidigte Bonn zu erobern. Schöning trat in sächsische Dienste und ward 1692 an die Spitze des sächsischen Heeres gestellt. Er hatte bei dem Kurfürsten Johann Georg III. viel gegolten; als dieser 1691 während des Feldzuges an einer Seuche gestorben war, übte Schöning anfangs nicht geringeren Einfluß auf dessen Sohn und Nachfolger, Johann Georg IV. Der Kaiser beschuldigte damals diesen Kurfürsten, daß er zu denen gehöre, welche neben der östreichischen und französischen Partei eine sogenannte dritte Partei im Reiche bilden wollten*). Da Schöning Intriguant war und viele

*) Wir sind weit entfernt, den Hof-Klatschereien im Lakaien-Stil, die sich in Büsching's historischem Magazin, 8r. Theil, S. 41., befinden, irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken. Doch sagt der Kaiser in einer Erklärung wegen der damals an Hannover zu ertheilenden Kurwürde (Theatrum Europaeum,

Feinde hatte, so schrieb der Kaiser es ihm zu, daß Johann Georg seine Truppen eine zeitlang vom kaiserlichen Heere weggezogen hatte, wodurch es den Franzosen unter de Lorges möglich geworden war, über den Rhein zu gehen, das Land bis nach Franken hin zu verwüsten und besonders im Würtembergischen schwere Contributionen zu erheben. Der Kaiser ließ daher den General Schöning zu Teplitz, wo er die Bäder gebrauchte, aufheben und gefangen nach Brünn abführen. Dadurch ward das Verhältniß vollends gestört und die Sachsen zogen vom Reichsheere ab. Johann Georg mußte jedoch wegen seiner Geliebten, Margaretha Sibylla Neitschütz, die Gunst des Kaisers zu erhalten suchen, und dies bewirkte, daß er wieder am Kriege Theil nahm. Da wir, wo es nur immer möglich ist, alles Aergerliche übergehen, so bemerken wir blos, daß Johann Georg seine Geliebte, die er mit ihrer Mutter zur Gräfin von Rochlitz gemacht, ihr auch einen Palast, Landgüter und einen Hofstaat verliehen hatte, durch den Kaiser in den Fürstenstand erhoben zu sehen wünschte. Er überließ also Schöning seinem Schicksale, trat endlich der großen Allianz bei und führte 1693 selbst 12,000 Sachsen an den Rhein. Schöning mußte, um die Freiheit wieder zu erhalten, einem kaiserlichen Minister 30,000 Thaler zahlen.

Johann Georg kam mit seinen Truppen zu spät, um der Barbarei vorzubeugen, welche die Franzosen 1693 aufs Neue gegen die Stadt Heidelberg übten. De Lorges griff diese Stadt an, während der Markgraf Ludwig von Baden, welcher nach seinen glänzenden Siegen in Ungarn an die Spitze des deutschen Heeres gestellt worden war*), in einem festen Lager bei Eßlingen stand. Heidelberg und sein Schloß waren wieder in Vertheidigungszustand gesetzt worden und hatten eine Besatzung von vier Regimentern. Die Stadt hätte also gegen die Erneuerung der Gräuel, welche die Franzosen 1689 geübt hatten, geschützt werden können. Auch hatte Markgraf Ludwig dem Commandanten, dem kaiserlichen General-Feldmarschalllieutenant Georg Eberhard von Heidersdorf, ausdrücklich befohlen, die Stadt auf keinen Fall zu übergeben, sondern bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, weil er selbst ganz gewiß zum Entsatze erscheinen werde. Dessenungeachtet machte der feige und unfähige Commandant nicht einmal den Versuch

---

S. XIV, col. a. Artikel 4) in Betreff dieser dritten Partei: „Seyn bekannt, was für artificia und französische Intriguen bei diesem fürstlichen Hause zur Bildung einer dritten Parthey im Reiche sich gezeiget, welche nicht anders als durch Gewinnung dieses fürstlichen Hauses (Hannover) könne gewonnen werden."

*) Er hatte dabei die Bedingung gestellt, daß neben ihm kein Kurfürst beim Heer anwesend sein dürfe.

einer Vertheidigung, sondern öffnete den Franzosen sogleich die Thore. Er wurde dafür freilich nachher infam cassirt, aus einer Versammlung des deutschen Ordens, dessen Mitglied er war, mit einem Fußtritt ausgestoßen und sodann auf einem Karren durch das Lager der Reichsarmee geführt, worauf der Henker ihm den Degen zerbrach. Aber waren nicht die Leute, die einem solchen Manne, weil er dem Junkergeschlechte angehörte, einen so wichtigen Posten anvertrauen konnten, schuldiger als er? Auch haben wir selbst 1806 gesehen, wie preußische Junker, auf das Adelswesen gestützt, noch ärger ihre Pflicht vergaßen, als Heidersdorf. Wie vielen Antheil die Kapuziner von Heidelberg, deren Kirche verschont blieb, während die übrigen vernichtet wurden, an der unerhört schändlichen Uebergabe der Stadt hatten, wollen wir nicht entscheiden. Als die Franzosen einzogen, fanden sie nicht den geringsten Widerstand; gleichwohl wurden diejenigen Einwohner, die sich nicht auf das Schloß geflüchtet hatten, zusammengehauen, die Frauen schändlich mißhandelt, fast Alles, was 1689 verschont geblieben war, völlig zerstört und die Stadt noch einmal in Brand gesteckt (Mai 1693). Die Wälle und Mauern wurden niedergerissen, Keller, Privathäuser, Brunnen, das ganze Schloß und die Kirchen gesprengt, sogar die Leichen der Kurfürsten aus den Gräbern gerissen und ihres Schmuckes beraubt und endlich das Meisterstück der italienischen Baukunst des 16. Jahrhunderts, der Otto-Heinrich's-Bau, zum zweiten Male arg mitgenommen. Diese Schandthat ließ Ludwig XIV. durch eine Schaumünze verherrlichen, welche das Schloß und die brennende Stadt zeigte mit der Unterschrift „Heidelberga deleta".*)

Auch in dem ganzen Landstriche von Stuttgart bis nach Darmstadt raubten, mordeten und brannten die Franzosen, da das Reichsheer gegen die mit dem Heere des Dauphin vereinigten Truppen des Marschalls de Lorges nicht stark genug war. Die Zuchtlosigkeit unter den Letzteren wurde so unerträglich, daß Lorges einmal an einem Tage 20 Soldaten aufhängen ließ. Der Marschall wurde endlich, als er das Lager des Markgrafen Ludwig bei Heilbronn angriff, mit großem Verluste zurückgeschlagen und mußte über den Rhein zurückgehen. Im folgenden Jahre (1694) wiederholte er seinen Angriff auf den Markgrafen Ludwig; er wurde aber aufs Neue mit Verlust zurückgeschlagen, und Ludwig folgte ihm dann über den Rhein nach. Unglücklicher Weise war jedoch im April 1694 Johann Georg IV. gestorben, und der sächsische Simson, Johann Georg's Bruder, Friedrich August I., ein Fürst ohne Herz und Gemüth, sowie ohne Sinn für Recht und Vaterland, war ihm nachgefolgt. Die Sachsen durften also im

*) Die Sprengung des einen Schloßthurmes war bereits im Jahre 1689 durch Melac veranstaltet worden.

September die Franzosen nicht weiter verfolgen und der Markgraf mußte sich in sein befestigtes Lager bei Heilbronn zurückziehen.

Im Jahre 1695 ward statt des Herzogs von Luxembourg, welcher im Januar gestorben war, ein Günstling des Königs und der Maintenon, der Marschall Villeroi, zum Oberbefehlshaber des französischen Heeres in den Niederlanden ernannt. Dieser war nicht im Stande, die Einnahme der Festung Namur zu hindern; er mußte vielmehr mit ansehen, daß dieselbe von Wilhelm III. genommen ward, wobei die brandenburgischen Truppen das Hauptverdienst hatten.*) Villeroi beschoß dafür zwei Tage lang die Stadt Brüssel und fügte ihr großen Schaden zu. Im Jahre 1696 gingen die Franzosen bei Philippsburg über den Rhein. Ludwig von Baden dagegen überschritt seinerseits den Rhein bei Mainz. Da jedoch der General Thüngen, welcher die Franzosen im Rücken hatte fassen sollen, dies nicht zu thun wagte, so bezogen dieselben bei Neustadt an der Haardt ein festes Lager, welches dann vom Markgrafen bombardirt wurde. Im folgenden Jahre entsagte Wilhelm III., da die deutschen Fürsten, welche damals wie immer ihre besten Truppen an die Niederlande vermietheten, nichts für ihr Vaterland thaten, der Hoffnung, seinen Zweck vollständig zu erreichen und ließ sich auf die von Frankreich unter schwedischer Vermittelung gemachten Friedensvorschläge ein. Ludwig XIV. hatte nämlich diesen Weg eingeschlagen, damit er bei der Erledigung des spanischen Thrones seine Ansprüche an denselben geltend machen könne, ohne es dabei mit einem furchtbaren Bunde zu thun zu haben. Er befolgte, wie immer, die bekannte Regel: Theile, um zu herrschen! (Divide et impera!)

Schon seit 1693 war über einen Frieden insgeheim mit mehreren der Verbündeten, namentlich mit Victor Amadeus II. von Savoyen, unterhandelt worden. Im Jahre 1696 schloß der Letztere zu Turin einen Separat-Frieden mit Frankreich. Er erhielt durch denselben alle Plätze, welche von ihm jemals an Frankreich abgetreten worden waren, sogar Pignerol, wieder zurück, und seine älteste Tochter ward mit Ludwig's XIV. ältestem Enkel, dem Herzog von Burgund, verlobt.**) Im Anfange des Jahres 1697 ging auch Wilhelm III. auf Unterhandlungen ein und in Folge davon wurden dann am 9. Mai auf einem oranischen Schlosse bei Ryswick, einem zwischen Delft und dem Haag gelegenen Dorfe, Friedens-Conferenzen eröffnet, an welchen

*) Wilhelm sagte zu dem Feldmarschall Flemming: „Es ist seker, dat juwe Truppen den grötsten Part an der Eroberung haben; ick bin dem Herrn Korförsten sehr obligirt und ju alle.“

**) Ueber Victor Amadeus, der 55 Jahre (1675—1730) regierte, macht Spittler bei dieser Gelegenheit die auch bei den Nachfolgern des Herzogs anwendbare Bemerkung: es sei ein höchst seltenes Beispiel in der Geschichte, daß ein kleiner Herr mit großen zusammenspielt und am Ende Gewinn macht.

außer England und Holland auch Spanien und der Kaiser Theil nahmen. Da der Letztere und das deutsche Reich nichts für sich selbst thaten, so sorgte auch Wilhelm III. für ihr Interesse nicht weiter, als seine Politik es zuließ, sobald nur Spanien abgefunden war. Am 20. September 1697 wurde zwischen Holland, England und Spanien einerseits und Frankreich andererseits ein Friedensvertrag geschlossen, welcher den Holländern allerlei Handelsvortheile gewährte und den Spaniern alles das, was Frankreich seit dem letzten Frieden an sich gerissen hatte, wieder verschaffte mit alleiniger Ausnahme von 82 Dörfern und Städten in den Niederlanden, von denen man behauptete, daß sie wirklich Dependenzen von Frankreich wären. Sodann enthielt der Vertrag die volle Anerkennung Wilhelm's als König von England. Den König Jakob aus Frankreich oder auch nur vom französischen Hofe zu entfernen, weigerte sich Ludwig entschieden; doch versprach er, keinen Feind Wilhelm's zu unterstützen. Auch erhielt der Letztere sein Fürstenthum Orange an der Rhone zurück.

Nachdem auf solche Weise England und Frankreich nichts verloren und zugleich für Spanien gesorgt hatten, kam die Reihe an Kaiser und Reich. Diese benahmen sich so ungeschickt bei den Unterhandlungen, daß sie am 30. October 1697 die Bedingungen annehmen mußten, welche Holland, ohne sie zu fragen, ausgemacht hatte. Bis zum 1. September hatte Ludwig dem Kaiser die Wahl offen gelassen, ob er Straßburg oder Freiburg sammt Breisach zurückgeben sollte; da man den Termin vorübergehen ließ, so erklärte er, daß er Straßburg behalten werde. Im 3. Artikel dieses zwischen Frankreich und Deutschland geschlossenen Ryswicker Friedens entsagte Ludwig XIV. allen den Eroberungen, die er seit dem Nymwegener Frieden unter dem Namen von Reunionen gemacht hatte. Jedoch waren die des Elsasses ausgenommen; diese wurden folglich als stillschweigend abgetreten betrachtet. Im 16. und 17. Artikel wurde sogar Straßburg ausdrücklich an Frankreich abgetreten. Nach den Artikeln 19, 20 und 21 überließen die Franzosen Freiburg und Breisach dem Kaiser, sowie Philippsburg dem Reiche. Im 15. Artikel ward Kehl dem Reiche, im 9. Zweibrücken den Schweden und Mümpelgard dem Hause Würtemberg zurückgegeben. Der Streit wegen der pfälzischen Erbschaft ward Schiedsrichtern überlassen, deren Obmann der Papst sein sollte; die Entscheidung zog sich bis zum Jahr 1702 hin, in welchem der Papst und die Schiedsrichter bestimmten, daß der Kurfürst von der Pfalz 300,000 Scudi zahlen und dafür von allen Ansprüchen der Herzogin an Land und Gut befreit sein sollte. Das Fort, welches Hüningen gegenüber gebaut worden war, sollte geschleift, Grund und Boden desselben an Baden zurückgegeben werden. Das Fort am

rechten Ufer, dem Fort Louis gegenüber, wurde ebenfalls geschleift. Fort Louis selbst aber und die Insel, auf welcher es steht, blieben dem König von Frankreich. Der Herzog von Lothringen, Karl's IV. Sohn, Leopold Joseph Karl, erhielt sein Land zurück, wie es sein Vater 1670 gehabt hatte. Doch mußten die neuen Befestigungen von Nancy, welches der König ihm zurückgab, geschleift werden und der Herzog sollte sie nicht wieder aufbauen dürfen. Auch Bitsch und Homburg, deren Festungswerke ebenfalls geschleift werden mußten, erhielt der Herzog zurück. Dagegen verblieben Saarlouis und ein District von einer halben Stunde um diese Festung herum dem französischen Könige. Auch die Stadt und das Amt Longwy behielten die Franzosen, welche dafür dem Herzog eine Entschädigung im Gebiete der Bisthümer Metz, Toul und Verdun geben sollten. Endlich ward noch der Kardinal von Fürstenberg, Bischof von Straßburg, in alle seine Güter, Ehren und Rechte, die ihm als Reichsstand gebührten, wieder eingesetzt, auch seinen Verwandten und Dienern volle Amnestie bewilligt.

Eine in ihren Folgen sehr wichtige Bestimmung enthielt der vierte Artikel des Ryswicker Vertrages. Durch den Einfluß der Jesuiten, welche beim Kaiser und bei Ludwig XIV. gleich viel vermochten, wurde nämlich zum Verdruß der deutschen Protestanten, die deshalb gegen den ganzen Frieden protestirten, dem vierten Artikel die Clausel beigefügt, daß in allen von Frankreich zurückzugebenden Orten das Kirchenwesen in dem Stande bleiben solle, in welchem es zur Zeit der französischen Herrschaft gewesen sei. Die Franzosen hatten aber überall den protestantischen Gottesdienst mit Gewalt unterdrückt. Die Clausel wurde am 29. October 1697 kurz vor Mitternacht von den französischen Gesandten unvermuthet, aber sehr entschieden aufgestellt, als man bereits damit beschäftigt war, den Friedensvertrag ins Reine zu schreiben. Sie erregte bei den protestantischen Abgesandten lebhaften Unwillen und auch bei den Katholiken Widerspruch. Man stellte von französischer Seite den Umfang der Forderung als geringfügig dar; doch fand sich später, daß es nicht weniger als 1922 Ortschaften waren, in welchen Frankreich den Katholiken größere Rechte verliehen hatte, als sie kraft des westfälischen Friedens besaßen. Die Ryswicker Clausel gab daher zu endlosen Verhandlungen und Bedrückungen Anlaß, obgleich von Seiten des Reiches, das am 26. November 1697 den Friedensvertrag bestätigte, in einer Nachschrift erklärt wurde, daß die Katholiken von der Clausel gegen die Protestanten niemals Gebrauch machen würden, sondern daß es bei den Bestimmungen des westfälischen Friedens verbleiben solle.

10. Brandenburg und Preußen bis zur Erwerbung der Königswürde.

Der große Kurfürst hinterließ seine Staaten nicht nur um mehr als ein Drittheil vergrößert, sondern auch so eingerichtet, daß der Beherrscher sich aller Hülfsquellen leichter und sicherer bedienen konnte, als dies in einem anderen Staate des Festlandes, außer Frankreich, der Fall war. Mit List und Gewalt hatte er dieses Ziel erreicht; freilich war er allerwärts von Mißgunst umgeben und man muß zugestehen, daß er meist höhere staatliche Gesichtspunkte im Auge hatte, als Diejenigen, die ihm widerstrebten. Am rücksichtslosesten verfuhr er mit den Ständen des Herzogthums Preußen, als ihm die souveraine Herrschaft über dieses Land erst von Schweden, dann von Polen eingeräumt worden war. In Preußen waren weder die Städte noch der Adel mit der Aenderung zufrieden; sie fürchteten, der Kurfürst werde die Souverainetät als unumschränkte Macht auffassen und erklärten daher, die Krone Polen habe dem Herzog nicht mehr Befugnisse übertragen können, als sie selbst besessen. Zudem war das Land vom Kriege hart mitgenommen und wurde vom Kurfürsten mit kaum erschwinglichen Auflagen heimgesucht; der Adel mit Grundsteuern, die Städte, vor allem Königsberg, mit Accisen. Sie hielten die Einigung mit Polen immer noch für zu Recht bestehend und gaben die Absicht kund, Abgeordnete nach Warschau zu schicken. Zudem waren sie unzufrieden mit den Bestimmungen, die Friedrich Wilhelm zu Gunsten seiner reformirten Glaubensgenossen getroffen hatte. An der Spitze der Unzufriedenen stand unter den Adligen der Generallieutenant **Albrecht von Kalkstein**, unter den Bürgern der kraftvolle Schöppenmeister von Königsberg, **Hieronymus Rhode**. Der Sohn des Letzteren ging nach Warschau, wo er vom König gut aufgenommen wurde und mit allem Eifer gegen den Kurfürsten wirkte. Da ließ der Letztere den Schöppenmeister unvermuthet zu Königsberg in seinem Hause militärisch umzingeln und auf das Schloß bringen (October 1662); er blieb als angeblicher Hochverräther in Haft, erst in Kolberg, dann in Peitz, wo er, ohne jemals um Gnade zu bitten, nach 16 Jahren starb.*) Nach seiner Verhaftung wurde mit den Ständen eine „Assecuration" vereinbart und den Letzteren immerhin noch manche Rechte bestätigt; im October 1663 nahm der Kurfürst zu Königsberg in Gegenwart polnischer Bevollmächtigten feierlich die Huldigung entgegen, wobei er auf einem mit rothem Sammt bedeckten Throne saß. Der Sohn Albrecht's von Kalkstein wurde wegen fortgesetzten Ungehorsams zu ewiger Gefangen-

*) Tenetur in carceribus mognanimus et innocens vir, sagt Zaluski.

schaft verurtheilt, aber nach einem Jahre in Freiheit gesetzt, wobei er Urfehde schwur und auf seinen Gütern zu bleiben versprach (1668). Da er nun gleichwohl nach Warschau ging und hier, als geschehe es im Namen der preußischen Stände, heftig und ungeziemend gegen den Kurfürsten auftrat, begehrte dieser von dem damaligen König von Polen, Michael Wisnowieczki, Kalkstein's Auslieferung. Dieser war kürzlich zum Katholicismus übergetreten und glaubte um so eher in Polen Schutz zu finden; der preußische Gesandte Brandt ließ ihn aber zu sich bringen, in einen Teppich wickeln und über die Grenze schaffen. Die heftigen Vorstellungen, die von Polen aus an den Kurfürsten gerichtet wurden, hatten keinen Erfolg; Kalkstein wurde in Memel vor Gericht gestellt und als Eidbrüchiger, Fälscher und Hochverräther enthauptet (1671).

In religiöser Hinsicht suchte der Kurfürst insofern zu vermitteln, als er dem dogmatischen Gezänke zwischen Lutheranern und Reformirten gern ein Ende gemacht hätte. Er glaubte dies durch Religionsgespräche zu vermitteln; als diese zu nichts führten, erließ er ein Edict, in welchem er das Streiten und Schmähen auf der Kanzel untersagte. In diesem Edicte werden die gebräuchlichsten Schimpfwörter angeführt, mit welchen beide Religionsparteien einander zu bezeichnen pflegten und die nun unterbleiben sollten; die Reformirten hießen Zwinglianer, Manichäer, Sacramentsschänder, Majestätsfeinde; die Lutheraner wurden Ubiquitisten, Flacianer, Pelagianer gescholten. Da nicht alle Geistlichen der Mark das Edict annehmen wollten, so wurden zwei Widerspenstige, erst der Archidiakonus Reinhard und sodann der berühmte Liederdichter Paul Gerhard (letzterer im Februar 1666) ihrer Stellen entsetzt. Reinhard ging nach Leipzig, wo er Professor der Theologie wurde; für Paul Gerhard verwandten sich der Magistrat und die Landstände so eifrig, daß der Kurfürst ihn restituirte, weil ihm „dessen Unschuld und Moderation gerühmt worden." Da sich aber Gerhard wegen des noch immer bestehenden Edictes in seinem Gewissen nicht beruhigen wollte, so erfolgte seine abermalige Entlassung (1667). Er erhielt in Sachsen vom Herzog Christian zu Merseburg einen Jahrgehalt und später ein geistliches Amt zu Lübben, wo er 1676 starb.*)

Daß der Kurfürst bei aller Rücksicht, die er auf den praktischen Vortheil nahm, dem protestantischen Bekenntniß aufrichtig und stand-

*) Die Angabe, daß Paul Gerhard nach seiner Entlassung das berühmte Lied „Befiehl Du Deine Wege" verfaßt habe, ist irrig. Wohl aber dichtete er um die Zeit, da die Verhandlungen geführt wurden, jenes andere: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich;" mit dem Verse: „Kein Hungern und kein Dürsten, kein' Armuth und kein' Pein, kein Zorn des großen Fürsten soll mir ein' Hindrung sein."

haft anhing, zeigte er auch in der Ablehnung des Anerbietens, ihm die polnische Krone zu verschaffen. Ueberhaupt fehlte es ihm keineswegs an einem idealen Zug, der ihn, den sonst so praktischen Mann, sogar für phantastische Pläne empfänglich machte. Er begünstigte die Pflege der deutsche Poesie in Preußen, indem er als Staatsmann jede geistige Verbindung zu schützen wußte, welche sein Herzogthum an der Ostsee mit den alten Provinzen verband. Dem liebenswürdigen Dichter Simon Dach, Professor der Poesie an der Universität Königsberg, machte er das kleine Landgut Kuxheim zum Geschenk. Die Bittworte, sowie die Dankverse, welche Dach an ihn richtete, unterscheiden sich in ihrer würdigen Haltung sehr vortheilhaft von dem Schwulst und der Kriecherei, welche bei den Gelegenheitspoeten jener Zeit üblich waren. Bei dem was Friedrich Wilhelm für Künste und für Studien that, lag ihm der Gedanke nahe, daß Glanz auch nach dieser Seite hin zu den Attributen des Fürstenthums gehöre; daher auch seine Vorliebe für sinnreich erfundene, prachtvolle Denkmünzen, durch welche er ebenso die Hochzeiten und Geburtstage in seiner Familie, wie seine Schlachten und Friedensschlüsse verherrlichte. Phantastisch war die Vorliebe, welche er dem Entwurf einer confessionslosen internationalen Universität zuwandte; einem Entwurf, der an vorgeschrittene Gedanken unserer Zeit erinnert, aber im 17. Jahrhundert noch keinen Boden hatte. Derselbe ging von einem angesehenen Schweden, Namens Skytte, aus; die neue Universität sollte eine Freistatt für Gelehrte und Künstler werden, die in ihrer Heimath durch Unduldsamkeit oder Vorurtheil in ihrem Berufe gehemmt wären; sie sollte eigene Gerichtsbarkeit haben und ihr Boden für neutral gelten. Als passender Ort für die Stiftung wurde Tangermünde an der Elbe ausersehen; im April 1667 unterfertigte der Kurfürst das Gründungspatent, in welchem die Einrichtungen zur Hebung des neuen Königssitzes der Weisheit angegeben waren; auch ein botanischer Garten und ein zoologischer Park fehlten nicht. Die politischen Angelegenheiten drängten den ganzen Plan in den Hintergrund. Die unumschränkte Stellung der Fürsten am Schlusse des Jahrhunderts und noch mehr im Laufe des folgenden machte sie einer Projektenmacherei zugänglich, die sich bald auf Alchymie, bald auf Gründung von Kolonieen, bald auf Erziehungsreform und Aehnliches bezog.

In seiner Sorgfalt für Anlage von Fabriken und Manufacturen folgte der Kurfürst dem Zuge seiner Zeit. Das Beispiel der Generalstaaten, die durch Seehandel und Colonialwesen so mächtig und reich geworden, wirkte mächtig auf ihn und regte seine erfinderische Thätigkeit auf. Daß er Baumpflanzungen, Obstbau, Wollenspinnerei in

patriarchalisch-despotischer Weise förderte,*) wüste Strecken anbauen ließ und auf jede Weise Ansiedler herbeizog, kam dem Lande zu Gute. Die weitgreifenden Pläne dagegen, die er zur Hebung der Marine und namentlich zur Erwerbung von Colonieen machte, wurzelten nicht in den Zuständen und Bedürfnissen. Er begehrte für eine rückständige Forderung von Spanien die Abtretung der Insel Trinidad; er nahm, als dies verweigert wurde, spanische Schiffe weg; er schickte eine Flotte nach Guinea und brachte es dahin, daß einige Negerhäuptlinge ihm huldigten. Auf dem abgetretenen Gebiete nahe dem Dreispitzenkap wurde durch den Major von Gröben die brandenburgische Fahne aufgepflanzt (1682) und das Fort Groß-Friedrichsburg errichtete. Bei allen diesen Unternehmungen stand ihm der Holländer Raulé zur Seite. Seine Unterthanen sollten so gut wie die der Generalstaaten mit Sclaven, Elfenbein und Goldstaub Handel treiben; Emden wurde zum Mittelpunkt des preußisch-brandenburgischen Handels nach Afrika bestimmt. Die Unternehmung hatte keinen Bestand und Groß-Friedrichsburg kam später in holländischen Besitz.

Die letzten Jahre Friedrich Wilhelm's waren durch häusliche Mißhelligkeiten gestört, indem der Kurprinz Friedrich mit der zweiten Gemahlin seines Vaters, der holsteinischen Prinzessin Dorothea, in üblem Einvernehmen stand und deshalb mehrmals den Hof verließ. Friedrich III. stand beim Tode des großen Kurfürsten im 21. Jahr; er war nicht sehr kräftig und etwas verwachsen. Sein Erzieher, Eberhard Danckelmann aus Lingen, beherrschte ihn durchaus. Der Prinz war gutmüthig und nicht ohne Bildungstrieb, aber schwach und überaus eitel, wie er denn schon in seinem elften Jahre einen Orden stiftete. Er heirathete früh eine hessische Prinzessin, die schon 1683 starb. Ein Jahr nachher vermählte sich Friedrich mit der berühmten Sophie Charlotte, einer Tochter des Herzogs und späteren Kurfürsten Ernst August von Hannover, einer Dame von stattlichem und schönem Aeußeren, lebhaftem Geist und ungewöhnlichem Wissenstriebe.**) Diese Ehe brachte eine Annäherung an den Kaiser zu Wege, indem das hannöversche Haus sich damals entschieden zu Oestreich hielt. Daß der große Kurfürst kurz vor seinem Tod zum neunten Mal ein Testament ausgefertigt und dasselbe beim Kaiser niedergelegt hatte, ist schon erwähnt worden; er hatte darin angeordnet, daß die jüngeren Brüder

---

*) Im Jahre 1685 wurde in mehreren Districten anbefohlen, es solle Niemand heirathen dürfen, der nicht sechs Obstbäume gesetzt und sechs junge Eichen gepflanzt habe.

**) Ihre Lebensbeschreibung von Varnhagen von Ense (Berlin 1837) gehört zu den vorzüglichsten Arbeiten des Verfassers; auch ihr Einfluß auf Litteratur und Gesellschaft ist darin eingehend gewürdigt.

des Kurprinzen aus der ersten wie aus der zweiten Ehe besondere Gebiete erhalten sollten, was dem Herkommen des Hauses und der bestimmten Satzung entgegen war, welche schon der dritte Markgraf aus dem Hause Hohenzollern, Albrecht Achilles, festgestellt hatte (dispositio Achillea, 1473). Als nun Friedrich III. seinem Vater nachfolgte (29. April 1688), mußte er vorsichtig auftreten, da Kaiser Leopold das Testament nicht herausgab. Der leibliche Bruder Friedrich's, Prinz Ludwig, vermählt mit der sehr begüterten polnischen Fürstin Radziwil, war bereits gestorben; er hatte die Theilung nie anerkannt, vielmehr erklärt, er wolle nur seines Bruders erster Unterthan sein. Mit seinen Stiefbrüdern verglich sich nun Friedrich einige Jahre nach dem Tode ihrer Mutter († 1689), so daß sie die Hausgesetze förmlich anerkannten und sich mit Jahrgehalten begnügten, da sie für die Macht und den Glanz des Kurhauses „höchlichst portiret" seien. Der Kaiser erkannte jedoch die Verzichtleistung nicht eher an, als bis Friedrich, dem ihm früher aufgedrungenen Versprechen gemäß, den Schwiebuser Kreis an Oestreich eingeräumt hatte, was 1694 geschah. Er erhielt dafür die Anwartschaft auf Ostfriesland und auf einige Grafschaften in Franken.

Friedrich III. sah das Uebergewicht Frankreichs nicht gern, wenn er auch den offenen Bruch mit Ludwig XIV. so lang als möglich aufschob. Schon in seinem ersten Regierungsjahr förderte er das Unternehmen Wilhelm's von Oranien gegen dessen Schwiegervater; doch zog er dabei außer dem Marschall Schomberg nur seinen Eberhard von Dankelmann ins Vertrauen. Während des Orleans'schen Krieges war er besonders dafür besorgt, daß die Franzosen sich nicht im Gebiet von Köln festsetzten, und zeigte sich bei der Eroberung von Bonn persönlich thätig. Wilhelm III. erwies sich als König in sofern dankbar, als er seinem Verwandten seine Ansprüche auf das oranische Fürstenthum Neufchatel mit Valengin abtrat, das vorerst noch im Besitz der Familie Longueville war.*)

So eitel Friedrich war, muß man doch zugestehen, daß seine Eitelkeit oft eine lobenswerthe Richtung nahm. Dies war besonders bei der Gründung der Universität Halle der Fall. Er hatte hier schon 1688 eine sogenannte Ritter-Akademie gestiftet, an welcher Sprachlehrer und Exercitienmeister angestellt waren. Die nächste Veranlassung, dieselbe zu einer Universität zu erweitern, gab der berühmte Aufklärer Christian

---

*) Als diese im Jahr 1707, während des spanischen Erbfolgekrieges, erlosch, wurde der König von Preußen von den Ständen des Fürstenthums zur Herrschaft berufen und nachher durch den Frieden von Utrecht in derselben bestätigt.

Thomasius. Derselbe stand an Gelehrsamkeit und Geistestiefe hinter manchem Zeitgenossen zurück; aber an lebhafter Auffassung fruchtbarer Gedanken und an Geschick, sie kühn und vorurtheilslos mitzutheilen, hatte er in Deutschland kaum seines Gleichen. Er lenkte die Aufmerksamkeit des Kurfürsten zuerst auf sich, als dessen Schwester mit einem sächsischen, also lutherischen Fürsten, dem Herzog Moritz Wilhelm von Zeitz, vermählt wurde. Am kursächsischen Hofe war man mit dieser Ehe nicht zufrieden und streitbare Orthodoxen benutzten diese Gelegenheit, um auf das Gefährliche solcher gemischten Ehen hinzuweisen. Ihnen widersprach Thomasius, damals akademischer Lehrer in Leipzig, der schon früher erklärt hatte, es könne wohl auch ein Reformirter in seiner Religion selig werden. Er wurde nun von den Leipziger wie von den Wittenberger Theologen in Dresden verklagt und die Universität aufgefordert, ihm das Halten von Vorlesungen wie das Herausgeben von Druckschriften zu verbieten; ja vom Kurfürsten selbst erging ein Verhaftsbefehl gegen ihn. Er verließ daher Leipzig und begab sich erst nach Berlin, wo er gut aufgenommen wurde, und sodann (1690) nach Halle. Hier erhielt er eine Anstellung an der Ritterakademie und trug wesentlich dazu bei, daß dieselbe zahlreich und eifrig besucht wurde. Als im folgenden Jahr Friedrich III. nach Halle kam, war er angenehm überrascht, sich von einer beträchtlichen Anzahl studirender Edelleute begrüßt zu sehen. Er entschloß sich daher auf Dankelmann's Antrieb gern, in Halle eine Universität zu stiften. Auf derselben sollte die lutherische Theologie in dem duldsamen, auf Erbauung und Pflege des Gemüths gerichteten Sinne gelehrt werden, welcher damals noch von der Schule der Pietisten ausging. Es wurde daher bei der Begründung der neuen Akademie das Haupt dieser Richtung, der fromme Spener, zu Rathe gezogen und zwei seiner Anhänger, deren einer der berühmte August Hermann Franke war, als Professoren berufen. Thomasius wurde Professor der Rechte und war eine zeitlang Rector der Hochschule. Er konnte nun seine kühnen Bestrebungen mit mehr Nachdruck und Wirksamkeit als vorher verfolgen. So begann er vom Jahr 1694 an sich mit der Frage von den Hexenprocessen eifrig zu beschäftigen. Durch das Studium älterer Schriften von Spee und Anderen, vor allen aber des kurz vorher in Holland erschienenen Werkes „die bezauberte Welt (de betoverde weerld)“ von Zacharias Becker kam er zu Ueberzeugungen, die in jener Zeit für sehr frei und kühn gelten konnten; denn Becker war fast gleichzeitig von seinem geistlichen Amt entfernt worden, weil er die in jenem Buch ausgeführten Ansichten nicht widerrufen wollte.*) Auch ging es

*) Die Stadtbehörde von Amsterdam ließ ihm jedoch seine Besoldung bis zu seinem Tode (1698).

mit der Abschaffung des Greuels langsamer, als man es mitunter darstellt; Thomasius wurde, obwohl er das Dasein des Teufels nicht leugnete, von den Theologen heftig angegriffen. Doch erlebte er noch, daß die Gesetzgebung und die Gerichte vorsichtiger wurden.*) Auch gegen die Anwendung der Folter im Gerichtsverfahren kämpfte bereits Thomasius, doch mit geringerem Erfolg. Die eigentliche Einweihung der Universität Halle wurde übrigens im Jahr 1694 am Geburtstage Friedrich's III. (11. Juli), der selbst das Rectorat übernahm, mit überflüssiger Pracht vollzogen, was sich bei diesem Fürsten von selbst versteht.

Der ernste und unermüdlich thätige Dankelmann konnte dem Schicksal großer Günstlinge nicht entgehen. Da sein ganzer Sinn auf staatsmännisch bedeutende Dinge gerichtet war, so nahm er auch leicht einen strengen und selbst hochfahrenden Ton an. Er besaß nicht die Geschmeidigkeit, welche den Hof mit seiner hohen Stellung hätte versöhnen können. Bei einer geordneten Finanzwirthschaft mußte er doch empfindlichen Steuerdruck üben und konnte gleichwohl nicht immer die Prachtliebe seines Herrn und Zöglings befriedigen. Bald entspannen sich gegen ihn Umtriebe bei Hofe, die hauptsächlich durch den Freiherrn Kolb von Wartenberg geleitet wurden, der aus dem pfälzischen Dienst in den brandenburgischen eingetreten und zum Oberkammerherrn aufgestiegen war. Man bediente sich des gewöhnlichen Mittels, den Fürsten zu überreden, daß die schrankenlose Selbstständigkeit des Ministers ihn in Schatten stelle. An Dankelmann's Rechtschaffenheit zu zweifeln, lag kein Grund vor; daß aber seine sieben Söhne zu hohen Aemtern befördert wurden, konnte leicht mißdeutet werden. Diese sieben Söhne wurden auf einer Denkmünze als „eine Plejade von Brüdern“ bezeichnet und einer der unterwürfigen Hofpoeten, deren es damals viele gab, rühmte die Familie in dem Vers: „Das ganze Griechenland hatt' einstens sieben Weise; In seinen Söhnen hat sie Dankelmann allein.“ Solche Dinge wurden als Zeichen von Vermessenheit ausgelegt. Endlich (1697) reichte der mächtige Staatsmann, da er sich nicht mehr sicher fühlte, seine Entlassung ein und erhielt sie unter lebhaften Huldbezeugungen. Diese waren jedoch nur Schein oder Heuchelei des schwachen Fürsten; im December des genannten Jahres wurde Dankelmann auf rohe Weise verhaftet, nach Spandau gebracht und sein Vermögen mit Beschlag belegt. Hierauf begann das Untersuchungsverfahren. Die Anklagepunkte gingen meist sehr

*) In Preußen schritt besonders der Minister Plotho (unter Friedrich Wilhelm I.) ein; in Oestreich wurde der Hexenproceß unter Maria Theresia (1766) beseitigt. Die letzte urkundlich nachweisbare Hinrichtung einer Hexe erfolgte 1782 zu Glarus.

ins Allgemeine; was davon richtig war, fiel eben so sehr dem Kurfürsten, als ihm zur Last. Es hieß nämlich unter anderm, er habe alle Sachen an sich gezogen und sei zuletzt mehr als der Kurfürst venerirt worden, er habe drei seiner Brüder in den geheimen Rath gebracht und dergleichen. Das ganze Verfahren machte großes Aufsehen, so daß selbst der König von England, Wilhelm III., sich mißbilligend darüber aussprach. Danckelmann wurde nach Peitz gebracht. Erst 1707 erhielt er die Erlaubniß, in Kottbus zu wohnen, wo er aus dem Ertrag seines Vermögens ein Jahrgehalt von 2000 Thalern ziehen durfte; doch mußte er versprechen, sich wegen der Haft an Niemanden rächen zu wollen. Kolb von Wartenberg, geschmeidiger und in den Formen glätter als er, erhielt fast seinen ganzen Einfluß.

Friedrich III. war gewiß keine kraftvolle Natur, aber die Ausdehnung seiner Macht und seines Ansehens lag ihm ebenso sehr im Sinne, wie seinen Vorfahren und Nachfolgern. Er versäumte keine Veranlassung, alte Ansprüche auf Landgebiete durchzusetzen oder wenigstens in Erinnerung zu erhalten. Da er das Herzogthum Preußen als Souverain besaß, konnte er sich, wie wir dies nennen würden, als eine europäische Macht fühlen. So dachte er schon früh an Erlangung der Königswürde; es scheint, daß die Rangstreitigkeiten seiner Gesandten ihm den Gedanken noch näher legten.*) Schon um die Mitte des Jahrhunderts (1654) war das Wittelsbachische Haus Pfalz-Zweibrücken auf den Thron von Schweden erhoben worden; nunmehr gelangte ein anderer deutscher Fürst, Wilhelm von Nassau-Oranien, zur Königswürde in England. Nach den Begriffen der Zeit konnte die Annahme des höheren Titels nur unter Zustimmung des Kaisers stattfinden; es wurden daher mit dem Wiener Hof Unterhandlungen eröffnet, die sich Jahre lang hinzogen. Die Erhebung des Kurfürsten von Sachsen auf den polnischen Thron gab dem Wunsche Friedrich's einen neuen Sporn. Friedrich August bedurfte großer Geldsummen, um den polnischen Adel zu gewinnen; er verkaufte daher seine Ansprüche auf drei Halberstädtische Aemter, ferner die Erbvogtei über Quedlinburg und die Reichsvogtei über Nordhausen, sowie das Amt Petersberg bei Halle an Friedrich III. für 340,000 Thaler. August's Beichtvater, der Jesuit Vota, wurde in die geheimen Verhandlungen gezogen, welche von dem brandenburgischen Gesandten Bartholdy am Kaiserhofe geführt wurden. Vota arbeitete eine Denkschrift aus, worin er den Kurfürsten bewegen wollte, sich die Anerkennung als König nicht vom Kaiser, son-

*) Der brandenburgische Abgesandte in London, Johann von Besser, auch als Dichter bekannt, verschaffte sich bereits im Jahr 1685 am Hofe Jakob's II. den Vortritt vor dem Gesandten der Republik Venedig, indem er denselben mit einem gewandten Stoß zur Seite schob.

dern vom Papste zu verschaffen. Nun fand zwar damals viel geheimes und öffentliches Treiben wegen einer Annäherung zwischen der lutherischen und der römischen Kirche statt; aber Vota's Vorschlag fand gleichwohl bei Friedrich keinen Beifall. Obwohl inzwischen Bartholdy in Wien das Geld nicht sparte, hatten doch seine Bemühungen nur langsamen Fortgang. Einerseits wollte man die Zahl der protestantischen Könige nicht gern vermehren und andererseits den Ansprüchen des Hauses Hohenzollern keine neue Grundlage geben. Unter den Männern, welche aus der letzteren Ursache heftig gegen den Plan Einspruch thaten, wird Prinz Eugen genannt; er soll noch später geäußert haben, es hätten Alle, die dem Kaiser zur Gewährung riethen, den Galgen um denselben verdient. Indessen förderte ein Jesuit, Pater Wolf, welchen Bartholdy, wie es scheint, nur aus Irrthum in das Geheimniß gezogen hatte, die Angelegenheit auf geschickte Weise. Vor Allem aber traten am Schlusse des Jahrhunderts Umstände ein, welche dem Kaiser die Freundschaft und Hülfe Brandenburgs in hohem Grade wünschenswerth machten. Mit einer Anzahl deutscher Fürsten war er wegen der hannöverschen Kurwürde (wovon unten) gespannt, und diese traten zu einem Verein zusammen, dem Frankreich seinen Schutz versprach; zugleich war der spanische Erbfolgekrieg seinem Ausbruche nahe. Am 1. November 1700 starb in Madrid der letzte spanische König aus dem habsburgischen Stamme, Karl II., dessen Tod man von seiner Kindheit an beständig erwartet hatte. Am 16. desselben Monats wurde in Wien der sogenannte Kronentractat zwischen Leopold I. und Friedrich III. förmlich abgeschlossen.

In diesem Vertrage erklärte der Kaiser: da der Kurfürst seinem Hause den königlichen Titel erwerben wolle und nicht gemeint sei, ohne kaiserliche Approbation solchen Titel zu arrogiren, so habe er, in Anbetracht des uralten Glanzes, Macht und Ansehens des Kurhauses Brandenburg, so wie der von demselben geleisteten großen Dienste, sich resolvirt, die wohlverdiente Dignität dem Kurfürsten beilegen; er wolle demnach, wenn der Kurfürst sich wegen des Herzogthums Preußen zum König ausrufen und krönen lasse, denselben als einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen, auch befördern, daß dasselbe von anderen Mächten geschehe. Dafür verpflichtete sich Friedrich, für den Kaiser ein Heer von 10,000 Mann ins Feld zu stellen, in der Reichsfestung Philippsburg eine Compagnie Fußvolk auf eigene Kosten zu unterhalten und auf Auszahlung der von Oestreich noch rückständigen Subsidien zu verzichten. Ferner sollte er bei Kaiser- und Königswahlen, sowie auf Reichs- und Kreistagen immer zum Hause Oestreich halten. Auch sollte er niemals, wenn Protestanten in anderen Ländern bedrückt würden, gegen seine eigenen katholi-

schen Unterthanen Repressalien üben; dafür wolle der Kaiser bei Religionsbeschwerden der Evangelischen auf Beobachtung der Reichsgesetze halten. Dem neuen König wurde vom Kaiser nicht die Anrede „Ew. Majestät,“ sondern nur, wie dem König von Dänemark, „Ew. Liebden“ zugestanden.*)

Im December 1700 brach der Kurfürst mit zahlreichem Gefolge von Berlin auf und begab sich nach der Hauptstadt seines Herzogthums. Für den Hergang der Krönung hatte er persönlich das Ceremoniel mit äußerster Genauigkeit angeordnet und am 18. Januar 1701 wurde sie mit verschwenderischer Pracht vollzogen; wir wollen aus den überlangen Beschreibungen hervorheben, daß der König an seinem Scharlachkleide Diamantknöpfe trug, deren jeder 3000 Dukaten werth war. Friedrich begab sich in den Audienzsaal des Schlosses und setzte sich die Krone selbst auf das Haupt, sowie nachher eine andere seiner Gemahlin. Hierauf zogen beide in die Schloßkirche, wo ein lutherischer und ein reformirter Hofprediger, welche beiden der König eigens zu dieser Verrichtung zu Bischöfen ernannt hatte, ihn und seine Gemahlin auf die Stirn salbten. Bei denjenigen Ceremonieen, die vor den Augen des Volkes vorgenommen wurden, richtete man sich zumeist nach den Vorgängen der Frankfurter Kaiserkrönung; es fehlte weder der am Spieß gebratene Ochse, noch der Springbrunnen mit Wein; Herr von Besser, der Hofpoet und Ceremonieenmeister, verfaßte eine Beschreibung aller Festlichkeiten. Am Tage vor der Krönung stiftete Friedrich den schwarzen Adlerorden, vielleicht im Gegensatze zum polnischen weißen Adler. Im Mai hielt der König durch sechs Ehrenbogen seinen Einzug in Berlin.

August der Starke von Polen, dessen Zustimmung von Gewicht war, hatte fast zuerst seinen Glückwunsch melden lassen; der Kaiser, die Könige von England und Dänemark, dann Peter der Große und andere Fürsten folgten. Der polnische Adel zeigte große Unzufriedenheit, kam aber damit zu spät. Frankreich und Spanien, d. h. der spätere König Philipp V., hielten mit ihrer Anerkennung zurück, so lang der spanische Erbfolgekrieg dauerte. Der deutsche Orden reichte beim Kaiser eine Protestation ein; dieselbe wurde jedoch in gnädigen Ausdrücken zurückgewiesen. Am schärfsten sprach sich gegen das neue Königthum der Papst (Clemens XI.) aus; er beklagte sich in einer Allocution an die Kardinäle bitter gegen diesen Eingriff in die Rechte

*) Der Ausdruck „König in Preußen“ soll nach einer verbreiteten Annahme darauf hinweisen, daß das Königthum nur auf das bisherige souveraine Herzogthum beschränkt sei; nach einer anderen Ansicht entsprach er einfach dem früheren Kanzleistil. Auch ging er bald in die allgemein übliche Redeweise „König von Preußen“ über.

des römischen Stuhles und forderte den Primas von Polen wie den Hochmeister des deutschen Ordens in Mergentheim auf, mit allen Kräften für die Kirche einzutreten; der Erzbischof Primas aber hatte bereits den neuen König auf das Verbindlichste beglückwünscht und sogar mit der Anrede „Majestät“ beehrt. Der Papst wies darauf hin, daß Friedrich ein Usurpator sei, indem sein Vorfahr, Herzog Albrecht, nur durch Abfall von der katholischen Kirche sich zum erblichen Herrn eines geistlichen Besitzthumes gemacht habe (s. Bd. IX., S. 502). Die Anmaaßungen des Papstes wurden von dem Professor des Staatsrechts in Halle, Ludwig, in einer gründlichen und sehr bitteren Schrift bekämpft, welche ins Lateinische übersetzt und besonders in Italien viel verbreitet wurde. Noch bei der Kaiserwahl, die 1711 in Frankfurt stattfand, protestirte der Kardinal Albani gegen das preußische Königthum; aber auf die energischen Drohungen des preußischen Gesandten von Dohna (es stand damals ein Heer Friedrich's III. in Italien) zog er seine Protestation zurück oder stellte sie vielmehr in Abrede.

Friedrich II., der seinen ersten königlichen Vorfahren nicht überschätzte (er nennt denselben groß in kleinen Dingen und klein in großen) sagt über die Erwerbung der Königskrone, Friedrich III. habe gleichsam seinen Nachfolgern gesagt: „Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch desselben würdig.“ Das entstehende preußische Königthum hatte die Freunde der religiösen Duldung und der beginnenden Geistesfreiheit auf seiner Seite, die mit freilich noch mäßigen Anforderungen in der Hauptstadt Berlin, in der Universität Halle und in dem lebhaft bewegten Kreis der Königin zu Charlottenburg eine Zuflucht fanden.

11. Sachsen und Polen.

In Sachsen war der Kurfürst Johann Georg I. nach einer fünfundvierzigjährigen Regierung gestorben (1656). Obwohl er für das Haupt des Protestantismus in Deutschland galt, hatte er doch immer zum Kaiser gehalten, mit Ausnahme der wenigen Jahre, in welchen er mit Schweden im Bunde stand. Im Prager Frieden (1635) hatte er vom Kaiser die Ober- und Niederlausitz, die er für geleistete Hülfe im bömischen Kriege als Pfand besaß, als erbliches Besitzthum erhalten. Dies war die letzte Vermehrung des Länderbestandes, die Sachsen überhaupt erhielt. Es vertrat nach wie vor das Lutherthum in engherziger Weise und wurde von dem freieren und kühneren Streben Brandenburgs überflügelt, wo der große Kurfürst und später sein Sohn bald durch kluges Zuwarten, bald durch rücksichtsloses Eingreifen ihre Macht erhöhten. Im westfälischen Frieden erhielt ein Sohn des Kurfürsten von Sachsen, Prinz August, die Verwaltung

des Erzstiftes Magdeburg, das nach seinem Tode, wie schon erzählt ist, an Brandenburg kam (1680). Johann Georg I. schwächte das Land, indem er in seinem Testamente seinen drei jüngeren Söhnen besondere Gebiete verlieh und so neben dem Kurhause noch drei regierende Linien, Weißenfels, Merseburg und Zeitz, stiftete, die jedoch im Laufe des 18. Jahrhunderts wieder eingingen. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Johann Georg II. (1656—1680) schloß sich noch entschiedener als seine Vorgänger an das Kaiserhaus an. Er war auf Brandenburg eifersüchtig, suchte dasselbe aber nur in Festlichkeiten und in Entfaltung jeder Art von Pracht zu überbieten; eine Richtung, die nun längere Zeit am sächsischen Hofe herrschend blieb und wenigstens für Dresden den Vortheil hatte, es zum Sammelplatze von Kunstwerken und Kunstfreunden zu machen. Sein gleichnamiger Sohn Johann Georg III. (bis 1691) war kriegerisch gesinnt und verschaffte sich und seinen Truppen einigen Ruhm bei der Befreiung von Wien und bei der Eroberung von Ofen; dafür aber führte er ein Werbesystem ein, das allen Menschenrechten Hohn sprach und für die dienstfähigen Leute seines Landes zu einer furchtbaren Bedrückung wurde. Diese beiden Fürsten werden besonders von französischen Schriftstellern als arge Säufer geschildert; bei Johann Georg III. war es, wie der Marschall Grammont berichtet, ein Zeichen großer Frömmigkeit, daß er sich an Tagen, wo er zur Communion ging, des Morgens nicht betrank; dafür trank er des Abends, bis er unter dem Tische lag. Dieser Fürst hatte im Jahre 1684 den frommen Spener, den Führer der Pietisten, in Frankfurt am Main kennen gelernt und von da nach Dresden berufen, vertrug sich aber nicht gut mit demselben, weil Spener sich unterfing, ihm wegen seiner Lebensweise in einem Sendschreiben ernste Vorwürfe zu machen. Er verwandte daher selbst seinen Einfluß dazu, daß Spener aus Sachsen, wo er nicht viel ausrichten konnte, nach Berlin berufen ward. Um diese Zeit (1691) starb der Kurfürst. Sein Sohn, Johann Georg IV., entwürdigte sich durch seine heftige Leidenschaft für die schon erwähnte Magdalena Sibylla von Neitschütz, die, als er sie kennen lernte, erst 13 Jahre alt war. Die Ehe, die er mit der verwittweten Markgräfin von Brandenburg-Ansbach schloß, blieb kinderlos; seine Vermählung mit der Neitschütz kam nicht zu Stande, und so folgte ihm, als er (1694) an den Blattern starb, sein Bruder Friedrich August, als Kurfürst August II. genannt. Dieser an Charakter und sittlicher Tüchtigkeit eben so schwache, wie körperlich riesenstarke Fürst, der metallene Gefäße wie Papier zusammenrollte, hatte die damals übliche Prinzenreise sehr weit ausgedehnt, und in London und Versailles wie in Italien sehr gefallen. Rom zu besuchen hatte ihm sein Vater ausdrücklich verboten. Da er eine glänzende

äußere Erscheinung war und da sein Haus noch immer für die Reichspolitik eine große Bedeutung besaß, so erwiesen ihm die fremden Höfe große Artigkeit. Seine angeborene Prachtliebe und Genußsucht erhielten im Ausland eine Richtung auf das Kunstreiche und Geschmackvolle, die damals in Deutschland kaum zu erwerben war. Das Festhalten an dem engherzigen Lutherthum der Heimath verlor sich gewiß früh bei ihm, leider aber zugleich das Festhalten an Grundsätzen überhaupt. Bald zeigte sich dies bei einer für sein Land und selbst für Europa sehr wichtigen Veranlassung, nämlich bei der Erledigung des polnischen Thrones.

Polen war seit dem Aussterben des jagellonischen Stammes (1572) förmlich ein Wahlreich geworden. Unter den mancherlei Uebeln, die auf diesem Staate lasteten, war das schlimmste der Mangel eines einheimischen Bürgerstandes und Städtewesens; denn Handel und Gewerbe wurden zumeist in denjenigen Städten betrieben, welche deutsche Einwohner hatten, oder sie befanden sich in den Händen der zahlreichen Juden. Mit Sigismund III. war das schwedische Haus Wasa zum Thron gelangt; ein Umstand, der, wie wir gesehen haben, nicht eine Annäherung zwischen beiden Reichen, sondern in Folge der Religionsverschiedenheit Entfremdung und fortwährende Kämpfe zur Folge hatte. Nach Sigismund wurde dessen ältester Sohn, Ladislaus IV., zum König erhoben (1632—48), dem es nicht an Tüchtigkeit fehlte; doch brach unter ihm ein gefährlicher Aufstand der Kosaken aus. Ladislaus IV. starb in demselben Monat, in welchem der westfälische Friede abgeschlossen wurde (October 1648). Nun versammelte sich der polnische Adel in ungeheurer Anzahl zur Königswahl auf dem Felde von Wola; die verwittwete Königin ließ es an Bestechungen nicht fehlen und so wurde denn ihr Schwager Johann Kasimir, der jüngere Sohn Sigismund's, am 20. November zum König ausgerufen. Dieser war es, der vorübergehend fast sein ganzes Reich an Karl X. von Schweden verlor und der im Vertrag von Welau sowie nachher im Frieden von Oliva Preußens Unabhängigkeit anerkannte. Die innere Zerrüttung Polens nahm unter ihm in einem unerträglichen Grade zu. Bei Gelegenheit einer Berathung über den Krieg gegen Kosaken und Tataren (1652) wurde der Grundsatz aufgestellt, daß nur ein einmüthiger Beschluß Geltung habe. Durch diese unbegreifliche Einrichtung, die man das liberum veto nannte, stand es in der Macht jedes einzelnen Landboten, sich vom Reichstag zu entfernen, und dessen Beschlüsse zu nichte zu machen. Allerdings war es in jedem vorkommenden Falle gefährlich, dieses Recht auszuüben und allgemeiner Haß traf denjenigen, der davon Gebrauch machte; im Ganzen aber wurde es dennoch als ein köstliches Besitzthum des Adels betrachtet und der Krone gegenüber in

Schutz genommen. Ferner mußte Johann Kasimir in dem Waffenstillstande von Andrussow (1667), der auf 13 Jahre abgeschlossen wurde, Smolensk, Kiew und alles Land östlich vom Dnjepr an Rußland abtreten. Dagegen behielten unter ihm die Dissidenten ihre Rechte, obwohl er auf seiner an Abenteuern reichen Prinzenreise zu Rom in den Jesuiten-Orden eingetreten war. Er mußte zuletzt einsehen, daß selbst ein Stärkerer als er in dem verworrenen Treiben der Adelsrepublik nichts Ersprießliches leisten könne; er erklärte daher der Reichsversammlung, sie möge die Wahl eines anderen Königs veranlassen, und ließ sich durch keine Bitten auf dem Throne festhalten (1668). So endete nach drei Regierungen das Königthum des Hauses Wasa in Polen. Johann Kasimir begab sich nach Frankreich, wo ihn Ludwig XIV. mit geistlichen Gütern beschenkte; er starb als Abt des Martinsklosters zu Nevers 1672; doch wurde seine Leiche später in die Hauptkirche zu Krakau gebracht, wo man ihm ein prächtiges Denkmal setzte.

Nach Johann Kasimir's Abdankung entstand an mehreren europäischen Höfen ein lebhaftes Ränkespiel. Der russische Zaar Alexei wollte seinem Sohn den erledigten Thron verschaffen; der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg machte geltend, daß er ein Schwager der beiden letzten Könige sei, und wurde von Brandenburg unterstützt; für den Prinzen Karl von Lothringen verwandte sich Kaiser Leopold. Inzwischen schrieb der Erzbischof von Gnesen als Primas des Reiches die Wahlhandlung auf den 12. Mai 1669 aus; sie war sehr unruhig und würde in ein Blutvergießen ausgeartet sein, wenn nicht der Krongroßfeldherr Johann Sobieski mit seinen Truppen einigermaaßen die Ordnung erhalten hätte. Endlich fiel es einem Manne vom niederen Adel ein, den Michael Wisnowiecki zu nennen. Dieser Vorschlag fand bei seinen Standesgenossen lauten Beifall und obwohl Wisnowiecki anfangs unter Thränen bat, man möge von ihm absehen, wurde er durch vieles Bitten zur Annahme bewogen. Unter diesem König war Polen besonders im Kampfe gegen die Türken unglücklich, über welche damals Mohammed IV. oder vielmehr dessen Vezier Achmet Köprili herrschte; Podolien und die Festung Kaminiez, die für unüberwindlich galt, wurden dem Reiche entrissen. Sobieski, damals Woiwode von Krakau, zog nun gegen die Osmanen zu Felde und traf im November 1673 am linken Ufer des Dniester auf den Seraskier Hussein. Obwohl dieser ihm an Truppenzahl weit überlegen war, griff ihn doch Sobieski bei Choczim an, indem er persönlich unter dichtem Schneegestöber, den Säbel in der Hand, seine Infanterie gegen die türkischen Schanzen führte. Er gewann einen vollständigen Sieg und eroberte die Fahne Hussein's mit eigener Hand. Einen Tag vor

dieser Schlacht war Wisnowiecki gestorben. Als nun im Mai des nächsten Jahres bei der Wahlversammlung Sobieski's Name genannt wurde, stimmten die Anwesenden mit seltener Einmüthigkeit bei. Er ließ sich nun mit seiner Gemahlin, der Tochter des Marquis Lagrange d'Arquien, und Wittwe des Woiwoden Zamoiski, unter dem Namen Johann III. in Krakau krönen. In den nächsten Jahren leistete er im Kriege gegen die Türken Außerordentliches; doch bot auch die Pforte alle ihre Kräfte auf und so kam im October 1676 ein Vertrag zu Stande, in welchem die Türken Podolien und Kaminiez behielten.

Das Bündniß, welches Polen unter Sobieski mit Kaiser Leopold gegen die Türken abschloß (1683), warf einen vorübergehenden Glanz auf die Republik. Es war von Seiten des Königs wie des Reichstages Entschlossenheit und ein kräftiger Aufschwung der Gesinnung erforderlich, um sich den französischen Einwirkungen zu entziehen. Nach der ruhmvollen Theilnahme Polens an den Kämpfen um Wien machte sich jedoch die Partei Ludwig's wieder geltend. In den späteren Türkenkriegen wurde Sobieski mit Geld und Truppen nur mangelhaft unterstützt; ja, als er im Jahr 1787 bereits durch Bessarabien bis Jassy vorgedrungen war, nöthigte ihn die meuterische Haltung seines Heeres zum Rückzug. Mit diesen Kämpfen zog Polen allerdings einen Theil der türkischen Truppen von Oestreich ab und erwarb sich mittelbar um dasselbe ein großes Verdienst, gewann aber wenig Dank. Der damaligen Regentin von Rußland, Sophia, der Schwester der Zaaren Iwan und Peter, hatte Sobieski die Abtretung von Smolensk und Kiew bestätigen müssen.

Mit seinen Versuchen zur inneren Kräftigung des Staates war Sobieski vollends unglücklich; mehrere Reichstage wurden durch Anwendung des Veto gesprengt und auf den Wunsch des Königs, seinem ältesten Sohne Jakob die Nachfolge zu sichern, ging der Adel nicht ein; ja seine eigene Gemahlin griff störend ein, indem sie den zweiten Sohn bevorzugte. So waren seine letzten Lebensjahre getrübt; als er 1696 zu Willamov starb, regte sich das Getriebe der Parteien und ihrer Ränke mächtiger als vorher.

Ludwig XIV. war eifrig bestrebt, einem französischen Prinzen die polnische Krone zu verschaffen, und hatte dazu einen Neffen des sogenannten großen Condé, den Prinzen Franz Ludwig von Conti, auserseheu. Der französische Gesandte in Polen, der Abbé de Polignac, theilte unter den Adel große Summen aus und versprach noch größere; auch ließ Ludwig dem Prinzen selbst mehr als zwei Millionen Livres auszahlen, um seine Bewerbungen zu unterstützen. Nun aber war der prachtliebende und ehrgeizige Kurfürst von Sachsen auf den Gedanken verfallen, König von Polen zu werden, und hatte den Kaiser für sich

gewonnen. Diesem mußte es natürlich sehr unerwünscht sein, einen Verwandten Ludwig's zum Nachbar im Norden und Osten zu erhalten. Zudem hatte sich Sachsen dem Kaiserhaus immer so ergeben gezeigt, daß nur die Religionsverschiedenheit eine Trennung bildete; und diese mußte insofern wegfallen, als Friedrich August, wenn ihn die Polen zum König annehmen sollten, zur römischen Kirche überzutreten genöthigt war. Der Kurfürst von Brandenburg war ebenfalls gegen den französischen Bewerber; zudem hatte er von dem sächsischen Kurfürsten die wichtige Zusage erhalten, daß derselbe als König von Polen wegen des preußischen Königstitels, nach welchem Friedrich III. bereits strebte, keine Schwierigkeiten machen werde. Es handelte sich noch darum, ob Friedrich August den Uebertritt zum Katholicismus nicht für ein allzuschweres Opfer betrachten möchte. Der große Kurfürst, der gewiß kein Idealist war, hatte in einem ähnlichen Falle der Versuchung widerstanden; als nach der Abdankung Johann Kasimir's die Partei Lubomirski ihm die Krone anbot (1668), erwiderte er: die Polen würden ihn nicht achten können, wenn er seinen Vortheil höher stelle als sein Gewissen. Aber der „deutsche Simson" war bei seiner Riesenstärke ein Charakterschwächling. Er herrschte in Deutschland über ein treues, streng lutherisches Volk; er hatte noch immer die Vorstandschaft über das protestantische Deutschland und damit eine Ausnahmestellung, die ihm nicht geringes Ansehen verlieh. Aber bei vielen deutschen Fürsten und Fürstensöhnen überwog das Streben nach Glanz jede andere Rücksicht. Manche Prinzen hatten durch den gleichen Uebertritt nicht nur die Gunst Frankreichs und Oestreichs, sondern durch dieselbe hohe Aemter und geistliche Herrschaften erworben. Ein Vetter des Kurfürsten, Christian August von Zeitz, war kurz vorher in Paris übergetreten und gleich darauf von Kaiser Leopold zum Bischof von Raab in Ungarn ernannt worden; später wurde er Kardinal. Die Neigung zum Katholicismus erschien Manchem als Kennzeichen bevorzugter und feiner Geister; in dieser Stimmung wurde mancher deutsche Prinz auf den damals üblichen Bildungsreisen in Frankreich und namentlich in Italien bestärkt, wo ihnen Alles geschmackvoller und vornehmer erschien als in der Heimath. Ein Prinz Johann Friedrich von Braunschweig, ein Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (Letzterer ein Urenkel Philipp's des Großmüthigen) waren kurz nach der Mitte des 17. Jahrhunderts übergetreten; im Anfang des 18. that denselben Schritt der regierende Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, der auch als Verfasser hofmäßiger Romane einen bedeutenden Ruf hatte.*) Ob Friedrich August von den Verhandlungen Kunde hatte,

*) Seine „römische Octavia" erhält von Thomasius großes Lob; ebenso

die seit Jahren über die Wiedervereinigung der beiden großen Religionsparteien geführt wurden und an denen selbst Kaiser Leopold ein Interesse nahm, und ob er dadurch gegen das dogmatische Wesen gleichgültig wurde, ist nicht festgestellt; auch bedarf es zur Erklärung seines Uebertrittes keiner tiefliegenden Gründe. Im Juni 1697 legte er in der kaiserlichen Schloßkirche zu Baden bei Wien das neue Glaubensbekenntniß ab und nahm aus den Händen seines Vetters, des Prinzen von Zeitz, das Abendmahl nach katholischem Ritus. Als die vom päpstlichen Nuntius beglaubigte Uebertritts-Urkunde in Warschau ankam, wurde er alsbald (27. Juni) zum König von Polen ausgerufen. Indessen hatte die französische Partei bereits den Prinzen Conti gewählt und dieser sich mit zwei Millionen Livres nach Danzig begeben. August rückte daher unter Begleitung sächsischer Truppen in Polen ein und wurde am 15. September zu Warschau gekrönt; Conti reiste wieder ab und im folgenden Jahre erkannte Frankreich den Kurfürsten von Sachsen als König an.

August hatte schwere Opfer bringen müssen, um das für die Bestechung der polnischen Großen nöthige Geld zu erhalten. Durch welche Verzichtleistungen er von Brandenburg 300,000 Thaler erhielt, ist bereits angegeben. Aber auch dem Hause Hannover überließ er gegen Auszahlung von 400,000 Thalern die sächsischen Ansprüche auf das Herzogthum Lauenburg, und die Grafen von Schwarzburg, die bisher ihr Land von Sachsen zu Lehen gehabt hatten, erklärte er für reichsunmittelbar, wofür sie ihm 200,000 Thaler zahlten und sich zu einem jährlichen Steuerbeitrag von 1000 Thalern verpflichten. Mit solchen Geldmitteln konnte oder mochte selbst Ludwig XIV. nicht wetteifern, namentlich da er den Kampf um die spanische Erbfolge herannahen sah.

In Sachsen selbst und im ganzen protestantischen Deutschland erregte der Uebertritt Friedrich August's eine große Bestürzung. Es ist rührend zu lesen, wie das gute und treue, aber an Kundgebung einer öffentlichen Meinung nicht gewöhnte Volk die Nachricht aufnahm. In Sachsen wurde wegen der Erhöhung des Kurfürsten zum König in jeder Gemeinde ein kirchliches Dankfest abgehalten; aber die Versammelten stimmten dabei das Lied an: „Ach bleib' bei uns, Herr Jesu Christ" oder das lutherische: „Ein' feste Burg ist unser Gott." August's Gemahlin ließ sich übrigens um keinen Preis zum Uebertritt bewegen und kam nie nach Warschau; ihr ältester Sohn, der Kurprinz, nahm den katholischen Glauben erst 1717 an, zu neuem Leidwesen der Sachsen. Zwischen dem Fürstenhaus und dem Volke wurde ein Riß eröff-

berühmt war „die Durchlauchtige Syrerin Aramena" in fünf Bänden, Nürnberg 1669—73.

net, der noch heute nicht ganz ausgeglichen ist, obwohl unter dem prachtliebenden August und seinem gleichnamigen Sohn die unterwürfige Schmeichelei nicht verstummte. Am meisten Vortheil von der Veränderung hatten die Reformirten in Sachsen, denn August hatte mit dem Lutherthum auch den engherzigen Haß gegen den Calvinismus beseitigt und nahm die Anhänger desselben gegen die Unduldsamkeit der Consistorien wie der Gemeinden möglichst in Schutz. Doch konnten noch längere Zeit hindurch die Reformirten ebenso wenig als die Katholiken in Sachsen Grundstücke erwerben oder höhere Aemter bekleiden. Im Uebrigen blieb der Kurfürst von Sachsen auch als Katholik Director des evangelischen Reichskörpers (corpus evangelicum) und ließ sich als solcher in Regensburg vertreten; doch die eigentliche leitende Stellung im deutschen Protestantismus und das monarchische Ansehen, welches damit verbunden war, ging auf das brandenburgisch-preußische Fürstenhaus über.

12. Hannover und die englische Thronfolge.

Die Länder, in denen der welfische Stamm regierte, zersplitterten sich durch Theilungen, bis einige davon im 17. Jahrhundert größeren Umfang und festeren Zusammenhang gewannen. Im Jahr 1635 trat in Wolfenbüttel Herzog August die Regierung an, den wir bereits als einen vortrefflichen Fürsten, insbesondere als den Begründer der Bibliothek zu Wolfenbüttel genannt haben. Er ist der Ahnherr des gegenwärtig in Braunschweig regierenden Hauses, das von August's drittem Sohn abstammt. Er selbst starb 1666 in dem hohem Alter von 88 Jahren mit Hinterlassung dreier Söhne; sein Nachfolger war der älteste, Rudolf August, dem es im Jahre 1671 gelang, die Stadt Braunschweig zu einer fürstlichen Landstadt zu machen; Residenz der Herzoge wurde sie jedoch erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Der kinderlose Rudolf August nahm seinen Bruder Anton Ulrich zum Mitregenten an, der, wie oben erwähnt, katholisch wurde und gelehrte Romane schrieb; nach dessen Tode setzte der dritte Bruder, August Wilhelm von Bevern, den Stamm fort.

Zu einer größeren Machtentwickelung gelangte Hannover oder die Linie Braunschweig-Lüneburg, welcher noch der im Jahre 1866 depossedirte König Georg V. angehört. Beim Abschluß des westfälischen Friedens standen die Besitzungen dieses Hauses unter der Herrschaft zweier Brüder, Christian Ludwig und Georg Wilhelm; die erstern waren nun die Häupter der Linien Lüneburg-Celle und Hannover. Sie besaßen nach einer sonderbaren Bestimmung des westfälischen Friedens das Stift Osnabrück gemeinschaftlich, mit der Verpflichtung, dasselbe abwechselnd an einen katholischen und einen protestantischen

Bischof zu verleihen. Sie hatten noch zwei Brüder, Johann Friedrich und Ernst August; der Letztere wurde im Jahr 1662 protestantischer Bischof von Osnabrück. Johann Friedrich hatte bald nach dem Abschluß des westfälischen Friedens eine Reise nach Italien unternommen und dort den Entschluß gefaßt, zum Katholicismus überzutreten; seine Brüder sandten zwei Vertrauensmänner an ihn, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Einer derselben, Blume, war Professor an der von Herzog Julius im Jahr 1585 gestifteten braunschweigischen Universität Helmstedt; dieser aber paßte wenig für den Auftrag, denn bald nachher ging er selbst zur römischen Kirche über. Herzog Johann Friedrich bat von Rom aus seine beiden Brüder um die Erlaubniß, in Celle einen katholischen Privatgottesdienst einrichten zu dürfen; da sie ihm dieselbe verweigerten, so kehrte er vorerst nicht in die Heimath zurück. Nun starb im Jahr 1665 der älteste der vier Brüder, Christian Ludwig von Celle, ohne Kinder zu hinterlassen; Georg Wilhelm von Hannover aber hielt sich gerade in Venedig auf, um seinen Vergnügungen nachzugehen. Dies benutzte Johann Friedrich, indem er im Land erschien, um das Erbe an sich zu ziehen. Dies gelang ihm zwar nicht, er erhielt jedoch in einem zu Hildesheim abgeschlossenen Vergleich das Kalenbergische, sowie Göttingen und Grubenhagen; Georg Wilhelm erhielt Celle, Hoya und Diepholz. Der katholische Fürst, nun auch Herzog von Hannover-Kalenberg genannt, schloß sich im holländischen Krieg an Ludwig XIV. an und sein jüngster Bruder, der Bischof Ernst August, befolgte eine zeitlang dieselbe Politik, trat aber später davon zurück und wurde sehr entschieden reichstreu und kaiserlich.

Herzog Johann Friedrich, ein geistvoller Mann, machte seinen Hof zum Mittelpunkt der Versuche, eine Verständigung zwischen der römischen und der evangelischen Kirche zu Wege zu bringen. Diese Versuche hatten eine Stütze an der Universität Helmstedt, wo der berühmte Calixtus († 1656) eifrig dahin gestrebt hatte, den starren Dogmatismus zu beseitigen und namentlich die Unterscheidungslehren (vom Werthe der guten Werke, vom kirchlichen Primat und andere) in milderem Lichte darzustellen. Nach ihm wirkte sein Sohn als Professor zu Helmstedt in dem gleichen Sinne. Man nannte diese Richtung Synkretismus, welches Wort von Manchen als „Religionsmengerei," von Anderen als „kretisches Zusammenhalten" erklärt wird.*) Ferner hatte Johann Friedrich den berühmten Leibnitz, der

*) Auf der Insel Kreta soll das Gesetz oder Herkommen bestanden haben, bei jeder von Außen drohenden Gefahr die Parteien ruhen zu lassen, um sich gegen den Feind zu vereinigen. Synkretismus wäre demnach ein Zusammen-

sich an jenen Versuchen sehr eifrig betheiligte, zu seinem Rath und Bibliothekar ernannt. Von katholischer Seite war in dem Sinne der Union besonders der Bischof Spinola thätig, ein Spanier, der als Beichtvater der Kaiserin Margaretha Theresia (der ersten Gemahlin Leopolds) nach Wien gekommen war. Auch mit ihm trat Leibnitz in Verbindung und gegen Ende des Jahres 1679 sollte eine theologische Conferenz in Hannover stattfinden. Es scheint jedoch, daß der Herzog keineswegs aus christlicher Gesinnung den weltlichen Freuden abhold war; im December des genannten Jahres wollte er nach Venedig reisen, um den Carneval dort mitzumachen, starb aber unterwegs zu Augsburg.

Da Johann Friedrich kinderlos war, so folgte ihm nunmehr (1679) der jüngste Bruder, Ernst August von Osnabrück. Derselbe hatte sich mehr als 20 Jahre vorher mit der Prinzessin Sophia von der Pfalz vermählt, ohne die wichtigen Folgen dieser Verbindung ahnen zu können. Sophia war nämlich die Tochter des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich und durch ihre Mutter Elisabeth eine Enkelin König Jakob's I. von England. Ihr Bruder, der oft erwähnte thatkräftige Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, starb im Jahr 1680; sein Sohn und Nachfolger Karl überlebte ihn nur um fünf Jahre. Als mit ihm die Linie von Simmern ausstarb und mit Philipp Wilhelm von Jülich die katholische Linie Neuburg die Kurpfalz erhielt (1685), war die Herzogin Sophia von Hannover die einzige dem Protestantismus treu gebliebene Persönlichkeit aus dem königlichen Hause Stuart. Ihre Schwester Louise Hollandine (so genannt, weil sie dem Böhmenkönig während seines Aufenthaltes in Holland geboren war) hatte das Haus ihrer Mutter Elisabeth verlassen, um in Frankreich zur römischen Kirche überzutreten, und wurde Aebtissin im Kloster Maubuisson. Diese fromme Prinzessin erhielt Kenntniß von den Unionsbestrebungen und von dem Beifall, den dieselben in Hannover gefunden hatten; sie brachte es dahin, daß zwischen Leibnitz und dem protestantischen Abte Molanus, aus der Schule von Helmstedt, einerseits und Bossuet andererseits ein Briefwechsel angekündigt wurde (1691). Der Herzog Ernst August war zur Förderung der Verhandlungen geneigt, zum Theil aus Rücksicht für den Kaiser Leopold, der wirklich ein thatsächliches Ergebniß zu wünschen und zu erwarten schien. Die Sache zog sich noch lange hinaus, trat aber zu Ende des Jahrhunderts beim Herannahen der großen Kriegs-Ereignisse in den Hintergrund.

Ernst August hatte als Fürst wie als Staatsmann weitgreifende Pläne und wußte das gute Einvernehmen zu benutzen, in welches er sich mit dem

halten der guten Christen gegen den gemeinsamen Feind, d. i. gegen die Freigeister und Gottesleugner.

Kaiser gesetzt hatte. Diesem war es von hohem Werthe, die mächtigeren Fürsten, die eine reichstreue Gesinnung zeigten, in derselben zu erhalten. So streng katholisch Leopold auch war, mußte er doch zugestehen, daß im Kurkollegium ein Mißverhältniß obwalte. Seit dem westfälischen Frieden gab es acht Kurstimmen, drei geistliche und fünf weltliche. Von den Letzteren waren drei, Böhmen, Baiern und seit 1685 auch Pfalz, katholisch; es standen demnach sechs Stimmen gegen zwei evangelische, Sachsen und Brandenburg. Es schien daher nicht mehr als billig, die schwächere Seite durch Errichtung einer neuen Kur, der neunten, zu stärken. Hierbei kam zunächst Hannover in Betracht, das unter den deutschen Ländern jener Zeit an Gebietsumfang den ersten Rang nach den bereits bestehenden Kurstaaten einnahm oder einzunehmen bestimmt war; der Sohn Ernst August's, Georg Ludwig, war mit der einzigen Tochter seines Oheims Georg Wilhelm, der durch ihre unglücklichen Schicksale bekannten Sophia Dorothea, vermählt.*) Von seinem Bruder hatte daher Ernst August keinen Widerspruch zu befürchten, als er mit dem kaiserlichen Hof Unterhandlungen begann. Doch dauerten dieselben mehrere Jahre; Leopold stellte dem Herzog ähnliche Bedingungen, wie später dem Kurfürsten von Brandenburg bei der Erhebung zur Königswürde. Das Haus Celle-Hannover verpflichtete sich, bei allen Reichsversammlungen mit Oestreich zu stimmen, bei jeder Kaiser- oder Königswahl seine Stimme dem erstgeborenen Prinzen des Hauses Oestreich zu geben, dem Kaiser die Summe von 500,000 Thalern zu zahlen, sowie für den Krieg in Ungarn 6000, am Rhein 3000 Mann zu stellen; ferner sollte in jeder der beiden Residenzstädte, Hannover und Celle, eine katholische Kirche und Schule erbaut werden dürfen. Um diesen Preis wurde am 19. December 1692 die Errichtung der neunten Kur, mit welcher das Erz-Bannerträger-Amt verbunden sein sollte, vollzogen. Nunmehr aber erhob sich heftiger Widerspruch; mehrere Kurfürsten wollten keinen neuen Genossen neben sich, viele Fürsten keinen aus ihrer Mitte zu einem höheren Rang erhoben sehen. Würtemberg insbesondere protestirte gegen das neue Erzbanner, da es in Nachfolge des alten Herzogthums Schwaben mit Führung der Reichs-Sturmfahne betraut war. Bald schlossen die Gegner Hannovers zu Regensburg ein förmliches Bündniß, an welchem drei Bischöfe, aber auch eine ganze Reihe protestantischer Fürsten, darunter sogar der nahe Verwandte Ernst August's, der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel,

*) Als durch den Tod Georg Wilhelm's (1705) die Vereinigung vollzogen wurde, hatte Hannover einen Flächeninhalt von 514 Quadratmeilen; Kursachsen hatte 729, Baiern mit Oberpfalz 719, Kurpfalz mit Jülich und Berg zusammen sogar blos 734.

Theil nahmen. Sie nannten sich als Gesammtheit „die wider die neunte Kur protestirenden Fürsten." Der Streit zog sich lange hin und Würtemberg setzte wenigstens durch, daß Hannover kein neues Erzamt erhielt, obwohl sogar Leibnitz zu Gunsten desselben die Feder ergriff. Erst nach dem Aussterben der bairischen Linie Wittelsbach (1777) erhielt Hannover unbestritten das Erz-Schatzmeisteramt.*)

Ernst August starb 1698 (nach Anderen Januar 1699); ihm folgte sein Sohn Georg Ludwig, der im Jahr 1705 nach dem Tode seines Oheims und Schwiegervaters Georg Wilhelm das Herzogthum Celle erbte. Schon vorher hatte sich ihm die Aussicht auf die Krone von Großbritanien eröffnet. Es war bekanntlich schon im Jahr 1689 von der britischen National-Convention festgestellt worden, daß nach dem Tode Wilhelm's III. und seiner Gemahlin Maria die Schwester der Letzteren, Jakob's II. Tochter Anna, den Thron besteigen sollte. Da Anna seit Jahren mit dem Prinzen Georg von Dänemark vermählt und diese Ehe mit einer ganzen Reihe von Kindern gesegnet war, so schien eine nähere Bestimmung vorerst nicht nothwendig. Nun aber starben diese Kinder, deren Anzahl auf 13 angegeben wird, sämmtlich noch bei Lebzeiten Wilhelm's III.; zuletzt, im August 1700, der noch allein übrig gebliebene Herzog von Glocester. Nun brachte der König im Verein mit dem Parlamente die berühmte protestantische Successions-Acte zu Stande, die am 12. Juni 1701 zum Gesetz erhoben wurde. In derselben wurde bestimmt, daß die katholischen Glieder des Hauses Stuart für alle Zeiten vom Thron ausgeschlossen bleiben sollten. Dieser Beschluß vernichtete auch die Ansprüche des Herzogs von Savoyen, dessen Gemahlin eine Tochter der Herzogin Henriette von Orleans, der Tochter Karl's I., war. So erlebte denn die Kurfürstin von Hannover in ihrem hohen Alter, daß ihr und ihrer Nachkommenschaft das britische Königthum zugesprochen wurde. Wie nothwendig diese Feststellung war, zeigte sich sehr bald, in dem am 16. September 1701 der alte König Jakob II. in Saint Germain

) Kurz nach Erwerbung der Kurwürde fand im Hause Hannover einer jener furchtbaren Akte der Kabinetsjustiz statt, an welchen die Geschichte des 17. und besonders des 18. Jahrhunderts reich ist. Sophia Dorothea, in zweiter Ehe mit ihrem Vetter Georg Ludwig, dem nunmehrigen Prinzen und späteren König von Großbritanien verheirathet, sah ihren Gemahl völlig seinen Maitressen hingegeben. Sie knüpfte ein Verhältniß an mit dem Grafen Königsmar, einem Bruder der bekannten Gräfin Aurora, und entfloh mit ihm nach Wolfenbüttel. Hierauf ließ ihr Schwiegervater in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli den Grafen, als er die Wohnung der Prinzessin verließ, durch vier Trabanten ermorden. Die kurprinzliche Ehe wurde aufgelöst und Sophia Dorothea bis zu ihrem Tode (1726) in Haft gehalten. Ihr Sohn war der König Georg II. von England, ihre Tochter die Königin Sophia Dorothea von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's I.

starb. Ludwig XIV. hatte ihn noch auf dem Sterbebette besucht und ihm, wahrscheinlich als er kaum noch bei Besinnung war, in Gegenwart vieler Personen mitgetheilt, er werde den jungen Jakob als König von England, Schottland und Irland anerkennen. In der That wurde gleich nach dem Tode des Königs eine Erklärung dieses Inhaltes bei Trompetenschall durch Heroldsruf in drei Sprachen, Englisch, Französisch und Lateinisch, bekannt gemacht, obwohl Wilhelm's Königthum im Frieden von Ryswick förmlich anerkannt worden war; eine schwere Unvorsichtigkeit, die Ludwig wahrscheinlich in den nächsten Tagen schon bereute, aber nicht wieder gut machen konnte. In England erregte dieser Vorgang die allgemeinste Entrüstung und trug dazu bei, die Spannung auszugleichen, die seit einigen Jahren zwischen Wilhelm und einem großen Theil des Volkes herrschte. Nach Wilhelm's Tode bestieg der Successions-Akte gemäß Anna den englischen Thron und herrschte bis zum 12. August 1714. Nur zwei Monate vor dem Tode dieser Königin war die Kurfürstin Sophie gestorben, und so wurde nunmehr ihr Sohn, Georg Ludwig, damals 54 Jahre alt, unter dem Namen Georg I. zum König von England ausgerufen.

XIII. Deutsche Litteratur und Geistesbildung des 17. Jahrhunderts in England, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden.

1. Bacon und Descartes; nächste Ausbildung ihrer Denkweise.

Das 17. Jahrhundert war seit dem Untergang der alten hellenischen Welt die bedeutendste Epoche für den Fortschritt des freien philosophischen Denkens. Die Weltanschauung des Mittelalters war in sich fest abgeschlossen; die Vorstellungen von Himmel und Erde wie vom Guten und Bösen, von Gott und der Menschheit waren streng umschrieben und selbst große Geister übten ihr Nachdenken fast nur innerhalb der gegebenen Grenzen. Mit ungewöhnlichem Scharfsinn und oft mit aufrichtiger Wahrheitsliebe schuf sich die Scholastik ein System des Denkens und Untersuchens. Indessen so idyllisch, wie dies manchmal geschildert wird, ging es dabei doch nicht zu; seit Abälard's Zeiten stieß mancher kühne Denker ungeduldig gegen die Schranken an; beim ersten Aufdämmern des humanischen Wissens aber wurde es Vielen klar, daß das ganze subtil aufgeführte Gebäude, in dem man sich bewegte, auf angewöhnten willkürlichen Voraussetzungen

beruhe und zum wirklichen Verhalte der Dinge wenig passe. Diese Ahnungen mußten stärker werden, als man eine Bildung kennen lernte, die auf ganz anderen Gründen beruhte, und als man die herrschenden Vorstellungen von der Erde und dem Weltbau als falsch erkannte. Daher brachte die Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum und insbesondere mit der platonischen Philosophie, sodann aber die Erkenntniß von der Erde als einer frei im Weltraum schwebenden Kugel und endlich von ihrer Stellung zur Sonne, wonach sie nicht mehr als Mittelpunkt des Universums erschien, in den Geistern eine gewaltige Umwälzung hervor. Dieselbe dauerte zwei Jahrhunderte und machte eine neue Grundlegung für das Wissen und Erkennen nothwendig.

Die Naturforschung hatte dabei die schwerste Arbeit. Anfangs waren die bedeutendsten Köpfe damit beschäftigt, aus der Dürftigkeit des bisherigen Wissens auf dem Wege der Ahnung und Phantasie einen weiteren Blick zu gewinnen. Sie faßten die Naturkräfte in einem phantastischen, sinnbildlichen Zusammenhang auf. Von Paracelsus und Helmont an bis ins 18. Jahrhundert finden wir oft bei ein und demselben Manne die tiefsten Einsichten und schöpferischen Gedanken mit den Ausgeburten einer mystisch tastenden Einbildungskraft verbunden. Es war daher anfangs, um Klarheit zu gewinnen, schon ein Großes, daß man auf die Alten zurückging; die Ehrfurcht vor denselben war so stark, daß man auch für die Naturkunde von Aristoteles und Plinius ausgehen zu müssen glaubte. Wir finden bei einem sehr geistvollen Humanisten den Ausspruch: ob das Oel gefriere, könne man nicht wissen, da weder Plinius noch ein Anderer von den Alten sich darüber äußere. Aus diesem Zwischenzustande konnte die Wissenschaft nur dadurch erlöst werden, daß man sie von den vorhandenen oder vorgeschriebenen Ansichten völlig befreite und daß man auf eine Methode hinwies, die entweder in den Dingen selbst oder in dem denkenden Geist ihren Ausgangspunkt hatte. Beide Wege wurden im 17. Jahrhundert eröffnet, und zwar mit entscheidendem und andauerndem Erfolg. Beide Methoden, bald sich ergänzend, bald einander widerstrebend, bilden die Geschichte der neueren Philosophie.

Die Wissenschaft hatte bisher das Verfahren befolgt, von einer vorgefaßten Ansicht, von einem System auszugehen, in welches die Einzelheiten eingereiht wurden, um ihre Erklärung zu finden. Das Verdienst, ein entgegengesetztes Verfahren eingeführt zu haben, wird gewöhnlich dem englischen Kanzler, Lord **Bacon von Verulam**, zugeschrieben, dessen Laufbahn als Staatsmann wir früher geschildert haben. Er empfahl nachdrücklich, von jeder vorbestimmten Gesammt-Ansicht abzusehen, dagegen das Einzelne mit freierem Blicke zu er-

forschen, und von diesem aus vorsichtig aufs Allgemeine zu schließen. Er sucht demnach das Wissen auf Beobachtung und Erfahrung, auf die Methode der Induction zu begründen. Er ist selbstverständlich weder der Erfinder derselben, noch hat er sie als Naturforscher besonders erfolgreich angewandt. Seine mathematischen Kenntnisse waren nicht von Bedeutung; auch befreite er sich weder vom Glauben an die Goldmacherkunst und an das Lebens-Elixir, noch von den Vorurtheilen gegen das System des Kopernikus, das doch zu jener Zeit bereits in England viele Anhänger hatte.*) Doch hat er viel dazu beigetragen, die Achtung vor den Erfahrungswissenschaften zu erhöhen und auf den Werth des Experimentirens aufmerksam zu machen. Er warnt vor Ueberschätzung des Alterthums, indem er, die reiche Entwickelung der Naturkenntniß voraus ahnend, den Satz ausspricht: „Wir sind die wahren Alten." Ueberhaupt sind seine Schriften reich an anregenden Bemerkungen und treffenden Aussprüchen. Der überaus hohe Ton, in welchem er die Erfolge seiner Lehre weissagt, und der noch höhere, in welchem seine Landsleute von ihm sprechen, ist um so weniger gerechtfertigt, als dadurch größere Leistungen in Schatten gestellt werden. Wenn indeß Andere, vor Allen Galilei, auf dem Wege der Beobachtung, der Erfahrung und des wohlbedachten Experimentirens unabhäng von ihm weit Großartigeres geleistet haben, so hat doch Keiner die Meinung, daß dieser Weg der einzig richtige sei, so entschieden wie er aufgestellt, und so unermüdlich von allen Seiten in geistvollen Wendungen beleuchtet. Niemand hat so nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der unwandelbare Verkehr des Geistes mit den Dingen selbst wieder hergestellt werden müsse (commercium istud mentis et rerum restitui in integrum). Macaulay rechnet es ihm besonders hoch an, daß er der Wissenschaft die Richtung auf das Nützliche gegeben habe, (commodis humanis inservire) und bespricht dabei, wie Bacon selbst, die alten Philosophen und Naturforscher etwas von oben herab, da ja selbst Archimedes den Nutzen seiner Erfindungen als Nebensache betrachtet habe.**) Uns steht Bacon

*) Eines der gelesensten lateinischen Bücher jener Periode war das „Bild der Seelen" (Icon animorum) von John Barclay. In demselben wird den Engländern der Vorwurf gemacht, daß sie aus Neigung zum Paradoxen ganz ausschweifende Meinungen, z. B. die Bewegung der Erde um die Sonne, vertheidigen. Barclay war schottischen Ursprungs, aber in Frankreich geboren; er starb 1621 zu Rom. Für seinen politischen Roman Argenis, der in die meisten Sprachen Europas übersetzt wurde, hatte besonders Leibnitz eine große Vorliebe.

**) Schiller läßt den Archimedes sprechen: „Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib." Vgl. übrigens Kuno Fischer, Franz Bacon von Verulam, Leipzig 1856; und oben Bd. XII, S. 281.

dadurch als Philosoph keineswegs höher; doch hat er auf den inneren Zusammenhang alles Wissens aufmerksam gemacht, wie später d'Alembert in der Einleitung zur Encyclopädie; er hat der Forschung Gönner und Anhänger geworben und der englischen Philosophie für Jahrhunderte die Richtung auf Klarheit und Thatsächlichkeit aufgeprägt. Eines der Hauptwerke Bacon's, das Novum organum scientiarum, erschien noch 1830 in deutscher Uebersetzung und im lateinischen Texte (Leipzig 1840); das zweite Buch desselben enthält eine ausführliche Darstellung der inductiven (empirischen) Methode.

Dürften wir hier, wo nur der Einfluß der leitenden Ideen in Betracht kommt, auf das ruhmwürdige Ringen bevorzugter Geister eingehen, so hätten wir ausführlich von Bacon's Zeitgenossen Jakob Böhme zu reden, der in gerechter Auszeichnung Philosophus Teutonicus genannt wird. Er wurde in der Nähe von Görlitz als armer Bauernsohn geboren (1575) und durchlebte eine der trübseligsten Perioden der deutschen Geschichte, in welcher der unfruchtbare Sectenstreit jeden Aufschwung, jede Poesie hemmte und selbst die Wärme des Herzens niederschlug. Die Treue eines Gemüthes, welches nur auf Annäherung an Gott und auf Erkenntniß der Wahrheit gerichtet ist, zeigt sich nirgendwo reiner und liebenswürdiger, als bei diesem Görlitzer Schuhmacher. Er hatte von den Orthodoxen, besonders von dem Pastor Richter in Görlitz, wegen seines ersten Buches „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang," heftige Anfeindungen zu bestehen und begab sich deshalb nach Dresden, wo er Schutz und Anhang fand. Ueberhaupt suchten viele hochstehende Männer, sogar Fürsten seine Belehrung. Unter den trockenen Streitigkeiten des Tages war es an sich erfreulich, einen Geist zu beobachten, der sich durch innere Erleuchtung über die Einheit des göttlichen Wesens und über das Heraustreten der Creatur aus demselben klar zu machen suchte. Aber obwohl seine Schriften, voll tiefer Anschauungen und fruchtbarer Gedanken, selbst im Ausland, namentlich in Holland, Beachtung fanden, so blieb dieselbe doch vereinzelt und auf stille Kreise beschränkt. Böhme ringt mit der Sprache und gewinnt ihr oft bedeutungsvolle Wortformen ab; doch war er nicht hinlänglich wissenschaftlich ausgerüstet, um als Vorkämpfer den Streit mit dem Dogmatismus aufzunehmen. Er starb kurz nach seiner Rückkehr von Dresden in Görlitz 1624. In unserem Jahrhundert haben sich philosophische Schriftsteller viel mit ihm beschäftigt; insbesondere knüpften Hegel und Franz Baader gerne an ihn an.*)

*) Vgl. L. Feuerbach, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. I; M. Carriere, philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, wo Giordano

Den eigentlichen Gegensatz zu Bacon bildet der französische Philosoph René Descartes (Cartesius), der der Urheber des neueren Idealismus genannt wird, indem er den denkenden Geist zum Ausgangspunkte nimmt, um alle vorgefaßten, möglicher Weise täuschenden Ansichten zu beseitigen und zu zweifellosen Ergebnissen zu gelangen. Seine großartigen Leistungen stehen mit seinem innersten Entwickelungsbedürfniß im genauesten Zusammenhang; dies verleiht auch seinem Ausdruck selbst im Gebiete der Abstraction ungewöhnliche Festigkeit und Lebendigkeit, wie er denn auch in seiner Muttersprache ein bedeutender Schriftsteller geworden ist.

Descartes war im Jahre 1596 als der Sproß einer alten Familie zu Lahage in Tauranien geboren. Goethe ist geneigt, seine Reizbarkeit, sein Ehrgefühl, seine Rücksichtsnahme auf das äußerlich Geltende aus seinem Stand als französischer Edelmann zu erklären; dagegen von dem, was im Reich der Meinungen galt und gelehrt wurde, hat er sich ebenso entschieden wie Bacon, nur auf andere Weise losgemacht. Er erhielt seine erste Erziehung im Jesuiten-Collegium zu La Flêche, wo er den ganzen Cursus der Litteratur und Philosophie durchmachte. Er selbst erzählt uns, daß er in seinem 16. Jahr eingesehen habe, sein Wissen beruhe auf Irrthum und nothdürftiger Uebereinkunft. Als er die Schule verlassen hatte, nahm er Kriegsdienste, um die Welt und die Menschen kennen zu lernen. Er diente unter Anderem in der liguistischen Armee beim Beginn des dreißigjährigen Krieges und wohnte unter Tilly der Schlacht am weißen Berge bei (1620). Den auf dieselbe folgenden Winter verbrachte er im Quartier zu Neuburg an der Donau, im fremden Lande völlig abgeschieden. Bald darauf kehrte er nach Frankreich zurück, begab sich aber schon 1624 nach Holland, wo er 25 Jahre lang blieb und seine meisten Schriften veröffentlichte. Im Jahr 1649 begab er sich, von der Königin Christine berufen, nach Stockholm, wo sie jedoch seines persönlichen Unterrichtes nur kurze Zeit genoß; er starb schon am 11. Februar; seine Leiche wurde nach Paris in die Kirche der heiligen Genovefa vom Berge gebracht.

Descartes war nicht nur streng mathematisch geschult, sondern gilt als Schöpfer der analytischen Geometrie, als Erfinder der Rechnung mit Exponenten und bildete die Lehre von den Curven neu und selbstständig aus. Der strengen Beweisform, welche die Mathematik verlangt, ging er auch in der Philosophie nach und suchte gleichsam den Archimedespunkt, von welchem beim Erforschen der Wahrheit

---

Bruno und Jakob Böhme als Höhenpunkte erscheinen; ebenso desselben „Renaissance und Reformation" (Leipzig 1871), S. 681 ff.

ausgegangen werden könnte. Bekanntlich glaubte er diesen im Denken selbst gefunden zu haben; denn während alle Sinneswahrnehmungen täuschen können, während man selbst in der Geometrie und Mathematik vor Irrthum nicht sicher ist, hat doch der Mensch in seinem Denken die Bürgschaft seines Daseins. Als denkender Mensch bin ich; cogito, ergo sum. In den „Betrachtungen" (méditations), die 1641, und in den „Prinzipien der Philosophie", die 1644 zu Amsterdam erschienen, sucht er den neu gewonnenen Grundgedanken nach jeder Seite fruchtbar zu machen und namentlich, von ihm ausgehend, auch die Gewißheit vom Dasein Gottes zu gewinnen. Wir können auf diese Untersuchung nicht näher eingehen und bemerken nur, daß sein Beweis für das Dasein Gottes allerdings vom Gedanken ausgeht, aber im Wesentlichen dem sogenannten ontologischen Beweis zunächst steht, der im 11. Jahrhundert von Anselm von Canterbury aufgestellt wurde, obwohl Cartesius selbst seinen Beweis von diesem scharf zu sondern bemüht ist: Die Idee Gottes, die sich im Geiste findet, kann nicht von dem Menschen in seiner Unvollkommenheit ausgehen. Gott kann nur als unbedingt vollkommenes Wesen gedacht werden; zur Vollkommenheit aber gehört die Existenz.

Descartes stellt, bevor er zum Auffinden eines Anhaltspunktes geht, Alles in Zweifel; er geht demnach von der völlig freien subjectiven Forschung aus. In dieser Weise hat er die geistige Selbstständigkeit mächtig gefördert und für einen großen Theil der katholischen Welt eine freie Wissenschaft erst geschaffen. Er selbst gibt zwar aus Courtoisie zu verstehen, sein vollkommener Zweifel, sein unabhängiges Forschen finde nur versuchsweise statt, liege nur in der Methode; sollten seine Ergebnisse den kirchlichen Wahrheiten widersprechen, so seien die letzteren ohne Weiteres im Recht. Aber dieses Zugeständniß konnte die Wirkung seines Gedankenganges nicht hemmen. Auch die Mängel in seinen weiteren Schlußfolgerungen thaten der Macht seiner Grundlehre keinen Eintrag. Descartes fürchtete einigermaaßen die Censur der Kirche, namentlich machte ihn das Verfahren der Inquisition gegen Galilei für sich besorgt, und er hütete sich sogar von dieser Zeit an, Uebereinstimmung mit Copernikus kund zu geben.

Unter den Gegnern, die Cartesius unmittelbar durch seine „Meditationen" aufregte, waren nicht weniger als sieben, gegen die er sich ausführlich vertheidigte; unter ihnen Arnauld, einer der berühmten Schriftsteller des Port Royal, der sich aber durch die Erwiderung des Cartesius für überzeugt bekannte. Cartesius führte die Vorstellung, daß das Denkende in uns ohne Ausdehnung, daß die Seele völlig immateriell sei, wo nicht zuerst, doch mit aller Entschiedenheit aus; zugleich aber suchte er durch anatomische Forschungen den Ort zu

bestimmen, wo die Seele vom Gehirn aus die Eindrücke der Körperwelt empfange, und meinte dies Vermittelungs-Organ in der Zirbeldrüse zu erkennen. Unter seinen Gegnern war Gassendi, damals Professor der Mathematik am Collège de France in Paris, der bedeutendste. Gassendi hatte früher einen Lehrstuhl der Theologie aufgegeben; er war für Bacon sehr eingenommen, stand mit Kepler wie mit Galilei in Verbindung und hatte zuerst unter den Neueren die Lehre des Epikur genau studirt und unbefangen gewürdigt. Er geht gern von dem Satz aus: „Es ist nichts im Verstande, was nicht vorher in den Sinnen war" (nil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu) und sein Streit mit Cartesius ist ein Vorspiel vieler Kämpfe der sensualistischen Denkweise gegen die idealistische. Aber die vielseitigen Angriffe halfen nur das Ansehen des Cartesius befestigen, dessen Ruhm ohnedies durch den unbestreitbaren Werth seiner mathematischen und physikalischen Entdeckungen gesichert war. Er hatte außer den Anhängern Gassendi's die Universitäten sowie den größten Theil der Jesuiten gegen sich. Aber die heftigsten Angriffe kamen ihm von protestantischer Seite, zunächst von dem streitbaren gomaristischen Theologen Gisbert Voetius in Utrecht; der dortige Senat untersagte (1644) in scharfen Ausdrücken die neue Lehre und auch zu Leyden erhob sich gegen dieselbe ein Sturm, welchen der Statthalter, Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, nicht zu beschwichtigen vermochte. Gleichwohl waren bald die Kanzeln und Katheder in Holland mit Cartesianern besetzt. Uebrigens ist gerade Cartesius, der die Originalität seiner Lehren und Entdeckungen sehr zuversichtlich hervorhob, von seinen Feinden gern der Entlehnung beschuldigt worden.

Unter den Fortbildnern der cartesianischen Philosophie sind Geulinx und Nicolaus Malebranche zu nennen. Beide nahmen mit Cartesius an, daß die Seele vom Körper getrennt sei und suchten die Vermittelung derselben in Gott nachzuweisen. Malebranche erlangte dadurch eine hohe Bedeutung, daß er in anziehender und an tiefen Blicken reicher Darstellung einen mystischen Idealismus lehrte; er sieht in Gott den einzigen Grund alles Seins und Denkens, so daß der Geist nur in ihm die Dinge zu schauen vermag. („Gott ist der Ort der Geister, wie der Raum der Ort der Körper ist.") Malebranche war verwachsenen Körpers, hatte stets mit Krankheiten zu kämpfen und liebte die Einsamkeit; er trat früh in die Congregation der Oratorianer und studirte die Bibel und die Kirchenväter. Doch wurde er durch das Studium des Cartesius für die Philosophie gewonnen und gewann selbst viele fromme Gemüther für dieselbe, wozu die Eigenthümlichkeit und Schönheit seines Stils nicht wenig beitrug.

Sein Einfluß war von Bedeutung, soweit das Gebiet der französischen Sprache reichte. In aufrichtigem Suchen nach Wahrheit beschäftigte er sich mit den großen Problemen, denen sich auch Spinoza und Leibnitz zuwandten; aber der schwungvolle, religiöse Ton seiner Schriften machte selber Gläubige zu seinen Verehrern. Der klare und strenge Boussuet freilich erkannte wohl, daß diese Stimmung auch für den Glauben ihr Bedenkliches habe. Descartes selbst hatte, wie oben bemerkt worden, sein Verhältniß zur Kirche immer so dargestellt, als ob dieselbe in der ewigen Geltung ihrer Wahrheiten von seinem Versuch nicht berührt werden könne; gleichwohl wurden seine Schriften in Rom auf den Index gesetzt, wenn auch nur vorläufig, „bis sie würden verbessert werden" (donec corrigerentur); und als im Jahre 1667 seine Leiche von Stockholm nach Paris gebracht wurde, verbot Ludwig XIV., dem Philosophen eine öffentliche Lobrede zu halten. Malebranche starb im Jahr 1715; seine Hauptwerke heißen: vom Streben nach Wahrheit; christliche und metaphysische Betrachtungen: von der Liebe zu Gott. Seine Schriften erschienen noch während seines Lebens in 11 Bänden (Paris 1712) und wurden 1837 von Genoude neu herausgegeben.

2. Astronomie und Erfahrungswissenschaften.

Die Fortschritte, welche im 16. und namentlich im 17. Jahrhundert in der Himmelskunde gemacht wurden, gehören nicht blos zu den glänzendsten Leistungen des menschlichen Geistes: sie haben auch nicht minder entscheidend als der Humanismus und die Reformation zur Befreiung desselben gewirkt. Die Entdeckungen großer Forscher von Kepler bis Newton haben unwiderleglich festgestellt, daß im Weltraum physische und mechanische Gesetze walten und daß nicht etwa, wie man früher glauben mochte, jenseit des Mondes höhere mystische Kräfte die Himmelskörper bewegen. Wie schwer der Geist sich von maaßgebenden Vorstellungen löst, kann das Beispiel des Kopernikus darthun; denn obwohl er, wie Kepler von ihm rühmt, durchaus freien Sinnes (animo liber) war, befreite er sich doch nicht von der Vorstellung, daß die Planeten sich um die Sonne in der Kreislinie bewegen, die er für die vollkommenste hielt. Erst Kepler stellte durch das erste seiner drei bewunderungswürdigen Gesetze fest, daß diese Bewegung in einer Ellipse stattfinde, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht; er machte dieses Gesetz im Jahre 1609 in seiner Schrift über den Planeten Mars bekannt.

Kepler nennt sich unumwunden einen Advokaten des Kopernikus und erklärt (1618), die Lehre desselben sei 80 Jahre lang ohne Anfechtung vorgetragen worden. Diese Erklärung gab er kurz nachdem

in Rom Galilei zu dem Versprechen genöthigt worden war, die Bewegung der Erde künftighin weder mündlich noch schriftlich wieder zu behaupten. Wie langsam es aber mit der Anerkennung des neuen Systems überhaupt auch in Deutschland ging, erkennen wir schon daraus, daß dieselben Tübinger Theologen, welche die Ausschließung Kepler's vom Abendmahl billigten, auch auf seine Vorliebe für gewagte Lehren manchen Seitenblick warfen. Ein Tübinger Professor, Hainlin, erklärte noch später, für das kopernikanische System spreche nur der einzige Umstand, daß dasselbe vom Papst verdammt worden sei.*) Aber auch Kepler selbst vertröstet sich noch auf die Zukunft; denn in der Vorrede zu seiner „Weltharmonie“ meint er, dieses Buch werde vielleicht 100 Jahre auf seinen Leser warten müssen; habe doch Gott selbst 6000 Jahre auf seinen Beobachter gewartet. Wenn diese Aeußerung vermessen scheinen sollte, so ist zu erwägen, daß Kepler ganz von dem Gedanken erfüllt ist, Gott werde aus der Natur und ihren ewigen Gesetzen erkannt; ein Gedanke, der damals noch nicht so furchtbar werden konnte, als er bei entwickelteren Gefühlen im 18. Jahrhundert wurde; denn in Kepler's Zeit war das Wort Natur noch wenig beliebt, ja sogar bedenklich; es schienen hinter dem bloßen Worte Schwarm- und Rottengeister zu lauern. Kepler hatte schon in seinem ersten bedeutenden Werke, das er „Vorläufer“ (Prodromus) nannte, durch eine überaus sinnreiche, wiewohl nicht streng haltbare geometrische Berechnung die Abstände der Planeten von einander zu erklären gesucht und dabei sogar in einem Gedichte den „Vater des Lichtes“ gepriesen, daß er ein schwaches Erdengeschöpf fast zum Gott erhebe, denn es vermöge die Gedanken Gottes nachzudenken. Wie groß über-

---

*) Der Erste, der den vollendeten Sieg des Systems mit Begeisterung verkündet, ist Andreas Gryphius († 1664) in dem trefflichen Epigramm an Kopernikus:

Schau, jetzt blüht dein Triumph, den als auf einem Wagen
Der Ball, auf dem wir sind, muß um die Sonne tragen.
Wenn das, was irdisch ist, wird mit der Zeit vergeh'n,
Wird unverrückt dein Lob, wie deine Sonne steh'n.

Eine oft angeführte lateinische Inschrift auf Kopernikus wird zuweilen (noch kürzlich bei Gelegenheit seines Jubiläums) als Beweis für seine Bescheidenheit hervorgehoben, indem man ihn selbst als den Verfasser betrachtet. Sie lautet im Deutschen etwa:

Nicht die Gnade, die Petrus einst gefunden,
Oder Paulus, begehr' ich; nur um jene,
Die dem Schächer am Kreuz Du hast erwiesen,
Fleh' ich mit Inbrunst.

Indessen spricht schon Lichtenberg in seinem Leben des Kopernikus die Ansicht aus, die Inschrift sei von einem Gegner des Systems verfaßt, welcher die Aufstellung desselben als sündlich betrachtet habe.

haupt Kepler als lateinischer Schriftsteller war, können wir hier nicht entwickeln; wir wollen nur andeuten, daß seine unverwüstliche Klarheit und Heiterkeit ihn selbst bei den schwierigsten Untersuchungen nicht verläßt. Seine deutschen Schriften stehen der Form nach zurück; doch zeigt sich auch bei ihnen eine lebendige Phantasie und ein seltener Reichthum an sinnreichen Wendungen. Kepler konnte sich in den Kalenderwerken, die er seiner Stellung gemäß anfertigen mußte, der Verpflichtung nicht entziehen, aus dem Stande der Gestirne Anweisungen für die Zukunft zu geben; er thut dies mit geistvoller Ironie, indem er darauf hinweißt, daß Astrologie, die beliebte Tochter, mit ihren Reizen die ernste Mutter, die Himmelskunde, ernähren müsse. Ueber die Bedeutung eines Kometen bemerkt er, es sei damit wie mit der Nachtmusik, die ein Junggeselle bringe und die jede Anwohnerin der Straße auf sich beziehen könne. Daß Kepler sich im Jahr 1630 nach Regensburg begab, um seine Ansprüche auf rückständige Besoldung zu betreiben, und daß er dort am 15. November starb, haben wir schon früher (Bd. XI., S. 505) berichtet. Er hatte dorthin eine nicht geringe Summe an baarem Geld, auch Verschreibungen und Bergwerks-Actien, freilich sein ganzes Vermögen, mitgebracht; die Annahme, daß er in den dürftigsten Verhältnissen gestorben sei, welche zum Theil durch ein Epigramm Kästner's verbreitet wurde, ist demnach irrig. Immerhin war sein Lebensgang von Sorgen beschwert, worüber die Klagen überhaupt mit Beginn der Neuzeit allgemein werden; denn im Mittelalter hatten die meisten Denker und Forscher, zum Theil auch die Künstler, dem Mönchsstand angehört, also im Cölibat gelebt. Die weltliche Stellung der Gelehrten in der Neuzeit brachte oft Nahrungssorgen und Familiennoth mit sich, namentlich in Deutschland, wo die Gönnerschaft nicht so auskömmlich geübt wurde, wie in Italien und England. — Kepler hatte sich auch, als ein über Vorurtheile erhabener Mann, schon unter Kaiser Matthias bemüht, die protestantischen Stände Deutschlands zur Annahme des gregorianischen Kalenders zu veranlassen; doch kam dieselbe erst lange nach seinem Tode, im Jahre 1700 zu Stande, in welchem 11 Tage ausgelassen wurden, so daß auf den 18. Februar sogleich den 1. März folgte.

Der große Mathematiker und Naturforscher Galileo Galilei gerieth mit der geistlichen Censur härter zusammen als Kepler. Galilei hat die Kenntniß der Naturkräfte in großartiger Weise gefördert, besonders auf jenem Wege der Beobachtungsversuche (des Experimentirens), den Bacon empfahl, ohne Hervorragendes darin zu leisten. Galilei war im Jahr 1564 zu Pisa geboren und zeigte schon als Jüngling jenen Widerwillen gegen die durch Scholastik entstellte aristotelische Lehren, der die meisten selbstständigen Geister jener Epoche beseelte.

Er war erst 19 Jahre alt, als er im Dom zu Pisa die Schwingungen einer angeblich noch heute dort an einer Kette hängenden Lampe beobachtete und hierdurch auf die Gesetze der Pendelschwingung geleitet wurde. Als Professor in Pisa zog er sich die Feindschaft der Anhänger des alten Systems zu und übernahm daher gern eine Lehrstelle in Padua, wohin ihn der Senat von Venedig berief (1592). Hier las er mit ungewöhnlichem Beifall, da sein Vortrag bei wissenschaftlicher Tiefe alle Vorzüge einer geschmackvollen und vielseitigen Bildung an sich trug. Er liebte Musik, in deren Theorie sein Vater eine weit geltende Autorität war, nicht minder Malerei und Poesie; er verfaßte in derselben Periode seines Lebens, wo er den Proportionalcirkel erfand und die Gesetze des Falles untersuchte, seine „Betrachtungen über Tasso," in welchen er diesen Dichter weit hinter seinen Liebling Ariosto zurücksetzte.

Galilei befand sich noch in Venedig, als in Holland die Erfindung der Fernrohre gemacht wurde. Ob dieselbe von Jakob Melius, von Zacharias Jansen oder von Hans Lippershey ausging, welche beiden Letzteren Brillenmacher in Middelburg waren, ist für unseren Zweck gleichgültig; doch steht fest, daß Lippershey bereits im Jahr 1608 den Generalstaaten drei Instrumente anbot, mit denen man in die Ferne sehen könne; es scheint, daß dabei zuerst an Zwecke der Seefahrt gedacht wurde. Galilei erhielt im folgenden Jahre zu Padua Nachricht von dieser Erfindung, stellte hierauf selbstständige Versuche an und überreichte bald nachher dem Dogen und dem Senate von Venedig einige von ihm angefertigte Instrumente. Nachher erfand Kepler das astronomische Fernrohr und bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts finden wir Männer wie Huyghens und Spinoza mit dem Schleifen von Linsengläsern beschäftigt. Mit dem neuen Werkzeuge entdeckte Galilei zuerst die Gebirge des Mondes und maaß die Höhe derselben; sodann erkannte er die Milchstraße als eine gedrängte Menge kleiner Sterne. Im Januar 1610 entdeckte er die vier Trabanten des Jupiter und später berechnete er die Bahnen und Umlaufszeiten derselben. Wenige Wochen vorher hatte ein Deutscher, Simon Marius in Ansbach, Astronom des dortigen brandenburgischen Markgrafen, die Jupitertrabanten gesehen; doch machte er seine Entdeckung erst 1614 in dem Werke „die Jupiterwelt" (Mundus Jovialis) bekannt. Galilei dagegen, der sonst mit Wahrung seiner Prioritätsrechte nicht immer vorsichtig war, veröffentlichte seine neuen Beobachtungen bereits 1610 in seiner Schrift „Boten aus der Sternenwelt" (nuntius sidereus). Die Entdeckung der Jupitertrabanten führte später zur Messung der Geschwindigkeit des Lichtes. Im November 1610 schrieb Galilei an Kepler und machte ihm die Meldung, daß der Saturn aus mehreren Sternen bestehe,

die einander berühren; diese Beobachtung erweiterte sich allmählich zu der Kunde von dem Ringe des Saturn. Da in diesem ganzen Jahrhundert Streitigkeiten über den Ruhm der ersten Entdeckung sehr häufig waren, so kleidete Galilei sein Geheimniß in ein Anagramm ein, aus welchem durch Umstellung der Buchstaben der Satz zu bilden war: „Ich habe den sonnenfernsten Planeten als dreigestaltig beobachtet" (altissimum planetam tergeminum observavi). Bald nachher erklärte er zu Rom im Garten des Kardinals Bandini die Erscheinung der Sonnenflecken und berichtete auch darüber brieflich dem Bürgermeister Welser in Augsburg; doch hatte bereits Johann Fabricius, ein Ostfriese, diese Erscheinung beobachtet.

Galilei, der sich gern mittheilte und Meister des Witzes und der Ironie war, zog sich bei seinem steigenden Ruhm auch erbitterte Feindschaft zu. Vor kirchlichen Anfechtungen wäre er in Padua sicher gewesen, da die Republik Venedig damals mit der römischen Curie in gespanntem Verhältnisse stand. Er verkehrte dort freundschaftlich mit dem geistvollen Sagredo und mit Paolo Sarpi, dem freisinnigen Geschichtschreiber des Conciliums von Trident. Aber im Jahr 1610 siedelte er als Mathematiker des Großherzogs Cosmus II. nach Florenz über. Auch hier wurde ihm vom Kardinal del Monte, dem Jesuiten Clavius und anderen gelehrten Geistlichen viele Freundschaft erwiesen; doch erregte seine Vorliebe für die Lehre des Kopernikus bald Anstoß und ein Dominikaner predigte öffentlich gegen ihn.*) Am Schlusse des Jahres 1615 reiste er nach Rom und wurde vom Papst sehr freundlich empfangen; doch bald nachher erfolgte von Seiten der Congregation der Kardinäle, welche die Büchercensur übte, die Erklärung, das neue System sei schriftwidrig und ketzerisch. Damals gab Galilei die Zusage, dasselbe in Zukunft weder im Vortrage noch im Druck zu vertheidigen. Ein Streit über die Natur der Kometen, in welchen er mit dem Jesuiten Grassi verwickelt wurde, erweckte ihm neue Feinde. Galilei, den das Bewußtsein der Richtigkeit seiner Ansichten nicht ruhen ließ, kleidete dieselbe nun in eine Form ein, die ihn vor Angriffen sicher stellen sollte; er arbeitete nämlich einen Dialog aus, in welchem die Gründe für und gegen die Bewegung der Erde anscheinend ohne jede Parteinahme vorgetragen werden sollten; ja in der Vorrede „an den verständigen Leser" (al discreto lettore) bezeichnete er das Edict der Congregation gegen die Verbreitung der neuen Lehre als heilsam (salutifero) und erklärt, dasselbe sei nicht aus Unkenntniß oder Leidenschaftlichkeit, sondern aus religiösem Sinne hervorgegangen. Dieser Dialog erschien

*) Derselbe bediente sich der Worte der Vulgate: „Viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum?"

1632 zu Florenz im Druck. Ganz in der Weise der Dialoge aus dem Alterthum werden hier zwei wirkliche Personen, verstorbene Freunde Galilei's, Sagredo und Salviati, als Vertheidiger der Erdbewegung eingeführt; die Gründe aber, welche die Anhänger des Ptolemäus vorzubringen pflegten, werden einem erdichteten Sprecher, dem Aristoteliker Simplicio, in den Mund gelegt. Begreiflich genug ist es, daß die wirkliche Meinung des Verfassers unter der Hülle durchbrach und daß Simplicio im Dialog nicht die glänzendste Rolle spielt. Zudem brachte man dem damaligen Papst Urban VIII. (Barberini) die Meinung bei, unter dem Namen des Simplicio sei er selbst verspottet. Galilei wurde nach Rom vorgeladen. Er traf im Februar 1633 dort ein und durfte vorerst in dem Hause der toscanischen Gesandtschaft wohnen; bald aber mußte er seinen Aufenthalt im Palaste der Inquisition nehmen. Im Verhör gab er die Erklärung zu Protocoll, er habe sein Buch nochmals geprüft und gefunden, daß es Stellen enthalte, welche den Leser irre führen könnten; dabei wies er auf sein Alter, seine Kränklichkeit und die erlittenen Anfeindungen hin. Das Urtheil wurde ihm am 22. Juni im Dominikanerkloster alla Minerva verkündigt. Es lautet dahin, er habe ketzerische Meinungen unterstützt, solle aber von den hierfür bestimmten kanonischen Strafen verschont bleiben, wenn er jene Irrthümer abschwöre. Doch sollte der Dialog verboten werden, er selbst aber vorerst in Haft bleiben und drei Jahre lang jede Woche einmal die sieben Bußpsalmen hersagen. Es ist eine sinnreiche Sage, daß er nach Leistung des Widerrufes halblaut gesprochen habe: pur si muove (und sie bewegt sich doch). Sogleich ausgesprochen hat er dies allerdings nicht, aber jedenfalls gedacht. Es ist richtig, daß seine Haft erst im Garten der Villa Medici und später auf einem Landgute bei Florenz eine sehr milde und rücksichtsvolle war; doch sollten sich gewisse päpstlich gesinnte Berichterstatter darauf nicht so viel zu Gute thun. Immerhin hat Galilei eine Meinung als Irrthum verfluchen müssen, die bei der Nachwelt als großartige, entschiedene Wahrheit feststeht. Im Jahre 1636 veröffentlichte Galilei bei Elzevier in Leyden noch seine höchst bedeutenden Discorsi über die Gesetze des Falles, die Schwingungen der tönenden Körper und die Theorie der Bewegungen überhaupt. Im folgenden Jahre erblindete er; doch blieb er mit Hülfe seines Schülers Viviani noch bis zu seinem Tode, der am 8. Januar 1642 erfolgte, in Thätigkeit. Das Verfahren gegen Galilei wirkte hier und da einschüchternd, namentlich auf Descartes, der seine friedliche Ruhe nicht gestört sehen wollte und deshalb auf jede Nachricht hin, die durch Gassendi in Frankreich bekannt wurde, die Herausgabe eines kosmologischen Werkes verschob;

dagegen regte es auch neue Untersuchungen und neuen Widerspruch an und verhalf so der Wahrheit zum Siege.

Unter Galilei's unmittelbaren Schülern ist Torricelli, dem man die Erfindung des Barometers verdankt, der bedeutendste. Die Veranlassung zu dieser Erfindung gab ein Zufall, der aber auch von dem rastlos suchenden Geiste des Zeitalters Kunde gibt. Einige Brunnenmeister zu Florenz hatten ausfindig gemacht, daß das Wasser in den Saugröhren trotz allen Pumpens über eine bestimmte Höhe hinaus nicht zu treiben war. Galilei, den sie um Auskunft angingen, fand die richtige Ursache nicht auf; Torricelli aber erkannte dieselbe im Druck der atmosphärischen Luft und machte nun jene Versuche mit Quecksilber, die ihn zum Ziele führten (1643). In Frankreich erhielt der berühmte Pascal hiervon Nachricht und veranlaßte seinen Schwager Perrier, sich mit einem Barometer auf den Puy de Dome in der Auvergne zu begeben, wo sich nun fand, daß die Quecksilbersäule weit niedriger stand als in der Ebene; jedenfalls einer der ersten Versuche, das neue Instrument zu Höhenmessungen zu verwenden. — Der Erfindung der Luftpumpe durch den Bürgermeister von Magdeburg, Otto von Guerike (†1685 zu Hamburg), haben wir bereits Erwähnung gethan; gleichzeitig mit ihm stellte Roberd Boyle in London (†1691) seine wichtigen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Luft an.

Die Strenge der mathematischen Beweisform, welche zu diesen Versuchen und Entdeckungen erforderlich war, ging bald auch auf die Behandlung philosophischer Gegenstände über; ja sie übte nicht blos auf die Methode der Wissenschaft, sondern auf die ganze Denkweise des Zeitalters einen mächtigen Einfluß; sie gewöhnte an die Forderungen der Bestimmtheit, an Zweifel und Kritik. Und so wurde denn auch die Disciplin selbst, der man diese Methode entnahm, in kurzer Zeit unglaublich verfeinert und durchgebildet. Hierher gehört die Erfindung der Logarithmen, die gewöhnlich dem schottischen Lord John Napier zugeschrieben wird; wenigstens gab derselbe schon 1614 zu Edinburgh einen „Kanon der Logarithmen" (mirifici logarithmorum canonis descriptio) heraus. Auch hier wird wieder ein Deutscher, Michel Stifelius, als Derjenige genannt, welcher die ersten Andeutungen zu dem neuen Verfahren gegeben habe. Napier fand einen Gehülfen an Briggs, dessen Tafeln lange Zeit hindurch die verbreitetsten waren. Charakteristisch für die Freude an Uebung des Scharfsinnes, welche in diesem Jahrhundert herrschte, ist die Vertiefung der geometrischen Untersuchungen, besonders derjenigen, die sich auf die Natur des Kreises beziehen. Die Vergleichung des Kreises mit den ihn umgebenden oder in ihn einzuzeichnenden Vielecken rührt schon

von den Alten her; Kepler in seiner „Stereometrie der Fässer" (stereometria doliorum, 1615) stellte eine neue Berechnungsart auf, die wir hier nicht erörtern können; es genügt zu bemerken, daß dieselbe dazu beitrug, die Lehre vom Unendlichen mathematisch zu begründen.*) Man kann sagen, daß um die Mitte des Jahrhunderts die Untersuchungen über Curven und ihre Eigenschaften, namentlich über die Cycloide, in Mode waren; große Geister wie vornehme Dilettanten beschäftigten sich damit. Pascal verbrachte in seiner Krankheit schlaflose Nächte damit, neue Eigenschaften der Cycloide zu finden. Die großen und dauernden Verdienste des Cartesius um die Mathematik beziehen sich zum Theil auf die algebraische Behandlung der Curvenlehre. Auch auf diesem Gebiete fehlte es ihm nicht an Streitigkeiten, in welchen er sich sehr reizbar zeigte und auf seine Originalität pochte. Es liegt übrigens in der Natur der Bestrebungen dieses Zeitalters, daß die Priorität eines neuen Gedankens oft in Frage gestellt wurde.

In derselben Zeit, wo die neue astronomische Lehre sich mühevoll zur Anerkennung durchkämpfte, trat auch die Lehre von den Lebens-Erscheinungen des menschlichen Körpers oder die Physiologie in ein neues Stadium der Entwickelung, das sich vorzugsweise an den berühmten englischen Arzt Harvey knüpft. Derselbe hat in Padua studirt, wurde zu London Professor der Anatomie und war eine zeitlang Leibarzt König Karl's I., den er auch während des Bürgerkrieges begleitete. Seine berühmte Theorie vom Kreislauf des Blutes machte er im Jahre 1725 durch den Druck bekannt in der Schrift „über die Bewegung des Herzens und des Blutes" (de motu cordis et sanguinis), die zu Frankfurt am Main erschien. Im Kampfe mit seinen zahlreichen und heftigen Gegnern berief er sich auf das Urtheil der Nachwelt; doch traten einige noch vor seinem Tode (1658) zu ihm über. Auch in Bezug auf die Lehre von der Zeugung machten Harvey's Forschungen Epoche; der bekannte Ausspruch „Alles Lebende entsteht aus dem Ei" (omne vivum ex ovo) wird auf ihn zurückgeführt. Bald erhielten seine Ansichten Bestätigung durch mikroskopische Untersuchungen, die besonders Leeuwenhoek in Holland auf anatomische Gegenstände, wie auch auf die unsichtbare Thierwelt anwandte.

Wir können es in diesem Werke nicht unternehmen, auch nur in annähernder Vollständigkeit die bedeutendsten Namen und Leistungen aus dem Kreise der realen und mathematischen Wissenschaften aufzuzählen. Wir wollen jedoch hier noch zwei Männer anführen, von denen der eine mit staunenswerthem Scharfsinn und unermüdeter

*) Kepler betrachtet den Kreis als eine unendliche Zahl von Dreiecken, die ihren Scheitel im Centrum und ihre Grundlinie an der Peripherie haben.

Thätigkeit als Erfinder auf den verschiedensten Gebieten berühmt wurde, der andere aber, ein echter deutscher Gelehrter, alle Richtungen des damaligen Wissens beschaulich in seinen Geist zusammenfaßte: den Holländer Huyghens und den reichsstädtischen Bürger Jungius.

Christian Huyghens (geb. 1629 im Haag) war allerdings vorzugsweise Mathematiker, aber groß in der mannigfaltigsten Anwendung seiner Wissenschaft. In seinem Werke „über Berechnungen beim Würfelspiel" (de ratiociniis in ludo aleae) gab er die ersten haltbaren Grundzüge zur Wahrscheinlichkeitsrechnung. Als er sich nach Paris begab, war sein Ruhm schon so groß, daß Colbert ihm einen bedeutenden Gehalt und eine Wohnung in der königlichen Bibiliothek anwies; aber nach der Aufhebung des Edictes von Nantes zog es ihn nach seinem Vaterlande zurück. Er verbesserte die Fernröhre, stellte die Lehre von der Wellenbewegung des Lichtes auf und erklärte die Strahlenbrechung im isländischen Spath. Er vollendete die Entdeckungen Galilei's über die Gestaltung des Saturn und berechnete die Umlaufszeit desselben. Das Lieblingsproblem der Zeit, die Enträthselung der krummen Linien, behandelte er mit entscheidendem Erfolg; vor Allem aber war er der Erste, der durch Anbringung des Pendels an die Räderwerke der Uhren eine verbesserte Zeitmessung begründete. Huyghens starb in seiner Vaterstadt 1695; seine gesammten Werke wurden von 'sGravensande zu Leyden herausgegeben.

Die Verdienste des deutschen Schulmannes Joachim Jungius sind erst in unserer Zeit durch einen überaus fleißigen und schätzbaren Gelehrten, Guhrauer, in das rechte Licht gesetzt worden.*) In das Leben dieses Lübecker Bürgersohnes tritt keines der glänzenden Momente ein, die wir in Bezug auf die bereits genannten Gelehrten des Auslandes angeführt haben. Er wurde Professor der Mathematik in Gießen, gab sodann seine Stellung auf, um in Padua Medicin zu studiren, und lehrte später zu Rostock. Die längste Zeit seiner Amtsthätigkeit verbrachte er zu Hamburg als Rector am Johanneum, wo er 1657 starb. Mit Scharfsinn und Treue folgte er jedem Fortschritte der Wissenschaft und wies als Lehrer die scholastischen Irrthümer in ihren letzten Irrthümern nach. Er ließ nichts drucken, aber seine Dictate verbreiteten sich und die größten Geister der Zeit, vor Allen Leibnitz, erkannte ihn als ebenbürtig an. Er lebte ganz der eigenen Bildung und derjenigen seiner Schüler; sein Wirken beruhte auf Liebe zur Sache und auf dem inneren Drang, das Erkannte zu verbinden und fortzubilden. Vollkommen selbstständig hat er die Botanik

*) Guhrauer „Joachim Junginus und sein Zeitalter," Stuttgart 1851.

erweitert und in dieser Wissenschaft Anregungen gegeben, die in England benutzt wurden und später einem Linné zu Gute kamen; doch erschien sein Werk „Isagoge phytoscopica“ erst über 20 Jahre nach seinem Tode (Hamburg 1678).

Es liegt in dem Wesen der Erfahrungswissenschaften, daß sie durch Vereinsthätigkeit gefördert werden. Dies zeigte sich glänzend, nachdem die Methode der Beobachtung und Induction zur Herrschaft gelangt war. So sind denn auch die Erfolge der Gesellschaften, welche im 17. Jahrhundert zur Pflege der Erkenntnißfortschritte gegründet wurden, weit erkennbarer, als diejenigen der Akademieen aus der Humanistenzeit, welche sich leichter in Nebendinge, in Formenkram und in gegenseitiges Schönthun verloren. Im Jahre 1657 wurde zu Florenz die Akademie des Versuchens oder Experimentirens (del Cimento) unter dem Schutze des Großherzogs Ferdinand II. gestiftet; ihr eigentlicher Leiter war der Bruder desselben, Leopold, der mit den ersten Gelehrten Europas in Briefwechsel stand. Den Gedanken zu einer solchen Verbindung soll zuerst Galilei's Schüler, der berühmte Mathematiker Viviani, gegeben haben; auch Torricelli war Mitglied derselben. Leider sank die Gesellschaft schon nach zehn Jahren, als Prinz Leopold Kardinal geworden war und Florenz verließ. Die Académie des Sciences in Paris bestand bei ihrer Gründung (1666) einzig aus Mathematikern; doch bald kam die Pflege der Anatomie und Chemie hinzu, welche letztere Wissenschaft sich erst um diese Zeit der phantastischen Zuthaten entledigte, die bisher ihr Wesen verhüllt hatten. Der Ursprung der Londoner Königlichen Gesellschaft (Royal Society) läßt sich in die Zeit der englischen Bürgerkriege zurückverfolgen. Einige Gelehrte in London, darunter Wallis und Wilkins, meist von conservativer Richtung, hielten in einem Privathaus Zusammenkünfte, in welchen sie sich von jeder Besprechung der politischen und religiösen Streitigkeiten grundsätzlich fern hielten und einzig mit Demjenigen beschäftigten, was man in England Naturphilosophie, insbesondere experimentale, nannte. Es erinnert dieser Umstand an die lebhafte Sehnsucht, mit welcher man sich nach den getäuschten Erwartungen des Jahres 1848 aus Ruhebedürfniß den Naturwissenschaften, als dem Gebiete des ewig Unabänderlichen, zuwandte. Mehrere Mitglieder begaben sich bald nach Oxford, welche Stadt bekanntlich fortwährend königlich gesinnt war. Doch bald waren die Meisten wieder in London, wo sie im November 1660, nach der Restauration, ihre Versammlungen regelmäßiger einzurichten begannen. Zwei Jahre später verlieh Karl II. ihr eine Stiftungsurkunde, nach welcher sie unter einem Präsidenten und einem Rathe von 20 Mitgliedern arbeitete. Das Wirken dieser Gesellschaft mit seinen Vorzügen und

Mängeln ist von Goethe im historischen Theil seiner Farbenlehre vortrefflich geschildert. Sie ging von dem Grundsatz aus, keine vorgefaßte Theorie anzunehmen, sondern vereinzelte Beobachtungen zu registriren; ihr Wappenspruch war „Nullius in verba“ (man soll auf keines Meisters Worte schwören). Zu den bedeutendsten Mitstiftern gehörten der schon genannte Robert Boyle und der berühmte Baumeister der Paulskirche, Christopher Wren, der zugleich Professor der Astronomie war. Der erste Secretär der Gesellschaft war ein Deutscher, Oldenburg, aus Bremen gebürtig, der zur Zeit des langen Parlaments als Consul seiner Vaterstadt nach London gekommen war. Der Ruf der Gesellschaft und die Förderung, welche von ihr für neue Entdeckungen zu hoffen war, zog manchen Ausländer nach England; so den ersten Urheber einer Theorie der Chemie, Joachim Becher aus Speier, der nach vielen Wanderungen 1682 zu London starb; seine Lehre, später von Stahl († 1734 zu Berlin) fortgeführt, blieb noch weit in das folgende Jahrhundert hinein in Ansehen. Die Regierung selbst richtete sich in den Arbeiten, die sie vornehmen ließ, nach den Wünschen der Gesellschaft; so wurde Halley, damals noch sehr jung, nach der Insel Sanct Helena gesandt, um den südlichen Sternenhimmel zu beobachten. Den Kometen, der nach ihm benannt ist, entdeckte er 1682 auf einem Aufenthalt in Frankreich, beobachtete ihn dann auf der neu eingerichteten Sternwarte zu Greenwich und stellte die Zeit der jeweiligen Wiederkehr desselben auf nahezu 76 Jahre fest, was sich seitdem bestätigte.

Den höchsten Ruhm unter allen Mitgliedern der Societät erlangte Isaac Newton, geboren im Todesjahr Galilei's (1642) zu Woolsthorpe. Seine weltgeschichtliche Bedeutung besteht darin, daß er die Bemühungen, das Walten bestimmter Naturgesetze und zwar derselben, die auf der Erde wirken, im Weltraum nachzuweisen, auf großartige Weise zum Abschluß gebracht hat. Er erkannte die allen Körpern gemeinschaftliche Eigenschaft der Schwere und der Anziehungskraft, welche letztere in denselben Verhältnissen abnimmt, wie die Quadrate der Entfernungen zunehmen; er wurde hierdurch der Schöpfer der physischen Astronomie. Diese Lehre, deren wesentlichen Kern er bereits in seinem 24. Jahr bei einem Aufenthalt in seinem kleinen Heimathsort entdeckt haben soll, die Gravitationslehre, steht in Bezug auf Einfachheit und auf Allgemeinheit ihrer Geltung keiner von allen Wahrheiten nach, die jemals aufgefunden worden sind. Dies muß um so mehr ausgesprochen werden, als es in manchen gelehrten Kreisen Deutschlands Gebrauch geworden ist, sich über diesen großen Mann zweifelnd und selbst abgünstig auszusprechen; bald wird seine theistische Weltanschauung beschränkt gefunden, bald

wird er, (z. B. von Anhängern der goethe'schen Farbentheorie) des allzu hartnäckigen Festhaltens an seinen Lehren beschuldigt. Hierzu mag der Umstand beitragen, daß die Engländer dem Frohgefühl, einen solchen Landsmann zu besitzen, mitunter einen übertriebenen Ausdruck gegeben haben, wie wenn sie gern das begeisterte Urtheil wiederholen, er sei das vollkommenste aller menschlichen Wesen, oder wenn es in seiner Grabschrift in der Westminsterabtei heißt, die Sterblichen sollten sich Glück wünschen, daß eine solche Zierde des Geschlechtes gelebt habe.

Newton wurde 1669 Professor zu Cambridge; bald nachher überreichte er der königlichen Societät ein nach seiner Angabe verfertigtes Teleskop und nachdem ihn die Gesellschaft als Mitglied aufgenommen hatte, legte er ihr einen Theil seiner Analysis des Lichtes vor, doch nicht ohne Widerspruch, namentlich von Seiten Hooke's; als dieser zum Secretär ernannt wurde, stellte Newton auf einige Jahre seine Mittheilungen an die Societät ein. Zunächst beschäftigte ihn nunmehr die Ausbildung der Gravitationslehre. Inzwischen war in Frankreich ein Meridian gemessen und demzufolge die Länge des Durchmessers der Erde genauer bestimmt worden. Diese neue Ermittelung war von entscheidender Wichtigkeit für die Berechnungen, welche Newton damals über die Bewegungen des Mondes anstellte. Sein Biograph David Brewster*) schildert sehr anschaulich die zitternde Erwartung, mit welcher Newton dem Ausgang der Berechnungen entgegensah; er ließ dieselben von einem Schüler zu Ende führen und es ergab sich die vollständige Uebereinstimmung der neuen Messungen mit seinem Gesetze der Gravitation. Die zwei ersten Bände des bewundernswürdigen Werkes „Mathematische Grundzüge der Naturphilosophie" (Philosophiae naturalis principia mathematica) erschienen 1687.

Der Nationalconvention, welche nach der Flucht Jakobs II. die neue Regierung Englands feststellte, wohnte Newton als Vertreter der Universität Cambridge bei (1689); auch war er im Jahr 1701 Mitglied desjenigen Parlaments, in welchem die weitere Thronfolge bestimmt wurde (s. oben S. 367). Inzwischen war er durch Halifax' Einfluß zum Münzwardein und später zum Münzmeister mit ansehnlichem Gehalt ernannt worden. Ein Brand, der sein Laboratorium und einen Theil seiner Manuscripte zerstörte, wirkte nachtheilig auf seine Gesundheit und, wie man behauptet, auch auf seinen Geist.

---

*) Die erste Ausgabe dieser Biographie erschien 1831 zu Edinburgh, die zweite 1835 zu London, eine deutsche Uebersetzung (von Goldberg) zu Leipzig 1833.

Indessen wurde er unter Anna's Regierung Präsident der Royal Society und veröffentlichte noch später eine Reihe bedeutender Untersuchungen. Von 1712 an gerieth er mit Leibnitz wegen der Erfindung der Differentialrechnung in einen Prioritätsstreit, der lange Zeit von Engländern und Deutschen hartnäckig fortgeführt wurde, über welchen sich aber Brewster sehr billig und verständig ausspricht. Man nimmt jetzt an, daß Beide durchaus selbstständig zur Auffindung ihrer Methoden gelangten, Newton jedoch weit früher; die Form aber, welche Leibnitz der seinigen gab, ist selbst in England zuerst bekannt worden und wird als die vorzüglichere betrachtet. Newton wandte sich allmählich vorzugsweise religiösen Betrachtungen zu und schrieb Erklärungen zu den Weissagungen Daniel's und der Apokalypse, die neun Jahre nach seinem Tod erschienen und seinen Ruhm nicht erhöht haben. Das Fromme seines ganzen Wesens, seine Zerstreuung, seine Entfernung von weiblichem Umgang, geben seiner ganzen Persönlichkeit in den Augen der Engländer jenen Reiz, welchen Kindlichkeit, verbunden mit Geistesgröße hervorbringt. Er verstand in seinen letzten Lebensjahren seine Schriften nicht mehr. Dies vermochte die Hochachtung vor ihm nicht zu schmälern, und als er 1727 zu Kensington starb, wurde der Leiche fürstliche Ehre erwiesen. Damals hielt sich Voltaire in London auf und lernte das Voranschreiten des Geistes in England mit dem Zustand in seiner Heimath vergleichen, wo namentlich die tonangebende Gesellschaft sich wie zum Theil noch heute zwischen den Extremen der Frivolität und der Bigotterie bewegte. So gelangte er zu den Ansichten, die er später in seinen Lettres Anglaises bekannt machte. Neben den Aeußerungen des politischen Fortschrittes und der Gedankenfreiheit machten besonders die Leistungen im Gebiete der exacten Wissenschaften Eindruck auf ihn, wie er ja auch als Dilettant mit einer Abhandlung „über das Feuer" aufgetreten ist. Er, den man in den höfischen Kreisen Frankreichs empfindlich verletzt hatte, sah nun in nächster Nähe, wie man den Tod Newton's als einen Anlaß zu nationaler Trauer nahm, wie die ersten Herzoge es sich zur Ehre rechneten, die Zipfel des Leichentuches zu tragen. Dies gab ohne Zweifel seinem Hasse gegen geistige Unterdrückung einen erhöhten persönlichen Anreiz.

3. Politische Litteratur im 17. Jahrhundert; Natur- und Völkerrecht.

Im 17. Jahrhundert wurde man sich völlig darüber klar, daß nicht nur das mittelalterliche Staatswesen völlig unhaltbar geworden sei, sondern daß auch die Voraussetzungen, auf die man es zurückführte, nur in der Einbildung bestanden hatten. Die Einheit, welche vermit-

telst der Kirche bestanden hatte, wurde gesprengt. Obwohl die Forderungen der Humanität hie und da sich regten, wurden doch die Kriege umfassender und blutiger als vorher. Dieser Umstand legte die Nothwendigkeit einer neuen Begründung des Völkerrechtes nahe; zugleich aber bemächtigte sich der nachdenkende Geist, für die ganze ins Schwanken gekommene Staatslehre neue Grundlagen zu gewinnen. Die Politik machte sich allmälig von der Theologie los und stellte am Schlusse des Jahrhunderts bereits allgemeine menschliche Forderungen auf, die zum Staate der Neuzeit hinüberleiteten. An dieser Geistesarbeit nahmen alle Denker Antheil; wir finden Bacon und Descartes, Hobbes und Spinoza, Locke und Thomasius mit Spekulationen über das Wesen des Staates und über die beste Verfassung beschäftigt. Auch auf diesem Gebiete können wir nur den leitenden Gedanken in ihrem Zusammenhang mit der Geschichte der Zeit nachgehen und erinnern daran, daß es in Deutschland zwei ausgezeichnete Werke gibt, in welchen die Neugestaltung der politischen Lehren geschildert wird und von welchen das eine (von Bluntschli) in seiner Darstellungsweise jedem ernsten Leser zugänglich ist.*) Das andere, die „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften" von Robert von Mohl, um neun Jahre früher erschienen, verfährt seinem Plane nach mühsamer in der Sichtung des Stoffes. Unter den allgemeinen Werken über Litteratugeschichte ist das von Henry Hallam (Introduction to the Literature of Europe) nicht nur das reichhaltigste in Bezug auf unseren Stoff, sondern durch seine Correctheit und nüchterne Unparteilichkeit auch neben Bluntschli und Mohl sehr nützlich; der Letztere erwähnt es nicht, obwohl er die „Englische Verfassungsgeschichte" desselben Autors mit Anerkennung bespricht. Auf dem Gebiete der Staatslehre war die Anknüpfung an das klassische Alterthum noch weit mehr durch die Umstände gegeben, als auf irgend einem anderen. Im Grunde hat schon Machiavelli in seinen Betrachtungen über die ersten zehn Bücher des Livius eine rein praktische und ebenso unkirchliche Staats-Anschauung entwickelt, als sie später auf einem weiten Umwege gewonnen wurde. Die Philosophen nehmen ihre Erläuterungen und Beispiele am liebsten von Griechen und Römern her; dagegen tritt bei den Politikern des 17. Jahrhunderts eine merkwürdige Vorliebe für die Republik Venedig hervor.

Wie in den Naturwissenschaften, so auch in der Staatslehre trieb eine Zeit lang, bis strengere Begriffe festgestellt waren, die Einbildungskraft ihr Spiel. Die politischen Märchen, die Staatsromane, über

---

*) Geschichte des Allgemeinen Staatsrechtes und der Politik. Seit dem 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von J. C. Bluntschli. München 1864.

welche Mohl ausführliche Belehrung gibt, brachten manche Vorstellungen in Umlauf, für welche die Wissenschaft noch keine Handhabe bot. Wir dürfen über das Weitgreifende und Kühne dieser Vorstellungen erstaunen; sie kommen denjenigen gleich, welche Plato für seinen Idealstaat entwirft (s. Bd. II., S. 86). Doch dürfen solche Gebilde einer suchenden Phantasie keineswegs für ganz nichtig und unfruchtbar gehalten werden; sie deuten, wie die Fabel von der Atlantis, häufig die Richtung an, in welcher die Sehnsucht und das Bedürfniß der Menschheit sich bewegt. Thomas Morus gibt uns mit seiner „Utopia" das Beispiel eines geistvollen Humanisten, der sich der Formen des volksthümlichen Humors bedient, um manche Forderung zu erheben, für welche der dogmatische Vertrag noch nicht an der Zeit war; wie denn auf seiner Insel die Priester vom Volke gewählt werden und unbedingte Religionsfreiheit herrscht, vorausgesetzt daß die menschliche Seele nicht geleugnet werde. Näher der Periode, die wir gegenwärtig behandeln, steht der Dominikanermönch Thomas Campanella aus Calabrien, der sich als Gegner der Scholastik in seiner Heimath viele Feinde machte und daher längere Zeit in Oberitalien lebte. Nach seiner Rückkehr (1599) wurde er der spanischen Regierung in Neapel verdächtig; dieselbe ließ ihn foltern und 25 Jahre gefangen halten. Der Papst Urban VIII., der ihm gewogen war, nahm ihn endlich als einen Ketzer für seine Gerichtsbarkeit in Anspruch; nach einer kurzen Scheinhaft begab er sich wieder ins Ausland und starb 1639 in Paris. Sein politisches Ideal hat er in der Schrift „Sonnenstaat" (Civitas Solis) aufgestellt, welche zuerst 1620 in Frankfurt erschien. Schon Morus hatte den Privatbesitz beseitigt; im Staate Campanella's ist nicht nur das Eigenthum, sondern die Ehe aufgehoben. Unter dem Groß-Metaphysikus, der an der Spitze der Regierung steht, walten drei Oberbeamte, welche die Macht, das Wissen und die Liebe vertreten. Die Erziehung der Kinder ist gemeinschaftlich; Handel, und zwar einzig Tauschhandel, wird nur mit Fremden betrieben. Campanella's Darstellungen sind oft sehr sinnlich gefärbt und wir können ihn streng genommen nicht denjenigen Denkern beizählen, welche der Menschheit neue Wahrheiten brachten; doch erscheint er in den Sonetten, die er während seiner langen Kerkerhaft dichtete, schwungvoll und edel.

Den deutschen Reformatoren lag es fern, Theorieen über den Staat aufzustellen; selbst die Frage vom leidenden Gehorsam, die ihnen so nahe trat und die später in England eine so entscheidende Bedeutung gewann, beantworteten sie mehr nach gelegentlichen Impulsen, als nach einem festen Grundsatz. Das Streben nach einem freieren und besseren gesellschaftlichen Zustande, wie es in den Forderungen der Bauern erscheint, wurde

nach Unterdrückung derselben theoretisch nicht weiter geführt. Einige Andeutungen, wie wir sie bei Sebastian Franck und Anderen finden, zeigen nur, wie sehr solche Bemühungen vereinzelt standen. Es ist recht bezeichnend, daß die Vorstellung von einem idealen Lande des Glückes bei Hans Sachs zur Fabel vom Schlaraffenlande vergröbert erscheint. Aber selbst Luther beschränkte sich wesentlich auf seine Aufgabe, den Christenmenschen in der Freiheit des Untersuchens zu schützen, die Rechte des Gewissens zu wahren und die Einheit des Lebens mit der Lehre durchzuführen. Den Juristen war er ebenso wenig hold als den Handelsleuten und seine gelegentlichen Ermahnungen an Fürsten, daß sie nicht wie der Türke herrschen sollten, sind nichts mehr als Aufwallungen einer tüchtigen Natur. Ganz anders regte der Riesenkampf der Gegenreformation die Franzosen und Engländer zum Nachdenken über das Wesen des Staats und zu neuer Grundlegung der politischen Wissenschaft an. Den ersten systematischen Versuch zu einer solchen machte Jean Bodin, Parlamentsrath und Abgeordneter des dritten Standes bei der Reichsversammlung in Blois; er starb 1596 zu Laon, nachdem er sich den Anhängern Heinrich's IV. angeschlossen hatte. Sein Hauptwerk „La république“ erschien 1577 zu Paris in französischer und neun Jahre später in lateinischer Sprache; er hatte diese Uebersetzung selbst übernommen, nachdem er bei einem Aufenthalt in England erfahren hatte, daß man zu London und Cambridge über sein französisches Werk Vorlesungen hielt. Bodin besaß große Belesenheit in den Alten und philosophischen Geist; in den religiösen Kämpfen nahm er eine gemäßigte Stellung ein; es war ihm klar, daß die rettende That der Bartholomäusnacht keineswegs den Frieden, den er wünschte, hatte herbeiführen können. Auch wendete er sich mit Entschiedenheit gegen die kühle Nichtachtung des Sittengesetzes, die sich bei Macchiavelli kundgibt. Er hatte in dem Buche „Heptaplomees“ den Versuch gemacht, sieben Anhänger verschiedener Religionsansichten, darunter einen Juden, einen Moslem und einen theistischen Philosophen, ihre Meinungen ohne Haß und Vorliebe entwickeln zu lassen, was ihn ohne Zweifel bei den Fanatikern jener Partei verdächtig machte. In seiner Republik legt er großen Werth auf die Familie, als Grundbestandtheil des Staates. Er stellt mit Scharfsinn die Attribute der Souverainetät fest und erkannte als solche namentlich die Bestimmung über Krieg und Frieden, die Ernennung der Beamten, die Darstellung der obersten Instanz im Gerichtswesen, die Prägung der Münzen und das Recht der Begnadigung. So hoch er demnach den Souverain stellt, indem dieser zwar Gesetze gibt, aber außer von Gott keine empfängt: so erklärt er doch, daß Verträge, auch mit seinen Unterthanen, für ihn bindend sind. Auch bedarf er der Berathung;

denn ein umfassendes Wissen ist einem König eher nachtheilig, wie denn kaum irgend ein römischer Kaiser weniger Gelehrsamkeit als Trajan, keiner mehr als Nero besaß. In dem Gesichtskreise seiner Zeit war übrigens Bodin noch insofern befangen, als er ein Buch über Zauberwesen schrieb und auch in seiner Republik dem Einfluß der Sterne ein Kapitel widmet. Dagegen ist hervorzuheben, daß er genauer und umfassender als irgend Jemand vor ihm die Einwirkung bespricht, welche das Klima und die Landesart auf die Regierungsweise und politischen Einrichtungen üben müssen. Er hebt unter Anderm hervor, daß in Städten von nicht üppiger Umgebung der Kunstfleiß oft am besten gedeihe, und führt als Beispiel Athen und Nürnberg an. Mit aller Entschiedenheit spricht er für Einhaltung des gegebenen Wortes; er verwirft das Verfahren gegen Huß und erklärt, einheimische Beispiele von Gewalt und Verrath lieber mit Vergessenheit bedecken zu wollen.

Die Religionskriege und vor Allem der dreißigjährige veranlaßten manche Untersuchungen über völkerrechtliche Punkte, wie namentlich über das Recht der Gesandten; es trat nämlich die Nothwendigkeit hervor, an der Hand der Vernunft wie des Herkommens Normen zu finden, durch welche das Unheil gemildert und eine Verständigung erleichtert werde. Der Zug aller Bessern bewegte sich in dieser Richtung; schon der Kampf der Niederländer hatte zu europäischen Congressen Veranlassung gegeben. In diesem Lichte erscheinen sogar die Zänkereien der Diplomaten um Ceremoniel, Anredeformeln und dergleichen weniger widrig und absurd; sie gingen doch zum Theil aus jenem Bedürfniß nach internationalen Verkehrsbräuchen hervor. Der Ruhm, in dieser Beziehung die Aufgabe seiner Zeit als aufrichtiger Christ, als freier Denker, als Staatsmann und gelehrter Humanist gelöst zu haben, wird fast einhellig dem von uns öfter genannten Hugo Grotius zugeschrieben. Grotius (Hugo de Groot), 1583 zu Delft geboren, wurde als Rathspensionarius von Rotterdam in den Proceß Oldenbarneveldts verwickelt (s. Bd. XII., S. 536 ff). Damals hatte er bereits die rechtsphilosophische Frage von der ersten Besitzergreifung im besonderen Interesse seines Vaterlandes behandelt, indem er in der Schrift „das Meer frei" (Mare liberum) den Engländern das Recht bestritt, innerhalb ihrer Seeherrschaft anderen Nationen die Fischerei zu untersagen. Er hatte hierin den berühmten englischen Juristen Selden zum Gegner, der unter dem Titel „Das Meer geschlossen" (Mare clausum) eine Vertheidigung des britischen Verfahrens schrieb. Grotius trat im Jahre 1631 in schwedische Dienste und verbrachte 10 Jahre als Gesandter am französischen Hofe; er legte auf diese Stellung einen solchen Werth, daß er sie in seiner von ihm selbst verfaßten

Grabschrift anführt. Als er von einem Aufenthalt in Stockholm nach Holland zurückkehren wollte, wurde er durch einen Sturm nach der deutschen Ostseeküste verschlagen, und starb 1645 zu Rostock. Seine Briefe und seine lateinischen Gedichte erschienen gesammelt; er hat sich übrigens auch in holländischen Versen versucht. Seine Apologie der christlichen Religion galt für eine der besten Schriften dieser Art; auch hat er sich durch seine Erläuterungen (Annotationes) zum alten und neuen Testament den Namen eines großen Theologen erworben. Wir erwähnen dies nur darum, weil sein Verdienst um so größer erscheint, als er die neue Wissenschaft des Natur- und Völkerrechts von den Banden der biblischen Theokratie befreite; denn auch auf diesem Gebiete konnte man sich von dem symbolischen Zwang testamentlicher Vorstellungen nur schwer los machen. Der oben genannte Selden hatte sich noch im Jahr 1640 mit großem Scharfsinn bemüht, in einem grundgelehrten Werk (de jure naturali juxta Hebraeos) ein Naturrecht aus den sieben Geboten herzuleiten, welche Gott bereits den Söhnen Noah's für das ganze Menschengeschlecht offenbart haben sollte. So abstract auch die Vorstellungen waren, die man über die erste Gründung der Staaten aufstellte, tastete man doch nicht leicht die Notiz an, daß Nimrod der erste Eroberer gewesen sei.

Das Hauptwerk des Grotius, De jure belli el pacis (vom Rechte des Krieges und des Friedens) erschien bereits 1625 zu Paris, wo damals der Verfasser unter dem Schutze Ludwig's XIII. lebte. Als Beweggrund zu seinen Untersuchungen gibt er an: das Kriegführen unter christlichen Nationen unter ganz nichtigen Vorwänden habe der Art überhand genommen, daß es nothwendig werde, diejenigen Gesetze festzustellen, welche als ewig und unabänderlich auch unter den Waffen nicht verstummen sollten. Die Nothwendigkeit des Naturrechtes begründete er auf den geselligen Charakter des Menschen; als Autorität gilt ihm die Uebereinstimmung der Nationen. Geschichte und Offenbarung zeigen uns, daß die Menschen das Bedürfniß haben, sich unter gegenseitiger Achtung ihrer Rechte zu einem staatlichen Gesammtleben zu vereinigen; dasselbe beruht auf einem Vertrag freier Menschen. Dieser Begriff vom Staate hat wohl etwas Enges und umfaßt bei weitem nicht die reichen Entfaltungen des Daseins im Volksthum und Gesellschaft; doch gab er einen Ausgangspunkt zu verständigen und humanen Erörterungen, so z. B. über das Recht der Vertheidigung und des Widerstandes, über die richtige Ausdehnung des Verfahrens bei Krieg und Eroberung, über die Gültigkeit der Verträge sowohl unter Nationen, als zwischen König und Volk, wobei Grotius Theologe genug ist, die bestärkende Kraft des Eidschwures sehr hoch anzuschlagen. Besonders eingehend wird das von uralter

Zeit her anerkannte Recht der Gesandten behandelt, ohne dessen Geltung ein Ende der Kämpfe nicht abzusehen wäre; ferner die Fragen über Anwendung des Betrugs im Krieg, über Ergreifung von Repressalien, über die Behandlung der Gefangenen, über Verträge mit Piraten, im Ganzen über Alles was dazu beitragen kann, gewaltsam erworbene Befugnisse im Sinne der Gerechtigkeit und Milde näher zu bestimmen. Grotius machte bei seiner Belesenheit gern Gebrauch von Stellen aus Dichtern und Geschichtschreibern, freilich ohne sie für bindend zu erklären; doch urtheilen selbst seine Verehrer, er habe darin des Guten zu viel gethan. Im Ganzen ist sein Name stets in Verbindung mit dem Ursprung des Natur- und Völkerrechtes in hohen Ehren geblieben, trotz der heftigen Angriffe, die einzelne Spätere, z. B. J. J. Rousseau, gegen ihn richteten. —

Bei der Erörterung der Staatsverfassungen hielt man in jener Zeit meist noch an den drei von Aristoteles aufgestellten Grundformen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie fest. In dieses Schema wollte das wunderliche Gebilde des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation nicht recht passen. Bodin gesteht, daß er dasselbe früher als eine Monarchie betrachtet, sodann aber als Aristokratie erkannt habe. Die Vorstellung, als sei der von den Habsburgern geleitete Staatenbund eine Fortsetzung des römischen Kaiserthums und das oberste Reich der Christenheit, war so eingewurzelt, daß sie nur durch die völlig veränderte Weltlage zum Wanken gebracht wurde. In dieser Beziehung war eine Staatsschrift von Einfluß, die während der ersten Vorbereitungen zum westfälischen Frieden unter dem erdichteten Autornamen Hippolithus a Lapide*) erschien. Der wahre Verfasser war Philipp Bogislav von Chemnitz, Sohn eines schleswig'schen Kanzlers und Enkel des angesehenen evangelischen Theologen Martin Chemnitz. Philipp Bogislav trat schon sehr jung in holländische, dann in schwedische Dienste; er bezeichnet sich als „deutscher Historiographus der königlichen Majestät zu Schweden" und wurde 1648 von Christina in den Adelstand erhoben. Er war von glühendem Hasse gegen das Haus Oestreich erfüllt und suchte nachzuweisen, daß die Dynastie Habsburg jene grundfalsche Vorstellung, das erste weltliche Schwert in der Christenheit zu führen, ebenso hinterlistig wie gewaltthätig zur Unterjochung Deutschlands mißbrauche. Nach ihm gehört die Souverainetät im Reiche der Gesammtheit seiner Stände, nicht etwa den Kurfürsten allein; man hatte sich des Wahlrechtes zu Gun-

*) Nicht Hippolytus; das „Hippo" deutet auf den Vornamen Philipp, das Lithos auf den Familiennamen Chemnitz, im Slawischen Fels oder Stein. Vergleiche die auf diese Schrift und Lehre bezügliche Abhandlung von Friedrich Weber in Sybels Historischer Zeitschrift, Jahrgang XV., Heft 2.

sten des Hauses Oestreich begeben, in der Meinung, nur dieses Haus besitze die Mittel, um die Kosten der Kaiserwürde zu bestreiten und den Schutz gegen die Türkengefahr zu übernehmen; zum Heile Deutschlands aber müsse nicht nur Oestreich von der weiteren Nachfolge ausgeschlossen, sondern zertrümmert und seine Kronländer an andere Fürsten verliehen werden, damit ein wahrer, lebenskräftiger Ständebund erstehe. Von der Partei, die sich als die einzig reichstreue betrachtete, namentlich von Sachsen aus, wurden Hippolithus und seine „lästerliche Scharteke" mit den heftigsten Schmähungen überhäuft und auch neuere Schriftsteller jener Richtung, wie Barthold, scheinen es für unmöglich zu halten, daß er von einer ehrlichen Ueberzeugung ausgegangen sei.

Im westlichen Europa beschäftigte sich die politische Litteratur bei dem abwechselnden Schicksal der Religionsparteien vielfach mit dem Rechte des Widerstandes, wovon Erörterungen über den Ursprung der Regierungsgewalt unzertrennlich waren. Es verdient bemerkt zu werden, daß die ausgezeichnetsten Gelehrten des Jesuiten-Ordens zu Anfang des Jahrhunderts sich der Lehre vom göttlichen Rechte der Könige und vom unbedingten Gehorsam keineswegs zugethan erwiesen. Zu ihnen gehört der spanische Geschichtschreiber Mariana, der freilich von seinem eigenen Orden mit Ungunst behandelt wurde. In der Blüthezeit der französischen Ligue scheute man sich nicht, jene Lehre vom Tyrannenmord wieder vorzunehmen, die bereits im Mittelalter die Gemüther aufgeregt hatte (s. Bd. VIII., S. 118). Mariana bezeichnet in der ersten Ausgabe seiner Schrift über das Königthum (de rege et regis institutione, Toledo 1599) den Mörder Heinrich's III., Jacques Clement, als eine ewige Zierde Galliens (aeternum Galliae decus); in den späteren Ausgaben blieben diese Worte weg und die Schrift selbst wurde um 1610 vom Pariser Parlament zum Feuer verurtheilt. Aber während in England unter den ersten Stuarts die Lehre von der leidenden Unterwürfigkeit von hochkirchlichen Schriftstellern ausgebildet wurde, trat ein anderer spanischer Jesuit, der berühmte Suarez aus Granada, mit strengem philosophischem Scharfsinn dagegen auf, indem er in seinem Buch „über die Gesetze" nachwies, daß ein Fürst nur die vom Volk ihm übertragene Machtfülle besitze, und daß jedes Gesetz schließlich auf das allgemeine Wohl berechnet sein müsse.

Schon unter der Regierung Karl's I. scheint ein Werk verfaßt zu sein, daß in England zu weit größerem Einfluß gelangte, als ihm nach seinem geringen geistigen Gehalt zukam. Es war dies der „Patriarcha" von Sir Robert Filmer. In demselben war jede Herrschergewalt von Adam abgeleitet, dem sie, als dem ersten Familienhaupte,

von Gott übertragen worden sei; jeder Herrscher von unzweifelhaftem Erbrecht, meint Filmer, könne die unbedingte Obergewalt als sein göttliches Recht von Adam her in Anspruch nehmen; die Lehre von einem Vertrage mit dem Volke und von Rechten desselben sei eitle Schultheorie. Doch scheint das Buch erst nach der Restauration der Stuarts verbreitet worden zu sein; am Hofe Karl's II. wurde eine so idyllische Politik mit Freuden begrüßt. Dieser Umstand verschaffte dem abgeschmackten Werke noch am Schlusse des Jahrhunderts die unverdiente Ehre, von zwei bedeutenden Männern widerlegt zu werden, nämlich von dem Republikaner Algernon Sidney und von dem berühmten Locke zu Anfang seines Buches über Regierung (on Government). Sidney's Gegenschrift erschien erst 1698, also 15 Jahre nach seiner Hinrichtung.

Kurz vor dem Beginn der Bürgerkriege war der berühmte Milton, geboren 1608 als Sohn eines Londoner Bürgers, von seiner Reise nach Frankreich und Italien zurückgekehrt. Wohl selten haben sich in einem Manne der feinste Sinn für Schönheit, Kunst und Wohllaut und der strenge Ernst, der zum Kampfe für politische und religiöse Freiheit befähigt in solcher Weise verbunden gezeigt. Der junge Milton war Meister der lateinischen Verskunst; schön und beredt, gewann er in der formgewandten und geistvollen italienischen Gesellschaft nicht geringes Ansehen; auch mit Galilei wurde er bekannt. Aber er kehrte nach seinem Vaterlande zurück, um sich den Anhängern des Parlamentes beizugesellen. Im Jahr 1644 verfaßte er die an geistigem Gehalt bedeutendste seiner politischen Schriften, die Areopagitica, in welcher er dem Parlament von dem Beschluß abrieth, für Drucksachen eine vorgängige Censur einzurichten. Die Sache der freien Meinungs-Aeußerung durch die Presse ist niemals großartiger und eindringlicher geführt worden, daher auch noch Mirabeau die Areopagitica übersetzte und in der Einleitung erklärte, die in dieser Schrift verfochtenen Gedanken hätten England groß gemacht. Milton führt aus, daß die römische Hierarchie die Censur erfunden und daß die englische Bischofskirche mit ihrem Verfahren gegen Schriftsteller, mit Verhaften und Ohrenabschneiden ihr nachgeeifert habe. Die Freiheit aber sei die Nährmutter großer Geister; eigene Prüfung zieme dem Mann und dem Bürger; die damit verbundene Gefahr werde reichlich aufgewogen durch die Vortheile der Mündigkeit; die Wahrheit sei nicht wie der Proteus des Homer, der nur in Fesseln weissage. Durch Lesung dieser Schrift wurde ein englischer Büchercensor von der Verwerflichkeit seines Amtes so gründlich überzeugt, daß er dasselbe niederlegte. Milton erklärte es für Hochmuth, fremde Meinungen nicht anhören zu wollen, wie er auch später für jede Religions-Ansicht Freiheit verlangte; nur dem Papis-

mus wollte er, um seines Strebens nach Alleinherrschaft willen, die Gleichberechtigung nicht zugestehen. Unter Cromwell, den er in herrlichen Sonetten besingt, wurde er einer der Staatssecretaire für lateinische Ausfertigungen, und einige seiner Arbeiten haben wir oben (s. B. XII., S. 462) genannt; auch ist bereits erwähnt worden, wie schwach der übergelehrte Salmasius mit seiner Vertheidigung des Königs (Defensio regis) ihm gegenüberstand. Salmasius ging von dem Gedanken aus, daß der König über dem Gesetze stehe, und richtete an Europas Fürsten die Aufforderung, die englische Rebellion mit vereinter Kraft niederzuschmettern. Milton hatte seine Ansichten über die Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt schon früher in der Schrift „von Königen und Magistraten" niedergelegt. Bei Abfassung seiner Staatsschriften zur Vertheidigung der Hinrichtung Karl's I. strengte er seine geschwächte Sehkraft so sehr an, daß er unheilbar erblindete. Inzwischen war unter dem Titel „Königliches Bild" (Eikon basilike) eine Sammlung von frommen Betrachtungen und Selbstgesprächen erschienen, welche man dem verstorbenen König selbst zuschrieb. Das Werkchen, das in Wirklichkeit den hochkirchlichen Bischof von Exeter, Gauden, zum Verfasser hatte, war auf die Empfindsamkeit der Leser berechnet; ungefähr wie man in Frankreich durch Schilderung der Herzensgüte und der Leiden Ludwig's XVI. weichherzige Gemüther über die Forderungen bürgerlicher Freiheit hinweg leiten wollte. Hier war Milton ganz an seinem Platze; in der Gegenschrift Iconoclastes (der Bilderzertrümmerer) trat er mit alttestamentlichem Prophetenzorn auf und wies nach, welche Gleißnerei darin liege, Vertragsbruch und Tyrannenwillkür durch rührende Tiraden beschönigen zu wollen. Gleiche Strenge übt er in seinen Schriften über kirchliche Angelegenheiten; als zwei Grundübel bezeichnet er das Streben der Kirche, dem Widerspruch oder der Ketzerei auf dem Wege der Gewalt zu begegnen, und ferner ihre Ausstattung mit äußerem Besitz; insbesondere verwirft er die jüdische Einrichtung der Priesterzehnten. Wie Walter von der Vogelweide und andere mittelalterliche Gegner der Schenkung Constantins (s. Bd. VI., S. 131) nimmt er auf die Sage Bezug, daß damals eine Stimme von oben gerufen habe, die Kirche sei nunmehr vergiftet. Nach Cromwell's Tode gab er noch zwei Schriften heraus, in welchen er nicht in Abrede stellt, daß ein eingeschränktes Königthum mit dem Staatswohl verträglich sei, doch aber für den Fall einer Wiederherstellung desselben die schlimmen Folgen vorhersagt, die nachher eingetroffen sind. Nach der Restauration wurden mehrere Schriften Milton's, darunter der Iconoclastes, vom Henker verbrannt; doch blieb er bis zu seinem Tode (1674) persönlich ungekränkt. Den Zusammenhang seiner dichterischen Hauptwerke mit den

politischen Ideen der Zeit haben wir hier nicht zu berühren. Was übrigens die Darstellung in Miltons Staatsschriften angeht, so wird dieselbe von deutschen Schriftstellern lebhafter gepriesen als von seinen Landsleuten, welche seiner Polemik Leichtigkeit und Anmuth absprechen.

Als der eigentliche Staatsphilosoph der Restauration gilt Thomas Hobbes, den wir bereits als den Lehrer Karl's II. besprochen haben. Er hatte als junger Mann mit Bacon verkehrt und während des Bürgerkrieges den geflüchteten Prinzen in Paris unterrichtet. Hier schrieb er auch sein Buch „vom Bürger" (de cive), das er bereis 1642 für seine Freunde drucken ließ und dessen Haupt-Inhalt er später in sein bedeutendstes Werk, den „Leviathan", verarbeitete. Das große Thier aus dem Buch Hiob gilt ihm als Vertreter des Staates, dieses ungeheuren Organismus, in welchen die einzelnen Menschen zu ihrer eigenen Sicherung flüchten. Hobbes schreibt die Entstehung des Staates keineswegs der geselligen Natur des Menschen zu, sondern der Furcht und dem Triebe der Selbsterhaltung. Er nimmt an, daß zwischen den erwachsenen Individuen der natürliche Unterschied an Geist und Körperkraft nicht besonders groß sei. Um so größer ist derselbe in Bezug auf Gemüthsart, indem die Herrschsüchtigen, Hochfahrenden, Gewaltthätigen sich vordrängen, Jeder das Recht nur nach seinem Nutzen mißt und schließlich eine gemeinsame Macht geschaffen werden muß, damit der Krieg Aller gegen Alle aufhöre. Am Besten ist es nun, wenn der gemeinschaftliche Staatswille in die Hände eines Einzelnen niedergelegt wird; die absolute Herrschergewalt in ihrer Machtfülle ist nie so scharfsinnig, lebendig und selbst leidenschaftlich verfochten worden, als von Hobbes. Der Oberherr in seinem Staat gibt die Gesetze über das Eigenthum, über Lehren und Meinungen, und jeder Einzelne ist ihm Gehorsam schuldig, während er selbst an kein Gesetz gebunden ist. Das Volk, von dem seine Wahl ausgegangen ist, hat aufgehört, staatlich neben ihm zu existiren. Hobbes meinte wahrscheinlich mit Aufrichtigkeit, daß eine absolute Monarchie England den Frieden geben könne. Gleichwohl wurde er aus der Umgebung des Prinzen entfernt und begab sich 1652 nach England, wo er unter Cromwell's Regierung unangefochten lebte. Der Fall, daß das Verhältniß der Furcht und der Macht sich gegen den Regenten wenden könne, ist bei ihm nicht vorgesehen. Seine kühne Geringschätzung des Freiheitstriebes, seine höhnische Nichtachtung sittlicher Ideale, seine überlegene Ausdrucksweise mußte einem Hofe, wie der Karl's II. war, zusagen. Daß er dem Fürsten empfiehlt, für Handel und Ackerbau, überhaupt für den Vortheil und das Glück seiner Unterthanen zu sorgen, da die allgemeine Wohlfahrt das höchste Ge-

setz sei (salus publica suprema lex), machte nicht viel aus. Wohl aber schadete ihm die schneidende Feindseligkeit, mit der er sich gegen jeden geistlichen Einfluß ausspricht. Wo die Priesterschaft mit Verdammniß drohen darf, kann die geschlossene Einheit des Herrscherthums nicht bestehen; der König allein hat daher zu beurtheilen, welche Glaubensbekenntnisse zulässig seien. Ein so unerschrockenes, deutliches System mußte lebhafte Zustimmung und starke Anfeindungen erfahren. Hobbes erhielt 1660 von Karl eine jährliche Pension von 100 Pfund, mußte aber auch erleben, daß im Unterhaus der Vorschlag gemacht wurde, ihn als Atheisten zu verfolgen. Er zog sich auf das Land zurück, wo er an einer Uebersetzung des Homer arbeitete, und starb 1679 auf einem Gute des Grafen von Devonshire im Alter von 91 Jahren.

Dürften wir die Leistungen der damals aufblühenden Rechtsphilosophie nach ihrem Gedankenwerthe behandeln, so hätten wir auf den „politischen Tractat" des großen Denkers Spinoza genau einzugehen *). Spinoza hat jedoch auch auf diesem Gebiete nicht auf seine Zeit in dem Sinne gewirkt, daß eine Schule sich an ihn angeschlossen hätte. Da nach seiner großartig abgeschlossenen Anschauung alles Dasein eine Einheit bildet, so daß die Erscheinungen in gesetzlich nothwendiger Folge sich entwickeln: so ist auch die moralische Welt bei ihm auf Nothwendigkeit gegründet und im Naturzustand ist ein Unterschied zwischen Recht und Macht nicht vorhanden. Die Gewaltthat des Starken wie die List des Schwachen sind berechtigt. Der Mensch kommt, was die Beurtheilung seiner sittlichen Anlage betrifft, bei Spinoza nicht besser weg als bei Hobbes, dessen Buch vom Bürger er gekannt zu haben scheint. Ihres Nutzens wegen entschließen sich die Menschen, sich einer Staatsgewalt zu unterwerfen, von der eigentlich erst das Recht beginnt und abgeleitet wird. Die absolute Machtfülle der Regierung ist durch die nothwendige Rücksicht eingeschränkt, die sie auf die natürliche größere Stärke der Massen nehmen muß. Unter den Monarchieen, die Spinoza kannte, scheint er die aragonische am höchsten zu stellen; seine Erzählung von der Gründung derselben kann man fast eine staatsphilosophische Lehrfabel nennen. Die Forderung der persönlichen Geistesfreiheit regt er in diesem Werke nur an; in dem größeren Tractate dagegen (dem theologisch-politischen) erhebt er sie mit einer Kraft und Entschiedenheit, welche auch seiner Darstellung mehr Schwung und Wärme gibt, als die leidenschaftlose

---

*) Der Tractatus Politicus (nicht zu verwechseln mit einem anderen Hauptwerke Spinoza's, dem Tractatus Theologico-Politicus) blieb unvollendet, indem nur die monarchische und die aristokratische Regierungsform vollständig behandelt sind.

Ruhe des Deducirens bei ihm sonst aufkommen läßt. Er preist die Stadt Amsterdam, welche in ihrer hohen Blüthe zur Bewunderung der Nationen durch Geistesfreiheit gedeiht, indem dort Mitglieder jeder Secte in Eintracht leben und den Schutz des Staates genießen, sofern sie sich nur ehrbar und unschädlich verhalten. Die wahren Ruhestörer sind ihm Diejenigen, welche die freie Meinung, die doch nicht zu unterdrücken ist, ächten und verfolgen.

In England wurde erst dann wieder eine freie Staatslehre ungehindert vorgetragen, als Wilhelm III. den Thron bestieg, bei welcher Gelegenheit auch Locke, den man mit Recht als Mitgründer der Aufklärung des 18. Jahrhunderts nennt, aus Holland in sein Vaterland zurückkehrte. Inzwischen behauptete vor Allen die Universität zu Oxford die Lehre vom leidenden Gehorsam. Indessen ist aus dieser Zeit die Staatslehre Richard Cumberland's hervorzuheben, der später zum Bischof von Peterberough ernannt wurde. Cumberland hebt in seinem Werk über die Naturgesetze (de legibus naturae disquisitio philosophica) nicht nur das gesellige Element im Menschen hervor, sondern er weist auch dem Wohlwollen und der Fähigkeit, sich dem Gemeinwohl unterzuordnen, eine bedeutende Wirksamkeit zu. Außerdem machen zwei Umstände seine Untersuchungen bemerkenswerth. Erstens sieht er, obwohl Geistlicher, von jeder Bezugnahme auf biblische Theologie völlig ab, darin mit Pufendorf zu vergleichen, dessen Hauptwerk in demselben Jahre (1672) erschien; zweitens entlehnt er statt dessen seine Beweisgründe von den großen Naturforschern jener Zeit, einem Huyghens, Harvey und Andere. Er erläutert das gesellige Bedürfniß des Menschen und seine Neigung zum Gesammtwirken aus den sympathischen und ausdrucksvollen Gesichtszügen, der Sprache, dem perennirenden Gattungsbedürfniß, der verhältnißmäßig langen Lebensdauer und aus der Fähigkeit, die Dinge der Außenwelt immer mehr zu vervollkommnen.

Unterdessen war in Deutschland das Natur- und Völkerrecht in den Kreis der Universitätswissenschaften aufgenommen worden. Dieser Fortschritt knüpft sich hauptsächlich an den Namen Samuel Pufendorf's an. Pufendorf, als der Sohn eines Predigers in der Nähe von Chemnitz geboren (1632, in demselben Jahr wie Locke und Spinoza) wurde, nachdem er in Leipzig und Jena studirt hatte, durch Vermittlung seines Bruders Esaias Hofmeister im Hause des schwedischen Gesandten zu Kopenhagen und gerieth mit der Familie desselben beim Ausbruch des schwedischen Krieges in dänische Haft, welche acht Monate dauerte. In dieser Zeit studirte er Grotius und Hobbes, und veröffentlichte sodann seine erste bedeutende Schrift „Elemente der allgemeinen Rechtskunde", die im Jahr 1660 im Haag erschien.

Er widmete dieselbe dem hochsinnigen Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der im nächsten Jahre für ihn zu Heidelberg den ersten deutschen Lehrstuhl für Naturrecht stiftete. Es ist dies derselbe Fürst, der auch Spinoza an seine Universität zu ziehen gedachte. Pufendorf gewann als Lehrer außerordentlichen Einfluß, aber auch viele Feinde, und folgte nach zehn Jahren einem Ruf an die schwedische Universität zu Lund in Schonen, von wo er bald als königlicher Historiograph nach Stockholm gezogen wurde. Hier schrieb er seine Geschichte der Thaten Karl Gustav's, die zu Nürnberg, und seine „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Staaten", die zu Frankfurt erschien. Er war schon 54 Jahre alt, als der große Kurfürst ihn für seine Dienste gewann. Er starb als brandenburgischer Geheimrath und schwedischer Freiherr 1694 in Berlin; seine Geschichte des großen Kurfürsten erschien erst nach seinem Tode. Den Antrag des kaiserlichen Hofes, eine Geschichte des Kaisers Leopold zu schreiben, lehnte er mit Recht ab, da diese Aufgabe zu seiner ganzen Richtung wenig gepaßt hätte.

Pufendorf ist für das deutsche Staatsrecht insbesondere durch eine Schrift wichtig geworden, die er nicht unter seinem Namen veröffentlichte, sondern durch seinen Bruder Esaias, der damals schwedischer Gesandter in Paris war, 1667 in Genf zum Druck befördern ließ unter dem Titel: Ueber den Stand des deutschen Reiches (de statu imperii Germanici) von Severinus a Monzambano. Pufendorf's Autorschaft wurde erst nach seinem Tode erwiesen; doch vertheidigte er in Gesprächen und Briefen die Ansichten, welche in seiner Schrift ausgesprochen waren. Dieselbe enthält eine kühne und scharfsinnige kritische Darstellung des damaligen Reichskörpers, den der Verfasser schließlich geradezu als ein politisches Monstrum betrachtet. Sie wurde in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt und stimmt in manchen Dingen mit Hippolithus a Lapide zusammen, obwohl sie keineswegs einen solchen Haß gegen das Haus Oestreich an den Tag legt. Die Vorschläge, die er zu einer verbesserten Bundesverfassung macht, hätten damals, kurz nach Einsetzung des genannten Reichstages in Regensburg, die Grenze des Möglichen nicht überschritten. Der europäische Ruhm Pufendorf's beruht jedoch auf seinen „acht Büchern vom Natur- und Völkerrecht", obwohl er vielleicht unter der Maske des Monzambano mehr Geist und Schärfe entwickelt hat. Er erkennt mit Grotius die gesellige Natur des Menschen und mit Hobbes die Furcht vor Verletzung als Ursache der Gründung des Staates. Die Anlage zum Recht hat Gott in die Menschenseele gelegt. Die natürliche Religion, abgesehen von der geoffenbarten, ist ihm nothwendige Grundlage der staatlichen Gemeinschaft. Er vertheidigt die eingeschränkte Monarchie und meint keineswegs mit Hobbes, daß der

Herrscher gegen den Unterthan kein Unrecht thun könne; doch spricht er dem Letzteren das Recht zum Widerstand ab. Da Pufendorf bei seiner Begründung des Naturrechts nur auf das Wesen des Menschen und auf allgemein feststehende religiöse Vorstellungen, aber durchaus nicht auf Offenbarung und Kirchenlehre Bezug nahm, so regte er in dem gläubigen Schweden einen heftigen Kampf gegen sich auf, wobei die Regierung ihn in Schutz nahm. Bald aber trat die nicht minder strenge Leipziger Orthodoxie gegen ihn in Schranken. Selbst der vortreffliche Seckendorf, der später, als Kanzler der Universität Halle, eine edle Milde zeigte und dessen Andenken von Thomasius gefeiert wurde, wandte sich gegen ihn. Pufendorf wagte in seinen Entgegnungen zu erklären, es sei ebenso gleichgültig für den Philosophen, ob er ein Christ oder ein Heide sei, als für den Musiker, ob er einen Bart trage; die Logik sei so wenig eine christliche Wissenschaft wie die Chirurgie; Christus habe die edelste Sittenlehre, aber kein politisches System vorgetragen; das Naturrecht gelte auch für Nichtchristen und sei Sache der Menschheit. Es hat in unserem Jahrhundert Kreise gegeben, und zwar wissenschaftliche, in welchen man diese Ansichten als flache moderne Aufklärerei zurückgewiesen hätte. Leibnitz war den Lehren wie der Methode Pufendorf's abgeneigt; aber Thomasius, der große Aufklärer, der Bekämpfer der Ketzerrichterei, des Hexenprocesses und der Tortur (s. oben), zeigt sich in seinen „Grundzügen des Natur- und Völkerrechts," die er in lateinischer und deutscher Sprache herausgab, wesentlich als Pufendorf's Nachfolger.

In Frankreich war zu Ludwig's XIV. Zeit eine Fortführung der Staatsrechtslehre, wie sie dem kräftigen Aufschwung Bodin's entsprochen hätte, nicht möglich. Das vollendete absolute Königthum erschien eine zeitlang wie ein verwirklichtes Ideal. Bossuet, der für die gallicanische Kirche arbeitete, wurde der Theoretiker der glänzenden Despotie, obwohl er den Königen von Willkürhandlungen abräth und Beachtung des Gesetzes wie des Herkommens anempfiehlt. Die Verbindung dieses politischen Systems mit einer Religionsübung voll Glanz und Schimmer hat Niemand so klar ausgesprochen, als Ludwig selbst in den Anweisungen an seinen Sohn, worin es heißt: „Es ist die erste Aufgabe der Staatskunst, Gott in angemessener Weise zu dienen. Indem wir uns Gott unterwerfen, geben wir dem Volke das beste Beispiel, wie es sich uns zu unterwerfen habe." Bossuet's Schrift: „Politik, gezogen aus der heiligen Schrift" (Politique tirée de l'Ecriture sainte) erschien erst fünf Jahre nach des Verfassers Tod und ist ganz in dem faltenreichen und doch geschmeidigen Stil seiner Predigten geschrieben. Gott, als König der Welt, hat in der Urzeit unmittelbar die Menschen regiert und später Könige eingesetzt. Die

königliche Gewalt ist heilig, ein Abglanz der Majestät Gottes; sie ist väterlich und daher wohlwollend, sie ist unbedingt und muß um so mehr die Vernunft zu Rathe ziehen, daher Salomo von Gott vor Allem Weisheit erflehte. Religion ist die Grundlage des Throns; sie darf nicht frei sein, wenn auch die Todesstrafe gegen Andersdenkende nur im äußersten Fall anzuwenden ist. Die Vaterlandsliebe wird hauptsächlich von Seiten des Gehorsams eingeprägt, wie ja die Apostel selbst gute Bürger waren. Es ist übrigens bemerkenswerth, wie Bossuet in dieser Schrift aus dem altägyptischen Reich einen Idealstaat macht. Dort bestand nach ihm der Zweck der Staatskunst darin, das Leben bequem und die Völker glücklich zu machen; Jedermann mußte sich nützlich beschäftigen; die Stände waren erblich, aber keiner verachtet; die Richter erhielten keinen Sold, die gerichtlichen Verhandlungen wurden schriftlich geführt, damit eine falsche Beredsamkeit nicht irre führen könne; Niemand durfte vor seinem Tode gepriesen werden und auch dann nur in Folge eines öffentlichen Urtheils. Mit Bossuet's politischer Lehre steht seine Anschauung des Ganges der Weltgeschichte in genauem Zusammenhang. Er legte dieselbe in der „Rede über die allgemeine Geschichte" (Discours sur l'histoire universelle) nieder, die übrigens nicht eine bloße Rede, sondern ein sehr umfassendes Werk ist. Er schrieb diese welthistorische Uebersicht, welche er bis auf Karl den Großen fortführte, zunächst zur Belehrung des Dauphin, dessen Erziehung er im Jahr 1670 übernommen hatte. Seine Verehrer stellen sie an die Spitze aller Schriften über Philosophie der Geschichte, weil Bossuet zuerst die Ereignisse nach einem leitenden Gedanken erzählt habe. Dieser Gedanke ist die Erziehung des Menschengeschlechtes zum Christenthum und sodann in demselben nach dem Plane Gottes. Der jüdischen Geschichte bis zu ihrer Vollendung durch Jesus mußten alle übrigen Völker, ohne ihr Wissen, förderlich sein; denn die Nationen wie die Einzelnen erfüllen Gottes Absicht, während sie für sich zu handeln glauben. Die Franzosen rühmen den sicheren Triumphton, in welchem diese Grund-Idee vorgetragen ist, und vergessen dabei, daß Bossuet einfach wegläßt, was nicht in seinen Rahmen paßt, und daß man ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen hat, er spreche wie ein Geheimrath der Vorsehung.

Die Söhne des Dauphin, welchen Bossuet unterrichtet hatte, erhielten im Jahr 1689 den berühmten Fénélon (mit vollem Namen François de Salignac de Lamothe Fénélon) zum Lehrer. Er verdankte diesen Ruf seinem noch heutzutage geschätzten Buch über Mädchen-Erziehung (de l'éducation des filles). Man ist mit Recht gewohnt, sich diese beiden hochbegabten Schriftsteller und Prälaten im ausgesprochensten Gegensatze zu denken. In ihren religiösen

Händeln vertritt Bossuet eine klare, stolze, sichere, mit allem Rüstzeug versehene Orthodoxie, während Fénélon in seiner „Erklärung der Grundsätze der Heiligen" die Sache des beschaulichen, in Gott ruhenden Gemüthes führt. Diese Schrift, aus welcher einige Lehrsätze von Papst Innocenz XII. verdammt wurden, gab dem König Veranlassung, den Verfasser, den er kurz vorher zum Erzbischof von Cambray erhoben hatte, in seinen Sprengel zu verweisen. Hier legte er seine Ansichten über Staatswesen und Fürstenbildung in dem weltberühmten Werke „Die Abenteuer des Telemach" nieder. Dasselbe wurde jedoch verboten, noch ehe es im Drucke vollendet war; auch ist es ganz unverkürzt erst nach dem Tode Ludwig's XIV. und Fénélon's erschienen, die beide 1715 starben. Ohne Zweifel hatte der Verfasser bei manchen Fehlern, die er seinem Telemach zuschreibt, den ältesten seiner Zöglinge, den zur Thronfolge bestimmten Herzog von Bourgogne, vor Augen; dagegen war es zu weit gesucht, wenn man am Hof annahm, er habe nach der Weise der heroischen Romane sein Werk mit Anspielungen versehen, so daß unter dem vertriebenen König Idomeneus Jakob II., unter der verlassenen Kalypso die Marquise von Montespan zu verstehen wäre. Man ist gegenwärtig geneigt, das hohe Darstellungstalent, das sich im Telemach kundgibt, zu unterschätzen, weil es hie und da ins Breite geht und weil die damaligen Begriffe von Erneuerung des hellenischen Geschmacks und Stils nicht mehr die unsrigen sind *). Ebenso schreibt man mit Unrecht seinen politischen Ansichten eine unbestimmte Weichherzigkeit zu. Fénélon war in der Politik keineswegs ein Träumer; er spricht mit aller Bestimmtheit dafür, daß die Monarchie sich durch gesetzliche Einschränkung stärken und in einen geregelten Verkehr mit der Nation setzen solle, um deren Wünsche stets zu vernehmen. Im Jahre 1694 schrieb er einen seiner Briefe an den König, welchem wir die folgende Stelle entnehmen, ohne die Streitfrage entscheiden zu wollen, ob er wirklich an Ludwig gelangt sei: „Ihre Völker, bisher für Sie so begeistert, sind dem Hungertod nahe; Städte und Land entvölkern sich; Sie haben die inneren Kräfte Ihres Staates zur Hälfte vernichtet, um nach außen hin eitle Eroberungen zu machen. Unter dem Volke beginnen unruhige Bewegungen, wie sie seit langer Zeit unbekannt waren; Paris selbst ist davon nicht unberührt. Sie müssen entweder den Aufruhr ungestraft lassen oder das Volk niedermachen, dem Sie das im Schweiß des Angesichts erworbene Brod um Ihrer Kriege willen entreißen." Zu den

*) Voltaire apostrophirt den Verfasser des Telemach mit dem Worte: „J'admire fort votre style flatteur et votre prose, un peu trainante." Auch legt er seinem Weltkinde (Mondain) die Aeußerung in den Mund, er möchte sein Glück nicht in Salentum suchen.

politischen Romanen gehört, wie Mohl bemerkt, streng genommen nur die Beschreibung der Reformen, die Mentor in dem Staate Salentum vornimmt. Uebrigens gehört das Buch seinem Charakter nach dem 18. Jahrhundert an, dessen Schwelle wir hier nicht überschreiten wollen. Für dieses Jahrhundert ist es nämlich bezeichnend, daß man zwar umfassende, tiefgehende Reformen wünschte, daß man aber dieselben von oben, von wohlmeinenden Fürsten und ihren weisen Rathgebern erwartet. Vom Telemach an bis zu Haller's und Wieland's Staatsromanen gruppirt sich die Erzählung um einen entweder mustergiltigen oder zum Abschrecken gezeichneten Fürsten, und noch am Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der Kaiser Alexander, dem man eine weltbürgerliche Schwärmerei für Völkerglück nachrühmte, als der nordische Telemach gepriesen. Kurz vor der Revolution wird der Telemach als dasjenige Buch genannt, welches nächst der Bibel und der Nachfolge Christi die meisten Auflagen erlebt habe.

Unter den Franzosen, die wegen der Protestantenverfolgung ihr Vaterland verließen, nahmen viele im Ausland, insbesondere in Holland, die Gelegenheit wahr, den Grundsatz der Gewissensfreiheit zu behaupten und den Haß gegen Despotismus rege zu erhalten. Es ist von der höchsten Bedeutung für die Geschichte Europas, daß gleichzeitig in England durch Wilhelm's III. Thronbesteigung ein freies Staatsleben Grund und Boden erhielt. Indem die Nation durch eigene Entschließung von der Erbfolge abwich und dem neuen Herrscher ein Gesetz bedingungsweise vorlegte, war die Lehre vom Vertrag, auf welchem der Staat beruht, praktisch und thatsächlich durchgeführt. Unter so günstigen Umständen konnte John Locke, den man wohl als den Nationalphilosophen Englands bezeichnen darf, die Offenheit und ruhige Kühnheit, die er in seinen metaphysischen Untersuchungen bewährt hatte, auch auf die Staatslehre anwenden. Er war dazu berufen wie Wenige. An Vorurtheilslosigkeit und aufrichtiger Wahrheitsliebe stand er den Besten seiner Zeitgenossen gleich. Sein Vater, Hauptmann in der Armee des Parlaments, hatte ihm eine vortreffliche Erziehung gegeben. Er selbst blieb dem thätigen Staatsleben nicht fremd, indem er als englischer Gesandtschaftssecretär ein Jahr in Berlin verbrachte; sodann wurde er Erzieher im Hause Shaftsbury's; er bildete seinen kränklichen Zögling zu einem kräftigen Mann heran und unterrichtete noch dessen ältesten Sohn. Aus dieser Beschäftigung gingen seine „Gedanken über Erziehung“ hervor, in welchen er auf die Wichtigkeit der Körperpflege hinweist und ein System der Abhärtung ohne Rousseau's Uebertreibungen lehrt. Locke empfiehlt übrigens Erziehung durch Hofmeister und spricht geringschätzig von derjenigen Lebensbildung, die auf Schulen gewonnen

wird. Es hängt dies damit zusammen, daß er der herkömmlichen Pedanterie abhold war, die gute Gesellschaft im Auge hatte und auf den gesunden Weltverstand zu wirken bemüht war. Locke sah sich genöthigt, mit Shaftsbury nach Holland auszuwandern; seine Stelle am Christ-College in Oxford wurde ihm rechtswidrig entzogen. Angesehene Männer, darunter William Penn, wirkten ihm Begnadigung aus; er aber ging nicht darauf ein, indem er erklärte, wer sich keines Verbrechens bewußt sei, habe keine Gnade anzunehmen. Im Jahre 1689 kehrte er auf dem Schiffe, welches die Königin Maria nach England brachte, in die Heimath zurück und erhielt ein einträgliches Amt. Seine letzten Jahre verbrachte er auf dem Lande, zu Oates, wo er 1704 starb, nachdem er sich noch kurz vorher für einen Freund aller Menschen und für ein aufrichtiges Mitglied der wahren Kirche Christi erklärte. Sein berühmter „Versuch über den menschlichen Verstand" (Essay concerning human understanding), an dem er schon lange gearbeitet hatte, erschien im Jahr 1690. In demselben läugnet er bekanntlich das Vorhandensein angeborener Ideen und erklärt, daß unsere Begriffe theils durch äußere Wahrnehmungen vermittelst der Sinne, theils durch innere auf dem Weg der Reflexion entstehen. Die Denkweise, welche Locke hier entwickelt, blieb in England und ein halbes Jahrhundert lang auch in Frankreich die herrschende. Doch berührt sie unseren Gegenstand nicht so unmittelbar, als Locke's Briefe über Toleranz und seine zwei „Abhandlungen über Regierung" (Treatises on government). Unter den letzteren ist die eine gegen den Patriarcha von Filmer gerichtet, in der zweiten geht er von der Theorie des Vertrages aus und sucht dem Einwurfe zu begegnen, daß ein solcher geschichtlich nicht nachweisbar sei. Den Widerstand gegen eine Regierung, die das Gesetz vernichtet, findet er eben so rechtmäßig wie die Selbstvertheidigung gegen Räuber. Auf ein Hauptgebrechen der englischen Einrichtungen macht er zuerst aufmerksam, indem er hervorhebt, wie sinnlos es sei, daß Burgtrümmer, welche von einer Stadt nur noch den Namen tragen, Vertreter in die gesetzgebende Versammlung schicken, während blühende Grafschaften von diesem Recht ausgeschlossen seien. In seinen Briefen über Toleranz erklärt Locke, die Sorge für den Glauben sei kein bürgerliches Interesse, die Religion sei eine Sache des Gemüths und die Kirche eine freiwillige Vereinigung; er verlangt demnach auch für Juden und selbst für Heiden nicht blos Duldung, sondern Theilnahme an den staatsbürgerlichen Rechten. Dies war gewiß kühn; denn an Duldung religiöser Meinungen war damals, außer in Holland und in der Türkei, nirgends zu denken; man durfte, wenn man nicht als Indifferentist wollte angeklagt sein, nicht einmal die Stimme dafür

erheben. Seinen Beweis für das Christenthum nahm Locke vom Wesen und von der Wirkung der Lehre her und verwarf den Beweis „durch Wunder und unnatürliche Wirkungen." Locke eröffnet die Angriffe auf ein System, das sich überlebt hatte und für die neuen Verhältnisse nicht mehr paßte *).

4. Wissenschaften, Litteratur und Kunst in den Niederlanden.

Während man in anderen Ländern sich damit begnügte, das Alterthum zu studiren und sich seinen Stil und Geschmack anzueignen, wurde in den Niederlanden Größeres geleistet. Hier entstand zuerst in der Neuzeit ein auf Gemeingeist und thätigem Bürgerthum beruhendes Staatsleben in antiker Weise. Niemals, wenn wir von den alten Griechen absehen, hat ein auf so kleinen Raum beschränktes Volk in anderthalb Jahrhunderten so Großes geleistet und der Welt so leuchtende Beispiele gegeben, wie die Generalstaaten. Von jeher hatte der Kampf gegen das Meer den Sinn der Völker vom Delta des Rheins bis über Friesland hinaus gekräftigt. Nun aber hatten sie unter Berufung auf die ewigen Rechte der Menschheit sich für frei erklärt. Ebenso klug als tapfer und ausdauernd benutzten sie jeden Umstand in der europäischen Politik, der ihnen nutzbar sein konnte. Das neue Gemeinwesen, das sie gründeten, rief bei den Staatsmännern Europas wie bei den Philosophen neue Gedanken hervor. Sie wurden die Schöpfer eines Colonialwesens, das wir dem hellenischen zwar nicht gleich stellen können; denn es war einzig auf Egoismus gegründet und die Holländer haben nicht, wie die Griechen von Cyrene, von Massilia und zahlreichen anderen Seestädten aus eine schöne und edle Cultur landeinwärts verbreitet. Doch rief die ausgedehnte Meeresherrschaft alle Kräfte ins Feld, auch die wissenschaftlichen; die Erdkunde, das Kartenzeichnen, die Astronomie erreichten eine ungeahnte Ausbildung. Die Städte blühten so mächtig auf, daß die russischen Abgesandten, welche 1615 in Holland erschienen, schon damals das ganze Land als eine zusammenhängende Stadt schilderten. Das kleine Land konnte nicht durch Production glänzen; zwar brachten, wie Einheimische rühmen, einzelne Zweige, wie die Blumenzucht und die Anfertigung von Kunstwerken, große Summen ins Land; aber hauptsächlich durch Vertrieb und durch das Colonialwesen blieb Holland, auch nachdem England ihm übermächtig zur Seite getreten war, bis in das 18. Jahrhundert hinein ein Musterstaat. Selbst die hohen Steuern galten nur für einen Beweis des Wohlstandes.

*) Vergl. des Verfassers „Geschichte des 18. Jahrhunderts," dritte Auflage (Heidelberg 1843), Bd. I, S. 416—418.

Der Gemeingeist gab sich nicht nur in Festlichkeiten, sondern noch rühmlicher in Staatsbauten und öffentlichen Anstalten kund. In Holland hat sich der bürgerliche Sinn, wie früher einzelne Reichs- und Hansestädte ihn kundgaben, unter dem Einfluß der Freiheit gerade damals bewährt, als jene sanken; Holland wurde im Norden das Heimathland des neueren Stiftungswesens. Das Rathhaus zu Amsterdam (im Jahr 1808 zu einem Palast für Ludwig Bonaparte eingerichtet) hieß das achte Wunder der Welt; es erhoben sich Anstalten für Geisteskranke und Gefängnisse, in denen auf Besserung der Insassen Bedacht genommen wurde*).

Besonders rühmlich und auch vortheilhaft für die Generalstaaten war ihr Verhältniß zur Geistesbildung und zu den Wissenschaften. Wie jede Kunst, so schlossen sich auch die Studien und die Freiheits-Ideen in ihrem Ursprung stets an die Religion an. Verhandlungen über die subtilsten Glaubenssätze fanden in Holland am Familientisch und in den Wirthshäusern statt. Eine Uebersetzung der Bibel wurde schon von dem von uns oft erwähnten Philipp von Marnix, Herrn von Sainte Aldegonde, unternommen; aber erst auf Anregung der Dordrechter Synode kam endlich 1637 die amtlich anerkannte sogenannte Staatenbibel zu Stande. Trotz den gehässigen gomaristischen Händeln, trotz den Anfeindungen des Cartesianischen Systems blieben doch die holländischen Städte ein Asyl der freien Meinung. Wir haben bereits auf jedem einzelnen Gebiete der Wissenschaft in erster Reihe theils geborene Holländer, theils Ausländer erwähnt, die in Holland eine Zuflucht fanden. Im Jahr des westfälischen Friedensschlusses erhielt Holland seine fünfte Universität, Harderwyk; die vier andern waren Leyden, Franecker, Utrecht und Gröningen. Außerdem hatte das im Jahr 1632 gegründete Athenaeum illustre zu Amsterdam fast den Rang einer Universität. Leyden behielt immer den höchsten Rang, sowohl in der Mathematik, Jurisprudenz und Medicin, als namentlich in der Philologie. Holland wurde der Hauptsitz der Polyhistorie, einer neuen Art von Wissen, welche man als Nachfolgerin des italienischen Humanismus betrachten kann. Die Leydener und andere Gelehrten gingen nämlich bei ihren Bemühungen um alte Schriftsteller allerdings auch auf die Verbesserung der Texte und auf das Sprachliche aus; aber sie suchten insbesondere die Realien, die sogenannten Alterthümer zu erklären und stapelten zu diesem Zweck eine Unmasse von Wissen auf. Es wurde nicht nur das Staatswesen, die Chronologie, die Münzkunde behandelt, sondern

*) Ein solches zu Amsterdam hatte die schöne Inschrift:

Die Bösen hass' ich nicht, ich zwinge nur mit Güte;
Voll Straf' ist meine Hand, doch liebreich mein Gemüthe.

auch die Trachten der Griechen und Römer, ihr Gottesdienst, ihr Hauswesen, ihre Schiffahrt, ihre Kriegswaffen, ihre Belagerungskunst. So wurden in einem ganz anderen Umfang, als die Grammatiker des Mittelalters es ahnten, sämmtliche Studien für die Erklärung der Alten in Dienst genommen. Viele betrachten den jüngeren Scaliger, Joseph Justus, der als Protestant Frankreich verließ und bis zu seinem Tode (1609) 16 Jahre lang Professor in Leyden war, als Begründer dieser Richtung. Ein Riese der Gelehrsamkeit war der mehrgenannte Salmasius, der aber sein ungeheures Material nicht geistig zu sichten und zu verknüpfen wußte. Johann Friedrich Gronovius, geboren in Hamburg, wurde zuerst Professor am Gymnasium zu Deventer und dann, nach dem Tode des berühmten Daniel Heinsius, an der Universität zu Leyden. Er ist hauptsächlich als Herausgeber lateinischer Geschichtschreiber und Dichter berühmt; auch begleitete er das Kriegs- und Friedensrecht des Hugo Grotius mit Anmerkungen. Sein Sohn Jakob sammelte in 13 gewaltigen Bänden die besseren Abhandlungen über griechische Alterthümer (Thesaurus Antiquitatum Graecarum, erste Bände 1697). Ihm zur Seite trat der nicht minder berühmte Grävius, geboren zu Naumburg an der Saale, um dessen Besitz Amsterdam und Leyden, Heidelberg und Padua stritten; er blieb jedoch Professor zu Utrecht, wo er 1703 starb. Grävius veranstaltete eine Sammlung von Schriften über römische Alterthümer (Thesaurus Antiquitatum Romanarum *). Johann Gerhard Vossius (Voß) war zwar in der Nähe von Heidelberg geboren, aber niederländischen Ursprungs; seine Hauptwerke beziehen sich auf Grammatik, Stylistik und Rhetorik. Sein Sohn Isaak Vossius verwickelte sich in viele gelehrte Streitigkeiten, machte große Reisen, auch nach Stockholm zu der Königin Christina, begab sich dann nach England und starb 1689 zu Windsor. Auch das Studium der orientalischen Sprachen wurde zu Leyden beträchtlich erweitert; Golius verfaßte ein umfassendes Lexicon der arabischen Sprache, das noch heutzutage Werth hat, und vermachte der Universitäts-Bibliothek 150 Handschriften. Ueberhaupt bot Holland und vor Allem Leyden und Amsterdam den Gelehrten und Studirenden vorzügliche Lehrmittel, wozu die hohe Ausbildung der Druckerei und des Buchhändlerwesens beitrug. Die berühmte Verlegerfamilie Elzevir, die in den beiden genannten Städten ihren Sitz hatte, stammte von einem Buchbinder ab, der um der Religion willen seine Vaterstadt Löwen verließ und in Leyden eine Stelle als Universitäts-

*) Es befinden sich darunter zwei über das laticlavium (den Purpurstreifen an der römischen Tunica), deren eine von Albrecht Rubens, einem Sohne des großen Malers, verfaßt ist.

pedell erhielt. Ihre Drucke, oft in sehr kleinem Format, zeichnen sich zum Theil durch äußerste Correctheit und Schönheit aus und werden noch jetzt von gelehrten Bücherfreunden gesucht. Nehmen wir hinzu, daß Holland im 17. Jahrhundert eine glänzende Juristenschule hatte, so begreift sich die Anziehungskraft, welche es für strebende junge Männer hatte. Die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller, wie Opitz, Gryphius und Andere, verweilten längere Zeit zu Leyden. Dazu kam die Achtung, die man dort bedeutenden Gelehrten erwies; sie waren den Staatsmännern befreundet und wurden wohl auch in öffentlichen Angelegenheiten verwendet; Einige, wie Daniel Heinsius, Professor der Staatskunst, wurden vom Papst, von Gustav Adolf, von der Republik Venedig mit Auszeichnungen überhäuft. Unter den holländischen Staatsrechtslehrern, deren wir noch nicht oben im Zusammenhang gedacht haben, erwähnen wir hier Graswinkel, der dieselben obscuren Ansichten vertheidigte, wie der Engländer Filmer, indem er nur die von Adam hergeleitete absolute Gewalt gelten ließ, und, im Gegensatze zu ihm, den späteren Ulrich Huber, der in der Demokratie die vernunftmäßigste Staatsform erkannte und den Herrschern nur einen bedingten Gehorsam von Seiten der Bürger zugestand.

Die Poesie der Holländer ist schon darum von untergeordneter Bedeutung, weil sie, bei der räumlichen Einschränkung der Schriftsprache, niemals einen großen Einfluß übte. Doch wird gewöhnlich angenommen, daß sie auf Opitz, den man als den Vater der neueren deutschen Kunstdichtung gelten läßt, anregend gewirkt habe. Unter den Lateindichtern des 17. Jahrhunderts nehmen allerdings die Niederländer einen hohen Rang ein. Hugo Grotius wird besonders gerühmt; sein „Adam in der Verbannung“ (Adamus exul) wurde oft aufgelegt und noch in unserem Jahrhundert ins Englische übersetzt; Milton soll Einiges aus ihm geschöpft haben. Daniel Heinsius verfaßte außer seinen Jugendgedichten (Juvenilia) eine Tragödie „Herodes der Kindermörder“ in lateinischen Jamben, die sehr viel gelesen wurde. Barläus, der mit ungemeiner Leichtigkeit dichtete, wurde für seine mythologisch aufgestutzten Hochzeits- und Trauer-Elegien sehr theuer bezahlt. Indessen blieb der vaterländische Aufschwung auch für die Volkssprache nicht wirkungslos. Schon am Ausgang des Mittelalters waren größere Vereine entstanden, die sich zu poetischen Uebungen versammelten und an welchen sich der Adel und der Bürgerstand betheiligten, nämlich die sogenannten Kammern der Rederyker (Rhetoriker, d. h. Dichter). Man kann dieselben nicht in der Weise, wie es oft geschieht, mit unseren Meistersängern vergleichen; sie wirkten lebendiger und volksthümlicher und enthielten sich

in ihren Schaustücken weder der politischen noch der reformatorischen Anspielungen. Eine dieser Kammern setzte ihre Thätigkeit in die Neuzeit fort und wurde zum Ausgangspunkte patriotischer Bestrebungen für die Pflege der Muttersprache und für Schöpfung einer Kunstpoesie, deren Charakter keineswegs unvolksthümlich war. Dies war die Amsterdamer Gesellschaft In liefde bloeijende (in Liebe blühend). Sie erhielt eine bedeutende Verstärkung durch angesehene Einwanderer aus Antwerpen; auch Marnix gesellte sich ihr zu; das berühmteste Mitglied aber war Spiegel, den man zuweilen etwas hochtrabend den holländischen Ennius nannte. Diese Gesellschaft ließ sich die Reinhaltung der Sprache angelegen sein, die unter der burgundischen Herrschaft stark mit fremden Wörtern und Wendungen vermischt worden war, und sorgte für Abfassung grammatischer Schriften. Da sie diese Wirksamkeit um 1584 begann, so hatte Holland früher als Deutschland und Frankreich eine akademische Sprachgesellschaft. Bald trat neben sie eine freie Vereinigung von Dichtern und Gelehrten, welche auf einer Villa bei Muyden ihre Sitzungen hielt und an deren Spitze der berühmte Geschichtschreiber Peter Hooft, Drost von Muyden, bis zu seinem Tode (1647) stand; es gehörten derselben auch einige von ihren Landsleuten hochgepriesene Frauen an. Hooft selbst übersetzte den Tacitus ins Holländische und nahm sich den Stil desselben auch für seine eigenen Geschichtswerke, darunter eine Geschichte der Niederlande das bedeutendste ist, zum Muster. Außerdem dichtete er zwei Tragödien, zu welchen er den Stoff aus der heimischen Vorzeit nahm. Diese Schauspiele, wie auch die des genialeren Jost van der Vondel, sind mit lyrischen Chorgesängen nach Art der Alten versehen. Vondel war in Köln geboren, kam aber früh mit seinen Eltern, welche Wiedertäufer waren, nach Amsterdam. Hier nährte er sich als Strumpfwirker, bis er eine Stelle am Pfandhaus erhielt. Er lernte in seinem 30. Jahre Latein und übersetzte den Virgil und Ovid; am bedeutendsten aber erscheint seine die Schulregeln durchbrechende Kraft in seinen Satiren und ernsten Schauspielen. Früher ein eifriger Anhänger der Remonstranten, trat er in höheren Jahren zum Katholicismus über, wovon sich die Spuren in seinem „Lucifer" und in der „Maria Stuart" zeigen. Doch scheint dieser Uebertritt ihn nicht in dem Grad, wie man erwarten sollte, dem Volk entfremdet zu haben; er blieb bis zu seinem Tode, der in seinem 92. Jahr (1679) erfolgte, in hohem Grade beliebt. Die oben erwähnte rhetorische Kammer nahm sich auch des Schauspiels an; am 3. Januar 1638 wurde unter ihrer Mitwirkung das erste massive Schauspielhaus in Amsterdam eröffnet, und zwar mit Vondel's Drama „Gisbrecht von Amstel", das noch jetzt

für die beste holländische Tragödie gilt und alljährlich an dem genannten Datum aufgeführt wird. Fast noch volksthümlicher als Vondel, obwohl ihm an Dichterkraft nicht gleich, ist Jakob Cats, der in seinen Gesinnungen und in seinem öffentlichen Charakter der Freiheit und den vaterländischen Ueberlieferungen treu blieb. Er erschien zweimal als Gesandter der Generalstaaten in England, war eine zeitlang Rathspensionarius in Holland und wurde nach dem westfälischen Frieden Groß-Siegelbewahrer. Am verbreitetsten ist eine Sammlung seiner kleinen Erzählungen, Fabeln und Allegorien, welche man „das Buch des Vaters Cats" nannte und neben der Bibel als zweites Hausbuch pries. Diese Gedichte geben eine einfache, ansprechende Moral in klarer, lebendiger Darstellung. Cats ist vielseitiger und frischer als unser Gellert, der auch lange Zeit der Liebling der mittleren Stände war. Hooft, Vondel und Cats sind die bedeutendsten Namen einer zwischen dem Akademischen und dem Volksthümlichen in der Mitte stehenden Litteratur. Gegen Ende des Jahrhunderts gelangte in Holland der französische Geschmack durchgängig zur Herrschaft.

Den höchsten Ruhm bei der Nachwelt erwarb sich Holland in seinem großen Jahrhundert durch die Freiheit und den Schutz, den es den Gedanken gewährte. Descartes und Locke bildeten hier ihre Systeme aus. Der große Denker Benedict (Baruch) Spinoza hätte in keinem anderen Land Europas der Nachwelt das Bild eines unabhängigen Weisen geben können, der, an keine Religionsgemeinde gefesselt, nur der Wahrheit lebte. Spinoza, geboren 1632 zu Amsterdam, stammte von eingewanderten portugiesischen Juden. Wir haben schon bemerkt, daß diese Einwanderer sich mehr als ihre östlicheren Glaubensgenossen durch würdige Lebensformen, höhere Bildung und reine hebräische Mundart auszeichneten. Er genoß rabbinischen Unterricht und lernte die alten Sprachen von einem holländischen Arzt, van dem Ende. Doch konnte der Abstand seiner Gottes-Anschauung von der jüdischen nicht lange verborgen bleiben; es wurde die Formel des jüdischen Bannes (Cherem) gegen ihn ausgesprochen und er erhielt sogar vor der Synagoge einen Messerstich. Seitdem hielt er sich von der jüdischen Gemeinde gänzlich entfernt, ohne förmlich in einen christlichen Religionsverband einzutreten. Doch blieb er in einiger Verbindung mit den Arminianern und munterte gelegentlich auch Andere auf, den Predigten derselben beizuwohnen. Seinen Lebensunterhalt gewann er durch das Schleifen optischer Gläser. Einige Zeit lebte er ziemlich unstät; doch ließ er sich bald zu Rhynsburg bei Leyden, später in Voorburg beim Haag, endlich im Haag selbst nieder. Sein Verhältniß zu den Zeitgenossen ist höchst merkwürdig; einerseits ist er bei den

unteren Ständen als Jude nicht beliebt, als Gotteslängner verschrieen; andererseits finden wir, daß die angesehensten Männer seine Freundschaft suchen und sich vergeblich bemühen, ihn zur Annahme bedeutender Geldgeschenke oder wenigstens eines auskömmlichen Jahrgehaltes zu bewegen. Aus seinen späteren Lebensjahren erfahren wir aber auch, daß die Bauern der Umgegend ihn als einen milden, sanften, streng redlichen Mann verehrten. Den Ruf nach Heidelberg schlug er aus, um Niemanden Anstoß zu geben. Er war von dunkler Gesichtsfarbe und von schwachem Wuchs; auch starb er schon im 45. Lebensjahre (1677) an der Schwindsucht. Eines der zwei bedeutendsten Werke Spinoza's, die Ethik, ist erst nach seinem Tode von dem Arzt Ludwig Meyer herausgegeben worden. Die Geschichte seines Denksystems gehört erst einer späteren Zeit an. Doch hat die großartige Ruhe seiner Darstellung, in welcher er mathematisch beweisend verfährt, auf einzelne Leser von jeher einen tiefen Eindruck nicht verfehlt. Da Spinoza nur ein Seiendes anerkennt, die einzige, unbegrenzte, durch sich bestehende Substanz, in welcher sich alles Einzeldasein sammt seinen Gegensätzen bewegt; da diese Substanz ihm Gott ist: so fehlt seinem Gottesbegriff, was den Meisten unentbehrlich scheint, die Persönlichkeit, und, was kein Mythus entbehren kann, die Menschenähnlichkeit. Da ferner dieses Gesammtdasein sich in Zeit und Raum nach unabänderlicher Nothwendigkeit entwickelt, so bleibt für Willensfreiheit keine Stätte. Auch die spinozistische Auffassung des Bösen und Guten fügt sich in kein gangbares Moralsystem ein. Nimmt man hinzu, daß in seiner Staatslehre die Zusammenstellung von Recht und Macht leicht als eine Beseitigung aller sittlichen Pflicht mißdeutet werden kann, so waren Elemente genug vorhanden, um auf lange hinaus das ganze Denksystem anstößig erscheinen zu lassen. So blieb an ihm der Vorwurf des Atheismus haften, während er doch als die letzten Sätze seiner Philosophie lehrt, das höchste Erkennen sei die Erkenntniß Gottes; aus dieser entspringe die höchste Geisteswonne, die innere Ruhe durch den Gedanken an die Nothwendigkeit aller Dinge, die Erlösung von dem fruchtlosen Kampfe mit der Endlichkeit unseres Wesens. Die höchste Geistestugend aber ist ihm die Liebe zu Gott; wer Gott wahrhaft liebt, erwartet nicht, daß Gott ihn wieder liebe; sein Lohn besteht in der Seligkeit jener höheren Erkenntniß.

Unter den Ausländern, die von Holland aus veraltete Lehren angriffen und den Geist der Prüfung und des Zweifels anregten, war Peter Bayle unbedingt derjenige, der den unmittelbarsten und thätigsten Einfluß geübt hat, namentlich auch durch die unermüdliche Arbeitskraft, mit welcher er sich neue Formen der Mittheilung zu schaffen wußte. Bayle (geboren 1647) war der Sohn eines reformir-

ten Geistlichen in Südfrankreich; als er in Toulouse bei den Jesuiten studirte, wurde er durch freundliche Unterhaltungen seiner Lehrer und Genossen zum Uebertritt bewogen, blieb jedoch nur anderthalb Jahre dem Katholicismus getreu und begab sich sodann nach der Schweiz. Nach seiner Rückkehr ertheilte er Unterricht in Paris und wurde sodann Professor der Philosophie an der protestantischen Akademie zu Sedan im Herzogthum Bouillon. Als jedoch beim Beginn der Hugenottenbedrängniß diese Akademie eingezogen wurde, nahm er eine Lehrstelle in Rotterdam an. An seinem Beispiele läßt sich klar machen, wie wenig das in Frankreich herrschende System durch Vertreibung seiner Gegner Ruhe gewonnen hatte. In Bayle war der Geist der Untersuchung und des Widerspruchs rastlos lebendig; man nennt ihn im 17. Jahrhundert vorzugsweise den Zweifler, wie etwa Hume im 18. Mit Weltkenntniß ausgerüstet, wußte er seine Erörterungen an nahe liegende Interessen der Gegenwart zu knüpfen; bei seiner ungeheuren Belesenheit frischte er die Untersuchungen mit Anspielungen, Gleichnissen und Anekdoten auf. Er gab Schriften, die man in Frankreich unterdrückt hatte, in Holland neu heraus. Er neckte unaufhörlich die Dogmatiker der Kirche wie der Schule und machte mit großem Scharfsinn und auch mit Erfolg darauf aufmerksam, welche Schwierigkeiten von Anfang an der Feststellung allgemeiner Wahrheiten entgegenstehen. Die Grundsätze der religiösen Duldung verfocht er nicht blos theoretisch, wie Locke, sondern erörterte sie insbesondere bei Gelegenheit der französischen Verfolgung. Zumeist ließ er sich angelegen sein, nachzuweisen, daß die persönliche Achtbarkeit eines Menschen sowie die Festigkeit und Würde seines sittlichen Verhaltens von der religiösen Glaubensmeinung unabhängig sei. Hierdurch wirkte er mächtig auf seine Zeitgenossen ein, namentlich auf die höheren Stände, unter denen er viele Leser hatte. Daß ein kühnes Auftreten auch in Holland Schaden bringen könne, hatte Bayle zu erfahren. Nachdem im Jahr 1680 ein Komet Schrecken verbreitet hatte, gab er seine „Verschiedenen Gedanken über den Kometen" (Pensées diverses sur la comète) heraus. Der nächstliegende Zweck dieser Schrift, die Kometenfurcht zu beseitigen, scheint uns heutzutage der mannigfachen geistvollen Erörterungen und Streifzüge kaum würdig, die Bayle daran knüpfte; die letzteren waren ihm aber die Hauptsache. Sodann veröffentlichte er einen „philosophischen Commentar über die Worte des Evangeliums: Compelle intrare (zwinge sie einzutreten)." In dieser Schrift, die er als eine Uebersetzung aus dem Englischen herausgab, wagte er die Gründe zu bestreiten, die der heilige Augustinus für die Verfolgung der Ketzer und Ungläubigen vorbringt. Durch beide Schriften regte er einen ebenfalls aus Frank-

reich geflüchteten Prediger, Jurieu, gegen sich auf, und dieser Kampf zog sich viele Jahre lang hin. Bayle verlor nicht nur seine Stelle in Rotterdam, sondern es wurde ihm sogar die Ertheilung von Privat-Unterricht verboten. Dagegen blieb ihm die Preßfreiheit und er erweiterte seine Thätigkeit durch die Herausgabe des Dictionnaire historique et critique (seit 1696). Aber in diesem Werke fand Jurieu neue Klagepunkte auf; Bayle hatte den persönlichen Charakter des Königs David sehr ungünstig beurtheilt und andererseits die Moral einiger Atheisten mit Lob erwähnt. Diese Streitigkeiten erhöhten nur sein Ansehen; er stand bis zu seinem Tode (1706) an der Spitze der Freidenker.

Bayle bemächtigte sich eines neu aufgefundenen Mittels zur Ausbreitung seiner Meinungen und seines Einflusses, indem er eine gelehrte Zeitschrift herausgab. Nachdem die Bücherfreunde sich lange Zeit mit den Frankfurter Meßkatalogen begnügt hatten, wurde in Paris das Journal des Sçavans begründet, dessen erste Wochennummer im Januar 1668 in Sedezformat erschien; als Herausgeber nannte sich ein Herr von Hedouville. Dasselbe brachte Berichte über neue Bücher, Nekrologe von Schriftstellern, Nachrichten über neue Erfindungen und Entdeckungen, Decrete der Universitäten und der Gerichtshöfe. Bayle erkannte wohl, welche Vortheile sich an eine solche Veröffentlichung knüpfen: vor Allem unausgesetzter Verkehr mit dem Publikum und die Möglichkeit, vereinzelte Gedanken vor dasselbe zu bringen. Er begründete daher (1684) sein einflußreiches Journal „Nachrichten aus der Republik der Wissenschaften" (Nouvelles de la république des Lettres). Bald nachher begann der arminianische Professor Leclerc in Amsterdam die Herausgabe der Bibliothèque Universelle. Bayle's Dictionnaire gab ihm ebenfalls Gelegenheit, seine Kenntnisse nutzbar zu machen und seine Ansichten auszubreiten. Dieses Werk, dessen zwei ersten Bände 1796 zu Rotterdam erschienen, sollte ursprünglich dazu dienen, die Lücken eines älteren encyclopädischen Werkes, von Moreri, auszufüllen; daraus allein geht schon hervor, daß die Auswahl der Artikel weder gleichmäßig noch systematisch ist; sie richtet sich vielmehr nach des Herausgebers Gesichtskreis und seinen Liebhabereien. Die Artikel sind oft weniger anziehend als die Anmerkungen, die Bayle aus den Vorräthen seines Wissens entnahm. Davon abgesehen, brachte das Werk eine ungeheure Wirkung hervor; besonders die Schwäche des Dogmatismus und das Zweifelhafte der Meinungen werden überall mit Scharfsinn aufgedeckt. Sophisterei und Vorliebe für das Unterhaltende bis über die Grenzen des Anstandes hinaus werden diesem Werke nicht mit Unrecht vorgeworfen. Es blieb das Arsenal, aus welchem die Bekämpfer des Alten ihre

Waffen holten und ist somit in kleinerem Maaßstab ein Vorläufer der großen französischen Encyclopädie. Wie sehr übrigens Bayle das Bewußtsein hatte, daß ein neues Zeitalter der Litteratur angebrochen sei, ergibt sich aus folgender merkwürdigen Stelle: „Das 16. Jahrhundert brachte eine größere Zahl von Gelehrten hervor als das 17.; und doch war es bei Weitem nicht so erleuchtet. Während der Herrschaft der Kritik und Philologie hatte ganz Europa Wunder der Gelehrsamkeit aufzuweisen. Seitdem durch das Studium der neuen Philosophie und der lebenden Sprachen ein anderer Geschmack aufgekommen ist, haben wir aufgehört, jenes tiefe und umfassende Wissen zu beachten. Dafür ist in der gelehrten Republik ein schärferes Verständniß und ein gesunderes Urtheil verbreitet; man hat jetzt weniger Gelehrsamkeit, aber mehr Geschicklichkeit."

In den spanischen Niederlanden, welche monarchisch und katholisch blieben, trat die geistige Regsamkeit während des 17. Jahrhunderts ganz und gar zurück. Wir haben gesehen, welches schmählich geringe Maaß von Gemeingeist und Gesinnung diese Landschaften während der Kriege kundgaben, die um ihretwillen geführt wurden. Die rhetorischen Kammern waren schon unter Philipp II. unterdrückt worden; aber auch die Wissenschaften konnten unter der absoluten Herrschaft und der klerikalen Knechtung nicht fröhlich aufblühen. Philipp's Tochter, die oft von uns genannte Klara Eugenie Isabella und ihr Gemahl Erzherzog Albrecht, hatten noch die Litteratur einigermaaßen begünstigt und bei dem berühmten Philologen Lipsius Vorlesungen gehört. Lipsius, in der Nähe von Brüssel geboren, hatte längere Zeit in Rom und Wien gelebt und war dann zum Protestantismus übergetreten, worauf er eine Professur in Jena übernahm. Später wurde er Professor der Geschichte zu Leyden und verwaltete dieses Amt 13 Jahre lang, während welcher Zeit er, wie in unseren Tagen Hurter, als katholischer Eiferer und absolutistischer Politiker wirkte, bis er endlich offen zur römischen Kirche zurücktrat und sich nach manchen Schicksalen an die Universität Löwen, den Lieblingsort der Dunkelmänner, begab, wo er als Professor und spanischer Historiograph im Jahr 1606 verschied. Während des neu beginnenden 17. Jahrhunderts ist aus dem jetzigen Belgien von einer volksthümlichen litterarischen Thätigkeit nichts zu berichten; nur einige Jesuiten, wie Hoschius, zeichneten sich als Lateindichter aus. Dagegen wollen wir eines sehr wichtigen und umfangreichen Werkes gedenken, das um 1643 in Belgien angelegt und auf das ein ungeheurer Gelehrtenfleiß verwendet wurde. Es sind dies die Acta Sanctorum, d. h. eine umfassende, ja geradezu erschöpfende Geschichte der Heiligen und Märtyrer, welche alles früher Gearbeitete, sowohl die Sammlungen,

wie die einzelnen Notizen, in sich aufnehmen sollte. Das Unternehmen ging von Brüssel, Antwerpen und der Abtei Tongerloo aus. Die Mitarbeiter, unter denen sich ausgezeichnete Männer befanden, werden in ihrer Gesammtheit Bollandisten genannt, nach Johann von Bolland aus Limburg, der zwar nicht den ersten Gedanken dazu hatte, aber zu den ersten Herausgebern gehörte. Im Laufe von anderthalb Jahrhunderten erschienen 53 schwere Bände. Als Belgien an die französische Republik kam, wurde die Herausgabe unterbrochen; in den letzten 30 Jahren aber sind unter günstigen Umständen einige weitere Bände erschienen. Für den Forscher ist das Riesenwerk eine sehr schätzbare Fundgrube; wenn die Richtung, die jetzt in Frankreich und Belgien um sich greift, zur herrschenden wird, so können wir vielleicht erleben, daß es als ein Grundbuch der Civilisation und der sogenannten moralischen Ordnung angepriesen wird.

Die Malerei gewann in beiden Theilen der Niederlande um die Zeit, welche wir eben behandeln, eine bedeutende Ausbildung; ja sie erreichte ungeahnte Höhenpunkte und nahm in Holland Richtungen an, die nur in der Neuzeit möglich waren. Wir dürfen jedoch, wenn wir den Plan dieses Werkes nicht ganz außer Acht lassen wollen, nur den Zusammenhang dieser Richtungen mit der neuen Bildung und Denkweise andeuten und allenfalls den größten Erscheinungen einige Bemerkungen widmen. Es war auch in den Niederlanden bei den Künstlern Sitte geworden, entweder nach Italien zu gehen oder sich doch daheim das stilvolle Wesen und die durchdachten Formen der römischen und toskanischen Künstler oder die Farbentechnik der Venetianer womöglich anzueignen. In dieser Richtung erwarb sich besonders Franz Floris (eigentlich Franz Devriendt, † 1570) aus Antwerpen einen bedeutenden Ruf. Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß diese Künstler die alten einheimischen Vorzüge der Treue und Natürlichkeit einer angenommenen Manier und einem falschen Pathos aufopferten. Besonders wucherten die mythologischen Zierrathen, so z. B. an den Triumphbögen, die Floris für Karl V. und Philipp II. angab. In den spanischen Niederlanden blieb die Kunst der katholischen Kirche gewidmet, doch behielt sie nicht die alte Unbefangenheit, wie denn überhaupt in der Geschichte kein Vorgang sich unverändert wiederholt. Die begeisterte Gluth, welche sich etwa in der spanischen Poesie des 17. Jahrhunderts kundgibt, stand mit dem vlämischen Kunstgeist kaum mehr als mit dem holländischen in Einklang. Ein Künstler von gewaltiger Kraft, der nicht nur in jedem Fache der Malerei wunderbar thätig war, sondern auch das Gebiet derselben ausdehnte, Peter Paul Rubens, war gewiß aufrichtiger Katholik und bei wichtigen Fällen im spanischen Staatsdienste thätig; doch bricht bei ihm die

Landesart überall durch. Sein Vater, ein Rechtsgelehrter und Schöffe von Antwerpen, hatte sich nach Köln geflüchtet und es wird als feststehend angenommen, daß Rubens hier oder, was neuerdings für erwiesen gilt, zu Siegen an seinem Namenstage (Peter und Paul, 29. Juni) 1577 geboren, aber in seinem zehnten Jahre von der Mutter nach Antwerpen zurückgebracht wurde. Schon 1600 begab er sich nach Italien, erhielt bald vom Herzog von Mantua den Titel eines Hofjunkers und wurde von demselben nach Madrid gesandt. Vom Jahr 1608 war Antwerpen sein Wohnsitz; der Erzherzog Albrecht ernannte ihn zum Hofmaler. Doch nahm er einmal für längere Zeit Aufträge in Paris an und verkaufte dort seine Kunstsammlung an den Herzog von Buckingham für 100,000 Gulden. Im Jahr 1629 war er beim Friedens-Abschlusse zwischen Spanien und England thätig, wofür ihm Karl I. eine goldene Kette mit seinem Bildniß schenkte. Rubens führte das Leben eines großen Herrn und ließ viele Gemälde nach seinen Skizzen von zahlreichen Schülern ausführen. Er starb 1640 zu Antwerpen. Da ihn das Streben nach Naturwahrheit beseelte, das sich besonders in lebensvoller und warmer Farbenfülle kundgab, so konnten auch die kirchlichen Gegenstände unter seiner Hand weder ihre symbolischen Züge, noch ihren ideellen Charakter behalten. Sein Schönheitsgefühl stand ohnedies hinter seinem Sinn für Wahrheit und Leben zurück. Seine Historienbilder, mögen sie nun biblische, mythologische oder geschichtliche Gegenstände behandeln, treten dem Beschauer in voller dramatischer Kraft entgegen; die einzelnen Figuren sind durch energischen Zusammenhang zu einer Scene verbunden. Mitunter gehen sie theils im Sinnlichen, theils im Gräßlichen weiter als einem reinen Geschmacke zusagt. Auch wenn er einen idealischen Gegenstand vorführt, gebraucht er derbe Formen aus der Wirklichkeit; dasselbe ist bei seinen allegorischen Darstellungen der Fall. Wo nun der Stoff zu einer solchen Einkleidung paßt, wie z. B. bei der Gefangennehmung Simson's, werden die herrlichsten Wirkungen erreicht; wo aber ein Gedanke bildlich ausgedrückt werden soll, wird das Gemälde vor lauter Lebenswahrheit ebenso undeutlich, wie ein symbolisches Bild aus dem Mittelalter *).

Die staunenswerthe Thätigkeit und Vielseitigkeit des Rubens dürfen wir hier nur durch Anführung einiger seiner berühmtesten Werke kennzeichnen. Wir nennen daher die sehr figurenreiche Ama-

*) Rubens hat die Geschichte der Maria von Medicis in einer Reihe von Bildern dargestellt. Auf ihr Zerwürfniß mit Ludwig XIII. deutet ein Schlußbild, auf welchem die Wahrheit von der Zeit enthüllt und in den Himmel gehoben wird, wo Mutter und Sohn sich versöhnen; um so schwerer zu verstehen, je lebendiger die beiden allegorischen Frauenzimmer vor uns stehen.

zonenschlacht auf der Brücke des Flusses Thermodon; die ergreifende Kreuzabnahme in dem Dom von Antwerpen, die jedoch sehr durch die Zeit gelitten hat; den Kindermord zu Bethlehem in München, auf welchem die Verzweiflung der Mütter in grauenvoller Weise dargestellt ist; die Wunder des heiligen Franz von Assissi und des heiligen Ignaz von Loyola; Christus unter den Sündern. Zu den biblischen Stoffen gehört auch noch die widerwärtige Scene des flüchtigen Loth mit seinen Töchtern. Mythologischer Art sind seine Venusfeste, der Liebesgarten und das grob sinnliche Bacchanal in München. Uebrigens hatte der Katholizismus unter dem Einfluß der Jesuiten eine weltlich freie und gefällige Richtung angenommen, die sich auch in den Schöpfungen des großen vlämischen Meisters mitunter kundgibt; seine hochberühmte Madonna, die den heiligen Ildefonso vor ihrem Thron empfängt, ist gleichsam ein himmlisches Conversationsstück im edelsten Stil, ein Hof-Empfang unter Heiligen. Ueberall schweift seine Kunst in ihrem Streben nach Wahrheit über den Rahmen des Kirchlichen hinaus. Seine Anbetung der Hirten zeigt uns die Theilnahme einfacher guter Menschen an dem Neugeborenen einer schönen fremden Frau. Bei diesem Zwiespalte kommt es uns manchmal vor, als sei der heilige Gegenstand parodirt. Erst in dem protestantischen Holland wird ein weiterer Schritt gethan, indem die Kunst sich von der kirchlichen Ueberlieferung völlig löst und in der objectiven Nachbildung der Lebenszustände, der landschaftlichen Natur, der menschlichen Gesichtszüge ganz neue Gattungen ausbildet, welche das Alterthum wie das Mittelalter kaum oder gar nicht kannten, welche aber bei Rubens theils angedeutet, theils schon zu hoher Vollendung gebracht sind; denn er war nicht nur als Bildnißmaler durch Kraft und Fülle ausgezeichnet, sondern seine lustige Kirmeß und ähnliche Scenen, seine Löwen- und Wolfsjagden, seine Märkte sind herrliche Leistungen und er ging mit ihnen zum Theil den Niederländern in das Gebiet voran, auf welchem sie in ganz neuer Art Bedeutendes, ja Vollendetes geschaffen haben.

Ehe wir zu ihnen übergehen, wollen wir noch in der Kürze Van Dyck und Teniers erwähnen. Anton van Dyck, geboren 1599 zu Antwerpen, Sohn eines Glasmalers, war 19 Jahre alt, da er zuerst als Schüler zu Rubens kam; bald nachher ging er auf einige Jahre nach Italien und kehrte bereits hochberühmt in die Heimath zurück. Von Karl I. nach England berufen, wurde er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, erhielt den Bath-Orden und heirathete die Tochter des Lord Ruthwen. Als er von einer Reise nach Paris zurückkehrte, fand er die Revolution in vollem Gange; er starb im December 1641. Für den Kenner haben seine Historienbilder großen Werth und sein ge-

kreuzigter Christus zwischen den Schächern im Dome zu Mecheln wird von dem berühmten englischen Maler Josua Reynolds für eines der schönsten Bilder in der Welt erklärt. Uns geht er hauptsächlich als Bildnißmaler an; in diesem Fache soll er zwar an Farbenwirkung dem Titian nachstehen, doch wird ihm wegen seines feinen Formgefühls, wegen des Adels und der natürlichen Haltung, die er seinen Personen verleiht, wegen der meisterhaften Klarheit und Rundung der Gesichtszüge ziemlich allgemein der erste Rang zugestanden; wenige Künstler haben Geschmack und Leichtigkeit in solcher Verbindung gezeigt. Es ist übrigens auch geschichtlich von Bedeutung, daß die Bildnißmalerei im 16. Jahrhundert einen so hohen Aufschwung nahm und im 17. ihre Vollendung erreichte; in einer Zeit also, da die leitenden Persönlichkeiten im Staatsleben die höchste Wichtigkeit gewannen. Intelligenz, durch wissenschaftliche Bildung erhöht, bewußte Würde, Feinheit und Zurückhaltung blicken uns aus den Gesichtszügen der Staatsmänner, Kaufherren, Gelehrten und Dichter entgegen, wie sie uns, von einer kleidsamen Tracht umrahmt und noch nicht durch Wolkenperücken eingeengt, von niederländischen Meistern überliefert sind. Von Van Dyck's Hand hat man gegen 250 Bildnisse; in seiner letzten Lebenszeit begann er flüchtiger zu arbeiten. Unter denjenigen seiner Bildnisse, welche die englische Königsfamilie darstellen, ist besonders eines in Windsor berühmt, nämlich die fünf Kinder Karl's I. mit einem großen Hunde, aus dem Jahr 1637. Gruppen von Bildnissen, auch Conversationsstücke genannt, wurden sehr beliebt; eines der merkwürdigsten, von Rubens, (in Florenz befindlich) wird als „die vier Philosophen" bezeichnet, stellt aber in Wahrheit den Meister selbst mit seinem Bruder Philipp, den Philologen Lipsius und den Hugo Grotius dar.

David Teniers der Jüngere, der Sohn eines gleichnamigen geschickten Malers, geboren 1610 in Antwerpen, ist uns darum bemerkenswerth, weil er in der Wahl der Stoffe denjenigen Weg betrat, auf welchem die Holländer ihre eigenthümliche Größe erreichten. Ludwig XIV. wollte, was recht bezeichnend ist, nichts von ihm wissen, aber der Erzherzog Leopold Wilhelm ernannte ihn zum Inspector seiner Gallerie, die später nach Wien kam. Teniers wurde sogar reich, so daß er auf seinem Schlosse zu den drei Thürmen (Dry Toren) bei Lerck unweit Brüssel wie ein fürstlicher Gönner die Gelehrten und Künstler Belgiens um sich versammelte; er starb zu Brüssel 1685. Er malte gern zufriedene Menschen unter bescheidenen Verhältnissen, Bauerntänze, Karten- und Kegelspieler, Jahrmärkte, auch Affenkomödien; seine Figuren, selbst Jünglinge und Mädchen, gibt er ohne Verschönerung, wie die Landesart sie ihm bot. Phantastisch sind seine

Darstellungen eines Alchymisten in einem mit sonderbaren Apparaten überhäuften Zimmer, sowie des heiligen Antonius, den Satanas mit Erscheinungen versucht.

In Holland aber entwickelte sich nach allen Seiten hin eine neue Kunstrichtung, die sich von allem symbolischen Zwange, ja dem Anschein nach von aller Idealität löste, dabei aber dem Menschenleben und der äußeren Natur neue ungeahnte Reize und tiefe Stimmungen abgewann. Wir erinnern uns einerseits daran, daß in den Niederlanden stets ein gewisser Sinn für drolligen Humor lebendig war und daß man dort die Sage von Reinecke ausbildete, in welcher dem Thierleben seine menschenähnlichen Züge abgetauscht sind. Andererseits aber dürfen wir nicht vergessen, daß im 17. Jahrhundert die Philosophen und Naturforscher sich anschickten, die Gegenstände ohne vorgefaßte Meinung in ihrem wirklichen Dasein zu erkunden und daß gleichzeitig im englischen Drama die Regungen des Gemüths ohne Rücksicht auf Zeit, Art und Stand in lebendiger, objectiver Wahrheit dargestellt wurden. Das menschliche Dasein entwickelt seine innersten Pulsschläge und die Erscheinungswelt ihre vertrautesten Züge oft in Kreisen, welche man im Alterthum und im früheren Mittelalter nur selten dichterisch und noch weit seltener künstlerisch behandelte.

Wir würden hier ausführlicher von dem großen Meister Rembrandt (Rembrandt Harmentz van Rhyn) sprechen, wenn der Plan dieses Werkes es zuließe und wenn nicht neue Kunstschriftsteller, vor Allen Springer, seine Wirksamkeit namentlich im Zusammenhang mit dem Jahrhundert und mit der Landesart ganz vortrefflich dargestellt hätten. Rembrandt soll in der Mühle seines Vaters an dem sogenannten alten Rhein bei Leyden geboren sein. Keiner der Maler, bei denen er Unterricht hatte, gewann entscheidenden Einfluß auf seine künstlerische Bildung. Er war zweimal verheirathet; seine wirthschaftlichen Verhältnisse geriethen mehrmals in Zerrüttung; er starb 1669. Bei ihm, wie bei anderen niederländischen Meistern tritt derselbe Umstand ein, wie bei einigen großen Italienern; ihr Lebenslauf ist von Anekdoten und Sagen durchflochten, dagegen sind die wichtigsten biographischen Angaben zum Theil unsicher.

Rembrandt's Helldunkel ist weltberühmt und sprichwörtlich; Einige wollen diese Meisterschaft auf die Eindrücke zurückführen, die er als Kind in der Mühle empfing. Das Leben der Fläche, wie sie sich, durch Licht und Schatten bestimmt, dem menschlichen Auge zeigt, ist noch nie so frei und sicher erfaßt und wiedergegeben worden. Seine Beleuchtung wirkt schöpferisch, indem sie selbst dem Unschönen und Dürftigen Poesie und Seele verleiht. Rembrandt ist überhaupt nicht

der Mann der edlen Form und Zeichnung. In seinen biblischen Stücken bricht er völlig mit der Ueberlieferung; seine heiligen Familien zeigen uns Mann, Frau und Kind aus dem Handwerkerstand, so daß man bei einer derselben zweifelt, ob man sie nicht geradezu als eine Holzhauerfamilie bezeichnen soll. Seine Zöllner und Pharisäer sind polnische Juden; auf seinem Bilde der Heimsuchung ist Maria von einem Pudel begleitet und Elisabeth von Zuchthühnern umgeben. Von den berühmtesten seiner zahlreichen Schöpfungen nennen wir die Ehebrecherin vor Christus (in London), auf welchem die Reize der Farbengebung unerschöpflich sind; ferner seinen Herzog Arnold von Geldern, wie er, durch ein Gitter blickend, von seinem Sohn, dem zwei Mohren die Schleppe tragen, mit geballter Faust bedroht wird (s. Bd. VIII, S. 308). Sonderbarer Weise wird dieses Bild zuweilen für eine Darstellung des gefangenen Simson erklärt.

Vom höchsten Interesse sind für uns diejenigen Bilder, welche das unter dem Segen der bürgerlichen und religiösen Freiheit erblühende öffentliche Leben der Niederlande in ausdrucksvollen Gruppen darstellen. Holland hat keinen Dichter gehabt, der seinen Aufschwung so nachdrücklich wie Aeschylus in den Persern oder Shakspeare in seinen historischen Stücken verewigt hätte; dagegen tritt uns das vaterländische, durch Bildung gehobene Bürgerthum bewußt, kraftvoll und fröhlich aus seinen Kunstwerken entgegen. Aus der reformirten Kirche waren die Bilder verbannt und es ist nicht zu leugnen, daß der Geschmack von nun an vielfach durch die Bedürfnisse des Privatbesitzes bestimmt wurde. Indessen boten die Säle der Rathhäuser, der Schützengilden, auch der Universitäten immerhin Erinnerungsbilder von monumentaler Bedeutung. Nachdem durch den westfälischen Frieden die Selbstständigkeit der Generalstaaten anerkannt war, wurden die Festlichkeiten, mit denen man daheim das große Ereigniß beging, in belebten Gemälden, die zum Theil Bildnißgruppen sind, festgehalten. Unter diesen ist das Banket von Amsterdam (im dortigen Museum) von Bartholomäus van der Helst ein Kunstwerk ersten Ranges; die kräftigen, frohen Figuren längs der wohlbesetzten Tafel, in der Mitte der Capitän mit der Stadtfahne, bekunden sogleich, daß die Scene einem aufblühenden Staatsleben angehört. Von demselben Maler rührt die „Preisvertheilung der Amsterdamer Schützengesellschaft" her (jetzt im Louvre). Rembrandt selbst stellt in einem herrlichen Bilde, das man oft irriger Weise als „Nachtwache" bezeichnet, den Auszug der Schützen von Amsterdam unter Führung des Capitäns Korn dar. Dieselbe Stadt besitzt in dem Hospital für Aussätzige ein Gruppenbild von Ferdinand Bol aus Dortrecht, einem der vorzüglichsten Schüler Rembrandt's,

welches die fünf Vorsteher des Hospitals darstellt, wie sie einen armen Bauernjungen in dasselbe aufnehmen. Wir erwähnen noch die durch die wunderbare Farbengebung berühmte Anatomie von Rembrandt, auf welcher wir den Professor Tulp sehen, wie er vor einigen Schülern einen Leichnam erklärt.

Da in solchen Gemälden die Bildnißfiguren zu einer Scene oder Handlung vereinigt sind, so gestalten sie sich zu Darstellungen aus dem wirklichen Leben, zu sogenannten Genrebildern. Wir gebrauchen das Wort, ohne seinen Ursprung hier zu untersuchen. Auch manches Bild aus dem alten und neuen Testament geht in der Behandlung der Niederländer in eine Familien- oder Straßenscene über. Wenn Teniers die Befreiung des Petrus malt, so weilt unser Blick im Vordergrund, wo die Knechte, die den Apostel bewachen sollen, während seines Entrinnens am Feuer mit Würfeln spielen. Aehnlich finden wir in alten deutschen oder niederländischen Passionsspielen Scenen eingeschoben, wo ein Krämer seine Salben feilbietet und Maria Magdalena mit ihm handelt. Von großer Bedeutung ist es aber, daß die holländische Malerei sich der Darstellung des wirklichen Lebens mit eben soviel Meisterschaft als Liebe annimmt, durch Belauschung der intimsten Zustände es zu einem Gegenstande der Kunst macht und durch die Vollendung des Vortrags seinen Werth erhöht. Der Eine malt Personen der unteren Stände in ruhigen Lagen, stellt einen Trinker, einen tabakrauchenden Soldaten, eine Köchin bei der Arbeit in aller Befriedigung des unbefangenen Daseins dar; der Andere bevorzugt aufgeregte Scenen, Neckereien, ja Schlägereien in der Schenke. Aber auch das Leben der höheren Stände in seiner gemesseneren Haltung kommt zu vollendetem Ausdruck, wobei die höchste Kunst sich ebenso in seidenen Gewändern, Vorhängen, Schmucksachen zeigt, wie dort in irdenen Krügen oder matt beleuchteten Holzbänken. Wir müssen den Leser, der auch nur die vorzüglichsten Namen kennen lernen will, auf die Fachschriften verweisen. Wir erwähnen Terburg, der Scenen aus der vornehmeren Gesellschaft fein und geistvoll zur Anschauung bringt; man hat seine und ähnliche Bilder nicht mit Unrecht novellistisch genannt. Adrian von Ostade, der gern gemüthliche Scenen in der Bauernstube mit vortrefflicher Verwendung des Herd- und Kaminfeuers darstellt, war aus Lübeck gebürtig; wie auch sonst mehrere Deutsche, die in Holland entweder ihre Schule machten oder sich den dortigen Geschmack bei längerem Aufenthalt aneigneten, mit zu den Niederländern gezählt werden. So Balthasar Denner aus Hamburg, der jeder glatten und stilisirten Darstellung so entgegengesetzt war, daß er mit Vorliebe alte Männer und Frauen malte und die Gesichter derselben

aufs allersorgfältigste mit naturwahren Runzeln, Haaren und Warzen ausstattete. Aus Heidelberg war Kaspar Netscher, der sich in feineren Gesellschaftsbildern auszeichnete und in der Wiedergabe kostbarer Stoffe unübertroffen ist († 1684). Ein echter Holländer aber war Jan Steen aus Delft, der selbst eine zeitlang Schenkwirth war und lustige Auftritte des Wirthshauslebens, wie auch gemüthliche Familienbilder mit genialer Beobachtungsgabe und in der trefflichsten Ausführung darstellt; kein Maler übertrifft ihn in der vollen Unbefangenheit, mit der seine Personen sich in der geschilderten Lage bewegen. Steen starb 1689 in bitterer Armuth. Reinlicher in der Auswahl ruhiger Zustände ist der überaus genaue und sorgfältige Gerhard Dow. An mikroskopischer Feinheit stehen ihm seine Schüler Franz Mieris und Gabriel Metzu aus Leyden nahe.

Die Landschaftsmalerei hatte damit begonnen, daß man den Hintergrund der Heiligenbilder, statt mit Goldgrund, mit Gegenständen aus der Umgebung, Wald, Höhen, Thürmen, Brücken versah. Diese Anfänge lassen kaum die tiefe Bedeutung ahnen, welche dieser Kunstzweig, wie er sich bei den Niederländern entwickelte, für die Neuzeit gewann. Die Landschaftsmalerei verleiht den Gegenständen der äußeren Natur Charakter und Stimmung; sie entlockt ihr in Wald und Wiese, wie am Meeresstrand, unter Tageshelle, Dämmerung und Mondlicht diejenigen Motive, die das menschliche Gefühl ansprechen. Die größten holländischen Meister auf diesem Gebiete sind Jakob Ruysdael aus Holland, vor Allem groß in der Zusammenstellung von Wald und Gewässer und in solchen Gegenständen, die durch das Gefühl der Einsamkeit ergreifen. Seit einigen Jahrzehnten pflegt man ihm den bisher nur wenig bekannten Meinhard Hobbema an Werth gleichzustellen. Auf diesem Gebiete, wie auf dem der Genremalerei, wählt jeder Künstler sich seine, mitunter sehr eng begrenzte Sphäre. Nur durch die äußerste Sorgfalt und technische Durchbildung konnten sie jene Kunstvollendung erreichen, die ihre Werke zu sogenannten Kabinetsstücken machen und noch in unserer Zeit die Freude der Kenner sind. In den Seestücken, in den Thierstücken entstehen neue Gattungen. Die monumentale Forderung, die Rücksicht auf Kirche und Rathhaus tritt völlig zurück; die Künstler arbeiten einzig für den Privatbesitz; ihre Werke werden gemustert und verglichen. So nur konnte die Gattung des Stilllebens entstehen, welches leblose Gegenstände, Tischgeräth und Becher, geschossenes Wild, Blumen und Früchte zeigt; dasselbe wirkt durch gefällige Farbenstellung und gewinnt ein eigenes Leben, indem es den Einblick in eine meist reiche oder selbst üppige Existenz gestattet. Während in den älteren Perioden der Kunst ein Lionardo da Vinci, Michel Angelo,

Albrecht Dürer, auf mehreren Gebieten gleich großartig wirkten und noch dazu das Wissen und Forschen ihrer Zeit im Geist umfaßten: sehen wir nun einzelne Meister sich auf einen äußerst schmal umgrenzten Kreis einschränken, eben um die Meisterschaft zu behaupten. Die Zahl der guten Maler, die Holland im 17. Jahrhundert hervorbrachte, ist fast unabsehbar. Aber der Eine (Schalken) malt fast nur kleine, von Kerzenlicht erhellte Gruppen, der Andere nur das Innere von Kirchen; Peter Wouwerman, der unübertroffene Pferdemaler, malt allerdings Jagden, Märkte, Reitertreffen und ist auch in der Landschaft groß. In den Bildern Paul Potters, der nur 29 Jahre alt wurde († 1654), setzt uns die Lebenswahrheit der Stallthiere, Kühe und Schafe, in Erstaunen; Heinrich Roos, ein geborener Pfälzer, der in Frankfurt starb, widmete seine Sorgfalt ebenfalls den Thieren; Franz Snyders aus Antwerpen erlangte Ruhm durch Jagdstücke, die Kunst zog die Natur und das Menschenleben mit den verschiedenartigsten Erscheinungen in ihren Kreis. Es dauerte lange, bis man wahrnahm, daß die einseitige Pflege der Fertigkeit zur Verflachung führe.

5. Die englische Dichtung im 17. Jahrhundert.

Die englische Poesie, wenigstens die dramatische, war bis zum Ausbruch der Bürgerkriege von der Volksgunst getragen und von einer naturwüchsigen Kraft belebt, welche bei einigen Dichtern durch das Studium der Alten oder durch eigenes strenges Urtheil geläutert wurde; denn eine schulmäßige Aesthetik bestand noch nicht. Der romantische Geist ist noch wirksam, was sich am besten zeigt, wenn wir einen vergleichenden Blick auf den Schluß des Jahrhunderts werfen, wo Gewandtheit, Eleganz, Frivolität und Kunstverstand vorherrschen. Dies hat Niemand besser eingesehen, als Dryden, der geistvolle Meister des eben angegebenen Stiles, welcher die Dichter vor der Revolution — etwa Shakespeare, Ben Jonson, Massinger, Webster — als das „Riesengeschlecht vor der Sündfluth" bezeichnet und erklärt, es fehle der Gegenwart am Genie und bis zu dem Auftreten Congreve's sei der zweite Tempel dem ersten nicht gleichgekommen. Die beiden ersten Stuart's waren eifrige Gönner des Schauspiels und der Volkslustbarkeiten; Ben Jonson, obwohl er sich durch sein satirisches Wesen manchen Verdruß zuzog, blieb doch officieller Hofdichter (Poeta laureatus) und wurde nach seinem Tode (1637) in der Westminster-Abtei beigesetzt *). Die Freude an dramatischen

*) Bekannt ist die naiv-sonderbare Grabschrift „O rare Ben Jonson" (O Du seltener Ben Jonson!) Vgl. übrigens das treffliche Werk von Wolf Graf Baudissin: Ben Jonson und seine Schule (Leipzig 1836).

Vorstellungen, die der Hof im Gegensatze zu den puritanischen Kreisen bekundete, rief eine neue Gattung hervor, die man in England Masken nannte, Festspiele, bald rein allegorisch, bald im Gewande der Schäferdichtung. Was im „Sommernachtstraum", theilweise auch in den „lustigen Weibern" eng mit der dramatischen Handlung verflochten war, erscheint in den Masken als selbstständige Gattung. Im Jahr 1629 kam eine französische Truppe nach England, bei welcher zum ersten Mal die weiblichen Rollen von Frauen dargestellt wurden. Dies scheint ganz besonders den Zorn des strengen Prynne gereizt zu haben, der bald nachher seine in der politischen Geschichte von uns erwähnte „Schauspielergeisel" (Histriomastix) schrieb, die er mit dem Verluste seiner Ohren büßte. Im Jahr 1642 wurden durch eine Verfügung des Parlaments für die Zeit des öffentlichen Nothstandes und des drohendes Bürgerkrieges die Schauspielhäuser geschlossen; und nach dem vollständigen Sieg der Puritaner erfolgte im Januar 1648 ein Beschluß, Kraft dessen, unter Anführung der üblichen Argumente, alle theatralischen Vorstellungen endgültig untersagt wurden.

Abgesehen von der dramatischen Litteratur war in dieser Periode die Zahl der Dichter in England sehr groß; aber an den Stoffen, die sie wählten, erkennt man den ernsten und herben Geist, der bereits in den gelehrten Kreisen zu walten anfing. Von zwei Brüdern Fletcher (beide verschieden von dem Dramatiker) schrieb einer (um 1610) ein Lehrgedicht über den Triumph Christi, der Andere gar eines unter dem Titel „die Purpur-Insel", worunter er das Innere des menschlichen Körpers versteht; denn das Gedicht gibt Belehrungen über Anatomie und Physiologie. Lord Brooke, ein Gönner des Philosophen Giordano Bruno, nennt seine Lehrgedichte geradezu Abhandlungen (treatises), z. B. über menschliches Wissen oder über die Monarchie. John Denham verfaßte ein beschreibendes Gedicht unter dem Titel Cooper's Hill; so heißt nämlich eine Anhöhe bei Windsor, von welcher aus der Dichter den Blick auf das nahe Schloß, auf die Themse und auf London mit der Paulskirche am fernsten Horizont schweifen läßt, um daran seine Betrachtungen zu knüpfen. Auch die Geschichte der Bürgerkriege wurde in Versen behandelt und Michael Drayton erlangte nicht geringen Ruhm durch eine dichterische Beschreibung von England mit Zuthaten aus Geschichte und Sage. Neben diesen Männern hatte England noch eine Reihe Dichter, die man nach dem Vorgange Samuel Johnson's höchst unpassend metaphysische Poeten genannt hat; sie gehören vielmehr demselben Ungeschmack an, den man in Italien stilo culto, in Spanien Gongorismus, in England Euphuismus (von dem Roman Euphues des

John Lilly) nannte und dem der style précieux in Frankreich nahe kommt. Diese Dichter stärkten sich an dem Beispiel des Ritters Marini, dessen bethlehemitischer Kindermord natürlich auch in das Englische übersetzt wurde. Unter dieser Gruppe hat sich Abraham Cowley († 1667) noch am meisten natürliche Anmuth erhalten; er war ein Anhänger der Stuart's und lebte längere Zeit in der Umgebung der Königin Henriette in Paris. Seine Liebesgedichte sammelte er unter dem Titel „die Herrin" (the Mistress); seine leichten „anakreontischen" Lieder werden noch jetzt gern gelesen.

Heitere Dichtungen waren ein Zeichen des Widerstandes gegen den Puritanismus; selbst mit dem Drama, wenigstens mit „Masken", machte man immer wieder Versuche, besonders beim Herannahen der Restauration. Hier ist William Davenant zu nennen, geboren 1605 zu Oxford als Sohn eines überaus frommen Gastwirthes, nach einer Ueberlieferung ein Pathenkind oder gar ein natürlicher Sohn Shakespeare's. Auch er war seiner ganzen Richtung nach ein Anhänger des Hofes, wurde als poeta laureatus Ben Jonson's Nachfolger, flüchtete während der Bürgerkriege nach Frankreich, wo er im Dienste der Königin Henriette thätig war und zum Katholicismus übertrat. In England war er zwei Mal in Haft; nach seiner zweiten Befreiung eröffnete er deklamatorische Darstellungen mit Musikbegleitung, die sich zu prunkvollen Opern erweiterten. Bald nach der Restauration wurde auch ein Theater in Drurylane unter dem Schutze des Hofes eingerichtet, auf welchem zunächst Stücke aus der alten Zeit, von Ben Jonson, Fletcher, Heywood und Anderen, aufgeführt wurden, bis eine neue dramatische Poesie von sehr verändertem Charakter aufkam. Davenant starb 1668; er machte sich auch durch ein sogenanntes Epos, Gondibert, bekannt, das eine Rittergeschichte behandelt und am Hof der alten longobardischen Könige spielt, aber mit philosophischen Betrachtungen untermischt ist; obwohl unvollendet, umfaßt es doch 6000 Zeilen.

Davenant wie Cowley blieben zeitlebens ihrem Hasse gegen die Puritaner treu; hatte doch schon Shakespeare etwas von dieser Sinnesart kundgegeben, indem er seinen hochtrabenden Malvolio zu „einer Art von Puritaner" macht (he is sometimes a kind of Puritan). Anders verhielt es sich mit Edmund Waller (geboren 1605 zu Coleshill in Warwickshire), der mit Cromwell und John Hampden verwandt war und im Parlament auf ihrer Seite stand. Er verfaßte ein langes Lobgedicht auf Cromwell, das in regelmäßiger Anordnung alle Tugenden desselben als Feldherr, Staatsmann und Familienvater aufzählte. Diese Ode wird noch von Johnson als ein Muster gepriesen; derselbe meint, sie habe keinen Fehler als die Wahl des

Helden. Auch noch den Tod des Protectors besang er, aber bei weitem pomphafter (zwei Jahre später) die Rückkehr des Königs. Karl II. selbst hatte Geschmack genug, ihm zu bemerken, daß jenes Lobgedicht ungleich besser sei.

Während nach der Restauration unter dem schmachvollen Walten Karl's und des Kabal-Ministeriums eine Poesie des Leichtsinnes und der offenen Sittenlosigkeit begünstigt wurde, ersann in Einsamkeit, auf seine innere Größe angewiesen, John Milton das erhabenste Dichtungswerk, das England seit Shakespeare's Tode hervorgebracht hat. Ueber seine politische Wirksamkeit wie auch über seinen Antheil an der Ausbildung staatsrechtlicher Lehren haben wir bereits gesprochen. Sein Großvater, ein eifriger Katholik, hatte den Vater enterbt, als dieser auf die Seite der Puritaner trat. John Milton erhielt in Cambridge eine sehr gründliche Bildung und verfaßte schon 1629 seinen berühmten Hymnus auf die Geburt Christi (hymn on the nativity). Theils zu Cambridge, theils im Hause seines Vaters, wohin er von der Universität zurückkehrte, verfaßte er einige Dichtungen, die sich in der Form und Anlage nicht allzuweit von den damals beliebten Gattungen der Elegie, der Idylle und des allegorischen Maskenspiels entfernen, die aber in Bezug auf Tiefe der Auffassung wie auf Kraft und Kühnheit der Sprache eine ganz neue Bahn eröffnen. Zu diesen gehört das Maskenspiel Komus, das 1634 auf einem Schlosse zur Aufführung kam. Komus erscheint hier als der Sohn des Bacchus und der Circe; das Stück stellt dar, wie eine edle Jungfrau von den Nachstellungen desselben befreit wird. Tiefe Leidenschaften, wie im eigentlichen Drama, kommen in solchen Stücken, die immer etwas Symbolisches an sich haben, nicht zum Ausdruck; dafür entschädigt die lyrische Gedankenfülle und der musikalische Wohllaut. In dem „Lycidas", welcher der Erinnerung an einen im Meer ertrunkenen Freund gewidmet ist, läßt der Dichter unbedenklich den heiligen Petrus neben den altgriechischen Meeresgottheiten erscheinen und deutet damit selbst an, daß in solchen Spielen nur ein bestimmtes Maaß von thatsächlicher Wahrscheinlichkeit erzielt wird. Von weit größerer Bedeutung ist das lyrische Lebensbild „Frohsinn und Nachdenklichkeit" (l'Allegro e il Penseroso), das 100 Jahre nach seinem Entstehen das Motiv zu einer herrlichen Tonschöpfung Händel's gab. Der fröhlichen Stimmung entsprechen die herrlich geschilderte heitere Morgenlandschaft, die Lustbarkeit unter der Dorflinde, die festlichen Aufzüge in der Stadt, wobei auch die Bühne nicht vergessen wird; im Gegensatz dazu steht die Abendlandschaft, der Sternenhimmel, die Stille des Lampenlichtes wobei die Außenwelt uns nicht in Anspruch nimmt, der Geist ins Innere einkehrt und sich zu den einsamen

Denkern der Vorzeit, zu den hohen Dichtern des Alterthums erhebt. Es ist richtig bemerkt worden, daß man hier im Sinnbilde den Unterschied zwischen dem volksthümlich heitern alten England (the merry old England) und dem ernsten Staatsleben, das sich von nun an unter Kämpfen entwickelte, zu erkennen meint*); noch mehr den Gegensatz zwischen der Aufgabe, zu welcher der große Dichter in seiner Jugend bestimmt schien und zu derjenigen, die er so großartig in seinen Mannesjahren gelöst hat. Als nämlich Milton seine Reise nach Frankreich und Italien antrat (1639), schien er unter allen Nordländern durch Talent und Bildung am meisten befähigt, in der Weise der Dichter romanischer Zungen groß zu werden. Er war in den Alten so heimisch, wie irgend ein Zeitgenosse, ein glücklicher Lateindichter, dabei durchaus musikalisch und vom feinsten Kunstgefühl, ja von Begeisterung für das Schöne beseelt; Eigenschaften, die sich in Italien im Umgang mit der gebildeten Gesellschaft dieses Landes und und in der Anschauung der Kunstwerke noch ausbildeten. Der religiöse Freisinn, der Protestantismus, hatte ihn nicht so befangen gemacht wie die Puritaner seiner Heimath; er liebte die Bühne und pries den „süßen" Shakespeare in begeisterten Worten. Es ist sogar ein ziemlich gesuchtes „Concept", wenn er sagt, Shakespeare bedürfe zu seiner Verherrlichung keines Marmors, da wir selbst seinem hohen Geiste gegenüber versteint und zu Marmor werden. Um so mehr erregt Milton unser Staunen, wie er sich aus Italien, wo man den liebenswürdigen Mann bewunderte, entfernt, um sich daheim unter Cromwell dem strengen Dienste der Denkfreiheit und des republikanischen Gemeinwesens zu widmen; einem Dienste, der ihm Anfeindungen, schwere Arbeit und in Folge derselben völlige Erblindung (seit 1652) brachte. Seine Staatsschriften haben wir mehrfach angeführt, ebenso eines der Sonette, in denen er Cromwell verherrlicht (s. Bd. XII, S. 503). Nach der Restauration hielt sich Milton eine zeitlang verborgen; doch wurden zwar einige seiner Schriften, insbesondere der Iconoclastes, vom Henker verbrannt, er selbst aber von der verkündeten Amnestie nicht ausgeschlossen. Zurückgezogen und fast vergessen, vermählte er sich, da er der Pflege bedurfte, noch in vorgerückten Jahren. Es geschah zum dritten Mal; Milton war jedoch in der Ehe niemals glücklich und dieser Umstand mag allerdings dazu mitgewirkt haben, daß er die Ehescheidung in mehreren Schriften vertheidigte. Er lebte nach der Restauration noch 14 Jahre. In dieser Zeit verfaßte er sein berühmtestes Werk, „das verlorene Paradies", wie auch „das wiedergewonnene Paradies" (Paradise lost und Paradise

*) Dies wird hervorgehoben in der Schilderung Milton's von Carriere, „Renaissance und Reformation", Leipzig 1871.

regained) und das Trauerspiel Simson. Er starb im Jahre 1674; in der Westminsterhalle erhielt er zwar nicht sein Grab, aber im folgenden Jahrhundert ein Denkmal.

Welche Schwierigkeit es hat, ein Epos geistlichen Inhaltes zu dichten, ist von Aesthetikern der neueren Zeit namentlich in Bezug auf Milton vielfach und ausreichend erörtert worden. Milton's Gestalten jedoch, obwohl dämonischer Natur, verlieren für den Leser keineswegs die Anschaulichkeit. Hallam bemerkt übrigens mit Recht, daß der Dichter den griechischen Tragikern mehr verdankt als dem Homer. Sein Satanas erinnert in einigen Zügen an den Prometheus. Im Erfinden ist Milton um so größer, als er durch Rücksichten auf Bibel und Glaubenslehre eingeschränkt war. Seinen Teufeln und Engeln gibt er allerdings eine kolossale Ausdehnung; der Schild Satans gleicht dem Monde, wie er etwa einem Gelehrten in Florenz durch das Teleskop erscheint; aber sie behalten ihre Charakteristik und die Schilderung des frivolen Belial unter den grimmigen Teufeln ist meisterhaft durchgeführt. Er verfällt nicht, wie dies unserem Klopstock zuweilen geschieht, in das Gestaltlose und Unaussprechliche. Die ganze Reihe der Begebenheiten vom Fall der Engel bis zur Vertreibung der ersten Menschen ist höchst kunstvoll in einen kleinen Zeitraum zusammengefaßt, indem der Dichter, wie dies in der Odyssee und in der Aeneis geschieht, einem der Handelnden die Erzählung des Vorhergehenden in den Mund legt, was die Franzosen einen récit retrospectif nennen. Zu den Schilderungen des höllischen Treibens steht das überaus liebliche Bild des ersten Menschenpaares im erfreulichsten Gegensatz. Die Liebe, die Adam und Eva verbindet, und bei welcher das Sinnliche mit unnachahmlicher Zartheit und Würde geschildert wird, überdauert ihr Vergehen; versöhnt, ja voll Hoffnung treten sie in die rauhere Welt ein. Der weitere Lebensgang des Menschengeschlechtes bis zum Auftreten des Heilandes wird als Weissagung vom Erzengel Michael verkündigt, wobei die Hinweisung auf Rom und auf die Greuel des Papismus nicht ausbleibt; denn statt der guten Lehrer werden schlimme Wölfe kommen, die sich allein den Geist Gottes anmaaßen, während sie doch nur dem eigenen Vortheil und einer lügenhaften Tradition dienen.

Milton ist oft mit Dante verglichen oder als der protestantische Dante bezeichnet worden. Beide haben gemeinsam den hohen Ernst, der ihnen den Gegenstand ihres Gedichtes zum Mittelpunkt einer abgeschlossenen Weltanschauung machte; ferner den freien und hohen Sinn für das Staatsleben, durch welchen jeder von ihnen unter den Begründern einer neuen politischen Lehre seinen Rang einnimmt. Im stolzen Ausharren bei dem, was sie für wahr erkannt, stehen sie

einander gleich. Die verbreitete Annahme übrigens, daß Milton's Gedicht bei den Zeitgenossen keinen Erfolg gehabt habe, ist nicht richtig. Wenn wir bedenken, wie sehr der frivole Zeitgeschmack, die Denkungsart der hohen, vornehmen und einflußreichen Kreise ihm entgegenstand, so will es viel heißen, daß in zwei Jahren 1300 Exemplare verkauft wurden; zudem wuchs diese Zahl in den folgenden neun Jahren immerhin auf 3000. Dryden selbst, der Hauptführer in einer ganz anderen Richtung, nennt das Werk eines der edelsten und erhabensten, welche England hervorgebracht habe. Dagegen galt es lange für ausgemacht, daß das „wiedergewonnene Paradies" nur ein schwacher Nachhall des „verlorenen" sei, was wir keineswegs annehmen. Doch steht es in Bezug auf Handlung dem ersten Werke nach. Es wird in demselben erzählt, wie Christus das Anerbieten Satans, ihm die Herrlichkeiten der Welt eigen zu machen, zurückweist und durch dieses Beharren die Erlösung des Menschengeschlechtes möglich macht. Zu den weltlichen Herrlichkeiten gehört auch die griechische Kunst und Profanweisheit; Christus zeigt daher dem Satan, wie der Beste unter den Hellenen, Sokrates, sein Nichtwissen eingestanden habe und wie wenig Befriedigung die Weisheit der Sceptiker und Epikuräer, der Tugendstolz der Stoiker gewährt habe.

Eine höchst merkwürdige Dichtung, tief ergreifend für Jeden, der zur Rührung nicht gehäufter Eindrücke bedarf, ist Milton's Simson (Samson Agonistes), der ebenfalls die Grundlage einer Händel'schen Tondichtung bildet. Der von Jugend auf dem Herrn geweihte, dann aber geblendete Held, der nun seine Gegner belustigen soll, jedoch die Gelegenheit findet, sie in seinen Untergang mitzureißen, ist ein Bild des Dichters selbst. Einige nennen dieses Drama eine erweiterte Cantate; uns scheint es eher an die ältesten und in ihrem Hergang einfachsten griechischen Stücke zu erinnern, auf welche Milton selbst im Vorworte verweist. Die Katastrophe selbst wird nicht geschildert, sondern nach Art der Alten von einem Boten erzählt. Bezeichnend ist es, daß Simson, wie Adam, durch den Fehl eines Weibes und durch eigene Schwäche zu Fall kommt. Der Held beklagt seine Blindheit, da das Licht dem Leben nothwendig, ja das Leben selbst sei. Den Dichter stellt übrigens sein verlorenes Augenlicht den alten Rhapsoden nahe, welchen die Blindheit innere Sammlung und Vertiefung gewährte; das Gedächtniß und besonders die Erinnerung an längst Gelesenes war in ihm überaus wach. Den Homer jedoch ließ er sich von seinen Töchtern und von seinem Freunde, dem Quäker Elwood, vorlesen. Für Voltaire und Gottsched war Milton ein Gegenstand des Spottes, in der Neuzeit ist seine Dichtergröße namentlich im Zu-

sammenhang mit seinen Freiheitsbestrebungen gründlicher aufgefaßt und festgestellt worden.

Es ist ein weiter Abstand von dem hohen Dichternamen, den wir mit Aeschylus oder Dante in Verbindung setzen, zu einem ungeschulten Handwerksmann, den sein lebhaftes Sündenbewußtsein und seine mächtige Einbildungskraft zum Dichter machten. John Bunyan, geboren 1628 zu Elton in Bedfordshire, war erst Kesselflicker, dann Soldat im Parlamentsheer, dann Wanderprediger. Als solcher wurde er verhaftet und blieb 12 Jahre im Gefängniß; er starb in London 1688. John Bunyan schrieb die „Pilgerfahrt (the Pilgrims progress) aus dieser Welt in die künftige"; ein Buch, das unzählige Male gedruckt wurde, das in den Bauernhütten von Schottland gelesen wird, das noch heutzutage viele Knaben kaum minder fesselt als der Robinson, und das von Männern bewundert wird. Eine zerknirschte Seele wandert zum Heil und erreicht es trotz aller Versuchungen und Hindernisse, welche die Welt ihm gegenüber bereit hat. In einem Jahrhundert, wo man über Sünde und Vergebung in den Wirthshäusern disputirte, war die Schilderung einer solchen Reise der populärste Gegenstand, den es geben konnte. Die aufgeregte Phantasie stellt dem Dichter dieses geistlichen Romans alle Bilder mit einer Eindringlichkeit vor, die allerdings an die göttliche Komödie erinnert. Die allegorischen Schluchten und Gemäuer, die Christian zu durchwandern hat, stehen mit all ihren Apparaten deutlich vor uns; doch treibt ihn zum Heil eine unermeßliche Sehnsucht; er will, wie Jakob, den Herrn zwingen, daß er ihn segne. Ein Hauptreiz der Sprache liegt darin, daß Bunyan fortwährend biblische Aussprüche bezugreich und sinnbildlich zu verwenden weiß. Dabei sind seine Vorstellungen keineswegs immer trüb dämonisch; im Gegentheil; da der Weltsinn am meisten allen Heilswirkungen widerstrebt, so ist er mit seinen Lockungen in zahlreichen Figuren, ja in einer ganzen Stadt „Eitelkeitsmarkt" (Vanity Fair) geschildert. Bunyan gibt, wie die Lustspieldichter seiner Zeit, seinen Personen sprechende Namen, was wir veraltet und geschmacklos finden; in der Gesellschaft bewegt sich ein Herr Weltlich-Weismann und ein Fräulein Furchtsam; im Parlament sitzen die Lords Drehdichum und Zeitknecht, sowie die Unterhausmitglieder Zweigesicht und Sänftlich. Von Mißverstand zeugt es, daß man aus Christian's tiefem Schuldbewußtsein auf schlechten Lebenswandel des Dichters schließen wollte; gerade solchen rauhen Gemüthern genügt ein lüsterner Gedanke, um sich als Todsünder vor dem Herrn zu erkennen.

Der feinen Gesellschaft freilich, den heimgekehrten Cavalieren und

galanten Damen, die sich um den Hof Karl's II. drängten, erschienen solche Bußgedanken nicht blos plebejisch und geschmacklos, sondern revolutionär und gefährlich. Was sie in Religionssachen wünschten, war eine bequeme Orthodoxie, mit der man sich weltlich abfinden könnte. Man hatte unter den Puritanern zu viel gelitten und wollte sich dafür entschädigen, daß die Auserwählten und Heiligen mit ihrem näselnden Psalmensingen und ihrer steifen Tracht so lange gewaltet hatten. Man verlangte gesellige Freuden und Verschönerung des Lebens durch Geschmack und Eleganz; das Predigen sollte auf die Kirche beschränkt sein; es sollte Raum gegeben werden für Musik, Tanz und Maskenscherz, auch für kleine Neigungen und Abenteuer. Diese Gesinnung galt für hofmäßig und conservativ, das Pochen auf Grundsätze dagegen für scheinheilig, puritanisch und demagogisch. Ein Dichter, der die unterdrückte Partei auf eine, wenn auch nicht tiefe, doch faßliche und unterhaltende Weise lächerlich machte, konnte des Beifalls und Schutzes der guten Gesellschaft sicher sein. Diese Aufgabe übernahm Samuel Butler (1612—1680). Es scheint, daß er die Studien dazu bei einem vornehmen Puritaner gemacht hat, in dessen Haus er längere Zeit als Erzieher lebte. Sein „Hudibras", in welchem er die Heiligen und Republikaner auf eine ergötzliche Weise lächerlich macht, erschien 1663 und wurde ein Lieblingsbuch des Hofes, aus welchem der König selbst Citate im Munde führte. Das Werk, welches sich als ein komisches Epos ankündigt, ist eigentlich eine leicht geschürzte Satire; denn die Erzählung ist ganz lose gehalten, ja nicht einmal zu Ende geführt; sie dient nur zum Faden für Betrachtungen, Anekdoten und Ausfälle. Ritter Hudibras, der Puritaner, ist eine Art von Don Quixote und sein Knappe Ralph, der sich mehr den Independenten nähert, eine Art von Sancho Pansa; doch ist die Nachahmung unerfreulich, weil dem Hudibras die Ehrenhaftigkeit und der ideale Anflug des spanischen Ritters abgeht. Der Spott wird eben dadurch recht giftig, daß der Fromme, dem jede Volksbelustigung ein Greuel ist, zugleich auf das Geld einer reichen Geliebten speculirt und daß er für seine Zwecke nicht nur zu jedem falschen Schwur bereit ist, sondern dasselbe seinen Parteigenossen zumuthet; denn die gute Sache sei von jeher durch Meineid gefördert worden. Hudibras und Ralph hören, daß in einem benachbarten Ort ein Tanzbär producirt oder gehetzt werden soll; eine so profane Lustbarkeit muß nothwendig mit jesuitischen Complotten zusammenhängen. Sie greifen daher den Festzug an und an die Verdrießlichkeiten, die daraus entstehen, knüpft sich die weitere Handlung. Das Gedicht ist in gereimten vierfüßigen Jamben gedichtet, ohne beson-

derem Wortlaut, aber kräftig und lebendig*) Der Sinn im Allgemeinen ist uns noch heute klar; dagegen verlangen die zahlreichen Anspielungen auf Zeitverhältnisse und auf intime Züge des britischen Lebens für uns manches Studium. Gerade in diesen Anspielungen aber lag für die Engländer des 17. und noch des 18. Jahrhunderts ein Reiz, und wenige Schriften wurden so national und durch Anführung einzelner Stellen so bekannt, als Hudibras. Der Lohn, den Butler fand, war gleichwohl ungenügend, denn er starb zu London in Armuth.

Der begabteste und einflußreichste Dichter der Restaurationsperiode war John Dryden (1631—1700). Sein eigentliches Feld, auf welchem er einen seltenen Reichthum an sinnvollen Wendungen entwickelt, war die Betrachtung, sowohl die rein belehrende als die satirische; sie waltet vorwiegend auch in seinen erzählenden Dichtungen. Ihr entspricht auch diejenige Form, die er zwar keineswegs erfand, aber doch zur Meisterschaft ausbildete und die sodann auf Pope überging. Sie besteht in paarweise gereimten fünffüßigen Jamben, wie sie noch in unserem Jahrhundert von Campbell, Thomas Moore und Anderen in Lehrgedichten und kleinen Epopöen angewandt werden und für die englische Poesie charakteristisch geworden sind. Diese zweizeiligen Strophen heißen auch wohl Couplets und, wo der Reim dreimal wiederkehrt, Triplets; sie wirken sehr auf den Stil ein und machen ihn „pointirt", indem das Gedicht gleichsam in eine Reihe von Epigrammen zerfällt. Schon Denham und Cowley hatten dieses Versmaaß bevorzugt; Dryden machte es fast zu seinem Eigenthum und führte es als heroische Form auch in das erste Drama ein, für dessen bewegteren Gang es sich jedoch nicht passend erwies.

Dryden war 27 Jahre alt, als er zuerst bekannt wurde, und noch weit später gelangte er zu eigentlichem Dichterruhm. Er gab sich über die Grundsätze des Dichtens Rechenschaft; zu seiner Zeit begannen in England wie in Deutschland Kritik und Polemik ihren Einfluß zu üben. Der unbefangene Trieb des Schaffens, der nur den eigenen Kunstverstand zur Richtschnur nahm, war nicht mehr vorhanden. Der Hinblick auf den Glanz und das klassische Gepräge der französischen Litteratur, das Gefühl des eigenen Abstandes von den Zeiten Elisabeth's regte zum Nachdenken an; man bemühte sich um eine Aesthetik, ehe doch das Wort vorhanden war, das bekanntlich

*) Wir beschränken uns auf eine Probe von vier Zeilen:

Der Kesselflicker braucht kein Zinn,
Auf freie Predigt steht sein Sinn;
Das Fischweib gibt die Austern her
Und ruft dafür: kein Bischof mehr!

erst um 1740 in Deutschland (von Professor Baumgarten in Halle) erfunden wurde. Dryden sucht dem strengen Stil der Franzosen gegenüber Einiges von Naturalismus und der romantischen Freiheit der englischen Bühne zu wahren; er nimmt an dem Kampfe der Geschmackseinrichtungen lebhaften Antheil und gibt darüber in Prologen und Erläuterungen zu seinen eigenen wie zu fremden Stücken Rechenschaft. Er begeht freilich auch manchen Mißgriff und zeigt sich in sehr ungünstigem Sinn als Epigone, indem er die Rauhigkeit der alten Meister glätten will. So hält er zwar Shakespeare sehr hoch, bringt aber doch dessen „Troilus und Cressida" in angeblicher Verbesserung auf die Bühne, indem er Cressida als treue Liebende einführt und in Folge dessen dem Stück ein tragisches Ende verleiht. Ja, den Oedipus des Sophokles glaubt er durch Einschiebung einer Liebes-Intrigue dem modernen Bedürfniß oder Verständniß näher zu bringen.

In seinen selbstständigen Dichtungen, den satirischen wie den didaktischen, zeichnet sich Dryden nicht nur durch Glanz und Wohllaut der Sprache, sondern auch durch Feinheit und Schärfe der Gedanken aus. Die Reihe derselben eröffnet eine Ode auf den Tod Cromwell's (Heroic stanzas), worin er den Protector in hohem Tone verherrlicht. Dies hinderte ihn jedoch nicht, zwei Jahre später die Herstellung des Hauses Stuart in noch höherem Tone zu feiern; er nannte dieses Lobgedicht „Astraea redux" (die heimgekehrte Gerechtigkeit). Von nun an sonnte er sich in der Hofgunst. Die merkwürdigen Ereignisse des Jahres 1666, nämlich den Seekrieg gegen Holland und den Brand, welcher einen Theil von London in Asche legte, besingt er in seinem „Wunderjahr" (Annus mirabilis), in welchem er auch die Fortschritte der Naturkunde, im Hinblick auf die Leistungen der Royal Society, zu preisen nicht unterläßt. Noch unmittelbarer berührt er die Zeitgeschichte in der Erzählung „Absalon und Ahitophel." Der bevorzugte und hierdurch übermüthige Königssohn ist der Herzog von Monmouth, der ruchlose Rathgeber aber, der ihn zum Abfall verleitet, der Graf von Shaftesbury. Diese Personen, sowie der Herzog von Buckingham, sind leicht zu erkennen; die Darstellung ist von einer bewundernswerthen Leichtigkeit und Schärfe. Das Gedicht war der siegenden Hofpartei sehr willkommen; wahrscheinlich aber hat es dieselbe auch zu der harten Behandlung der Besiegten mittelbar ermuntert. Nachdem Dryden fast 20 Jahre die Stelle eines poeta laureatus bekleidet hatte, ging er zum Katholicismus über, als gerade die Reaction unter Jakob II. ihren Höhepunkt erreicht hatte. Er vertheidigte seinen neuen Glauben in der „Laienreligion" und noch weit eindringlicher in der Allegorie „Hinde und Panther." Durch dieses

geistvolle Gedicht geht ein Zug des Frohgefühles, sich einer Sache zu widmen, deren endgültigen Sieg der Dichter für gesichert hält; eines Gefühles freilich, das nur noch ein Jahr anhielt. Walter Scott, der Dryden's Werke herausgab und sein Leben beschrieb, erklärt seine Bekehrung für aufrichtig. Macaulay hebt dagegen hervor, daß die Lustspiele, die er nach derselben schrieb, von ebenso unsittlichem Gehalt seien, als die früheren; auch in seinen Uebersetzungen des virgilischen Gedichtes vom Landbau habe er sich frivoler Zusätze nicht enthalten und nicht nur die nackten Schilderungen Juvenal's, sondern sogar die ohnehin schlüpfrigen des Boccacio in seiner Bearbeitung noch herabgezogen. Ein Urtheil hierüber steht der Geschichtschreibung kaum zu; was aber „Hinde und Panther" betrifft, so ist die Einkleidung zwar ästhetisch verfehlt, aber für die beabsichtigte Wirkung überaus glücklich. Die weiße Hinde, die römische Kirche, ist stets von Gefahren umgeben, aber nicht zu sterben bestimmt. Der puritanische Wolf, der socinianische Fuchs, der independente Bär, der anabaptistische Eber stellen ihr nach; doch der königliche Löwe schützt sie am Trinkplatze. Der Panther, zwar fleckig, aber edleren Gemüthes, stellt die englische Kirche vor. Mit ihm kann die Hinde verkehren; und sie thut dies so eifrig, daß ein Religionsgespräch zu Stande kommt, wie es nur gründliche Theologen führen könnten. Die Ausnahmsgesetze gegen die Katholiken, die Auffassung des Abendmahls, das erlogene päpstliche Complot kommen zur Sprache. Jakob II. gewährte dem Werke seine königliche Gönnerschaft und ließ es auf Pressen, die im Palaste Holyrood bei Edinburgh aufgestellt waren, in einer Prachtausgabe drucken. Der Dichter selbst glaubte sehr unparteiisch gehandelt zu haben, daß er den bedeutendsten Gegner in edler Haltung erscheinen ließ. Aber die Antworten blieben nicht aus. Unter denselben war die empfindlichste die Allegorie „Stadtmaus und Landmaus", von zwei jungen Männern gemeinschaftlich verfaßt, nämlich von Charles Montague, dem nachherigen Lord Halifax, und von Prior, der später durch Oden, Lieder und Erzählungen einen nicht geringen Ruhm erlangte. Außerdem ließ man die Verse abdrucken, die Dryden früher gegen das Papstthum gerichtet hatte. Zugleich aber erfüllten den Dichter Jakob's unkluge Schritte mit Mißbehagen. Nach Wilhelm's Thronbesteigung wurde ihm die Hofpoetenstelle entzogen, doch zahlte ihm der Graf Dorset aus Hochachtung für sein Genie die mit derselben verbundene Besoldung fortwährend aus. Seine Thätigkeit für die Bühne setzte er fort und gab derselben seine Tragödie „Aurengzeb", die mit stürmischem Beifall aufgeführt wurde, während ihr Held, der berühmte und berüchtigte Großmogul, noch am Leben war und blutige Kriege führte. Als der greise Dichter an einer Lähmung

verstorben war, wurde seiner Leiche ein Ehrenplatz in der Westminster-Abtei angewiesen. Nach einem Vierteljahrhundert wurde sein Andenken glänzend erneuert, indem seine Cantate auf den Cäcilientag, unter dem Titel „Alexanderfest", von Händel's Musik begleitet, alle Hörer entzückte.

Die Entwickelung des englischen Theaters nach der Wiederherstellung des Königthums hat für die Sittengeschichte fast ein größeres Interesse, als für die Litteratur. Karl II. sah es gern, daß die allgemeine Theilnahme sich wieder der Bühne zuwandte und nahm sie als Mann von Geist in seinen Schutz. Er sandte den besten Schauspieler, den damals England besaß, Betterton, nach Paris, um die dortigen Einrichtungen kennen zu lernen und womöglich in London einzuführen. Die lange Unterbrechung erhöhte den Reiz des Theaters; dazu kam das nicht länger gehinderte Auftreten der Frauen. Für die Bühne zu arbeiten war die einträglichste litterarische Thätigkeit; der leichtsinnige Otway gelangte durch den Beifall, den sein Don Carlos fand, auf einige Zeit zu Wohlstand. Man führte Stücke von Fletcher, Ben Jonson, auch von Shakespeare auf und in Kurzem thaten sich neue Talente hervor. Aber was sie leisteten, trug durchaus nicht mehr den Charakter einer edleren Volksthümlichkeit. Die lose Moral, welche in den Hofkreisen herrschte, empfahl sich noch durch den Gegensatz, in welchem sie zu dem Puritanismus und seiner Sittenstrenge stand. Macaulay hat diese Verhältnisse meisterhaft geschildert; um so weniger haben wir auf das damalige englische Drama näher einzugehen. Es zeigt sich an demselben, wohin es mit Kunst und Wissenschaft kommt, wenn sie unter dem Einfluß einer charakterlosen haute volée stehen, die ihre Ideale aus dem Auslande nimmt und von der Bildung nur den Firniß hat. Diejenigen dramatischen Personen, welche noch an bürgerlicher Moral festhalten, werden durchweg als eckige und lächerliche Sonderlinge geschildert; aller Glanz fällt auf gefällige Damen, gewandte Ehebrecher und niedliche Kammerzofen. Die gesunde, derbe Natürlichkeit des älteren Dramas mochte den Ohren anstößig sein; die sittliche Zuchtlosigkeit des neueren, mit behaglicher Witzelei aufgestutzt, wirkte verderblich auf die Seelen. Der Form nach wurde ein „pointirter" Dialog erstrebt, der die verwöhnten Zuhörer angenehm beschäftigte; jede Zeile, mochte sie nun von einem Edelmann oder von seinem Diener gesprochen werden, sollte eine pikante Wendung enthalten, worunter jedoch häufig die Charakteristik Schaden litt und ein natürlicher Redefluß nicht aufkommen konnte. Abgeschmackt ist die nachher auch im deutschen Lustspiel aufgekommene Gewohnheit, fast alle Personen durch Substantive und Adjective zu bezeichnen, die ihren Charakter andeuten, wie: Männlich, Frauenqual,

Vorsicht, Läppisch und dgl. (Noch bei Lessing heißt der Mysogyn Wumshäter, d. i. Womans hater). Dryden betheiligte sich an der erneuten Bühne mit einigen Tragödien und Tragikomödien, d. h. ernsten Stücken mit erfreulichem Ausgang (was bei uns häufig als Schauspiel bezeichnet wird). Eines derselben „Alles aus Liebe, oder die Welt schön verloren" behandelt die Geschichte des Antonius und der Kleopatra; es schildert das pflichtvergessene Paar beschönigend in einer Weise, die, abgesehen von den Vorzügen der Darstellung, an Kotzebue erinnert. Aber auch eine Reihe von Lustspielen, zum Theil in Prosa, wurde von ihm auf die Bühne gebracht. Von den anderen Komödiendichtern sind Wycherley und Georg Etherege die verwerflichsten. Wycherley gewann durch sein erstes Stück „Liebe im Walde" die Gunst der von uns in der politischen Geschichte erwähnten Barbara Palmer, die Karl II. zur Herzogin von Cleveland erhoben hatte. Die ausgelassene Frau machte ihm dies auf ihre Weise bemerklich, indem sie ihn bei einer Ausfahrt aus dem Gedränge an ihren Wagenschlag rufen ließ und mit Schmähworten überhäufte, worauf der Dichter, der ein elegantes Aeußere und weltmännische Manieren besaß, ihr seinen Besuch machte. Wycherley überlebte seinen Ruhm. Dies war jedoch nicht der Fall bei Congreve, dem Bedeutendsten dieser Gruppe, der eine gründliche Bildung besaß und von Dryden als der aufgehende Stern der englischen Poesie begrüßt wurde. Sein Drama „die trauernde Braut" hat große Schönheiten und auch in der Komödie läßt er sich in moralischer Hinsicht wenigstens nicht so tief sinken sinken wie seine Vorgänger. Außer den Genannten hat Thomas Otway bedeutenden Ruf erlangt, jedoch mehr im ernsten Drama als im Lustspiel. Die Art, wie dieser Dichter sein Talent bald übermäßig anspornte, bald vergeudete, so wie sein früher Tod (er starb in äußerster Dürftigkeit 1685, erst 34 Jahre alt) erinnern einigermaaßen an die Vorgänger Shakespeare's. Neben seinem „Don Carlos" ist „das gerettete Venedig" am meisten bekannt geworden*). Auch eine Dame, Afra Behn, die längere Zeit in Surinam gelebt hatte, schrieb für die Bühne; sie steht in moralischer Hinsicht nicht über ihren männlichen Collegen. Bedeutender ist sie als Erzählerin; insbesondere hat sie durch ihre Novelle „Orinoko", wie in unserer Zeit Frau Beecher-Stowe, die Aufmerksamkeit auf das unglückliche Loos der Neger gerichtet.

---

*) In Otway's Carlos kommt ein Posa als Vertrauter des Prinzen und eine Prinzessin Eboli als verschmähte Liebende vor; die Letztere führt in Verbindung mit ihrem Gemahl eine Intrigue herbei, durch welche Carlos, Posa und die Königin zu Grunde gehen.

Die ganz frivole, ja ruchlose Lebensanschauung, die sich in vielen Komödien dieser Zeit aussprach, blieb nicht unbekämpft. Die Gemeinheit und Zuchtlosigkeit des Ausdruckes, die in denselben überhand nahm und die von den französischen Mustern sehr unvortheilhaft abwich, war nicht blos für Puritaner anstößig. Ein Geistlicher, Jeremias Collier, veröffentlichte im Jahr 1689 eine Schrift „Kurze Darstellung der Weltlichkeit und Unsittlichkeit der englischen Bühne“, worin vorzugsweise Dryden, Wycherley, Congreve und Vanbrugh angefochten wurden. Wäre dieser Angriff von einem Puritaner ausgegangen, so hätte er wenig Erfolg gehabt; aber Collier gehörte, wie wir uns ausdrücken würden, zur äußersten Rechten der englischen Hochkirche und war selbst nicht frei von katholischen Anwandlungen. Er hatte sich als entschiedener Gegner König Wilhelm's gezeigt und für seine Ueberzeugungen mannhaft gelitten. In theologisch-politischen Streitigkeiten hatte er sich zu einem Meister der damaligen Polemik ausgebildet, wobei er allerdings auch seine Standesvorurtheile nicht verleugnet; denn er findet es unehrerbietig, daß auf der Bühne von irgend einem Priester oder Propheten, sei es nun ein indischer Bramine oder der thebische Teiresias, in spöttischem Sinne gesprochen wird. Immerhin hatte er die Besseren der Nation entschieden auf seiner Seite. Dryden schwieg und Congreve's Erwiderung war schwach. Indessen hätte Collier allein keinen Umschwung hervorgebracht, wenn derselbe nicht in der Stimmung und in der veränderten Richtung der ernsten Zeit vorbereitet gewesen wäre. Ein Staat, der im Namen des Protestantismus und der bürgerlichen Freiheit den Riesenkampf gegen Ludwig XIV. aufzunehmen sich anschickte, bedurfte besserer Anregungen als die verderbte Komödie bieten konnte. In matten Zeiten übrigens wird sich der große Haufe wie die flachere vornehme Welt stets in einer Mischung von Frivolität und Empfindsamkeit wohlgefallen; auch in Deutschland bedurften sie, während Goethe und Schiller auf ihrer Höhe standen, eines Kotzebue, der ihnen seine Klingsberge und seine ebenso nichtsnutzigen weinerlichen Damen vorführte. Mit dem Eintritt des 18. Jahrhunderts kam in England eine neue Denkweise und mit ihr eine neue Litteratur empor, die auf nüchternem Ernst und klarer Weltbeobachtung beruhte; ihr erster Vertreter, Addison († 1719), wird nicht blos wegen seines geläuterten Geschmackes, sondern wegen seiner sittenreinen Haltung gepriesen, die freilich bei manchen Zeitgenossen in einen leeren Anstandsformalismus überging.

Wir kommen zum Schluß auf die Bemerkung zurück, daß in dieser Zeit die litterarische Polemik von Frankreich aus nach England gebracht wurde und von hier auch in Deutschland einen Einfluß ge-

wann. Die Heftigkeit und das Persönliche in litterarischen Kämpfen mag abstoßend sein; doch ist sie in Uebergangszeiten, wo nach neuen Principien gesucht wird, schwer zu vermeiden. In Dryden's Satiren, auch in den rein litterarischen, waltet ein herausfordernder, feindseliger Ton. Seine Gegner machten es nicht besser; so verhöhnte ihn der Herzog von Buckingham, der uns als Mitglied des Cabal-Ministeriums bekannt ist, auf die empfindlichste Weise in einer Posse „die Theaterprobe" (the rehearsal), die von 1672 an oft aufgeführt wurde. Um Sittlichkeit handelte es sich hier nicht; Buckingham war ein eleganter Bösewicht, der unter Anderen die Gräfin Shrewsbury verführt und den beleidigten Gemahl im Duell getödtet hatte; der berühmte Dichter wurde vielmehr wegen seiner Vielthätigkeit und seiner Benutzung fremder Autoren auf das Witzigste verhöhnt. Die wichtigste litterarische Streitfrage, die man zu behandeln pflegte, betraf den Werth der neueren Litteratur im Gegensatze zur antiken. Sie war in ihrer allgemeinen Fassung wenig geeignet, neue, tiefe Einsichten zu Tage zu fördern; doch brachte sie die Meinungen in Fluß und regte bedeutende Männer zur Betheiligung an. Der Staatsmann Sir William Temple, der bis zu seinem Tode (1689) das Vertrauen König Wilhelm's genoß, beschäftigte sich in ländlicher Zurückgezogenheit mit Gärtnerei und Litteratur; von einem engeren Kreise hochgeehrt, trat er mit einer Schrift hervor, welche für die Alten Partei nimmt. Er urtheilte als ein gebildeter Dilettant, dem jedoch strenges klassisches Wissen abging, nach unbestimmten Liebhabereien; die Welt scheint ihm in stetem Rückgang begriffen und selbst in der Naturforschung sind ihm Thales und Pythagoras unübertroffene Weise. Machwerke späterer Jahrhunderte galten ihm als Kleinodien der Urzeit und so kam es, daß er ein rhetorisches Produkt, die angeblichen Briefe des Tyrannen Phalaris von Agrigent, als die beste Briefsammlung, als Muster praktischer Lebensweisheit anpries. Sein persönliches Ansehen sowie seine anziehende Schreibart gewannen ihm Beifall und Zustimmung*). Das Collegium Christchurch in Oxford veranstaltete nun, vielleicht durch erneute Nachfrage nach dem Buch veranlaßt, eine sorgfältige Ausgabe der Briefe des Phalaris. Dagegen aber erhob sich der gewaltige Philologe Richard Bentley (1662—1742), der schon früher die Echtheit der Briefe geleugnet hatte, dessen Einwürfe

*) Aus Temple's Schriften stammt eine der ältesten Erwähnungen Shakespeare's in Deutschland; der Licentiat Barthold Feind führt in seinen „Gedanken von der Opera" (1709) Folgendes an: „Monsieur le chevalier Temple erzählt, daß etliche, wenn sie des renommirten englischen Tragici Shakespeare Trauerspiele vorlesen hören, oft lauten Halses an zu schreien gefangen und häufige Thränen vergossen."

jedoch die Oxforder Gelehrten obenhin abthun zu können meinten. Sie täuschten sich. Bentley hatte als Polemiker eine volle Ader von unserem Lessing; er erinnert an denselben namentlich in der Meisterschaft, womit er an einen geringen Anlaß bedeutende Fragen knüpft. Von 1697 an erließ er mehrere Schriften, in denen er seine Ueberlegenheit siegreich bekundete. Der Kampf erregte nicht blos in England Aufsehen; der Geist der Kritik wurde eben auf allen Gebieten mächtig und auch die Poesie konnte seiner nicht entbehren, am wenigsten in Deutschland, wo die litterarischen Meinungskämpfe bald in den Vordergrund traten.

6. Französische Litteratur bis zur selbstständigen Regierung Ludwig's XIV.

Als die Glanzperiode der französischen Litteratur wird gewöhnlich die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts angenommen. Die Kämpfe der Fronde waren beendigt, die Streitigkeiten innerhalb der katholischen Kirche scheinbar ausgeglichen, Ludwig und sein Hof bildeten für geistige Bestrebungen und für schöne Künste einen festen Mittelpunkt. Selten haben bei einem hochbegabten Volk die Talente so entschieden einheitlich gewirkt. Unter diesem Eindruck hat man zuweilen vergessen, daß die bedeutendsten Geister doch vorher gelebt und gearbeitet hatten, in einer Zeit des Kampfes, wo noch die Religionskriege nachwirkten, wo Hauptstadt und Adelsparteieen sich im Namen des königlichen Kindes befehdeten. Im Fortschritte des Ausdruckes hat Keiner der Späteren soviel geleistet wie Descartes, Pascal und Corneille; der Letztere aber gehört nur mit seiner abnehmenden Thätigkeit den Kreisen Ludwig's XIV. an.

Descartes schrieb seine „Abhandlung über die Methode“ (discours de la méthode) in französischer Sprache; dieselbe erschien 1637, also fast gleichzeitig mit dem Cid. Hier erreichte der Prosa-Stil eine bisher unbekannte Vollkommenheit. Montaigne's Darstellung fesselte durch den Reiz einer vielseitig ausgebildeten und doch naiven Individualität; seine Sprache hätte sich kein Anderer aneignen dürfen. Die berühmten Briefsteller dagegen, wie Balzac, hatten den Faltenwurf des Stils bis ins Einzelne studirt. Bei Descartes war dies anders; er sprach es mit vollem Bewußtsein aus, daß Derjenige am besten überzeugt, der das beste Urtheil hat und seiner Gedanken am vollkommensten mächtig ist, mag er auch nie Rhetorik studirt haben und mag er die schlechte niederbretagnische Mundart reden. In der That wurde die Sprache, deren sich Descartes bediente, von allen tüchtigen Köpfen, die der spanischen Schnörkel und der läppischen

Zierrathen überdrüssig waren, als mustergiltig anerkannt; reine Deduction und klarer Ausdruck galten nunmehr als erste Vorzüge.

Noch bedeutender für die Sprache wirkte Blaise Pascal, dessen Streitschriften und noch mehr seine vereinzelten Aufzeichnungen (Pensées) neben der Kraft und Tiefe des Gehaltes auch überall die Spuren eines lebhaft bewegten Innern aufweisen. Die Entwickelungsgeschichte dieses ganz außergewöhnlich begabten Menschen, wie seine Schwester Gilberta Perier sie beschrieben hat, erregt unser Erstaunen. Pascal, geboren 1623 zu Clermont in der Auvergne, besuchte keine Schule, sondern erhielt allen Unterricht von seinem Vater, welcher Präsident des Steuerhofes in Clermont war, aber sich im neunten Lebensjahre seines einzigen Sohnes mit seiner Familie nach Paris begab. Er wollte die Bildung des frühreifen Knaben vorzugsweise auf Sprachstudien begründen und hielt ihn von Mathematik und Naturwissenschaften absichtlich fern. Doch genügte das Klopfen an einen Teller, um den Sohn schon in seinem 12. Jahr zu Aufzeichnungen über den Schall und seine Bewegungen zu veranlassen. Die Beschäftigung mit Geometrie war ihm verboten; doch zog ihn das Wenige, was er davon hörte, unwiderstehlich an und er erdachte sich selbst eine Reihe planimetrischer Sätze, wobei er die Linie einen Strich, den Kreis ein Rund nannte. Im 16. Jahre schrieb er eine Abhandlung über die Kegelschnitte, im 18. erfand er seine Rechenmaschine. Eigenthümlich war bei ihm, neben der glücklichsten Begabung für das Abstracte, ein praktisch-anschlägiger Zug. Seiner Bemühungen um die Lehre vom Luftdruck, um die Cycloide haben wir oben gedacht; in seinen Untersuchungen über Zahlenreihen und über die Grundlagen der Wahrscheinlichkeits-Rechnung bethätigte er den äußersten Scharfsinn. Aber zugleich kam er auf den Gedanken der Omnibuswagen, ja er begründete die ersten Fahrlinien in Paris; und nachdem er sich bereits von allen Profanstudien zurückgezogen hatte, erfand er noch zwei neue Arten von Stoß- oder Schubkarren, nämlich diejenigen, welche man im Französischen haquet und brouette oder vinaigrette nennt. Nach dem Bericht seiner Schwester war seine Angabe zu Höhenmessungen vermittelst des Barometers die letzte Leistung, womit er sich an weltlicher Wissenschaft betheiligte *). Sein Uebergang zu einer neuen Lebensweise wird verschiedenartig erzählt. Jedenfalls begann derselbe zu Rouen, wo Pascal's Vater sieben Jahre lang als Steuer-Intendant lebte; er hatte diese Stelle 1641 erhalten, nachdem er längere Zeit bei Richelieu in Ungnade

*) Nicht sein Bruder, wie oben angegeben ist, sondern sein Schwager Perier war es, der nach Pascal's Anleitung den Puy de Dome mit dem Barometer erstieg.

gewesen war*). Beim Fahren über die Seinebrücke zu Neuilly gerieth er durch das Scheuen einiger Pferde in Lebensgefahr; die Pferde stürzten in den Fluß, aber die Stränge rissen und der sechsspännige Wagen blieb am Rande stehen; ein Zufall, der mächtig auf ihn wirkte. Er lebte nun mönchisch zurückgezogen, nur beschäftigt mit dem Lesen der Bibel und mit dem Nachdenken über „das Eine, was Noth." Mit vollem Recht weisen seine Verehrer die Annahme zurück, daß Pascal's religiöse Richtung, an der auch seine Schwestern Theil nahmen, mit Geistesverwirrung zusammenhänge; doch steht fest, daß er von jener Zeit nicht frei von Hallucinationen war, in welchen er einen Abgrund neben sich zu sehen glaubte. Im Jahr 1656 beginnt die Herausgabe der sogenannten Provinciales; bald nachher begann seine Krankheit den Charakter eines fast beständigen Todeskampfes anzunehmen. In seinen letzten Lebensjahren stand er in dem vertrautesten geistlichen Umgang mit den frommen Insassen des Klosters Port-Royal. Um diese Zeit wurde seine Nichte, Fräulein Perier, deren Pathe er war, von einer sehr lästigen Thränenfistel durch Berührung eines heiligen Dornenstrauches geheilt, von welchem Wunder Pascal gläubig ergriffen war; er nahm sogar ein Auge, von einer Dornenkrone umgeben, als Siegel an. Er, der Verfasser der kühnsten und witzigsten Streitschrift gegen die Jesuiten, war nunmehr mit einem Werke beschäftigt, welches die religiösen Wahrheiten und die Offenbarungslehre siegreich gegen Zweifel und Unglauben feststellen sollte. Seine Aufzeichnungen zu diesem Werke, wahrscheinlich vermischt mit anderen Aphorismen und kleinen Bruchstücken, bilden das für die französische Prosa hochwichtige Buch „Pensées", das in seiner nach des Verfassers Tod erfolgten Zusammenstellung der gelehrten Kritik viel zu thun gibt. Pascal starb 1662 in Paris, erst 39 Jahre alt.

Es wird unter den französischen Litteraturkennern darüber gestritten, ob die „Lettres à un provincial" oder die „Pensées" für die Geschichte der Sprache und des Stils bedeutender seien. Jedenfalls haben die ersteren, die ja auch weit früher erschienen, zur Zeit um vieles eindringlicher gewirkt und einen größeren Leserkreis gehabt. Als Pascal sich in die Beschaulichkeit von Port-Royal zurückzog (1654), war diese Anstalt seiner mächtigen Beihülfe sehr bedürftig. Die drei ersten jener Briefe handeln von der Gnade; sie sind ebenso sehr gegen die Dominicaner als gegen die Jesuiten gerichtet und ziehen uns heutzutage wenig an, indem der Begriff der Gnade von

*) Die Versöhnung war durch die junge Jacqueline Pascal zu Stande gekommen, die vor dem Kardinal in einem Stück „die tyrannische Liebe" von Scudery auftrat und ihn durch ihr geistvolles Spiel gewann.

den Jansenisten nicht eben weitherzig gefaßt wurde. Vom vierten Briefe an wendet er sich gegen die Jesuitenmoral, und hier entwickelt er eine wunderbare Schärfe, beißenden Witz und unglaubliche Lebendigkeit. Er zeigt, wie jene gefällige Moral jedem Laster eine Zuflucht biete und die Stimme des Gewissens unter ihrer Sophistik erstické. Die Darstellung wird hier durch den Kunstgriff belebt, daß der Briefsteller (Louis de Montalto, d. i. Pascal) seinem Freunde die Gespräche berichtet, die er mit einem Pater geführt hat. Dieser Pater führt in gutem Glauben die Meinungen und Entscheidungen an, die er in den Büchern der Jesuiten aufgelesen hat. Dies ist um so bedenklicher, als jene Bücher mit Erlaubniß der Oberen gedruckt werden, also für oder gegen den Orden zeugen. Zu jenen Meinungen gehört auch die Lehre vom Probabilismus, daß nämlich eine unsittliche Handlung gerechtfertigt erscheine, wenn der Urheber oder ein angesehener Theolog (ein père révérend) für die Begehung derselben einen löblichen Grund anzuführen wisse. Der Pater führt sehr ergötzliche Fälle an; so z. B. ist der Mönch, der sein Ordenskleid ablegt, um ein anderes anzuziehen, entschuldigt, sobald er im Begriff ist, eine unanständige Handlung zu begehen, und doch dem Orden und dem Gewand keine Schmach anthun möchte. Kuppler und selbst untreue Frauen haben Anspruch auf alle Rücksicht, wenn sie ihre Absicht nicht darauf richten, daß die gute Sitte verletzt oder der Gemahl gekränkt, sondern daß einem Nebenmenschen Freude gemacht werde. Nun erhoben die Jesuiten, welche einem Pascal keinen ebenbürtigen Gegner zu stellen hatten, die Anklage, er habe die von Escobar, Busenbaum und anderen Casuisten aufgestellten Lehren falsch dargestellt oder nicht selbst gelesen, er erklärt daher ausdrücklich, er habe den Escobar zweimal durchgelesen und überhaupt nie eine Stelle citirt, ohne sie im Buch verglichen und ihren Zusammenhang geprüft zu haben. Auch blieb natürlich der Vorwurf nicht aus, daß er die Religion lächerlich mache; wogegen er erklärt, daß er es für gottlos halten würde, Denjenigen, welche die Religion falschmünzen, seine Verachtung nicht zu bezeigen. In den letzten Briefen jedoch kehrt er zum Ernste zurück und entwickelt eine unübertroffene Beredsamkeit des Zornes.

Die „Pensées“ sind schon der Darstellung nach ein merkwürdiges Werk und machen einen mächtigeren Eindruck, als wenn sie zu einer regelmäßigen Apologie des Offenbarungsglaubens zusammengearbeitet wären. Im Ausdruck sind sie großartig, in der Stimmung tief ergreifend. Man wird uns nicht verübeln, wenn uns Pascal mitunter schwärmerisch und extravagant erscheint, besonders wo er gerade aus der Schwerverständlichkeit der Offenbarungslehren auf

ihre Wahrheit schließen will. Auf Naturbeobachtung im Einzelnen geht er selten ein; den Beweis vom Dasein Gottes aus der Zweckmäßigkeit der Außenwelt, den physiko-theologischen Beweis, scheint er fast zu verschmähen. Weit eher sucht er aus dem Falle des Menschen und dem daraus hervorgehenden Elend auf den übernatürlichen Beistand Gottes zu schließen. Denn obwohl der Mensch wegen seiner Denkfähigkeit ihm höher steht als das Weltall, als die gesammte unbeseelte Creatur: so traut er ihm doch wenig Macht zur Erkenntniß des wahren Verhaltes der Dinge zu. Gerade hierin liegt einer seiner eigenthümlichsten Züge. Dieser großartig und schmerzlich für den Glauben ringende Geist ist vom Zweifel ausgegangen. Er citirt wenige Schriftsteller, fast nur die Bibel und einige Kirchenväter, außerdem aber Montaigne. Er nennt ihn einige Mal mit Achtung, öfter mit Geringschätzung oder Tadel; aber er kann von ihm nicht loskommen. Sein Zweifel stellt ihn zwischen Montaigne und Descartes, wenn er bemerkt, wie schwer es dem Menschen sei, eine richtige Einsicht zu gewinnen: „Ist man zu jung, so urtheilt man nicht gut; ebenso, wenn man zu alt ist; denkt man zu wenig nach, so faßt man oberflächlich auf; zu viel, so vergrübelt man sich und findet die Wahrheit nicht. Betrachtet man seine Arbeit gleich nach der Vollendung, so ist man noch davon eingenommen; zu lange nachher, so hat man kein Verständniß mehr dafür. Zur Betrachtung der Gemälde gibt es einen bestimmten Punkt; die anderen sind zu fern oder zu nahe. Für die Malerei ist der richtige Punkt durch die Perspective bestimmt; aber wer bestimmt ihn für das Sittliche, für das Wahre?“

Der Einfluß des Klosters Port-Royal nahm durch die Unterstützung Pascal's zu; aber auch sonst erhielten die ausgezeichnetsten Geister in Frankreich von dort aus ihre Richtung. Die von uns schon angeführten Lehrbücher, welche von Port-Royal ausgingen, vor allen die Logik des berühmten Anton Arnauld, bürgerten sich überall in Frankreich ein. Die Herzensfrömmigkeit, zu welcher die Nonnen sich bekannten, gewann ihnen die Theilnahme vornehmer Frauen, wenn sie des zerstreuenden Weltlebens müde wurden; die Herzogin von Longueville und die Prinzessin Conti nahmen sie in ihren Schutz; ja die Jesuiten waren der Gesinnung des jungen Königs nicht völlig sicher. Auch hieß es, Turenne sei zuerst durch das Lesen der Schriften von Port-Royal auf den Gedanken gebracht worden, zur römischen Kirche überzugehen. Frau von Sévigné und Boileau waren Freunde dieser Verbindung und Racine, der sich ihren dankbaren Schüler nannte, schrieb die Geschichte derselben. Sie hielten sich in der That bis zu den letzten Greisenjahren Ludwig's, der in

seiner unglücklichsten Zeit (im Jahre der Schlacht von Malplaquet, 1709) das Kloster aufheben und zerstören ließ.

Zur Zeit Richelieu's wurde das Theater auf den Standpunkt gehoben, daß die französische Gesellschaft sich damit beschäftigte und daß die Frage nach dem Werth oder Unwerth eines neuen Stückes die angesehensten Kreise von Paris aufregte. Die Versuche der Plejade, ein Drama im Sinne der Alten zu schaffen, hatten in der Zeit der Bürgerkriege keinen Fortgang gehabt. Die Stücke, welche man im Saale der Passionsbrüder vor Bürgern und Handwerkern aufführte, waren ganz kunstlos und meist niedrig komisch. Im Jahr 1600 wurde in dem Stadttheil Marais eine neue Bühne eingerichtet, die einen ungemein fruchtbaren Dramatiker, Alexander Hardy, unausgesetzt beschäftigte. Die Stücke der Gelehrten waren langweilig; Hardy allein arbeitete für das Bedürfniß. Leider hatte er nur die Leichtigkeit, aber weder die schöne Form, noch die Poesie, Feinheit und Lebendigkeit eines Lope. Von 5- bis 600 Stücken, die er auf die Bühne brachte, ließ er in seinem Alter 41 drucken, die meist eine nicht unglückliche Wahl des Stoffes, klaren Ausdruck und Kenntniß des theatralisch Wirksamen zeigen. Bald waren auch die gelehrteren Poeten genöthigt, ihre Stücke auf das Maraistheater zu bringen. Sie brachten den „kostbaren" Stil, der von Spanien aus nach Frankreich gekommen war, nun auch auf die Bühne. So der früher als Atheist verfolgte Theophil Viaud, der sein Trauerspiel „Pyramus und Thisbe" aufführen ließ. Derselbe scheint in der Verwendung geschraubter Bilder das Aeußerste geleistet zu haben; Boileau citirt die Anrede der Thisbe an den Dolch ihres Geliebten:

Der Dolch hier war bereit, den eignen Herrn zu morden;
Ach, der Verräther ist darob ganz roth geworden! *)

Es ist leicht zu begreifen, daß Georg von Scudery, früher Officier, der für die heroischen Romane seiner Schwester Madeleine (s. Bd. XII, S. 262) zuweilen die Schlachtschilderungen ausarbeitete, an dieser Liebestragödie großes Gefallen fand; er versichert, daß Jedermann sie auswendig wisse. Ueberhaupt hatte Malherbe, der den Franzosen eine männliche, strenge und reine Dichtersprache schaffen wollte, im Gebiete des Romans wie des Dramas wenig nachgewirkt. Der gezierte Stil, der in alle Litteraturen Europas überging, zuletzt in der Zeit Hoffmannswaldau's auch in die deutsche, verdarb vor Allem die

*) Ah, voicy le poignard, qui du sang de son maistre
S'est souillé lâschement! Il en rougit, le traistre!

Man könnte damit den Ausspruch des Pyramus vergleichen:

Ihr rauhen Pfleger, ihr unmenschlich harten Alten:
Seht diese Wand, sie hat vor Mitleid sich gespalten!

Liebesdichtung, wie überhaupt jeden Ausdruck des Gefühls und der echten Leidenschaft. Das Natürliche wurde durchweg vom Conventionellen verdrängt. Da dieser Uebelstand in jedes Land eindrang, so wollen wir ihn an einem Beispiele klar machen. Wenn man die Hand der Geliebten wegen ihrer Weiße pries und ihr Herz wegen seiner Härte anklagte, so war dies ganz in der Ordnung. Bald aber kam es darauf an, den Ausdruck für beide Eigenschaften immer sinnreicher, spitzfindiger und geschraubter zu machen. Eine schneeweiße Hand wäre sehr unschön; doch genügte selbst diese Wendung nicht mehr, und bei Calderon ist die Hand ein Schneepokal, aus welchem der Tag seine Helligkeit schlürft. Ein Herz von Marmor reicht nicht aus; ein Diamant wird gespalten, wenn er das Herz der Dame berührt. Nun sind im Spanischen die gewöhnlichen Redensarten, z. B. die Begrüßungsformeln schon bilderreich; im Französischen aber erinnert jene Ziererei vollends an den späteren Stil des Rococo, in welchem um Gotteswillen die gerade Linie vermieden werden mußte. In der Klölia der Fräulein Scudery wechselt Lucretia mit Brutus kokette Briefchen; in demselben Buch wird eine vollständige Karte des allegorischen Landes der Zärtlichkeit (des pays de Tendre) beschrieben. Die heroischen Romane des Gascogners Calprenède, der noch vor der Scudery auftrat, blieben bei den Précieuses ebenso in Gunst, wie früher die Schäfergeschichten. Molières vernichtende Schilderung dieser Kreise (1659) fällt noch vor Mazarin's Tod, also noch kaum in die Zeit, da Ludwig selbstständig auf die Litteratur einwirkte. Die Dramatiker aus Corneille's Anfangsjahren entlehnten ihre Stoffe häufig aus dem Italienischen und Spanischen; man muß gestehen, daß sie nicht so überzart und läppisch, wenn auch fast ebenso schwülstig waren, als die Romandichter. Mairet dichtete eine Sophonisbe nach Trissino; wir haben schon bemerkt, daß solche Stoffe, die eine romantische Leidenschaft in antiker Umgebung zeigen, ganz besonders beliebt waren. Tristan schuf nach dem Vorbilde des „Vierfürsten von Jerusalem“ von Calderon seine „Marianne“, die dem Cardinal Richelieu Thränen entlockte. Auch Rotrou, ein kräftiger Geist, hielt sich meist an Lope, in seinem „Wenceslas“ (1647) an Franz de Rojas. Rotrou rühmte sich, das Theater so gereinigt zu haben, daß es von anständigen Frauen ebenso unbedenklich besucht werden könne, als der Luxemburger Garten. Doch mag Corneille in höherem Grade dieses Verdienst beanspruchen; er hat in der That alles Lascive und Gemeine weggeräumt und von seiner zweiten Komödie „Clitander“ an findet man bei ihm keine schlüpfrige Stelle. Fontenelle macht die für einen höfischen Geschmacksrichter bezeichnende Bemerkung, es komme bei Corneille nur eine Spur der alten

Rohheit vor, nämlich daß die Liebenden einander duzen; doch ist auch dies von dem „Lügner“ an nicht mehr der Fall.

Pierre Corneille, von den Franzosen manchmal „der Große“ genannt, schrieb seine Meisterwerke, an welche man den Maaßstab des Klassischen legen kann, in der Zeit Richelieu's und der Minderjährigkeit Ludwig's. Er wurde am 6. Juni 1606 in Rouen geboren, wo sein Vater General-Advokat und Forstmeister war, erhielt seine Erziehung bei den Jesuiten und begann die Rechte zu studiren. Im Jahr 1629 aber begab er sich nach Paris, wohin er seine erste Komödie „Melita“ mitbrachte, deren Handlung wir sehr verworren finden, die aber gerade gelobt wurde, weil der Autor so geschickt vier Liebende durch eine einzige Intrigue sich entzweien lasse. Man muß im Gegensatze zu der dürftigen Rücksicht, welche noch im 18. Jahrhundert der deutsche Dramatiker bei seinem Publikum fand, wohl im Auge behalten, wie damals in Paris die gute Gesellschaft eine erste Vorstellung zu den wichtigen Ereignissen zählte. Corneille hatte zwar die lustigen Bedienten, die Ammen, die Parasiten von seinem Personal ausgeschlossen; doch fand man seine Redeweise etwas zu natürlich. Auch hatte er die Einheit der Zeit insofern nicht eingehalten, als die Handlung sich über einen Tag hinaus, etwa auf 30 bis 40 Stunden erstreckt. Gerade damals aber stellten Mairet, Georg Scudery und Andere jenes Gesetz der drei Einheiten, das man unter allerlei Mißverständnissen aus der Poetik des Aristoteles ableitete, als unbedingte Satzung auf, der sich bald auch Corneille fügte. In kurzen Zwischenräumen ließ er noch fünf Stücke folgen, darunter „Clitander“ und „die Wittwe“; sie fanden solchen Beifall, daß sich zur Aufführung derselben eine neue Schauspielertruppe bildete. Damals hatte Richelieu in seinem Palaste (dem nachherigen Palais Royal) einen prachtvollen Saal zur Aufführung dramatischer Werke errichten lassen; er entwarf Pläne zu Tragödien und Komödien, die er dann von Dichtern in seinem Solde, zu denen bereits Rotrou gehörte und unter die nun auch Corneille aufgenommen wurde, aufführen ließ. So entstanden die „große Pastorale“, ferner „der Blinde von Smyrna“, indem jeder Poet einen Akt schrieb, der Cardinal aber urtheilte und corrigirte; die Tragikomödie „Mirame“ soll indessen fast ganz von ihm selbst herrühren. Corneille scheint sich bei einer dieser Ausarbeitungen zu sehr von der Vorschrift des Gönners entfernt zu haben und erhielt seinen Abschied, weil er den Geist der Unterordnung (l'esprit de suite) nicht besitze. Er verfolgte nun seine eigene Bahn, indem er nach dem Vorbilde des Seneca seine hochernste Tragödie „Medea“ dichtete. In derselben tritt bereits die Eigenschaft, die Corneille vor Allen groß macht, deutlich hervor. Das Auftreten seiner

Helden bewegt sich meistens in einem Conflict, etwa zwischen Liebe und Ehre, wie dies auch bei den späteren Franzosen häufig ist und sich in dem antithetischen Ausdruck spiegelt, zu welchem der Alexandriner mit seiner Cäsur in der Mitte vortrefflich paßt. Aber bei Corneille ist es meistens der Grundsatz, die Charakterstärke, welche den Sieg davon trägt und worauf der Nachdruck liegt; die Leidenschaft, die Hingabe an Gefühl und Neigung steht bei ihm in zweiter Linie. Daher stammt seine Vorliebe für die römische Geschichte, daher auch das heroische Gepräge, das ganz geeignet war für eine Epoche, wo Frankreich sich von egoistischen Sonder-Interessen abwandte und sich dem Ausland gegenüber um das Königthum schaarte. Dieses Verdienst haben ihm die Franzosen hoch angerechnet und darüber die Mängel in der Wahl der Stoffe sowie die Schwächen seines Alters gern übersehen. Bekanntlich hat Napoleon gesagt, er würde Corneille, wenn er zu seiner Zeit lebte, zum Fürsten (nach Anderen: zum Senator) machen. Diesem Grundzug entspricht das starke Selbstgefühl seiner charaktervollen Helden. In der Medea findet sich zuerst eine jener Prachtstellen, mit welchen die Franzosen eine wahre Abgötterei trieben und welche sie sich gern, von dem übrigen Text geschieden, vorsprechen ließen. Es ist dies die Antwort der Medea auf die Frage, was ihr als Stütze gegen ihre vielen Feinde bleibe; sie besteht in dem einzigen Wort: „Ich!" (Moi!) Daß die Bevorzugung eines solchen Ausspruches, wenn sie auch dem kälteren Deutschen überspannt vorkommen mag, von einer lebhaften und liebenswürdigen Theilnahme für den Dichter und sein Werk zeugt, steht wohl nicht in Frage.

Bald darauf erschien dasjenige Werk des Dichters, welches eine neue Epoche nicht blos anzukündigen schien, sondern wirklich hervorrief: der Cid. Zur Grundlage nahm er ein spanisches Stück (las Mocedades del Cid) von Guillem de Castro, das im Original von dem uns bekannten Geiste des stolzen Ritterthums und hochgespannten Ehrgefühls durchzogen, aber mit Handlung überfüllt ist, wie es denn über Ximenen's Hochzeit noch hinausgeht. Bei Corneille dagegen bildet der innere sittliche Kampf den Kern des Stückes; dazu sprechen sich die Leidenschaften mit einer Frische und Jugendlichkeit aus, wie es dem Dichter später kaum geglückt ist. Auch wurde das Werk mit Begeisterung aufgenommen; der Ausdruck „schön wie der Cid" wurde sprichwörtlich. Der närrische Scudery dagegen, der außer seinen epischen Gedichten auch Komödien verfaßte, griff den Dichter heftig an, wies der „Tragikomödie vom Cid" sechs Hauptfehler nach und richtete an die Akademie eine Schrift, worin er sie zu einer amtlichen Beurtheilung des Stückes aufforderte. Die Eifersucht der kleineren Poeten regte sich allerwärts; nur gerade Demjenigen, der Corneille

am nächsten kam, dem edeldenkenden Rotrou, ist nachzurühmen, daß er sich dem größeren Genossen stets einsichtsvoll unterordnete. Nach den Satzungen der Akademie war Corneille's Einwilligung nöthig, bevor zu einem Gutachten über seine Dichtung geschritten wurde. Er muß dieselbe in irgend einer Art gegeben haben, denn bald wurde Chapelain, damals auf der Höhe seines Ansehens, mit der Abfassung des Urtheils betraut. Dieses Urtheil (Examen du Cid) ist keineswegs so kriechend abgefaßt und so ausschließlich von Richelieu's Abneigung eingegeben, wie dies manchmal dargestellt wird. Den heutigen Leser verletzt allerdings das rechnende Abwägen der Vorzüge und Fehler, sowie der kühle Lobspruch, es habe das Stück „unter den Werken dieser Art einen beträchtlichen Ruf erlangt;" wir vermissen die offene Anerkennung, daß ein neuer Genius entstanden sei. Indessen schien die Gravität einer höchsten Instanz einen zurückhaltenden Ton zu erfordern, und der hauptsächlichste Tadel, daß Ximene allzuschnell von Rachegier zur Versöhnlichkeit übergeht, möchte kaum in Abrede zu stellen sein. Uebrigens wurde das Selbstgefühl des Dichters durch diese Kämpfe nur gehoben; „Ich weiß, was ich werth bin" (je sais ce que je vaux), sagt er, und an einer anderen Stelle: „Ich verdanke meinen Ruf nur mir selbst." Aber auch Richelieu benahm sich in der Folge durchaus nicht kleinlich; er sah es gerne, daß Corneille den Cid im Drucke der Herzogin von Aiguillon (einer Nichte des Kardinals) widmete, und gewährte ihm auch in persönlichen Verhältnissen seine Unterstützung.

Rasch nach dem Cid, in den Jahren 1639—40, schuf Corneille jene Meisterwerke, die ihn auf seiner Höhe zeigen, den Horaz, Cinna und Polyeucte. Rechnen wir dazu noch die Charakterkomödie „der Lügner", (1642) die im Lustspiel einen kaum geringeren Kunstfortschritt zeigt, als der Cid im Trauerspiel, so sehen wir in den Raum von fünf Jahren eine außergewöhnliche Thätigkeit zusammengedrängt. Von den beiden römischen Tragödien verherrlicht die eine (Horaz) das Staats- und Vaterlandsgefühl in seiner höchsten Anspannung; die andere (Cinna) zeigt die Monarchie in ihrem Glanze; sie erscheint berechtigt durch Herstellung der Ordnung, durch Bändigung unruhiger Geister, und bewährt ihre Zuversicht durch großmüthiges Verzeihen. Noch 20 Jahre nach Abfassung des Stückes, nachdem die Unruhen der Fronde verrauscht waren, machte der idealische Augustus, der seinen Gegnern Freundschaft anbietet, auf die Zuhörer einen fast noch erhöhten Eindruck, ja rührte sie zu aufrichtigen Thränen*). Gleich-

*) Freilich heißt es auch im Cinna:

Das Staatsverbrechen, das man für die Krone thut:
Der Himmel, der sie uns verliehen, heißt es gut.

wohl möchten wir den Polyeucte als die höchste Leistung Corneille's bezeichnen. Diese Märtyrertragödie beruht auf einem reineren Heroismus und auf Motiven einer echteren Menschlichkeit als die christlichen Stücke Calderon's, wie z. B. die „Andacht zum Kreuze". Die Lehre von der Gnadenwirkung begann die Geister lebhaft zu beschäftigen, was die Wirkung des Dramas noch erhöhte; die eleganten Kreise jedoch konnten sich noch nicht daran gewöhnen, daß die Religion ein dichterisches Motiv sein solle. Corneille hatte den Polyeucte im Hotel Rambouillet vorgelesen und Voiture erhielt den Auftrag, ihm auf eine zarte Weise mitzutheilen, daß das Stück nicht ganz den gewünschten Erfolg gehabt, ja daß das Christliche darin ungemein mißfallen habe. Zum Glück ließ sich der Dichter von seinem Vorhaben, das Drama zurückzuziehen, noch rechtzeitig abbringen; er brachte es auf die Bühne und es wirkte auf die gesunde, kräftige Empfänglichkeit der Menge ganz anders, als auf jenen ästhetisch verzärtelten Salon; der Erfolg war stürmisch und kam dem des Cid fast gleich. Dem Lustspiel „der Lügner" liegt ein spanisches Lustspiel (die verdad sospechosa des Alarcon) zu Grunde.

Die meisten Kritiker bezeichnen bereits den „Pompejus", der in demselben Jahr wie „der Lügner" erschien, als den Beginn von Corneilles Niedergang. Vielleicht jedoch verlieren die bedeutenden Schönheiten dieses Werkes durch die allzu kühne Composition an Wirksamkeit. Corneille scheint nämlich einen Gedanken seines Lieblingsdichters Lucan noch überboten zu haben. Dieser schildert in seiner Pharsalia (s. Bd. III, S. 461) den alternden Pompejus als eine Gestalt, von der nur noch der Schatten des großen Namens bestehe; bei Corneille ist Pompejus zu Anfang des Stückes bereits ermordet und seine Größe zeigt sich in den Wirkungen seines Falles auf die nächststehenden Persönlichkeiten. Von „Rodogune" an (1644) ist jedoch ein Stillstand und sodann ein Zurückgehen bei Corneille unverkennbar. Zwar sein „Heraclius" ist nicht, wie man früher glaubte, dem Calderon nachgebildet; es scheint vielmehr, daß dieser das französische Stück zu einem mittelmäßigen Werk benutzt hat. Corneille suchte sich gegen den neu aufkommenden Geschmack durch Erweiterung der Motive zu halten. Dies gelang ihm noch im „Nicomedes", wo er einmal gegen die Römer Partei nimmt, und einen jungen Fürsten, Zögling Hannibal's und Erben seiner Grundsätze, in hohem Glanze zeigt; man bewunderte die Kunst, womit er ein wenig bekanntes Stück der Geschichte Bithyniens zu benutzen weiß, um die Entwürdigung des Orients unter der Herrschaft Roms und das Ankämpfen eines Helden gegen diese Entwürdigung zu schildern. Aber die angedeutete neue Richtung drängte ihn nothwendiger Weise zurück. Im Sinn eines glänzenden Hofes trat

neben der Tapferkeit die Galanterie hervor, Neigungen und Leidenschaften in zarter, mitunter sophistischer Entfaltung zogen die Zuhörer an. Corneille, der stets den Heroismus im Vordergrunde zeigt und auf die Bewunderung wirkt, mußte bei abnehmender Kraft seinen Zeitgenossen starr und einseitig erscheinen. Sainte Beuve spricht ihm die Kenntniß der Frauen ab, die in Racine's Zeit so wichtig war; er meint, Corneille's Heldinnen, seine „anbetungswürdigen Furien", sähen einander gar zu ähnlich; ihre Liebe stamme aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen. Corneille unterbrach seine dramatische Thätigkeit, um die „Nachfolge Christi", welche man dem Thomas a Kempis zuzuschreiben pflegt, in kraftvolle, wohltönende Verse zu übertragen, welche nur selten die Einfachheit und Herzlichkeit des Originals beeinträchtigen*). Obwohl Corneille diese Uebertragung dem Papst Alexander VII. (1655—1667) widmete, wurde sie doch durch den innigen, schwärmerischen Anschluß an die Person Christi auch den Gemüthsfrommen, den Anhängern von Port-Royal sehr werth. Die Dramen, die er später noch schrieb, fanden wenig Anklang. Seine Persönlichkeit galt nicht eben für anziehend; bei seiner redlichen, aber stolzen und heftigen Gemüthsart paßte er wenig an den Hof. Doch blieben ihm ältere Freunde, zu denen Frau von Sevigné gehörte, auch dann treu, als sein Stern im Sinken war. Mit großem Interesse las man die Selbstkritiken, die er jedem seiner Werke beifügte, obwohl er in denselben die Sprache eines kühnen Neuerers immer mehr ablegte und als ein starrer Vertheidiger der drei Einheiten, so wie als ein Gegner der Einmischung komischer Elemente auftrat. Noch ein halbes Jahrhundert später suchte man jeden Ausdruck, der dem gewöhnlichen Verkehr angehört, fern zu halten und eine Uebersetzung des Othello fand auf der Bühne Schwierigkeiten, weil das Wort mouchoir (Taschentuch) darin nicht zu entbehren war. Corneille erhielt von Ludwig nur mangelhafte Gunstbezeigungen und befand sich kurz vor seinem Tod in dürftigen Verhältnissen, obwohl er dem König seinen Dank dafür ausspricht, daß die römischen Tragödien

*) Wir setzen die schöne Stelle her, wo er im Gegensatze zu den Israeliten, die nicht Gottes, sondern Moses' Stimme hören wollen, von sich sagt:

Je n'ai point ces frayeurs alors que je te prie;
Je te fais d'autres voeux que ces fils d'Israel
Et plein de confiance humblement je m'écrie
Avec ton Samuel:
Quoique tu sois le seul qu'ici-bas je redoute,
C'est toi seul qu'ici-bas je souhaite d'ouïr;
Parle donc, o mon Dieu, ton serviteur t'écoute
Et te vent obéir.

Cinna, Horatius, Pompejus, 40 Jahre nach ihrem Erscheinen noch am Hofe aufgeführt wurden. Als Boileau sich erbot, zu Corneille's Gunsten auf seine Pension zu verzichten, sandte der König dem greisen Dichter ein beträchtliches Geldgeschenk; dieser starb kurz nachher, im October 1684, drei Jahre nach Calderon. Sein Bruder Thomas Corneille, 19 Jahre jünger als er, folgte ihm in der Mitgliedschaft der Akademie. Er arbeitete mit mehr Leichtigkeit als der ältere und verfaßte 42 Dramen, von denen sich „Ariadne" und „Graf Essex" auf der Bühne erhalten haben; Letzteres ist durch Lessing's geistvolle Besprechung (in der Hamburger Dramaturgie) auch den Deutschen bekannt. Voltaire gebraucht die echt französische Wendung, Peter Corneille sei der Große genannt worden, nicht, um ihn von seinem Bruder, sondern um ihn von den übrigen Menschen zu unterscheiden.

Eine eigenthümliche Erscheinung in der Zeit Richelieu's und der Fronde ist die bedeutende Anstrengung französischer Dichter, ein nationales Epos in ernstem großen Stil zu schaffen. Vielleicht niemals haben sich dieselben weiter von dem echten originellen Gebiete ihrer nationalen Dichtung, von einer lebendigen, munteren Darstellung (dem esprit gaulois) weiter entfernt, als da sie sich jene Aufgabe stellten. Es geschah um dieselbe Zeit, als der schäferliche und der heroische Roman blühten. Schon Ronsard hatte mit seiner ungeheuer breit angelegten Franciade seinen Zweck nicht erreicht. Nun aber traf jener Chapelain, der das Gutachten über den Cid abgefaßt hatte, ungemein weitläufige Anstalten zu einem regelrechten großen Heldengedichte zu Ehren der Jungfrau von Orleans. Früh angekündigt, erschienen 12 Gesänge dieser Pucelle nach zwanzigjähriger Zögerung im Jahr 1556; rasch nach einander wurden mehrere Auflagen verkauft, die Wirkung war aber so wenig nachhaltig, daß die nächstfolgenden 12 Gesänge nicht einmal zum Abdruck gelangten, sondern noch in der Handschrift auf der großen Bibliothek zu Paris liegen. Chapelain (1595—1674) war ein achtbarer Mann, aber von engen poetischen Begriffen; man merkt ihm überall das Bemühen an, genau zu beschreiben, wodurch gerade alle Anschaulichkeit verloren geht*). Dieses Epos, dessen Unwerth Boileau mit grausamem Spotte nachweist, war dem Herzog von Longueville gewidmet, weil derselbe von Dunois, dem Bastard von Orleans, abstammte. In ähnlicher Weise versah Georg von Scudery seinen „Alarich", den „Sieger der Weltbesieger", mit einer Widmung an die Königin Christine, wegen der Verwandtschaft der Schweden und Gothen. Arbeitete Chapelain

*) So z. B. der junge Roger zeigt und erklärt Gemälde:
Roger lève la canne et la voix à la fois;
L'oeil s'attache à la canne et l'oreille à la voix.

langsam und schwer, gegen Minerva's Willen, wie Boileau sagt, so flossen dem Herrn von Scudery die Verse nur aus der Feder, was er, wie der weiter unten zu nennende Desmarets, der Hülfe Gottes zuschrieb. Obwohl guter Katholik, durfte er doch den Preis Gustav Adolf's einflechten, da dieser ein Bundesgenosse Frankreichs war. Saint Amant schrieb eine „Rettung Mosis" und Desmarets de Saint Sorlin, der als Lyriker ziemlich glücklich war, arbeitete einen „Chlodwig" aus. Der letztgenannte Dichter war ein wüthender Feind der Jansenisten und zog sich dafür von Seiten Nicole's eine starke Züchtigung zu. Zugleich mischte er sich in den Streit über den Werth der antiken und modernen Dichtung, wobei er besonders gegen Homer die äußerste Geringschätzung aussprach.

Die Kraft und Wirksamkeit des gallischen Geistes zeigt sich in der Kehrseite der Heldenromane und der geschraubten epischen Gedichte, die uns in den Schriften Scarron's entgegentritt. Paul Scarron, geboren 1610 zu Grenoble, war weder ein großer Dichter noch ein tiefer Geist; aber er hatte Natürlichkeit und gute Launen und gewann wie der Riese Antäus an Kraft, weil er sich auf echt französischem Boden bewegte. Als Domherr führte er ein lustiges Leben, bis er 1638 durch eine Krankheit zum Krüppel wurde. Er begab sich nach Paris und bearbeitete Lustspiele nach dem Spanischen, die nicht von Bedeutung sind, und sich dem größeren Stil Molière's gegenüber nicht halten konnten. Dagegen wurde er Meister im Burlesken; er gehört zu den vielen Humoristen, die entstellt und verwachsen waren, wie er denn selbst seinen verkrümmten Körper mit dem Buchstaben Z verglich. Doch hat er bei den Verzerrungen, die er vorbringt, das Geschmackvolle und Schöne vor Augen, zu welchem jene den Gegensatz bilden. In diesem Sinne ist seine travestirte Aeneis (1649) ein Meisterwerk zu nennen und steht weit höher, als das gleichnamige Werk unseres Blumauer. Sie theilt allerdings mit dem Letzteren den Fehler, durch ihre Länge den Effect abzuschwächen; aber Scarron bemerkt mit Feinheit alle jene empfindsamen Stellen Virgil's, wo der Dichter nur einen Schritt weiter thun müßte, um ins Lächerliche zu verfallen. So trug er das Seinige bei, das falsche litterarische Römerthum in seiner Blöße zu zeigen. Besonders die Thränenfertigkeit des frommen Helden muß herhalten; es heißt von ihm: „il donnait les pleurs à crédit et il avait le don des larmes." Ein Mittel, um Lachen zu erregen, ist ihm der Anachronismus; seine Dido spricht vor dem Essen das Benedicite und die Nymphe Deiopeja, welche Juno dem Windgott Aeolus als Braut verspricht, ist eine sehr gebildete Dame; elle recite à merveille le Cid du poëte Corneille, elle coud le linge en perfection et sonne du psaltérion. Dergleichen

wirkt freilich bald ermüdend; aber einige Seiten las auch Racine gern, obwohl er dies vor seinem strengen Freund Boileau verheimlichte. Weit berühmter als Scarron's Aeneide ist sein Roman comique, den er unvollendet hinterließ und der sich ungeachtet des burlesken Tons durch treue, selbst feine Sittenschilderung und — was den Werth jeder humoristischen Dichtung erhöht — durch reine Sprache auszeichnete. Dieses heitere Werk gibt wahre Charaktere und Verhältnisse, während gerade die hochtrabenden ernsten Romane der Zeit nur Falsches, Geschraubtes und Manierirtes enthalten. Scarron wurde eine zeitlang von der Königin Anna unterstützt und nannte sich sogar den berufsmäßigen Kranken der Königin (malade en titre de la reine). Dies Verhältniß änderte sich freilich, als ihr allmächtiger Minister immer verhaßter wurde und Scarron eine beißende „Mazarinade" veröffentlichte. Mit diesem Namen wurden bald alle die zahlreichen Pamphlete bezeichnet, die gegen den Italiener gerichtet wurden und die der gelehrte Bibliothekar desselben, Gabriel Naudé, mit der äußersten Gewissenhaftigkeit sammelte; während Mazarin selbst sich um die Satiren meist eben so wenig kümmerte, als um die Decrete, welche das Parlament gegen ihn erließ. Nur ein Schriftsteller von einiger Bedeutung trat zu Mazarin's Gunsten auf und wagte es, die Fronde und ihre Anhänger mit scharfem Spott anzugreifen. Dies war Cyrano de Bergerac (d. h. aus Bergerac an der Dordogne), der sich durch die an treffenden Zügen nicht arme Komödie „der verhöhnte Pedant" (le pédant joué) als einen Mann von Geist gezeigt hatte. In der Polemik hatte er einen herausfordernden, schonungslosen Ton und war stets bereit, die Insulte, die er in seinen „Lettres aux frondeurs" vorbrachte, mit dem Degen aufrecht zu erhalten. Gegen Scarron war dies freilich nicht thunlich; dagegen entblödet er sich nicht, das Unglück desselben als eine Strafe des Himmels darzustellen: „Betrachtet hier," ruft er aus, „die Ruthen, womit Verläumdung und Aufruhr bestraft werden; sehet, ihr Burlesken, in eurem Apollo ein ganzes Hospital; jeden Tag stirbt er an einem Gliede, und an der Zunge zuletzt." Vielleicht entschädigte den Dichter der Beifall, den seine Komödien bald bei dem jungen König fanden; derselbe ließ sich den „lächerlichen Erben" von Scarron zwei Mal im Tage aufführen. Bekanntlich wurde durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände die schöne und hochbegabte Franziska von Aubigné, welche den stets leidenden Dichter bis zu seinem Tode (1660) als Gatten pflegte, in zweiter Ehe die Gemahlin des Königs. Umfassender als in den Mazarinaden tritt uns das Zeitalter der Fronde in den Denkwürdigkeiten entgegen, an welchen dasselbe so reich ist; ja der hochfliegende Egoismus der Herren und die feineren Ränke

der Damen sind überaus geeignet für diese Art von Mittheilungen, an welchen das französische Publikum noch nach 200 Jahren eine Art von persönlichem Interesse nimmt. Indessen gehören die bedeutendsten dieser Memoiren, wie diejenigen des Kardinals von Retz und der Frau von Motteville, ihrem Erscheinen nach der nächsten Periode an.

7. Die glänzende Zeit der französischen Litteratur unter der Monarchie Ludwig's XIV.

Das klassische Zeitalter der französischen Litteratur ist oft mit dem augusteischen in Rom verglichen worden und wir haben im dritten Bande (S. 441) die naheliegenden Aehnlichkeiten hervorgehoben. Augustus und Ludwig besaßen nicht, wie etwa Perikles oder Cosmus und Lorenz von Medicis, eine echte innere Theilnahme für Dichtung und schöne Kunst; sie wußten aber den Werth derselben für ein ausgebildetes Staatsleben zu schätzen und waren für den Glanz empfänglich, der von berühmten Geisteswerken auf sie zurückstrahlte. Unter beiden entschied der Hof wo nicht über den Werth, doch über die Geltung der Dichtungen und Kunstwerke; die Spuren der Bürgerkriege verloren sich aus der Litteratur und sie nahm einen monarchischen Charakter an. Ludwig war Meister im königlichen Auftreten und gilt noch jetzt Vielen als unübertroffenes Vorbild der Höflichkeit und Rücksicht, die ein Herrscher seinen Unterthanen und insbesondere Denen schuldig ist, die sich in irgend einer Leistung auszeichnen und ihrem Vaterlande Ehre machen. Geregelt wie sein Tagewerk, wie die Etikette in seiner Umgebung, waren die Grüße, welche die Muse ihm darbrachte. Das Alterthum spendete ihm zu Ehren seinen mythologischen Glanz, die Kirche ihre Salbung. Auch muß man gestehen, daß seiner Aufmerksamkeit Weniges entging. Politische Meinungskämpfe in inneren Staatsfragen kamen nicht mehr vor; gegen freie religiöse Gedanken war er allerdings unerbittlich hart, doch mochte er sich in der Zeit seiner höchsten Macht einbilden, sie völlig beseitigt zu haben. Im Uebrigen aber konnte er freimüthige Aeußerungen vertragen; der Spott, welchen Molière gegen hochmüthige Adlige richtete, indem er den „Marquis“ zu einer lächerlichen Figur stempelte, war ihm sogar willkommen und er befreite den Dichter von dem Makel, der seinem Schauspielerstand anhing, indem er ihn zu seiner Tafel zog. Wir haben schon gesehen, wie bezeichnend für sein Herrscherthum die Gründung von Versailles ist, wo zur Zeit seines Vaters nur ein Backsteinhaus in sandiger, wasserloser Gegend gestanden hatte. Hier ließ er durch Jules Hardouin Mansard*) das berühmte

*) Derselbe erbaute den Invalidendom und den Vendomeplatz. Der Erfinder der gebrochenen Dach-Stockwerke, welche man Mansarden nennt, ist sein Oheim Franz Mansard.

Schloß errichten, welches in der westlichen, von Paris abgewandten Façade seine volle Ausdehnung und seinen ruhigen Glanz entfaltet. In dem vorspringenden Mittelgebäude wohnte der König; von hier aus übersah man die langen, geraden Baumgänge, die nach dem Winkelmaaß angelegten Boskette, die von weit hergeleitetem Wasser genährten Springbrunnen. Der Meister dieses neuen Gartenstils, Le Nôtre, welcher auch den Tuileriengarten anlegte, wurde mit den höchsten Ehren geschmückt; die Akademie nahm ihn zum Mitglied auf und Ludwig erhob ihn in den Adelstand. Auch der Künstler, der das Innere des Schlosses mit Malereien schmückte, Charles Lebrun (1618—1690), paßte trefflich für seine Aufgabe. Er hatte in Rom unter der Leitung Nicolas Poussin's, den man den Schöpfer der heroischen Landschaft zu nennen pflegt, die Antike und die Werke Raphael's studirt und sodann im Louvre seine prunkvollen Bilder aus der Geschichte Alexander's gemalt. Er besaß eine nicht geringe Leichtigkeit, wandte auf Gruppirung und Gewandung großen Fleiß und gab seinem Gegenstand gern eine mythologische oder allegorische Einkleidung; Charakter und Lebensfrische darf man in solchen Dingen nicht suchen. Auf einem der Bilder von Versailles sah man die besiegten Staaten Holland, Spanien, Deutschland unterwürfig die Kniee beugen; das siegende Frankreich aber war nicht durch eine allegorische Figur, sondern durch Ludwig's königliche Gestalt vertreten. Auch Lebrun wurde geadelt, zum Präsidenten einer Akademie für Maler und Bildhauer, zum „ersten Maler des Königs" und zum Director der Gobelin-Fabrik erhoben. In ähnlicher Weise ehrte Ludwig seinen Liebling im Fache der Tonkunst, Johann Baptist Lully (1633 bis 1687), der, zu Florenz geboren, in Paris als Küchenjunge im Hause der Prinzessin von Montpensier durch Geigenspiel sein hohes Talent verrieth. Er wurde später Director der königlichen Hofkapelle und schrieb die Musik zu den damals beliebten Balletten und Mascaraden, in welchen der König selbst als Tänzer aufzutreten nicht verschmähte. Zu seiner Zeit wurde der aus der Provinz Poitou stammende Tanz, der von den kleinen Schritten (menu pas) Menuet heißt, bei Hof eingeführt, wo er wegen der gefälligen und ausdrucksvollen Bewegungen, die er vergönnt, lange Zeit hindurch beliebt war. Auch zu Moliere's Gelegenheitsstücken, die man zum Theil als reich entwickelte „Masken" bezeichnen kann, lieferte er die Composition. Lully ist der Schöpfer der nationalen französischen Oper, zu welcher er sein Orchester ausbildete; seine erste Vorstellung dieser Art fällt in das Jahr 1672; zu der letzten, die als die vorzüglichste gepriesen wird, Armida, lieferte Quinault das Textbuch. Als ein charakteristisches Beispiel, wie Ludwig in jedem Fach ein Talent ersten Ranges her-

anzog und beschäftigte, nennen wir seinen Kunsttischler Boulle, der im Erfinden von Ornamenten, in der Verwendung des Materials zu eingelegter Arbeit Pracht und Geschmack so einsichtsvoll zu verbinden wußte, daß man ihm den Rang eines Künstlers allgemein zugesteht und eine Stilgattung nach seinem Namen bezeichnet, daher er die hohen Titel, welche Ludwig ihm verlieh, nicht minder verdiente als mancher anspruchsvollere Meister.

Die Dichtkunst konnte bei ihrer freieren Natur nie völlig im Hofdienst aufgehen; sie war immerhin mehr als andere Künste auf das allgemeine Urtheil angewiesen. Doch merkt man selbst einem in manchem Betracht wahrhaft großen Dichter, wie Racine, die Sphäre an, in der sein Talent sich entfaltete: den Hof, an welchem der Adel sich in der königlichen Gunst sonnte und für das Land „vielleicht noch eine Last, aber keine Gefahr mehr war.“ Bis in den Herbst im Felde glänzen und während des Winters den Damen davon erzählen, galt für das schönste Loos. Für alle Unterwürfigkeit, für allen Etikettenzwang wußte man sich im Salon durch das Spiel der Neigungen, durch eine sehr ausgebildete Unterhaltung (causerie) zu entschädigen, welche freilich oft ganz leeren Dingen einen Werth gab. Racine, eine echte Dichternatur, liebenswürdig und reizbar, war für die geistigen Kämpfe seiner Zeit keineswegs unempfänglich; aber die Bahn des Erfolges war ihm durch die Umstände genau vorgezeichnet. Racine, geboren 1639 zu La Ferté-Milon in der Picardie, wurde im Kloster Port-Royal erzogen und war eine zeitlang zum Priesterstande bestimmt. Er lernte die alten Sprachen sehr gründlich und las früh den Sophokles und Euripides, aber auch den nicht sehr erbaulichen griechischen Roman „Theagenes und Chariklea“, bis er ihn auswendig wußte. Er machte sich zuerst bekannt durch eine Ode „die Nymphe der Seine“, worin er die Vermählung Ludwig's XIV. besang; Chapelain, der damals in der Litteratur das große Wort führte, verschaffte ihm dafür von Colbert eine ansehnliche Belohnung. Vier Jahre später veröffentlichte er eine zweite Ode (la renommée aux Muses), über welche Boileau kritische Bemerkungen schrieb; Racine besuchte ihn und schloß mit ihm Freundschaft, welche bis an seinen Tod währte. Damals stand Molière bereits an der Spitze eines Theaters in Paris; der junge Racine brachte ihm eine Tragödie, deren Stoff er aus „Theagenes und Chariklea“ entnommen hatte. Molière rieth ihm, dieselbe ins Feuer zu werfen, gab ihm aber einen anderen Stoff an und unterstützte ihn einstweilen durch ein Darlehen. Kurz nachher wurde auch Lafontaine mit ihnen bekannt und so hielten die vier jungen Männer, welche das Zeitalter Ludwig's zu verherrlichen bestimmt waren, an einem Orte, den man den „alten Tauben-

schlag" (vieux colombier) nannte, heitere Zusammenkünfte, über welche Lafontaine in seiner liebenswürdigen Art berichtet. Das erste bedeutende Drama, in welchem sich Racine's Größe schon kundgibt, ist die Andromache; hier erscheint Hektor's Wittwe als Kriegsgefangene im Haus des Pyrrhus, von seiner Liebeswerbung bedrängt. Die Heldengestalten dieser Tragödie sind allerdings Franzosen, die hellenische Namen tragen; sie haben den Schwung, die gewählte Haltung, die zärtlichen Schwächen der Herren und Damen von Versailles, ganz abgesehen davon, daß auch ihr Costüm sich dem spanischen näherte und daß Andromache mit „Madame" angeredet wird. Die heftigste Leidenschaft geht im Ausdruck nie so weit, daß die Anstandslinie überschritten würde. Hier wird uns nicht eine untergegangene Welt in der Breite ihrer Beziehungen vorgeführt: wie bei Corneille erscheinen wenige Personen; kein Gedränge füllt die Säulenhallen aus; ohne Episode schreitet die eine Handlung zum Ziel. Aber statt der Bewunderung, welche eine rauhe Heldengröße erregte, wirkte bei Racine der Kampf der Gefühle, ihr Ueberschwang und ihre Sophistik. Dazu kommt ein Reiz und Wohllaut der Sprache, der im Französischen nicht übertroffen worden ist. Racine's Wortvorrath ist nicht groß, aber er weiß den Ausdruck zu adeln und in erhöhter Bedeutung zu verwenden. In der ersten Zeit seines Ruhmes behandelte er mit Vorliebe griechische Sagenstoffe, belebte sie aber durch den galanten Heroismus seines Zeitalters. Später wählte er seine Helden aus dem Kreise der römischen Welt, einmal auch (im Bajazeth) aus dem Morgenlande. Unter den römischen Stücken ist „Britannicus" durch tiefe Anlage und bewundernswerthe Menschenkenntniß ausgezeichnet; ohne crasse Bilder, ja ohne stark aufgetragene Ausdrücke ist hier die sittliche Zerrüttung eines weltbeherrschenden Kreises so dargestellt, daß man den Keim ihres Entstehens vor Augen sieht. Dieses Meisterwerk leidet nur unter dem Mißstande, daß der Dichter nicht Anhaltspunkte hatte, um seinen jungen Helden zu einer bedeutenden Gestalt zu erheben; dagegen hat er es trefflich verstanden, die beiden Unschuldigen im Stücke, Britannicus und Julia, auf dem Hintergrunde der unheimlichen Ruchlosigkeit, von der sie umgeben sind, noch reizender erscheinen zu lassen.

Die Vorrede, mit welcher Racine den Britannicus begleitete, gibt Zeugniß von der Verstimmung, die zwischen ihm und Corneille herrschte. Er war offenbar in der Gesellschaft feiner und gefälliger; auch wird ausdrücklich bemerkt, daß er als Vorleser glänzte, während Corneille seine eigenen Stücke gar nicht anziehend vortrug. Um so merkwürdiger ist es, daß sie im nächsten Jahr (1670) auf Ersuchen der Prinzessin Henriette von England, Herzogin von Orleans und Schwester

Karl's II., den gleichen Gegenstand behandelten, ohne daß einer vom anderen wußte. Die Prinzessin empfing weit mehr Huldigungen von Ludwig, als von seinem Bruder, ihrem Gemahl. Sie fühlte sich stolz in dem Gedanken, dem König mehr als Geliebte zu sein und leistete ihm einen bedeutenden Dienst, indem sie sich nach England begab und durch wohl ersonnene Mittel, wobei auch weibliche Lockungen nicht fehlten, den König Karl von der Tripel-Allianz gegen Frankreich zurückbringen half. Kurz vorher mag es gewesen sein, daß sie den älteren wie den jüngeren Dichter darum anging, das Verhältniß des Kaisers Titus zu seiner morgenländischen Geliebten Berenice und die Lösung desselben durch nothwendige Entsagung (s. Bd. III., S. 389) in einem Drama zu behandeln, das nicht verfehlen konnte, auf ihre eigene Verbindung ein wehmüthiges und versöhnendes Licht zu werfen. So entstanden Corneille's und Racine's Berenice; der Letztere war durch seine ganze Richtung und besonders durch die Art, wie er wechselnde Leidenschaften melodisch erzittern läßt, für die Aufgabe weit passender. Das Beispiel zeigt uns aber, welche lebhaften Interessen sich mitunter hinter den stattlichen Alexandrinern bargen*). Noch einmal ging Racine mit seiner „Phädra", die bei uns durch Schiller's Bearbeitung allgemein bekannt ist, in die griechische Sagenwelt zurück. Es ist bezeichnend, daß er den Hauptantheil, der bei Euripides dem reinen Jüngling Hippolytus zu Theil wird, für die sündige Phädra in Anspruch zu nehmen weiß. Gegen dieses durchaus nicht fehlerfreie, aber an Schönheiten reiche Drama entspann sich eine Hofkabale, an deren Spitze der Herzog von Nevers stand; man ging so weit, die Phädra eines sehr untergeordneten Dichters, **Pradon**, der Racine'schen vorzuziehen. Racine fühlte sich dadurch so verletzt, daß er sich auf eine Reihe von Jahren von der Bühne zurückzog. Selbst die schöne Epistel Boileau's (die siebente), worin dieser ihm nachweist, daß die Bekämpfung durch neidische Gegner seinem Genius nur vortheilhaft sein könne, daß auch Molière und Corneille durch Anfeindung größer geworden seien, vermochte ihn von dem gefaßten Entschluß nicht abzubringen.

Racine wandte sich dem Lesen der Kirchenväter und der Bibel, sowie überhaupt frommen Gedanken zu. Er hatte den Unterricht, den er einst zu Port-Royal empfing, nie vergessen. Dieser merkwürdige Dichter, in dessen Dramen der Heroismus mit zarter und lebhafter Empfindung verbunden erscheint, besaß im Leben nur die letztere. Obwohl durchaus ein edelgesinnter Mann, hatte er doch zu wenig

*) Eine Biographie Racine's sagt: „Une princesse eut la noble fantaisie de voir représenter sur le théâtre l'histoire secrète de son coeur."

Stahl im Charakter. Den Jansenisten konnte er nicht besonders hold sein, da einer der Angesehensten unter ihnen, Nicole, als entschiedener Gegner des Theaters überhaupt auftrat. Die Briefe, die Racine zur Abwehr gegen die Angriffe Nicole's abfaßte, waren so überaus scharf und witzig, daß Boileau, der Satiriker, mäßigend eintrat; er machte dem Dichter bemerklich, wie übel es ihm anstehe, seine Lehrer dem Gelächter preiszugeben. Auch in seinen nicht zahlreichen Epigrammen zeigt sich der anscheinend sanfte Racine als ein gefährlicher Spötter. Einen noch tieferen Blick in sein Wesen gewährt das Lustspiel „die Proceßkrämer" (les plaideurs). Er schildert in demselben an seinen Parisern denselben Unfug, für welchen einst Aristophanes die Athener in den „Wespen" gegeißelt hat (s. Bd. II., S. 33). Es erregt unser Erstaunen, wie genial Racine die phantastische Erfindung und den ausgelassenen Scherz des Griechen auf den engen Rahmen der französischen Komödie zurückzuführen wußte. Für den Kenner des älteren Rechtswesens hat dieses Stück, an dessen Abfassung Boileau, Furetière und andere Freunde in fröhlichen Stunden sich betheiligten, ein besonderes Interesse. Racine erinnert darin an unseren Schiller, der in „Wallenstein's Lager" seine Kraft in humoristischer Darstellung bewies, nachher aber, einem strengeren Kunstprincip zu Liebe, von diesem mächtigen Motiv keinen Gebrauch mehr machte.

Racine zeigte in seinem „Abriß der Geschichte von Port-Royal", daß er seine alten Freunde auch in der Bedrängniß nicht vergaß. Die vorgerückten Jahre, das beginnende Elend Frankreichs, die Beschäftigung mit religiösen Fragen wirkten zusammen, seine weiche Seele ernst zu stimmen, und die Verfolgung der Frommen erfüllte ihn mit Unmuth. Gleichwohl konnte er eine finstere Miene seines Königs nicht verschmerzen. Eine von Racine verfaßte Grabschrift des Kanzlers Letellier schließt mit den Worten: „Tellier starb, 83 Jahre alt, eine Woche nachdem er den Widerruf des Edictes von Nantes besiegelt hatte, zufrieden, die Beendigung dieses großen Werkes noch mit anzusehen." In einem Brief an Frau von Maintenon drückt er die Befürchtung aus, man habe ihn beim König als Jansenisten verläumdet. Aber diese Höflingsbezeigungen können doch die Denkweise, die sich in ihm regte, nicht verhüllen. Racine hatte längere Zeit in der Ehe mit einer anspruchlosen Frau seinen Studien gelebt, ohne an dichterischem Schwung zu verlieren. Letzteres zeigte sich, als er auf Bitten der Frau von Maintenon für das von ihr gegründete Fräuleinstift von Saint-Cyr seine „Esther" dichtete. Eingestreute Chorgesänge waren hier willkommen und Racine zeigte sich in denselben als Lyriker von hoher Kraft. Ludwig XIV. und die ihm angetraute Dame waren entzückt; und doch konnten auch die heimlich Unzufriedenen sich an

mancher Anspielung erfreuen. Zwei Jahre später dichtete er, vom König aufgefordert, ein neues Drama biblischen Inhaltes, die „Athalia.“ Das mit Recht bewunderte Werk, dem an schlichter Großartigkeit der Charaktere, an Fülle und Wohlklang des Ausdruckes kaum ein anderes gleichkommt, gelangte jedoch vorerst nicht zur Aufführung und als es im Druck erschien, wurde es mit Tadel reich heimgesucht. Boileau freilich erklärte es für des Dichters Meisterwerk, auch wird neuerdings behauptet, Ludwig und sein königlicher Gast Jakob II. hätten sich daran erfreut, weil sie in der ruchlosen Fürstin das Ebenbild Wilhelm's III. zu erkennen glaubten. Es ist jedoch zu vermuthen, daß der hochernste, zum Theil prophetische Ton den Inhabern wie den Schmeichlern der Macht wenig zusagte. Für sie waren Stellen wie die folgende nicht geeignet (wir übersetzen in Prosa, um treuer zu sein): „Ihr kennet nicht die Trunkenheit der unumschränkten Gewalt, die Zauberstimme feiger Herrendiener. Bald werden sie euch sagen, daß die heiligsten Gesetze das niedere Volk beherrschen, aber den Königen gehorchen müssen; daß ein König keinen anderen Zügel hat, als seinen Willen selbst; daß er seiner Herrschergröße Alles opfern muß; daß das Volk zur Arbeit und zu Thränen verurtheilt ist und mit einem eisernen Scepter regiert werden will und daß es unterdrückt, wenn es nicht unterdrückt wird.“ Man nehme hinzu, daß Racine bald nachher eine Denkschrift über die Leiden des Volkes abfaßte, welche Ludwig bei Frau von Maintenon zu Gesicht bekam; der König sagte bitter: „Meint Racine etwa, er verstehe Alles, weil er schöne Verse macht?“ Racine behielt zwar, wie Boileau, die Pension, welche Beide als „Historiographen des Königs“ bezogen; doch ist wohl anzunehmen, daß die offene Ungnade auf des Dichters Seele wirkte und seine Krankheit verschlimmern half; er pries sich gegen Boileau glücklich, vor ihm zu verscheiden. Er starb zu Paris im April 1699 und erhielt das Begräbniß eines gentilhomme ordinaire du Roi.

Ein gesundes, die Seele stärkendes Lebensbild gewährt uns der Blick auf Molière's Thätigkeit. Dieser Schauspieler und Theaterdirector behielt unter den schwierigsten Umständen so viel Charakter und Manneswürde, als unter Ludwig bei einem Schriftsteller, der sich auf den Beifall des Hofes und des Publikums angewiesen sah, nur irgend möglich war. Keiner seiner Zeitgenossen kommt dem Ideal eines freischaffenden Dichtergeistes, wie wir es in Goethe, die Engländer in Shakespeare verehren, so nahe wie Molière; keiner wächst so entschieden mit seinen Zwecken. Freilich muß man bei dieser Betrachtung seine Festspiele und manche Gelegenheitsstücke, bei welchen es zumeist auf Technik und auf Berechnung für den Augenblick ankommt, als untergeordnet ansehen. Molière, mit seinem bürgerlichen Namen

Jean Baptist Poquelin, wurde im Januar 1622 zu Paris geboren und war der Sohn eines königlichen Kammerdieners und Hoftapezierers. Er erhielt, nachdem der Vater ihn anfangs zu seinem Nachfolger hatte erziehen wollen, eine gelehrte Schulbildung und gehörte später seiner philosophischen Richtung nach zu den Schülern und Anhängern Gassendi's, welchem ihn ein Studienfreund zugeführt hatte. Er begleitete 1642 den König Ludwig XIII. auf seiner letzten Reise nach Südfrankreich. Zum Advokaten bestimmt, mochte er doch dem deutlichen inneren Antrieb zu seinem wahren Beruf nicht widerstehen; er schloß sich dem sogenannten Théâtre illustre an und zog darauf an der Spitze der besten Mitglieder desselben 12 Jahre lang in der Provinz umher. Sein erstes regelmäßiges Stück, den „Etourdi", brachte er 1654 in Lyon zur Aufführung, das zweite, den „Dépit amoureux", im folgenden Jahr zu Beziers. Endlich erlangte er durch den Prinzen Conti, den er von der Schule aus kannte, die Vergünstigung, im Louvre vor dem König spielen zu dürfen; er fand großen Beifall, seine Truppe durfte in Paris bleiben und bald wurde ihm das Theater des Palais Royal eingeräumt. Mit den „Précieuses ridicules" erfaßte er seine Aufgabe, der Zeit den Spiegel vorzuhalten, und zwar mit solcher Treue und drastischen Wahrheit, daß Manche, die in dem geschilderten Unwesen befangen waren, fast unmittelbar zu besserer Erkenntniß gebracht wurden. Wenigstens sagte Ménage beim Herausgehen zu Chapelain: „Wir selbst haben alle Narrheiten gebilligt, die hier so fein verspottet worden sind; wir müssen verbrennen, was wir anbeteten, und anbeten, was wir verbrannten" *). So burlesk die Intrigue dieses Stückes auch sein mag, zeigt sich doch darin der tiefe Zug von Molière's Komik, daß er die Lächerlichkeiten und Geschmacklosigkeiten, die er schildert, auch als sittliche Verkehrtheiten darzustellen weiß. Die beiden Mädchen im Stücke, welche die Hauptrolle spielen, stellen sich eine „Theure", eine „Pretiöse", als das vollendetste Wesen vor, als eine Dame, welche die Feinheit der Dinge, die große Feinheit inne hat; sie verschmähen ihre schlichten, wackeren Bewerber, und lassen sich dagegen zwei närrische Bedienten als vornehme Schöngeister aufschwindeln. Von der greifbaren, vielleicht allzuderben Verschrobenheit, welche Molière hier verspottet und fast vernichtet, schreitet er in tiefem ernsten Streben zu immer bedeutenderen Gegenständen fort, bis er die höchsten Aufgaben der Charakterkomödie löst. Inzwischen hatte er alle Unbilden zu erleiden, denen der Komiker ausgesetzt ist; man fand seine Satire bald zu niedrig, bald verletzend gegen einen achtbaren Stand, bald auch

*) Worte des Bischofs Remigius bei der Taufe Chlodwig's (s. Bd. IV, S. 319.)

hielt man seine Schilderungen für direct persönlich. Indessen hatte ihm bei einer Vorstellung der Précieuses ein alter Herr aus dem Parterre zugerufen: „Muth, Molière, das ist die gute Komödie.“ Er selbst, obwohl im Uebrigen so bescheiden, daß er manche seiner Stücke ungedruckt ließ, war derselben Ansicht und erklärte, er wolle nunmehr den Plautus und Terentius zur Seite lassen, um sich an die Natur und das Leben zu halten. Die „Schule der Männer“ (1661) hat bereits alle Vorzüge seiner guten Zeit.

Wir haben schon angedeutet, daß Molière als königlicher Diener und als Theaterdirector Vieles für das Bedürfniß arbeiten mußte, Anderes rasch und naiv zusammenstellte. Gerade in seinen Nebenarbeiten waltete ein leichtes Formtalent, eine sichere Hand im Entwerfen und Ausführen. Da er fortwährend Mißdeutungen ausgesetzt war, da sein Eheverhältniß (er war mit der von ihm selbst herangebildeten Schauspielerin Armande Béjart verheirathet) ihm fortwährend Aufregung und Unruhe brachte; da er dem König und den Großen, die ihn begünstigten, viele Zeit widmen mußte: so dürfen wir ihn bewundern, daß er noch Stunden der Sammlung genug fand, um in einer Reihe von Werken seinem Kunstverstand und seinen tieferen Absichten genug zu thun. Hierzu rechnen wir den „Geizigen“, die „gelehrten Frauen“, den „Menschenfeind“ und den „Tartüfe“, der zur Bezeichnung eines Religionsheuchlers sprichwörtlich geworden ist. Jedoch hat sich in anderen Stücken stellenweise seine komische Kraft und seine Menschenkenntniß noch wirksamer gezeigt; so in dem Bourgeois gentilhomme, wo er eine unvergängliche Lächerlichkeit schildert, nämlich das Bestreben des reichgewordenen eitlen Philisters, sich dem Adel gleichzustellen. Die Reihe von Scenen, in welchen der Tanzlehrer, der Musiker, der Fechtmeister mit dem Philosophen um den Vorzug ihrer Berufsarten streiten, wird in aller Zukunft Lacher gewinnen. Auch hat Molière der französischen Sprache mehr geflügelte Worte geliefert, als irgend einer seiner Landsleute, Voltaire vielleicht ausgenommen. Dagegen ist ihm die Handlung Nebensache; sie ist weder spitzfindig durchdacht noch fein ausgesponnen, wie bei den Spaniern und bei Neueren, wie Scribe, die man im Uebrigen gewiß nicht neben Molière stellen wird. Die Stücke, in welchen er die Gaukelei der Aerzte meisterlich verspottet, können heutzutage kaum noch den Aerger der Standesgenossen erregen; sie nähern sich zum Theil der Posse, wie der „Arzt wider Willen“, in welchem er ein uraltes Erzählungsmotiv köstlich zu beleben weiß. Auf diesem Gebiete kam ihm seine tüchtige Sprachbildung zu statten; die berühmte Scene, in welcher sein eingebildeter Kranker (le malade imaginaire) zum Doctor der Medicin befördert wird, hätte er nicht in so vortrefflichem Küchen-

latein abfassen können, wenn ihm nicht der echte Sprachgeist vertraut gewesen wäre. Molière, der mehr zu Gassendi als zu Descartes, also auch mehr zu Epikur als zu Plato neigte (obwohl in einer Anekdote das Gegentheil angegeben wird), hatte zeitlebens eine ausgesprochene Vorliebe für das Lehrgedicht des Lucrez über die Natur der Dinge (s. Bd. III., S. 301); er verfaßte eine Uebersetzung desselben, die sehr geistreich und ansprechend gewesen sein muß, wenn wir nach einem Bruchstück urtheilen dürfen, das er in dem Menschenfeind (Akt II, Scene 5) anzubringen wußte*).

Mehr Verdruß als die Verspottung der Aerzte brachten dem Dichter diejenigen Stücke, in welchen er das Mißgeschick betrogener Ehemänner zur Darstellung bringt. Auch manchem günstigen Beurtheiler schien er nach dieser Seite hin, z. B. im „Georg Dandin" zu nachsichtig zu verfahren; man konnte daraus Belege zur Verdammung des Theaters überhaupt entnehmen, zu welcher Sittenprediger und Pedanten damals ohnehin sehr geneigt waren. Den „Amphitryo", in welchem der Verführer ein Gott ist und die noble Passion des Ehebruches nach dem Vorgang des Plautus in eine mythologische Sphäre versetzt wird, wurde damit entschuldigt, daß der König den Gegenstand angegeben habe. Es läßt sich daraus um so entschiedener abnehmen, daß Molière, bei dem sich wie bei manchem großen Komiker, in der Darstellung des Verkehrten ein Zug tiefer Wehmuth nicht verkennen läßt, diesem besseren Zuge nicht immer folgen konnte. Dagegen ist er vom Vorwurf des Behagens am Unsittlichen durchaus freizusprechen; und wenn dasselbe nicht immer bei ihm die gebührende Strafe findet, so beruht dies auf einer richtigen, resignirten Betrachtung des Weltlaufes. In seinem „Don Juan", den er nach einem spanischen Vorbilde schuf und sonderbarer Weise „das steinerne Gastmahl" (le festin de pierre) statt den steinernen Gast benennt, ist die rächende Höllenfahrt ganz mechanisch angehängt.

Einem Angriff auf die sittliche Richtung ist vor Allem eines der vier oben genannten Meisterwerke, „der Menschenfeind", ausgesetzt gewesen, welches allerdings in seiner tiefen Anlage dem größeren Publikum nicht leicht zum Verständniß kommt. In keinem seiner Lustspiele eröffnet uns der Dichter einen solchen Blick in sein Inneres; die Wirkung aber ist fast eine tragische. Die Hauptfigur des Stückes, der hochgebildete, redliche Alceft, durchschaut die Hohlheit,

---

*) Molière hat diese Uebersetzung, die übrigens nicht vollständig war, in einem Anfall von Aerger über eine Ungeschicklichkeit seines Bedienten verbrannt; eine der wenigen beglaubigten Anekdoten unter den vielen, mit welchen seine Lebensgeschichte ausgeschmückt und entstellt ist.

die Unwahrheit, das frivole Schönthun und Geltenlassen, welche das ganze Wesen der Gesellschaft durchziehen und unter deren Schutze die Unsittlichkeit wuchert und Kraft gewinnt; er sieht seine reizende Geliebte, Celimene, ganz von diesem verderblichen Geist ergriffen. Aber auch er ist kein Idealcharakter; der Tugendstolz, das Unfehlbarkeitsgefühl macht ihn geschraubt und auch zu denjenigen Zugeständnissen unfähig, welche die Welt verlangen darf. Es mag unerfreulich sein, daß Alceſt aus dem Kampf nicht glücklich und siegreich hervorgeht; aber Rousseau urtheilte ungerecht, als er mehr als ein halbes Jahrhundert später dem Dichter die Absicht unterschob, die Tugend lächerlich erscheinen zu lassen; als Vertheidiger der Natur und Wahrheit fand er sich im Alceſt fast persönlich getroffen und daher berechtigt, seine üble Laune gegen das Theater zu richten.

Bedenklicher waren die Kämpfe, die Molière durch den „Tartufe“ anregte. Dieses berühmte Werk war schon 1764 abgefaßt und einige Mal vorgelesen, auch die drei ersten Akte auf Privatbühnen dargestellt worden. Dadurch erhielt es Bekanntheit genug, um die Geistlichkeit und die Frömmler zur äußersten Anstrengung zu veranlassen, daß es nicht öffentlich, nicht vor dem Hof aufgeführt werde. Noch heutzutage fehlt es in Frankreich dem „Tartufe“ gegenüber nicht an Umtrieben dieser Art. Wir freilich schätzen an der herrlichen Dichtung nicht blos die Meisterschaft der Form und der Charakterzeichnung, sondern namentlich den hochsittlichen Geist, von dem sie eingegeben ist. Die echte, unbefangene, menschenfreundliche Religiösität und Andacht ist nie wärmer und herzlicher gepriesen worden, als eben im Tartufe. Aber das half nichts; Verlogenheit, Herrschsucht und Eigennutz wollten die geselligen Vortheile nicht aufgeben, die sie unter der Maske pfäffischer Entsagung gewonnen hatten. Damals wie jetzt verhielt sich der Frömmler zum Frommen etwa wie der Quacksalber zum Arzt; aber die Tartufes hatten mehr Gift und mehr Enfluß als die Charlatans, über deren Verspottung wenigstens die besseren Aerzte zu lachen vermochten. Gerade beim Tartufe scheint es übrigens nach neueren Untersuchungen festzustehen, daß der Dichter eine bestimmte Persönlichkeit, den Abbé Roquette, im Sinne hatte, den er nach seiner Lieblingsspeise (Trüffel, provinziell tartoufle) bezeichnete. Der Erzbischof von Paris, Harlay de Champvalon, erließ ein Rundschreiben, worin jeder Schauspieler, der sich an der Aufführung des Lustspiels betheiligen würde, mit der Excommunication bedroht wurde; ja der Abt von Saint Barthelemy erklärte, Molière habe den Scheiterhaufen verdient. Der Dichter bemühte sich Jahre lang vergeblich, den einflußreichsten Personen, auch dem päpstlichen Nuntius, seine Angelegenheit in einem günstigeren Lichte zu zeigen. Erst 1669 kam das

Stück zur Aufführung; König Ludwig stand noch in seiner guten Zeit; am Schlusse des Jahrhunderts würde er die Erlaubniß schwerlich ertheilt haben. Tartufe wurde mehr als 50 Mal hinter einander gegeben.

Im Februar 1673 wurde Molière, während er den „eingebildeten Kranken" spielte, in der oben erwähnten Scene, gerade da er als neuer Doctor den Eidschwur aussprach, von einem heftigen Uebel befallen, das sich als ein Blutsturz kundgab; er starb nach wenigen Stunden in seiner Wohnung auf der Straße Richelieu. Auf ein dringendes Bittschreiben der Wittwe gestattete der Erzbischof Harlay, daß die Leiche auf dem Kirchhofe der Pfarrei Sanct Eustachius begraben wurde, doch nicht bei Tage; auch sollte keinerlei kirchliche Ceremonie dabei vollzogen werden; das Begängniß fand unter zahlreicher Begleitung bei Fackelschein statt. Bossuet gestattete sich in seinen „Betrachtungen über die Komödie" die lieblosen Worte: „Er schritt von den Scherzen des Theaters, unter welchen er fast den letzten Seufzer ausstieß, unmittelbar vor den Richterstuhl Desjenigen, welcher spricht: „Wehe Euch Lachenden, denn Ihr werdet weinen." Man muß sich erinnern, daß der große Kanzelredner Massillon der Ansicht war, nicht blos der Besuch des Theaters, sondern sogar das Lesen dramatischer Werke sei tadelnswerth.

Von anderen Lustspieldichtern genügt es, Regnard (1655—1709) zu erwähnen, dessen Stücke man sehr unterhaltend fand, wie sich denn auch einige derselben auf der französischen Bühne erhalten haben; in den „Menèchmes" wendet er das schon den Alten geläufige Motiv an, durch die Aehnlichkeit zweier Hauptpersonen komische Verwickelungen herbeizuführen *). Weit bedeutender für die Entwickelung des modernen Geschmackes ist der oben genannte Quinault (1635—1688). Seine Tragödien werden von Boileau sehr ungünstig beurtheilt, da dieser ihnen den Beifall, den sie neben Racine und Corneille fanden, nicht gönnte. Später entsagte er der selbstständigen Dichtungsweise; er richtete seine Stücke für die musikalische Begleitung ein, welche ihnen Lully gab, und wurde dadurch neben diesem der Schöpfer der französischen Oper. Am meisten aber spricht für ihn, daß man seine Textbücher, unter welchen „Armida" das berühmteste ist, noch heute mit Vergnügen liest, während Lully's Musik vergessen ist. Vielleicht keine Kritik des strengen Boileau ist demselben von den Späteren, namentlich von Voltaire, so verübelt worden, als die Ausfälle, die er

*) Auch das von Schiller bearbeitete Picard'sche Lustspiel „Der Neffe als Onkel" hat im Original den Titel „Nochmals Menächmen" (Encore des Ménechmes), da bei Plautus die beiden ähnlichen Brüder diesen Namen führen.

gegen Quinault richtete. Boileau sah in der Oper mit ihren Feenspielen und Schäferinnen eine Verweichlichung, die er neben dem heroischen Drama nicht aufkommen lassen wollte. Voltaire aber, der in seiner Anfangszeit den alternden Ludwig und seinen Despotismus heftig bekämpfte, sah in späteren Jahren Alles, was sich auf die glänzende Zeit der französischen Litteratur bezog, in verschönerndem Lichte.

Die unbestrittene Geltung des damaligen französischen Drama's als eines klassischen ist vornehmlich eben durch Boileau festgestellt worden, der als Geschmacksrichter das höchste Ansehen erlangte. Sein Name gehört daher in Deutschland bei den Freunden einer naturwahren, lebenskräftigen Dichtung nicht zu den beliebten. Er gilt uns als Vertreter jenes Geschmackes, der durch Lessing gestürzt wurde, und noch mehr ist es durch die kritische Thätigkeit der Romantiker Sitte geworden, ihn fast als einen französischen Gottsched, als den Freund einer steifen Regelmäßigkeit und eines unechten Pathos zu betrachten. Die Mängel des französischen Dramas, die mißverständliche Auffassung des Aristoteles, das Beengende der sogenannten drei Einheiten sind uns längst klar geworden. Wir wissen jetzt, daß die Einschränkung der Handlung auf 24, höchstens 30 Stunden und auf einen einzigen Saal die Wahrscheinlichkeit, der sie dienen soll, eher stört und mitunter aufhebt. Selbst die Schilderung der Liebe, welche die glänzendste Seite der Franzosen zu sein schien, ist in ihrer Schwäche gezeigt worden durch Lessing's schlagende Bemerkung, daß sie (freilich zunächst Voltaire) den Kanzleistil der Liebe vortrefflich verstehen, daß aber der beste Kanzlist oft nur wenig von den Geheimnissen der Liebe wisse. Dies darf uns für das hohe Verdienst Boileau's und für den heilsamen Einfluß, den er am Schlusse des Jahrhunderts auf Deutschland übte, nicht blind machen. Wenige Kritiker haben ihren bedenklichen Beruf so muthig und folgerichtig, so rein aus Liebe zur Sache ausgeübt. Nicolas Boileau Despréaux, geboren 1633 zu Crosse bei Paris, war, wie Molière eine zeitlang, zum Advokaten bestimmt, versuchte sich aber früh an einer Tragödie und einer Satire, die wegen ihrer Vorzüge im Ausdruck und namentlich im Reim, bevor sie im Druck erschien, bei der Gesellschaft des Hotel Rambouillet Beifall fand. Doch trat er der dort herrschenden Richtung früh entgegen, wie er denn sein ganzes Leben hindurch den Kampf gegen das Ueberladene, Gezierte und Fantastische redlich durchführte. Klarheit, Verständigkeit, schlichte und natürliche Entwickelung waren die Grundsätze, die er zumeist empfahl. Demgemäß drang er auch auf eine dem Sinn entsprechende Behandlung des Reims. Keine Vorschrift eines ausländischen Kritikers ist in Deutschland seit Kaunitz' Zeiten so oft

wiederholt worden, als die Boileau'sche, daß der gesunde Verstand sich mit dem Reim vertragen müsse (que toujours le bon sens s'accorde avec la rime; Art poétique, I, 28). Er selbst behandelt den Alexandriner nicht mit Molière's genialer Leichtigkeit, aber mit Anmuth und Wohllaut; wobei man überhaupt beachten muß, daß dieses Versmaaß im Französischen, wo die strenge Abwechslung betonter und unbetonter Silben wegfällt, bei weitem nicht so eintönig klappert, wie im Deutschen. Boileau arbeitete nicht nur als Satiriker fort, sondern schrieb eine Abhandlung über die Satire, in der er sich zuerst als Theoretiker zeigte. Im Jahr 1672 erschien seine „Dichtkunst" (Art poétique), die lange Zeit als ein Gesetzbuch galt und der sogenannten Art poetica zur Seite gestellt wurde. Der Vergleich ist unstatthaft, wenn man auch zugeben muß, daß beide Dichter den Ton einer hochgebildeten, litterarisch angeregten Gesellschaft als Meister anschlugen. Aber Horaz geht in seinem Sendschreiben an die Pisonen aus dem Stil einer zwanglosen Mittheilung nie hinaus, während Boileau entschieden lehrhaft und darum weit trockener verfährt. Durch seine Angriffe auf Chapelain, Calprenède, auf die beiden Scudery, Bruder und Schwester, durch die standhafte Hochhaltung Racine's gegen Pradon und Andere hatte sich der Dichter viele Feinde gemacht; aber die Grundsätze, die er vortrug, drangen durch. Er war ein redlich gesinnter, furchtloser, aufrichtiger Charakter; daß er Lobgedichte auf Ludwig verfaßte, kann seinen Ruhm nicht schmälern. Eines derselben, in welchem er den Rheinübergang bei Tolhuys besingt, haben wir in der politischen Geschichte erwähnt; dasselbe beweist nur, daß der Dichter inmitten seiner Nation stand, welche der jugendliche Monarch durch Thatenlust und anmuthiges Wesen bezauberte. Seine Vorliebe für Port-Royal verleugnete Boileau selbst in der königlichen Antichambre nicht.

Was Boileau von schöpferischem Dichtergeiste besaß, gab er in dem komischen Epos „der Chorpult" (le Lutrin) zu erkennen. Er hat das Verdienst, in dieser Gattung ein mustergiltiges Werkchen geschaffen zu haben, lange vor dem Engländer Pope, der in derselben den höchsten Ruhm erreichte. Der Gegenstand ist ebenso geringfügig wie in Pope's Lockenraub; es handelt sich darum, ob ein altes Chorpult wieder vor dem Stehplatz des Vorsängers aufgerichtet werden soll. Da nun das Epos nach französischer Vorstellung einer Götter-Maschinerie nicht entbehren kann, so mischen sich allegorische Wesen ein, wie die Zwietracht und die Chicane. Das ganze ist von scherzhaften Wendungen, von neckischen Ausfällen, namentlich gegen die Geistlichkeit durchzogen und gibt somit Zeugniß von dem echt nationalen „gallischen" Geiste, der auch in Molière und Lafontaine lebendig

war. Zu diesem nationalen Geiste steht Boileau in einem für ihn wie für das eben aufdämmernde Jahrhundert der Aufklärung sehr bezeichnenden Verhältniß. Eigentlich knüpft er an Malherbe's strengen Stil an, der in seiner Feindseligkeit gegen spanischen Schwulst und italienische Ziererei ebenfalls national ist; er empfiehlt denselben als Muster; doch immer stehen ihm die Alten als höchste Vorbilder da. Zugleich erkennt er unter den älteren Dichtern Villon und Marot, die wir eingehend besprochen haben, als Meister eben jenes echt französischen Ausdrucks an, den man seit einiger Zeit als esprit gaulois bezeichnet. Was aber hinter ihnen liegt, das Mittelalter und die Periode der Völkerwanderung, worin doch die Keime des Volksthums auch für die Poesie liegen, ist ihm unbehülfliche Barbarei. Die Rolandslieder, die Thiersage waren unbekannt; er erwähnt nur die verwirrte Kunst (l'art confus) der alten Romanzendichter. Noch stärker tritt diese Auffassung gelegentlich bei Molière hervor, der in einem seiner Gedichte von gothischen Ornamenten spricht und sie bezeichnet als gehässige Ungeheuer aus unwissenden Jahrhunderten (ces monstres odieux des siècles ignorants). Erklärlich ist diese Denkweise durch den Bildungsgang, den die romanischen Völker und in Deutschland wenigstens die Gelehrten seit Beginn der Renaissance durchgemacht hatten.

Boileau erfuhr zwar nicht, wie Racine, Kränkungen von Seiten Ludwig's; aber er fühlte doch bei seinem geraden Wesen, wie die Atmosphäre um den Thron sich trübte und wenig mehr für ihn paßte. Dazu kamen die Unglücksfälle des spanischen Erbfolgekrieges, die gesteigerte Frömmelei, die Zerstörung von Port-Royal, der Tod seiner Jugendfreunde. Er zog sich vom Hofe zurück, dichtete nur aus Gewohnheit noch Einiges und starb im Jahr 1711. Aber der Geist der Kritik und Polemik, den er angefacht hatte und der damals in allen Culturländern Europas thätig war, wirkte um ihn her fort. Die glänzenden und zum großen Theil auch gediegenen Leistungen der französischen Schriftsteller hatten das natürliche Selbstgefühl der gebildeten Kreise ungemein gesteigert; es galt für selbstverständlich, daß diese neue Litteratur der des augustischen Zeitalters gleichkomme. Den stärksten und wahrhaft naiven Ausdruck dieser Schätzung des eigenen Werthes findet man in den Schriften des Jesuiten Bouhours (1627—1702), namentlich in seinen „Unterhaltungen Eugen's und Arist's." Bouhours bemüht sich, wie ein eleganter Weltmann zu schreiben; er weist nach, wie die französische Sprache die einzige sei, welche Kürze mit Klarheit, Reinheit mit Schmuck vereinige; die Lateiner und Griechen werden dunkel durch Kürze; das Spanische gleicht einem trüben, sprudelnden Gießbach, das Italienische einem matten

Bächlein, nur das Französische ist ein befruchtender Strom. Es wirft die Zierrathen der Assonanz und der Buchstabenspiele weg, und seine Poesie ist fast so frei von Metaphern als seine Prosa; es duldet nichts Mühsames oder Affectirtes. Auch die Aussprache der Franzosen ist die einzig natürliche; die Asiaten singen, die Deutschen röhren wie Hirsche, die Spanier spritzen die Wörter aus, die Italiener seufzen, die Engländer flüstern, nur die Franzosen sprechen; nur sie können die zartesten Gefühle aussprechen, nur sie haben Gefühlsausdruck im Gesang. Da dürfen wir uns kaum wundern, wenn Bouhours in einer anderen Schrift alles Ernstes die Frage vorbringt, ob ein Deutscher Witz haben kann. Der geistvolle Wernicke hat ihn dafür in einem Epigramm gezüchtigt, welches aber Bouhours schwerlich gelesen hat. Indem nun die Selbstschätzung keine Grenzen mehr kannte, gingen Einige so weit, die neueren Franzosen als die eigentlichen Klassiker geradezu über die Griechen und Römer zu setzen. Der erste, der sich dieses erlaubte, war Charles Perrault (1628—1688), der sich durch Bearbeitung von Volksmärchen ein sehr großes Publikum erworben hatte. Seine Sammlung führt den Titel „Erzählungen meiner Mutter Gans" (Contes de ma mère l'Oye); er entfernt sich aber von dem schlichten Ton der Ueberlieferung mindestens eben so weit, als unser Musäus. Perrault las 1687 in der Akademie ein Gedicht vor, welches die nachher bis zum Ueberdruß wiederholte Aufschrift trug: „Le Siècle de Louis le Grand." Diese Vorlesung regte zuerst jenen Streit über den Werth der Alten im Vergleich zu den Neuen an, der sich nach England und Deutschland verbreitete. Die Frage wurde zu einem Ferment in einer Zeit, wo man sich um ästhetische Grundsätze bemühte; es knüpfte sich daran die umfassendste litterarische Fehde die wir kennen, womit wir keineswegs sagen wollen, daß sie auch die fruchtbarste war. In Frankreich stellte sich Boileau auf die Seite der Alten; denn so hoch er auch seinen Racine und Molière hielt, hatte er doch eine zu gründliche klassische Bildung, um nicht von dem dauernden vorbildlichen Werth der antiken Dichter, Redner und Historiker überzeugt zu sein. Auch der sehr angesehene Bischof von Avranches, Huet, der als Lehrer des Dauphin die früher erwähnte Ausgabe der Klassiker (in usum Delphini) zu besorgen hatte, stellte sich auf dieselbe Seite. Später übernahm das Gelehrtenpaar Dacier die Leitung im Kampfe. Madame Dacier (1654—1720) war die Tochter eines, sehr berühmten protestantischen Gelehrten, Tannegui Lefebvre, der seinen Namen in „Tanaquil Faber" latinisirte. Sie vermählte sich mit André Dacier; während der Hugenottenverfolgung traten Beide zum Katholicismus über. Madame Dacier übersetzte den Homer, den Anakreon, die Wolken und den Plutus des Aristophanes ins Fran=

zösische, ihr Gemahl, der in der Folge Secretair der Akademie wurde, den Horaz und die Poetik des Aristoteles. Sie mußten daher ihren Beruf darin erkennen, die Sache der Alten zu führen. Uns erscheint es sonderbar genug, daß die Dacier es noch nöthig hatte, in ihrem „Homère défendu“ die Ilias und Odyssee gegen den Jesuiten Hardouin in Schutz zu nehmen. Die Gegner der Alten waren witzig und schlagfertig, aber seicht; im Grunde stellten sie der philosophischen Pedanterie eine nicht bessere entgegen, nämlich die des Hofgeschmacks. Jedenfalls bestärkten sie die Nation in einem unseligen Sicherheitsgefühl, wobei man die Möglichkeit, erreicht oder gar überflügelt zu werden, nicht entfernt in Betracht zog.

Zu den großen Dichtertalenten, deren sich Frankreich unter Ludwig XIV. rühmen konnte, gehört Jean de Lafontaine, der seinen großen Freunden zwar nicht an umfassenden Leistungen, aber an echter Begabung gleichkommt und sie an Frische und Lebendigkeit vielfach übertrifft. Er war im Jahr 1621 zu Chateau Tierry geboren; sein Vater, der das Amt eines maître des eaux et forêts bekleidete, gedachte dasselbe später auf den Sohn zu übertragen. Lafontaine war nichts weniger als frühreif; selbst seine poetische Begabung soll erst im 22. Jahr beim Anhören einer Ode von Malherbe erwacht sein. Man gefällt sich darin, ihn als einen sorglosen, um die Welt unbekümmerten, in sich gekehrten Gefühlsmenschen zu schildern; auch sein Aeußeres soll unbedeutend gewesen sein und seine Gesichtszüge sich nur in aufgeregter Unterhaltung belebt haben. In der ersteren Beziehung ist man offenbar zu weit gegangen; einige Anekdoten von seiner Zerstreuung mögen richtig sein, auch mag er in ökonomischen Dingen eine naive Nachlässigkeit gezeigt haben; aber wer über den eigenen Beruf so sichere Rechenschaft gibt und über Alles, was denselben angeht, so fein urtheilt, wie Lafontaine, war keineswegs ein Naturbursche. Er las mit Vorliebe Horaz und Terenz, ferner die Italiener, von älteren französischen Autoren Marot, Rabelais und die muthwilligen Erzählungen der Königin von Navarra; griechisch verstand er wahrscheinlich nicht. Obwohl verheirathet, ließ er sich doch von Mazarin's Nichte, der Herzogin von Bouillon, die sein Talent entdeckt hatte, zur Uebersiedelung nach Paris bewegen und sah von dieser Zeit an Frau und Kind nur selten. Während seine Sprache die feinste Durchbildung verräth, blieben seine Neigungen die einfachsten; ein Spaziergang, ein behaglicher Sitz im „alten Taubenschlag“ bei Freunden wie Acant (Racine), Molière und Boileau genügten ihm. Das Hofleben und die Art von Gönnerschaft, wie Ludwig sie ausübte, paßten wenig für ihn; dagegen war es ganz in der Ordnung, daß wohlwollende Damen und Herren ihn bei sich

aufnahmen und endlich für seinen ganzen Haushalt sorgten. Der Geist der Opposition, der Fronderie, der schalkhaften Verspottung hohler und anmaaßender Größe verleugnete sich niemals bei ihm, war ihm vielmehr so natürlich, daß er in voller Absichtslosigkeit hervortrat. Eine officielle Ehre ward ihm in seinem 63. Jahre zu Theil, indem er in die Akademie aufgenommen wurde (1684); die „Unsterblichen" zogen ihn seinem Mitbewerber Boileau vor, der erst einige Monate später auf Ludwig's ausdrücklichen Wunsch gewählt ward und hierauf mit Lafontaine zusammen feierlich eintrat*). Das Verhältniß zwischen beiden scheint erkaltet zu sein; in der „Dichtkunst" wird weder die Gattung der Thierfabel noch Lafontaine erwähnt.

Eine ganze Reihe von hohen Persönlichkeiten nahm sich des Dichters an; nach der Herzogin von Longueville zunächst der General-Intendant Fouquet, dessen nicht unverdienten, aber grausamen Sturz wir oben (S. 83) erzählt haben. Es gereicht Lafontaine zur Ehre, daß er seines Gönners auch nach der Katastrophe mit Anhänglichkeit gedachte und seine Vergehen gegen das öffentliche Gut wo nicht abzuleugnen, doch menschlich zu erklären suchte**). Auf dem Schlosse Fouquet's zu Vaux hatte man ein üppiges, glänzendes Dasein geführt; dorthin paßten auch die „Contes", welche der Dichter 1665 gesammelt herausgab. Er benutzt in denselben die alten Erzählungsmotive, welche im späteren Mittelalter, zum Theil vom Orient aus, in die Litteratur Europas eindrangen; er gab manchem fabliau, für Frankreich wenigstens, die endgültige Form und man hat daher an diese Sammlung interessante litterarische Nachweise geknüpft. Diese Contes sind ganz von Schalkhaftigkeit und Muthwillen erfüllt; die Auswahl der Stoffe ist keineswegs lobenswerth; sie gehen über die Grenze des Schicklichen weit hinaus; Frauen und Mönche erscheinen hier an der menschlichen Schwäche sehr betheiligt; dabei ist die Sprache durchweg bei aller Feile belebt und natürlich. Des Dichters Behauptung, daß diese Gattung einer gewissen Freiheit bedürfe (wobei er sich ziemlich gravitätisch auf die Alten beruft) entschuldigt ihn nicht, scheint aber

---

*) Molière war bekanntlich niemals Mitglied der Akademie; er hätte es werden können, wenn er sich vom Theater getrennt hätte. Später wurde seine Büste im Versammlungs-Saal aufgestellt mit der wie uns dünkt etwas geschraubten Inschrift: „Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre"

**) Voila le précipice ou l'ont enfin jeté
Les attraits en chanteurs de la prosperité!

Die schöne „Elegie an die Nymphen von Vaux", worin diese Verse vorkommen und worin es auch heißt „C'est être innocent que d'être malheureux" fand allgemeinen Beifall; nur Colbert scheint sie dem Dichter nicht verziehen zu haben.

nicht unbegründet; auch unser frommer Gellert gestattet sich zwar nicht in den Fabeln, aber in den Erzählungen mitunter ein frivoles Schmunzeln.

Von den „Fabeln erschienen zuerst (1668) sechs Bücher unter dem bescheidenen Titel „Fables d'Esope, mises en vers par Mr. de La Fontaine;“ nachher wurden sie zu zwölf Büchern erweitert und er selbst nennt die Sammlung „ein Drama von mehr als 100 Akten.“ Das Werk ist weltberühmt geworden, hat in Deutschland mehr als ein anderes Nachahmung geweckt und wohl noch Jahrhunderte lang werden einige Stücke im Munde der Kinder wie der Erwachsenen fortleben. Die Moral schließt sich bei Lafontaine der Erzählung zwanglos an und verräth mitunter einen tieferen Denker und Beobachter, als man in ihm voraussetzt. Am vollendetsten aber ist die Darstellung; nicht blos jeder einzelne Thiercharakter, sondern auch ihr Verkehr ist aufs Anschaulichste belebt; man wird bald an holländische Genrebilder, bald an Scenen aus Reineke Fuchs erinnert. Gerade die feine Ausmalung indessen entfremdet diese Gedichte dem Begriffe des Apologs oder der echten äsopischen Lehrfabel, wie Lessing ihn festgestellt hat; denn diese ist eben um der Lehre willen vorhanden und hat sich daher in dem erzählenden Theile so schlicht und knapp wie möglich zu halten. Es war gewiß wohl gethan, daß Lessing durch seine Theorie und sein Beispiel der breiten Redseligkeit unserer deutschen Fabulisten eine Schranke zog; jedoch nimmt selbst Jakob Grimm die Lafontaine'sche Art mittelbar in Schutz, indem er die Verbannung jeder schmückenden Zuthat als viel zu schroff bezeichnet.

Auch Lafontaine hatte in seinem Alter von der in Frankreich aufkommenden religiösen Stimmung zu leiden. Nichts ist bezeichnender für ihn als die Art, wie er die Zumuthungen der Bußprediger aufnahm, ohne sich irgendwie zu ändern. Er mußte Jahre lang, bis zu seinem Tod, eine Stachelkette um den Leib tragen, er mußte seine bußfertige Reue wegen der leichtsinnigen „Erzählungen“ nicht nur vor seinem Beichtvater, sondern in öffentlicher Sitzung vor der Akademie aussprechen. Er mußte seine Ueberzeugung von der Ewigkeit der Höllenstrafe bekennen; doch soll er sich die Ansicht vorbehalten haben, daß die Verdammten sich an ihre Qual nicht nur gewöhnen, sondern schließlich bei derselben ganz wohl befinden. Dem Hofe wurde er gleichwohl immer fremder und gefiel sich besser in den epikuräischen Kreisen der Brüder Vendome und anderer großen Herren von gleicher Sinnesart. Fénélon war nicht so streng gegen ihn als der König und Boileau; er schrieb in lateinischer Sprache ein Lob (elogium) des Fabeldichters und gab dasselbe seinem Zögling, dem Enkel des Königs, als Aufgabe zum Uebersetzen ins Französische. Der junge

Herzog von Bourgogne übersandte darauf dem Dichter aus eigenem Antrieb eine goldgefüllte Börse; sie traf zufällig an demselben Tag ein, als Lafontaine die letzten Sacramente der Kirche erhielt; er starb im Mai 1695. Französische Schriftsteller fassen dieses Geschenk als den sinnbildlichen Dank der Kinderwelt gegen ihren Freund auf.

In dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts gewannen die Theologen und Prediger sowohl in der inneren Geschichte von Frankreich, als am Hof und in der Litteratur überwiegenden Einfluß. Die erste Rolle dabei fiel dem berühmten Bossuet zu. In seinem Lobe sind die Franzosen der verschiedensten Richtung so einig, daß der Ausländer kaum den Muth behält, seine Einwendungen vorzubringen. Wenn selbst Villemain in jenes Lob einstimmt, so ist dies ein Beweis mehr, wie weit ein Franzose im Zweifel, ja im Unglauben gehen kann, ohne darum die herkömmliche Deferenz gegen geistliche Dinge außer Acht zu lassen. Bossuet besitzt im höchsten Grad alle bestechenden und imponirenden Eigenschaften, deren der oberste Prälat eines Königreiches bedarf: eine nie versagende Beredsamkeit, der glänzende Wendungen ungezwungen zu Gebote stehen; einen Stil voll Festigkeit, zugleich aber überaus schwungvoll und leicht; dazu die Ueberzeugung, daß er durch Aufrechthaltung der kirchlichen Einheit dem Staate wie der Gesellschaft dient und dem Königthum nützt, das ihn und seines Gleichen nicht entbehren kann. Hierzu kommt noch die Vorliebe für eine klare, faßliche Lehre, sowie die Abneigung gegen entzückte Anschauungen und subjective Regungen der Menschenseele, mochten sie auch einer noch so frommen Gottesliebe entstammen. Diese Abneigung hatte Fénélon zu empfinden. Bossuet war als Redner nachdrucksvoll und fesselnd, als Schriftsteller ungemein rüstig und schlagfertig; immer stand ihm ein geordneter Plan zu Gebote, welchen er mit Sicherheit einhielt. Seine Landsleute aber sind mit diesen Zugeständnissen selten zufrieden und wollen ihn in allen Dingen zum Rang eines Kirchenvaters erheben. Bossuet war 1627 zu Dijon geboren; er wurde früh Doctor der Sorbonne, zeichnete sich aber noch mehr im Alter von 25 Jahren durch Widerlegung eines protestantischen Katechismus aus. Vor dem König predigte er zum ersten Mal 1661 in der Kapelle des Louvre. Ludwig fand den Mann, den er brauchte, schnell heraus; er ließ dem Vater des Redners brieflich zu einem solchen Sohn Glück wünschen. Während beinahe 10 Jahren bestieg er fast alle Kanzeln von Paris; der Hof, das Volk und selbst die Genossen von Port Royal strömten ihm zu. Man kann nicht sagen, daß er schmeichelte; er ruft vielmehr seinen Zuhörern zu: „der Erfolg meiner Rede wird Euch richten!“ Es ist sogar ausdrücklich hervorzuheben, daß damals bei dem völligen Verstummen der politischen Meinung, die Kanzel

doch noch den Genuß der unabhängigen Rede gewährte, obwohl diese mehr in sittlichen Mahnungen allgemeiner Art, besonders in nachdrücklichem Hinweisen auf die Vergänglichkeit irdischer Größe bestand. Dieser Umstand scheint vor Allem seinen Trauer- und Grabreden (oraisons funèbres) einen mächtigen Eindruck verliehen zu haben. Bossuet war ein tüchtiger Kenner der Alten, hatte sich aber fast noch eingehender mit der Bibel beschäftigt und den warnenden, strafenden Ton der Propheten und Apostel angeeignet. Seine Hinweise auf das menschliche Nichts hatten vor dem Katafalk einen majestätischen Klang; am berühmtesten waren seine Reden beim Tode der ersten Herzogin von Orleans (1670) und des großen Condé (1687), der letzten oraison funèbre, die er überhaupt gesprochen hat. Daß in solchen Prachtstücken die schlichte Wahrheit mitunter Schaden nimmt, ist selbstverständlich. Am Sarge der Königin Maria Theresia, der sanften und frommen Gemahlin Ludwig's, entwarf der Redner ein schönes Lebensbild der Verstorbenen; ihr Gemahl erscheint darin ohne Schatten, einzig als der fürstliche Held. Bossuet hatte inzwischen sein Bisthum niedergelegt, um sich der Erziehung des Dauphin zu widmen; nachdem er diesem Amte zehn Jahre lang vorgestanden, wurde er zum Bischof von Meaux ernannt, in welcher Gemeinde er seine letzten Jahre verlebte; er starb 1704.

Während Bossuet heutzutage in seinem Vaterlande wahrhaft als Verkörperung der Beredsamkeit gilt, haben ihm seine Zeitgenossen mehr nach anderer Seite hin Lobsprüche gespendet; sie preisen ihn als den Athleten der Kirche, den siegreichen Bekämpfer ihrer Feinde, als Geschichtsphilosophen und Bibelkenner. Ein französischer Litterarhistoriker, Demogeot, ist der Ansicht, man habe ihn zu hoch verehrt, um an seine Reden den Maaßstab eines Kunstwerkes zu legen. In wie weit diese sinnreiche Wendung begründet ist, können wir kaum entscheiden. Allerdings, wenn die Memoirenschreiber und die berühmten Briefsteller der Zeit, wie z. B. Frau von Sévigné, sich über Kanzelberedsamkeit verbreiten, halten sie sich mehr an Bourdaloue und Flechier, sowie später an Massillon. Flechier (1632—1710), der die Leichenrede am Sarge Bossuet's hielt, ist vor Allem Stilist und läßt den Hörer (oder den Leser) keinen Augenblick die aufgewandte Kunst und Mühe vergessen. Auch Bourdaloue (1632—1704) sprach in strengem Stil; aber er wirkte vorzugsweise durch die Macht des Gedankens und hielt allen bestechenden Schmuck von der Predigt entfernt. Seine Deduction ist musterhaft; er fesselt, ohne auf Rührung auszudehen. Kaum ein anderer Jesuit hat sich als Kanzelredner von allem Pathos, von aller Einwirkung auf die Geschmacksschwächen seiner Hörer so fern gehalten. So wahrte er sich eine edle Unabhängig-

keit und scheute sich nicht, in Ludwig's Gegenwart für strenge Haussitte das Wort zu nehmen und den Ehebruch in seiner ganzen Strafbarkeit zu schildern; er erlaubt sich sogar, die Erblichkeit der Aemter als eine Versündigung gegen die Gerechtigkeit darzustellen; er ruft den Reichen ihre Pflichten schonungslos ins Gedächtniß und erklärt, nur die menschliche Verderbtheit habe eine gleichmäßigere Vertheilung der Güter unmöglich gemacht. Bourdaloue, der die Kanzeln der Hauptstadt in demselben Jahr bestieg, als Bossuet davon zurücktrat, nahm mehr als dieser die Geisteskräfte der Zuhörer in Anspruch. Wo es gilt, die Wahrheit der christlichen Lehre zu erweisen, macht er am liebsten auf ihren geschichtlichen Erfolg aufmerksam. „Ein Mensch", sagt er, „dessen Kreuz vom schimpflichen Orte der Hinrichtung in den Kronschmuck der Könige und Kaiser übergegangen ist, ein Mensch, der ohne Waffen den Götzendienst besiegt, über den Aberglauben triumphirt, den Erdkreis überwältigt hat, während die größten Könige zur kleinsten Eroberung so vieler Hülfe bedürfen; der, was noch wunderbarer ist, bei Lebzeiten ausdrücklich vorhergesagt hat, daß Alles sich so erfüllen werde: ist der nicht mehr als ein Mensch?" Es spricht immerhin sehr zu Gunsten der Geistesbildung und der höheren Interessen, welche damals die Gesellschaft von Paris belebten, daß Prediger wie die Genannten so mächtig zu wirken vermochten; ja in keiner Beziehung zeigt sich der Abstand des deutschen Culturzustandes vom französischen in dieser Zeit so deutlich, als wenn wir unseren Abraham a Santa Clara mit einem Flechier, Bourdaloue oder Massillon vergleichen. Massillon (1663—1742) gehört mit der größeren Hälfte seines langen Lebenslaufes dem 18. Jahrhundert an; er verlebte jedoch die letzten 20 Jahre als Bischof von Clermont in seinem Sprengel. Er ergriff das Gemüth durch die tiefe Menschenkenntniß, mit welcher er die Leidenschaften schildert. Wahrhaft erschütternd wirken seine Warnungen an die Großen und Reichen, denen er das Schreckbild des „Ennui" (der Blasirtheit) vor Augen stellt, den Mißbrauch ihrer günstigen Lage zum Vorwurf macht und weissagt, daß ihre Nachkommen dafür büßen würden. Seine Sprache war ohne Ziererei von solchem Wohllaut, daß man ihn in französischer Weise den Racine der Kanzel genannt hat. Er sprach ruhig, gleichmäßig und fast ohne alle Gesten. Seine letzte Rede hielt er am Grabe der zweiten Herzogin von Orleans, der pfälzischen Elisabeth Charlotte († 1722).

Massillon hielt auch Ludwig XIV. die Leichenrede; er begann sie mit den Worten „Gott allein ist groß", womit er wahrscheinlich seinem eigenen und noch manchem anderen gepreßten Herzen Luft machte. Unter allem Glanze des grand siècle regte sich nämlich eine doppelte Opposition. Das Gefühl der unterdrückten Geistesfreiheit und Men-

schenwürde, das Racine sich selbst kaum bekannte, das aber Fénélon schon kund gab, war den Franzosen nicht völlig abhanden gekommen; die vertriebenen Protestanten thaten das Nöthige, um es rege zu erhalten. Dazu kam aber eine zweite Art von Widerstand; die Gesellschaft barg noch epikuräische Elemente genug; die Lacher und Zweifler aus der Schule eines Montaigne und Rabelais waren nicht ausgestorben. Der gallische Geist vertrug sich nicht mit der Atmosphäre des Hofes, welche immer schwüler und drückender wurde. England und Holland waren in der Nähe; auch lebte in der Nation selbst ein Geist der Nüchternheit und Neckerei, der die feierliche Größe gern auch einmal von der Kehrseite betrachtete. Mit dem Ausgang des Jahrhunderts begann sich diese doppelte Opposition zu regen; schon vor Ludwig's Tode werden die Zornrufe über seinen wahnsinnigen Ehrgeiz nicht mehr zurückgehalten; während der Regentschaft wird die Bigotterie durch frechen Cynismus vertrieben und der Zusammenbruch kündigt sich an.

Daß Fénélon's Telemach seiner Wirkung nach erst in das 18. Jahrhundert gehört, ist schon oben bemerkt worden. Schon im Streite mit Bossuet hatte er den Hof gegen sich; doch war er wegen seiner gewinnenden Persönlichkeit, in welcher nach Saint Simon der Doctor und der große Herr wunderbar verschmolzen erschienen, insgeheim von Anhängern umgeben. Voltaire bezeichnet die beiden berühmten Prälaten als „Adler und Schwan"; die Vergleichung ist oft wiederholt worden. Wer jedoch heutzutage ihre Streitschriften mit einander vergleicht, wird finden, daß Bossuet sich allerdings zuweilen ins Poltern und Drohen verliert, daß aber sein Gegner häufig den Vortheil über ihn behält. Es klingt sehr fein, ist aber schneidend genug, wenn er dem stolzen Bischof bemerkt: „Sie wenden gegen mich oft Beleidigungen statt Gründe an; die Gründe aber, die ich vorbringe, fassen Sie als Beleidigungen auf. Wären wir doch beide in unserer Diöcese geblieben, um die Bauern zu frommen Menschen zu machen, statt der Welt mit unseren Streitigkeiten Anstoß zu geben!" *).

Die protestantischen Geistlichen, in ihren litterarischen Arbeiten auf Vertheidigung beschränkt, erhielten darin selbstverständlich weder von den Jansenisten noch von Fénélon Erleichterung. Unter den Ersteren hielt Anton Arnauld, genannt der Große, die katholische Lehre mit seltener Heftigkeit gegen jenen Jurieu aufrecht, der sich

*) Fénélon, dessen Ausdruck so geschmeidig und wohllautend ist, hatte gleichwohl von der französischen Sprache eine ganz andere Meinung als Bouhours. Er schreibt: „Je suis d'autant plus touché de ce que nous avons d'exquis dans notre langue, qu'elle n'est ni harmonieuse, ni variée, ni libre, ni hardie, ni propre à donner de l'essor." (Brief an Houdart de Lamotte).

später als Verbannter in Holland durch hartnäckige Bekämpfung Bayle's auszeichnete. Die berühmtesten protestantischen Prediger waren Claude und Saurin. Claude hatte mit Bossuet ein Religionsgespräch, nach welchem dieser bemerkte: „Ich zitterte für das Heil Derer, die ihn anhörten.“ So lange übrigens Ludwig's Absichten in Bezug auf die Reformirten im Dunkeln blieben, suchten die Pastoren ihre Heerde in strenger Loyalität zu erhalten. Noch im Jahr 1676 predigte Claude: „der Schutz unseres mächtigen Monarchen muß neben demjenigen Gottes unsere einzige Zuflucht sein.“ Neun Jahre später, bevor er Frankreich verlassen mußte, tröstete er seine Gemeinde mit dem Zuspruch: „Ihr werdet keinen Hirten mehr haben, aber der Meister der Hirten, das Haupt und der Vollender des Gesetzes wird bei Euch sein.“ Nicht so gelehrt wie Claude, aber ein vollendeter Redner war Jakob Saurin (1677—1730). Nach dem Widerruf des Edictes von Nantes ging er nach Genf und machte von seinem 17. Jahr an als Fähnrich in einem Regimente, das aus französischen Flüchtlingen gebildet war, einige Feldzüge gegen Frankreich mit; genau 100 Jahre bevor die royalistischen Emigranten gegen ihr Vaterland dienten. Dennoch trat er später als Prediger im Haag ohne Bitterkeit auf und seine Reden werden noch jetzt auch von Katholiken geschätzt. In der berühmtesten derselben, vom Jahr 1706, weist er darauf hin, wie viele gute Christen aus der Heimath vertrieben seien oder in Gefängnissen, ja auf den Galeeren schmachteten; dann apostrophirt er Ludwig in den Worten: „Und Du, furchtbarer Fürst, den ich einst als meinen König ehrte und den ich noch als die Geisel des Herrn achte, auch Dich schließe ich in mein Gebet ein. Diese Provinzen, die Du bedrohst', aber die der Herr schützt, diese Mauern, welche Du mit Märtyrern bevölkerst, hören noch Segenssprüche für Dich. Möge Gott die Binde von Deinen Augen fallen lassen; möge er die Ströme Blutes vergessen, womit Du die Erde bedeckt hast; möge er die Uebel, die Du uns angethan hast, aus dem Buche seines Angedenkens löschen.“

In der guten Gesellschaft, wo man Alles beschwatzte, wurde die jüngste Predigt eines Bourdaloue oder Massillon eben so eifrig wie eine neue Komödie durchgenommen. Frau von Sévigné „ging in Bourdaloue“ (allait en Bourdaloue) ebenso gern wie in ein Ballet. Mit Behagen berichtet sie ihrer Tochter über eine Predigt desselben, worin er in Gegenwart des Königs die „unreinen Sitten“ strafte; „er schlug darauf los, wie ein Blinder“, sagte sie; „er redete Wahrheiten mit verhängtem Zügel, sprach gegen Ehebruch rechts und links; rette sich wer kann, er trabt immer vorwärts.“ Aber die vornehme Welt bedurfte doch noch einer anderen Spiegelung, als die großen

Dichter und die Prediger sie zu liefern vermochten. Sie fand dieselbe in einer besonderen Gattung von Schriften, worin ihre eigenen Genossen, feine Beobachter und Menschenkenner, ihre Umgebung zeichneten und nach ihrer Weise Lehren und Schlüsse daran knüpften. Diese Art von Schriftstellern, der eine glänzende Reihe von Montaigne bis Vauvenargue angehört, wird von den Franzosen als „Moralisten" bezeichnet. Unter ihnen ist Franz VI. von Marsillac, Herzog von Larochefoucauld (1630—1680) geistig der bedeutendste, so wenig wir ihn sonst empfehlen möchten. Als Liebhaber der Herzogin von Longueville nahm er an den Unruhen der Fronde Theil; später zog er sich ins Privatleben zurück, lebte in vertrauter Freundschaft mit Frau von Lafayette und sammelte eine geistreiche Gesellschaft um sich. Sein wichtigstes Werk, die „Maximes et réflections morales" erschien 1665 und war von sehr bedeutendem Einfluß auf den französischen Stil. Es besteht aus Aphorismen, deren concise, knappe Einkleidung sehr wirksam ist; die Schreibart gewinnt hierdurch einen funkelnden Glanz, der jedoch auch manchen trivialen Gedanken heben muß und auf die Länge wie ein Feuerwerk ermüdet. Sein Moralsystem ist ein solches, wie es sich bei einem begabten Naturell unter den Kämpfen der Fronde ausbilden konnte; denn diese stellten wirklich, wie sein Gesinnungsgenosse Hobbes sich ausdrückt, einen Krieg Aller gegen Alle dar. Der Lieblingsgedanke Larochefoucauld's ist der, daß die Selbstliebe der mächtigste, ja der einzige Trieb im Menschen sei; mit einer unerbittlichen Schärfe weist er diesen Trieb sogar in den Regungen des Tugendstolzes, der Sittenstrenge, der Opferfähigkeit nach. Daß ein Gran von Wahrheit in diesen Beobachtungen liegt, läugnet wohl kein Mann von Erfahrung; auch ist es richtig, daß die edelste Aufopferung schließlich zu Gunsten eines Interesses stattfindet, das dem Menschen noch mehr am Herzen liegt als sein Leben oder was er sonst opfert. Aber eben dadurch wird die Selbstliebe zu einem solchen Grade geläutert, daß ihr der Name kaum noch zukommt. Larochefoucauld's Buch hat im ganzen 18. Jahrhundert, in welchem der Optimismus und das Vertrauen auf die Güte der Menschennatur vorherrschend waren, unter Weltleuten seine stille Gemeinde gehabt. Sie übersahen gern, daß er seine Beobachtungen zu sehr ins Allgemeine zieht und daß er auf die Menschheit überträgt, was von der Gesellschaft im engeren Sinne sich wohl sagen ließ. In dieser Weise ist sein so häufig vorkommendes „Wir" aufzufassen. So spricht er einmal den furchtbaren Satz aus: „Es liegt in dem Unglück unserer besten Freunde Etwas, das uns nicht mißfällt" (il y a dans les malheurs de nos meilleurs amis quelque chose qui ne nous déplaît pas). Und derselbe Mann, von dem diese Bemerkung ausging,

galt in seinen späteren Jahren am Hofe Ludwig's für einen redlichen Charakter und insbesondere für einen treuen Freund.

Neben ihm pflegt Labruyère genannt zu werden, dessen Denkweise jedoch sympathischer ist und der in seinem Hauptwerke mehr nach Gestaltung strebt. Geboren zu Dourdan in der Normandie, wurde er Finanzbeamter in Caen; Bossuet brachte ihn an den Hof, wo er unter Fénélon's Leitung Untergouverneur des Herzogs von Bourgogne wurde. Im Jahr 1693, drei Jahre vor seinem Tode, fand seine Aufnahme in die Akademie statt, wobei er in die Antrittsrede einen glänzenden Lobspruch auf Bossuet zu verpflechten wußte. Labruyère galt für einen Ehrenmann, der sich nicht zu Aemtern und Auszeichnungen drängte; auch zeigen sich in seinem Hauptwerke die Spuren eines tiefen Mitgefühls für die Leiden der niederen Klassen, namentlich des Landvolkes, unter dem er aufgewachsen war. Jenes Hauptwerk erschien zuerst 1687 unter dem Titel: „Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle“. Diesem Titel nach wäre die Uebersetzung der Charaktere des Theophrast, welcher nach dem Tode des Aristoteles die Leitung der peripatetischen Schule übernahm, der wesentlichste Theil des Werkes; es versteht sich aber von selbst, daß die dem Verfasser eigenthümlichen „Charaktere dieses Jahrhunderts“ weit mehr Bedeutung gewannen. Ueber das Verhältniß beider Schriften finden unsere Leser in dem dritten Bande (S. 231) einige Bemerkungen; beide sind auf die gute Gesellschaft einer überbildeten Zeit berechnet. Uebrigens hatte Labruyère ein ergiebigeres Feld; die vielseitigeren Elemente der neueren Gesellschaft, die Nachwirkungen des Ritterthums wie des Mittelalters überhaupt, der Einfluß der Frauen hatten das innere Leben verfeinert und mannigfacher gestaltet. Theophrast erscheint demnach in den Zeichnungen nicht nur schlicht, sondern hart, wenn man ihn mit seinem Nachfolger vergleicht. Zudem haben wenige Schriftsteller über die Kunst der Darstellung soviel nachgedacht, wie Labruyère; er geht von dem Grundsatz aus, es gebe für jeden Gedanken nur einen völlig angemessenen Ausdruck und dieser zeige sich, wenn man ihn, oft nach vieler Bemühung, gefunden habe, als der einfachste und natürlichste. Einige Abschnitte, wie der Gelehrte, der Egoist, der Emporkömmling (parvenu), der Feinschmecker gelten für vollendete Bildchen, wie denn das Ganze den Eindruck einer reichen, belebten Gallerie macht und überall von hellem Verstande zeugt. Er ist nicht von einem so anstößigen Pessimismus beseelt wie Larochefoucauld; das innere Wohlwollen blickt zuweilen in erfreulicher Weise durch. Dagegen wird ihm nicht die naive Leichtigkeit zugestanden, die uns etwa bei Montaigne fesselt; er ist mitunter allzusehr auf treffende

Wendungen bedacht. Diesen Vorwurf machte Boileau in seinem etwas mürrischen Greisenalter sowohl den „Charakteren“ als auch, wohl mit größerem Rechte, den ersten Schriften Fontenelle's; er sah darin ein Zeichen des Verfalls. Natürlich hat man auch bei Labruyère Anspielungen auf wirkliche Personen angenommen und es ist in diesem Sinne eine Ausgabe mit „Schlüssel“ erschienen (von Coste, Amsterdam 1720), welche aber wenig Aufschluß gewährt und noch weniger den Genuß erhöht. Bemerkenswerth ist übrigens folgendes Eingeständniß Labruyère's: „Ein Mensch, der als Christ und Franzose geboren ist, findet sich in der Satire beengt; die großen Gegenstände sind ihm untersagt; er muß die kleinen durch sein Genie und seine Darstellung zu heben suchen.“

Den unmittelbarsten Eindruck des Hoflebens und der angesehensten Kreise erhält man aus den von jener Zeit her noch vorhandenen Briefen und vor allen aus der Briefsammlung der Marquise Marie de Sévigné, geborenen Fräulein von Rabutin-Chantal (1626 bis 1696). Die persönlichen Züge, die Ereignisse hinter den Coulissen enthüllen sich hier noch weit lebendiger, als in den Memoiren, in welchen die Franzosen einen so hohen Rang einnehmen. Frau von Sévigné hat eine nie versagende Gabe der Schilderung; sie führt uns in ihrem ungezwungenen Stil mit gleicher Anschaulichkeit irgend eine gelungene Neckerei wie auch Scenen von tragischem Ernste vor. Das kann man zugestehen und wird doch den panegyrischen Ton, in welchem von ihren Briefen gesprochen wird, gern ihren Landsleuten überlassen. Sie hatte eine gelehrte Erziehung erhalten, verstand italienisch, spanisch und etwas latein; sie bewegte sich im Kreise des Hôtel Rambouillet, ohne die Ziererei im Ausdruck von demselben anzunehmen; Ménage und Chapelain bildeten ihre Kenntnisse aus. Zu 25 Jahren starb ihr Gemahl an den Folgen einer Wunde, die er im Duell erhalten; er hatte sie auf ein Gut in der Bretagne geschickt, während er in Paris die Gunst der bekannten Ninon genoß. Als Wittwe lebte sie einige Jahre ganz der Erziehung ihres Sohnes und ihrer sehr schönen Tochter, welche im Jahr 1669 Gräfin von Grignan wurde. Bald nachher erhielt ihr Schwiegersohn eine Statthalterschaft in der Provence, wohin ihm seine Gemahlin folgte; bei der zärtlichen Mutter, die schon vorher ihre Tochter leidenschaftlich geliebt hatte, verwandelte sich diese Liebe nun in Schwärmerei, ja in Abgötterei, welche, wie es scheint, schließlich der Vergötterten selbst zuweilen lästig wurde. Dieser Trennung ist es zu verdanken, daß die Briefstellerei der Frau von Sévigné so anhaltend und umfassend wurde; sie wollte sich selbst trösten, die etwas strenge und kalte Tochter aufheitern und ihr Ansehen in der Provinz dadurch erhöhen, daß sie von allen Be-

gebenheiten in der Hauptstadt und von den intimeren Vorgängen am Hof Kunde haben sollte. Da konnte denn freilich Manches, was uns doch gar zu geringfügig und nur wegen der Lebhaftigkeit des Ausdrucks lesenswerth erscheint, einen höheren Vorzug erhalten. Wenn Frau von Sévigné mit übermüthiger Freude erzählt, wie sie Schuld gewesen sei, daß nicht die stolze Herzogin von Gêvres, sondern Frau von Arpajon der kranken Prinzessin die Serviette gereicht habe, so kann ein ernsthafter Deutscher daran keinen besonderen Antheil nehmen, mag auch die Erzählung mit noch so liebenswürdigem Geplauder verziert sein. Sie zeigt Spuren von Gemüth, wenn sie den Eindruck von Turenne's Tod oder die Scene schildert, wo die Herzogin von Longueville den Tod ihres Sohnes erfährt; aber die schweren Schicksale fernstehender Personen berichtet sie mit Kälte und über den Tod einer armen Frau Le Voisin, die lebendig verbrannt wurde, macht sie Scherze, die nicht angenehm berühren. Ein schöner Zug ist ihre Treue gegen Freunde aus früheren Jahren; sie erheitert dem alten Kardinal Retz manche Stunde; sie ruft: „Es lebe unser alter Corneille", zu einer Zeit, als dieser von Racine verdunkelt war. Sie bewahrte den Genossen von Port-Royal zeitlebens eine aufrichtige Anhänglichkeit und ließ sich von Arnauld ausschelten, daß sie ihre Tochter auf heidnische Weise zu einem Götzenbilde machte. Auch rühmt man ihr nach, daß sie doch nicht ganz in Hof- und Gesellschaftsleben aufgegangen sei und sogar die Werke des heiligen Augustin studirt habe. Sie selbst berichtet darüber, sie habe den Heiligen während zwölf regnerischen Tagen „in seiner ganzen Folio-Majestät" gelesen. Aber die Hauptsache bleibt immer, daß sie uns in ihren Briefen, welche einen Zeitraum von 26 Jahren umfassen, das lebendigste Bild jen[es] merkwürdigen Hoflebens erhalten hat, das sie selbst in der Beschreibung eines Festes zu Versailles charakterisirt: „Was soll ich sagen? Pracht, Illumination, ganz Frankreich, goldgestickte Kleider, Edelsteine, Blumenfülle, Gedräng von Carossen, lautes Rufen in den Straßen, Fackelschein, Zurückdrängen, Leute unter den Rädern, Wirbel, Verschwendung, Fragen ohne Antwort, Complimente ohne zu wissen was man sagt, Höflichkeiten, ohne zu wissen mit wem man spricht, Füße in Schleppkleider verwickelt!" Dagegen muß man sich wieder häufig für die strenge Förmlichkeit des Daseins entschädigen, und zwar durch Schwatzen und unschuldiges Lästern. Frau von Sévigné berichtet dem Herrn von Coulanges, daß der Herzog von Lauzun Mademoiselle von Orleans heirathen soll; sie leitet das Ereigniß mit einer Wortfluth von Bezeichnungen für seine Seltsamkeit und Merkwürdigkeit ein und setzt hinzu: Voilà un beau sujet de discourir. Vier Tage später hat sie zu melden, daß der König die Vermählung plötzlich

untersagt hat, und nun heißt es: Voilà un beau sujet de roman ou de tragédie, mais surtont un beau sujet de raisonner et de parler éternellement; c'est ce que nous faisons jour et nuit, soir et matin, sans fin, sans cesse.“ Neben dem Schwatzen ist ihre Wonne das Briefschreiben und sie ist ganz entzückt von der Einrichtung der Posten. Auch Ninon de l'Enclos, Frau von Sablière, die den Dichter Lafontaine beherbergte, und Frau von Maintenon waren wegen ihrer Briefe und Billets berühmt; die Letztere steht in Bezug auf geordnete Schreibart am höchsten; die Sévigné aber übertrifft sie an unverkünstelter Darstellungskraft. Gerade deshalb ist sie schwer nachzuahmen, obwohl selbst Ausländer, wie z. B. Horace Walpole, dies zuweilen versucht haben. Frau von Sévigné starb zu Grignan auf dem Schloß ihrer Tochter, welcher sie in einer Krankheit Pflege spenden wollte, 70 Jahre alt; ihre Briefe wurden erst 30 Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht; eine ganz vollständige Ausgabe erschien nicht früher als 1754 zu Paris.

Daß die eigentliche Memoirenlitteratur unter Ludwig XIV. blühte, kann nur in sehr bedingter Weise behauptet werden. Einige bedeutende Werke dieser Gattung wurden in seiner Zeit niedergeschrieben, enthielten aber im Wesentlichen nur ältere Erinnerungen aus den Tagen der Fronde; andere waren in einem Geist abgefaßt, der zu der strengen, religiös gefärbten, einheitlichen Monarchie nicht recht paßte und blieben daher mehr oder weniger im Verborgenen. Nur die unschädlicheren Denkwürdigkeiten, deren einige von Damen geschrieben waren, erfreuten sich ungestörter Verbreitung und sogar der Gunst von oben. Zu den letzteren gehörte Frau von Motteville († 1689), die am Hofe lebte, aber ohne sich in Intriguen zu mischen; Frau von Sévigné schildert sie als eine stille Beobachterin, die den Wissenschaften ergeben war. Ihre Aufzeichnungen beziehen sich auf die Zeit Anna's von Oestreich und ihr Hauptvorzug besteht in der feinen und richtigen Zeichnung einzelner Charaktere, wie z. B. der Königin Henriette von England. Weit bedeutender ist Frau von Lafayette (1634–1693), Tochter des Gouverneurs von Havre, Aymar de Lavergne, und Jahre lang eine Zierde des Hotel de Rambouillet. Doch beruht ihr Ruhm vorzugsweise auf ihren Romanen; ja sie nimmt in der Geschichte dieser Kunstgattung eine einflußreiche Stellung ein. Während die breiten, mit Abenteuern erfüllten Romane der Scudery an Ansehen abnahmen, andere Damen sich aber nach Perrault's Vorgang in Feenmärchen verflachten, schrieb die Lafayette historische Erzählungen, in welchen das innere Leben zum Ausdrucke kam. Man muß dabei freilich den Beisatz „historisch“ in ganz besonderer Weise verstehen; die geschichtlichen Ereignisse werden mit sorg-

fältiger Treue berichtet, aber mit der Liebesgeschichte und mit der Darstellung der Leidenschaften verflochten. Ihr erster Roman „Zaide, eine spanische Geschichte", gehört übrigens noch nicht dieser Gattung an, sondern ist mehr phantastischen Inhalts. Später lernte sie zwei Männer kennen, die auf ihre Geschmacksbildung einen vortheilhaften Einfluß gewannen: Segrais, den Uebersetzer des Virgil, und Larochefoucauld, mit dem sie bis zu seinem Tode Freundschaft pflegte. Sie nahm nun einen kühneren Aufschwung in der „Prinzessin von Cleve"; der Roman spielt am französischen Hofe zur Zeit, da Maria Stuart Königin war. Die historischen Verhältnisse sind, wie gesagt, sachkundig entwickelt; Sitten und Empfindungen dagegen gehören dem Zeitalter Ludwig's an und in den Schicksalen der Hauptperson erzählt Frau von Lafayette ihre eigene Herzensgeschichte. Noch kühner und sonderbarer sind in „Henriette von England" Dichtung und Wahrheit gemischt. Es ist gewissermaaßen ein Memoirenwerk und kann mit Vorsicht als Geschichtsquelle benutzt werden; so ist z. B. die ergreifende Schilderung des Todes der Prinzessin (es ist die erste Herzogin von Orleans gemeint) völlig authentisch. Ihre eigentlichen Memoiren, die sich auf die wichtigen Jahre 1688 und 89 beziehen, schrieb sie in den letzten Lebensjahren, wo sie sich frommen Uebungen ergab und ganz der Leitung der Genossen von Port-Royal anvertraute. Vielleicht hatte dies Einfluß auf ihre Aufzeichnungen; wenigstens erschienen dieselben erst 1731, und zwar in Amsterdam. Die Memoiren der Frau von Maintenon, die 1755 ebenda erschienen, sind großentheils gefälscht.

Zu denjenigen Memoirenschriftstellern, die entweder noch im Stillen den Geist der Fronde hegten oder als wahre Epikuräer nicht ohne Groll ihren Abstand von der am Hofe zur Schau getragenen Denkweise empfanden, könnte man auch den Kardinal von Retz zählen, dessen wir in der politischen Geschichte vielfach Erwähnung gethan haben. Wegen seiner Uebersetzung der „Verschwörung des Fiesko" von Mascardi, welche er im Alter von 18 Jahren abfaßte, hatte ihn Mazarin einen jungen Catilina genannt; über seine Memoiren urtheilt ein Franzose, er habe der Sallust der Fronde werden wollen, da er als ihr Catilina kein Glück gehabt habe. Er schrieb an denselben seit seiner Rückkehr nach Paris, wo er dem Erzbisthum entsagte, sich mit dem Titel eines Abbé von Saint-Denis begnügte, einen Theil seiner Schulden zahlte und im Stillen den Umgang mit geistreichen Personen pflegte; Molière und Boileau lasen ihm ihre Werke vor. Den talentvollen Mann störte die Eitelkeit in der richtigen Anwendung seiner Gaben; dazu verschmähte er fast grundsätzlich jeden sittlichen Halt. Aber im Einzelnen gehören seine Memoiren zu den anziehendsten

Büchern, sowohl durch die Personalschilderungen, die er im Geschmack seiner Zeit gern einfügte, als durch den Reichthum an feinen und zum Theil tiefgedachten Aussprüchen, worin er den Alten nahe steht; eine Sammlung derselben würde neben den Maximen von Larochefoucauld ihren Rang behaupten*). Retz starb 1679; auch seine Memoiren erschienen lange nach seinem Tode, und zwar im Ausland; erst 1717 zu Nancy, dann 1731 zu Amsterdam.

Der Herr von Saint-Evremont (1613—1703) hat eigentlich keine Memoiren geschrieben, wenn auch eine Abhandlung über die französischen Geschichtschreiber; man könnte ihn den „Moralisten" oder den Aesthetikern beizählen. Aber Alles, was er schrieb, trägt das Gepräge seiner Persönlichkeit und seiner Schicksale. Er behielt ganz das Wesen eines geistvollen, ritterlichen französischen Edelmanns der heiteren und kecken alten Schule bei und machte mit seiner ganzen Art zu sein und zu denken Opposition gegen die neue geistlich und monarchisch geregelte Welt. Dieser Umstand sichert ihm unser Interesse, so wenig Vorliebe wir für jene ganze Art haben können. In manchen Bemerkungen eilt er instinctmäßig seiner Zeit voran, obwohl er keineswegs ein tiefer Denker war. Er hatte die Rechte studirt, dann aber im dreißigjährigen Krieg bei Nördlingen und bei Rocroy gefochten. Aber seine scharfen Reden brachten ihn auf die Bastille; auch später war in Frankreich seines Bleibens nicht; bald in Holland, bald am Hofe Karl's II. von England fand der geistvolle Epikuräer Zuflucht und freundliche Aufnahme, ja er erhielt ein Grab in der Westminsterabtei. Seine Schriften, darunter eine gegen die französische Akademie, eine zu Gunsten Corneille's, eine über Seneca, Plutarch und Petronius, ferner die bereits angeführte Abhandlung, wurden mit Ausnahme der erstgenannten lange Zeit nicht gedruckt, sondern gingen im Vertrauen von Hand zu Hand, was ihren Werth erhöhte; es galt für eine Auszeichnung, sie gelesen zu haben. Er besaß in den meisten Dingen ein klares, gesundes Urtheil und eine lebhafte Darstellung, die er mit sarkastischen Ausfällen verband; er unterhielt die Gleichgesinnten vortrefflich, da ihnen die Feierlichkeit des Hoftones

---

*) Wir führen einige an: Die Ungnade ist in den Augen des Volks ein Läuterungsfeuer, das die schlechten Eigenschaften austilgt und die guten ins Licht setzt. — Der Schwache gibt nur dann nicht nach, wenn er es durchaus thun sollte. — Die meisten Menschen suchen, wenn sie sich ins Unglück gebracht haben, zunächst einen Entschuldigungsgrund und erst nachher ein Heilmittel. — Einem Parteimann wird es oft schwerer, mit seinen Genossen zu leben, als gegen seine Feinde zu handeln. — Von Mazarin sagt er: Die Rolle des Regenten stand ihm nie wohl an, weil er selbst im höchsten Glück und bei den größten Zwecken nicht über die Spitzbüberei (filoutage) hinauskam.

Langeweile machte. Aber man thut ihm viel zu viel Ehre an, wenn man ihn zu einem Vorläufer Voltaire's macht. Namentlich sah er auch in England nur das Französische und brachte seinem Vaterlande keine Kunde von den Gesetzen, der Verfassung und der Freiheit des Nachbarlandes. Allerdings war die Zeit der Restauration nicht dazu angethan; aber auch die Zeit Wilhelm's stand dem ergrauten Weltmann fremd gegenüber.

In einem anderen Verhältnisse stand Anthony Hamilton, von Herkunft ein Schotte, der aber ganz und gar Franzose wurde. Er stammte von einem jüngeren Zweige der Herzoge dieses Namens, war in Irland als Katholik geboren (1646) und brachte die Zeit der Republik mit seinen Eltern in Frankreich zu. Nach der Restauration ging er nach England zurück und wurde unter Jakob II. sogar Oberst eines Regiments und Commandant von Limerick. Nach der Vertreibung des Königs begab er sich wieder nach Frankreich, welches er immer gern besucht hatte, um seine Schwester und deren Gemahl, den Herzog von Grammont, zu besuchen. Er starb 1720 zu Saint Germain en Laye. Ob er seine Feenmärchen (Contes de Féerie) die 1705 erschienen, schon in der von uns behandelten Zeit abgefaßt hat, ist ungewiß; jedenfalls stehen sie weit höher als die faden Producte derselben Gattung, welche damals nach Perrault's Vorgang von Herren und Damen ausgearbeitet wurden. Was ihm aber unter den französischen Schriftstellern einen hohen Rang verleiht, sind seine „Mémoires de Grammont", der Einkleidung nach noch sonderbarer als die Geschichtsromane der Fräulein von Lafayette. Sie gehören wenigstens dem Stoffe nach in das 17. Jahrhundert; Hamilton erzählt darin die Jugendgeschichte sowie überhaupt die Thaten und Schicksale seines Schwagers, des Herzogs von Grammont, in der Weise, daß er den Helden selbst in erster Person seine Biographie, wie einen zweiten oder vielmehr früheren Gil Blas erzählen läßt (der berühmte Roman von Lesage erschien erst 1715). Die vielen Wirthshausscenen, Spielverluste, Liebesabenteuer, die namentlich in der ersten Hälfte des Buches vorkommen, geben demselben ganz den Charakter jener sogenannten picarischen Romane, die man von den Spaniern entlehnte. Aber Hamilton übertrifft fast alle seine Genossen an lebendiger Schilderungskraft; und da die Denkwürdigkeiten doch auf Thatsachen beruhen, so geben sie ein reiches Material zur Sittengeschichte.

Eben so wenig als der epikuräische Geist, der um die Wende des Jahrhunderts aus dem Sensualismus neue Kraft schöpfte, ließ sich der Geist des Jansenismus unterdrücken. Er überlebte die Zerstörung des Port-Royal; er fand Schutz und Anhang in den Parlamenten;

er wurde zwar unter der Regentschaft nicht begünstigt, da die Regierenden selbst freche Gottesleugner waren; aber er erhielt sich in der Litteratur durch einige achtbare und unabhängige Geister. Unabhängig war der Geschichtschreiber Rollin (1661—1741) durch seine anspruchlose, nur der Lehrthätigkeit zugewandte Sinnesweise; unabhängig in anderer Weise der berühmte Graf von Saint-Simon (geb. 1675), der noch weiter ins 18. Jahrhundert reicht, denn er starb erst 1755 auf seinem Landgute La Ferté. Gleichwohl dürfen wir ihn schon hier erwähnen, denn seine Denkwürdigkeiten umfassen einen Theil der Regierung Ludwig's XIV., und dieser Theil ist für uns der wichtigste. Saint-Simon besaß eine wahre Leidenschaft der Beobachtung, bei welcher sich ihm freilich in den verdorbenen Hofkreisen die schlechte Seite der Menschheit vorzugsweise kundgab. Man hat ihn mit Tacitus verglichen und er kommt ihm nahe durch den scharfen Blick, mit welchem er allem hohlen Scheinwesen auf den Grund sieht. Er zeichnete seine Bemerkungen, welche einen Zeitraum von 30 Jahren umfassen, an jedem Tag auf, hielt sie jedoch geheim und verfügte, daß erst seine Enkel einen Abdruck veranstalten sollten. Aber seine Denkweise blieb nicht verborgen; er war schon am Hof mehrmals mit Ungnade bedroht und gleich nach seinem Tode ließ die Regierung Ludwig's XV. den ganzen Nachlaß in Beschlag nehmen. Voltaire und Marmontel durften ihn benutzen; eine mangelhafte Ausgabe fand während der Revolution statt; aber erst unter Karl X. wurde das Original den Nachkommen (zu welchen auch der bekannte Stifter einer socialistischen Schule gehört) vollständig zurückgegeben, worauf im Jahr 1829 eine authentische Ausgabe erschien.

Saint-Simon ist ein strengerer Beurtheiler des Hofes von Versailles als Frau von Sévigné; er enthüllt uns die Geldgier, das Schnappen nach Geldgeschenken, das mit den Ergebenheitsphrasen verbunden war, und die Gemeinheit, die sich hinter der steifen Würde barg. Der Sohn des großen Condé schlägt und tritt seine Frau; die Herzoginnen von Chartres und Bourbon lassen sich aus der Wachtstube Tabakspfeifen holen und geben das Rauchen erst auf des Königs Drohung wieder auf. Um in Marly aufwarten, um beim Auskleiden des Königs hinter die Balustrade (eine vergoldete Gitterwand) treten zu dürfen, werden die ärgsten Intriguen angezettelt. Dazu kommt die furchtbare Finanzwirthschaft, die dem Volke, dem Ackerbau und manchmal auch den Banquiers den Ruin bringt. Dies Alles erkennt der Memoirist und zeichnet es unbemerkt auf, in lebensvollen, durch einen gerechten Zorn belebten Zügen; in einem rauhen und nachlässigen, aber stets fesselnden Stil. Saint-Simon's Vater hatte als Gouverneur zu Blaye wie ein Dynast gewaltet; die Erinnerung an diese

Zeit machte den Sohn zu einer Art von Frondeur, obwohl er dem König persönlich ergeben war. Er blieb nämlich durchaus ein schroffer Aristokrat; die aus dem Bürgerthum stammenden Minister sind ihm widerwärtig; es ist ihm nicht unlieb, wenn der Parlamentspräsident Harlay durch den Großkammerherrn von jener Balustrade zurückgewiesen wird mit dem Bemerken, Leute wie er, dürften sie nicht überschreiten. Dabei aber verlangt er, daß der Adel seine Stellung zum Wohl des Volkes anwende. Vor Allem hegt er einen tiefen Haß gegen die Maintenon, sowie gegen die Bastardkinder des Königs. In Folge dessen war er für den Herzog von Orleans, nach dessen Tod er sich auf das Land zurückzog; doch hat er sich den unheilvollen Finanzplänen der Regentschaft muthig widersetzt und ziemlich deutlich geweissagt, daß an die Steuerfrage sich ein künftiger Umsturz anknüpfen werde. Was er indeß an positiven Plänen zur Besserung der Sache vorschlug, war ohne praktischen Werth. Immerhin aber ist er stets aufrichtig auf das Wohl des Staates bedacht und für die Schmarotzer desselben ist sein stets originell ausgedrücktes Urtheil wahrhaft vernichtend.

Für die Geschichtschreibung im engeren Sinne war das 17. Jahrhundert in Frankreich nicht sehr geeignet; die Leistungen bleiben hinter denen der früheren Zeit auffallend zurück. Außer dem Mangel an Freiheit und staatsbürgerlichem Leben war auch die Geschmacksrichtung von ungünstigem Einfluß. Aus den Alten, den Italienern und aus Thuanus entnahm man den Erzählungston, die sehr beliebten Personalschilderungen und die Einmischung von Reden. Der edle und große neuere Geschichtsforscher der Franzosen, Augustin Thierry, macht die Bemerkung, daß man zuweilen Reden halten ließ, wo eine Versammlung, die sie hätte anhören können, in Wahrheit gar nicht vorhanden war. Dies bezieht sich insbesondere auf Franz Odo (Eude) de Mézeray (1610—1683) der in Ermangelung eines Besseren der Nationalhistoriker Frankreichs wurde. Die antike Manier wird bei ihm noch störender, da sie in der heimischen Sprache auftritt. Mézeray erhielt von Richelieu den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres und wurde in seinem Alter zum beständigen Secretär der Akademie ernannt. Er war übrigens ein freimüthiger Franzose der guten alten Schule und schrieb den Anfang seines Werkes noch während der Regentschaft, also für ein derbes und unruhiges Geschlecht. Er will, wie er ausdrücklich erklärt, die Menschen an alte, natürliche Rechte erinnern, für die es keine Verjährung gibt. Schade nur, daß er die Kämpfe um dieses Recht, wie sie in dem Bürgerthum der früheren Jahrhunderte sich regten, sehr wenig kannte; den Katholiken wie den Protestanten

jener Zeit war das Verständniß des Mittelalters abhanden gekommen. Mézeray bekennt selbst seine Ansicht, daß das Studium der Quellen viel Mühe mache und wenig Ruhm einbringe; der Geschmack der Leser war seine Richtschnur. Daß man für entlegene Jahrhunderte die Localfarbe, den Ton der Zeit ermittle, war eine unbekannte Forderung; derselbe systematische Anachronismus, der im Drama herrschte, wirkte, jedoch viel verderblicher, auf die Geschichtschreibung ein. Uebrigens hat Mézeray einen Auszug aus seiner großen „Geschichte von Frankreich" abgefaßt, der von weit höherem Werth ist als diese selbst, indem darin die Hauptbegebenheiten verständig, faßlich, ohne affectirten Classicismus erzählt sind. Darum erschien dieses kleinere Werk in 16 Auflagen und wurde wahrhaft volksthümlich, während das größere deren nur zwei erlebte. Auch hob sich der Mißstand nicht, als statt antiker Manier die philosophische Historiographie aufkam, mit der wir uns hier nicht zu beschäftigen haben, da sie dem 18. Jahrhundert angehört. Ja, dem gallischen und fränkischen Alterthum wurde dieselbe fast noch weniger gerecht als Mézeray. Augustin Thierry stellt zur Vergleichung einen Bericht Gregor's von Tours mit der Einkleidung zusammen, die der Abbé Velly ihr gab, der sich für einen philosophischen Geschichtschreiber hielt; die letztere macht fast den Eindruck einer Travestie. Gregor erzählt über Childerich, den Vater Chlodwig's: „Childerich ergab sich ganz und gar einem schwelgerischen Leben und fing an, die Mädchen in seinem Volke zu verführen. Darob ergrimmten die Franken und nahmen ihm die Herrschaft. Und als er in Erfahrung brachte, daß sie ihn tödten wollten, machte er sich davon und ging nach Thüringen." Daraus macht Velly Folgendes: „Childerich war ein Prinz der großen Abenteuer. Er war der wohlgestaltetste Mann in seinem Königreich; er hatte Geist und Muth. Aber, geboren mit einem zärtlichen Herzen, überließ er sich der Liebe zu sehr; dies war die Ursache seines Sturzes. Die französischen Herren (les seigneurs français), ebenso empfänglich für Ehre wie ihre Frauen für Childerich's Reize, verbanden sich zu seiner Entthronung. Ihrer Wuth nachgebend, zog er sich nach Deutschland zurück." Diese Stelle zeigt uns, wie lange Zeit ein falscher, gemachter Ton in der Darstellung herrschend blieb. Auch die stete Hinweisung auf den Ruhm ist schon dem 17. Jahrhundert eigen; und zwar auf den oberflächlichsten Ruhm, der mit Trompeten und Pauken verkündet wird.

Unter den bestellten Historiographen Ludwig's nennen wir Pellisson († 1693), der als Vertrauter Fouquet's fünf Jahre im Gefängniß verweilte, nachher aber in Gunst kam und den König auf seinem kurzen Feldzug in die Franche-Comté begleitete. Nachdem er

zum Katholizismus übergetreten war, erhielt er beträchtliche Pfründen, eine Abtei und die Verwaltung der Summen, die zur Hugenottenbekehrung bestimmt waren. In seiner Geschichte Ludwig's XIV., die vom pyrenäischen Frieden bis zum Beginn des holländischen Krieges reicht, soll das zehnte Buch von Racine verfaßt sein. Der Jesuit Maimbourg († 1686), der übrigens wegen seines Eifers für die gallicanischen Forderungen auf des Papstes Veranlassung vom Orden ausgeschlossen wurde, schrieb eine Geschichte des Wycliffismus, des Lutherthums und des Calvinismus. Ein vielgelesener Autor war der Abbé von Saint-Réal, aus Chambéry († 1692), dessen Geschichtswerke jedoch, wie sein „Don Carlos" und seine „Verschwörung gegen Venedig", *) geradezu in den Roman übergehen.

Blieb nun auch die Geschichtschreibung hinter anderen Leistungen dieser glänzenden Litteraturperiode zurück, so geschah doch Bedeutendes, ja Großes für diejenigen Zweige der Wissenschaft, welche der historischen Forschung dienen. Diese bedarf des Zusammenwirkens, sie bedarf öffentlicher Anstalten und Sammlungen und überhaupt solcher Mittel, welche nur der Staat gewähren kann. Nach dieser Seite hin erwies sich Colbert mit Ludwig's Zustimmung ungemein thätig. Es arbeiteten aber auch auf diesem Gebiete Kräfte ersten Ranges, wahre Riesen an Fleiß, Einsicht und Gelehrsamkeit. Mochte immerhin der König zunächst seine eigene Verherrlichung durch Münzen, Inschriften und dergleichen im Sinne haben: es entging ihm doch die Bedeutung der Urkundenforschung nicht, die er sogar als politisch wichtig erprobte. Die Kirchengeschichte hatte ohnedies ihren alten soliden Grund behauptet und bedurfte dessen um so mehr, als die gallicanischen Forderungen gegen Rom aufrecht zu erhalten waren. So legte Dupin in seiner „Nouvelle Bibliothèque des Auteurs Ecclesiastiques" ein wahres Arsenal für Diejenigen an, welche vom katholischen Standpunkt aus die päpstliche Suprematie eingeschränkt sehen wollten. Die Kirchengeschichte von Claude Fleury, dem Erzieher mehrerer Prinzen (nicht zu verwechseln mit dem späteren Kardinal und Minister), die von 1691 an in 20 Bänden erschien, ist in schlichtem und würdigem Stil geschrieben. Weit bedeutender für uns sind diejenigen Bemühungen, welche eine gründliche Benutzung der mittelalterlichen Quellen für alle Zeiten, auch für die unsrige, erst möglich gemacht haben. Den höchsten Ruhm behält in dieser Hinsicht Charles Dufresne, Sieur Ducange (1610—1688) mit seinem Wörterbuch zu den lateinischen Schriftstellern der späteren Zeit (Glossa-

*) Die Verschwörung vom Jahr 1618, über die wir eine ausgezeichnete Arbeit von Ranke besitzen (s. Bd. XII, S. 112).

rium ad scriptores mediae et infimae latinitatis), dem später ein Wörterbuch zu den griechischen Schriftstellern derselben Zeit folgte. Ducange legte seine Advokatur am Parlament nieder, um sich ganz diesen grundlegenden Arbeiten zu widmen. Dieses Nachschlagewerk in unserem Jahrhundert neu herausgegeben, und mit Zusätzen vermehrt, gibt noch immer die umfassendste und gediegendste Belehrung. Auch der Benediktiner-Orden erneute seinen alten Ruhm, für Verbreitung von Kenntnissen thätig zu sein. Die Congregation derselben, welche 1618 von Lorenz Benard gestiftet und nach dem heiligen Maurus (Saint-Maur) genannt wurde, bildete sich zu einer Akademie aus, welche sich durch Herausgabe der Kirchenväter und durch wahrhaft kolossale Sammelwerke verdient machte, den politischen Händeln aber fern blieb. Unter ihren Genossen erlangte besonders Jean Mabillon (1632—1707) großen und verdienten Ruf. Er gehört zu den Gründern einer wahrhaft wissenschaftlichen Urkundenforschung; sein Werk über Urkundenlehre (de re diplomatica 1681) erlangte classisches Ansehen. Für die Sammlung von Kirchenvätern, die seine Congregation veranstaltete, übernahm er die Werke des heiligen Bernhard. Im Jahr 1683 sandte ihn Colbert nach Deutschland; er sollte in Klöstern, Archiven und Bibliotheken Alles sammeln, was zur Kenntniß der Geschichte Frankreichs dienen könnte. Er hat diese Reise, die ihn durch die Schweiz und Oberbaiern bis Salzburg führte, anmuthig beschrieben (Iter Germanicum) und läßt nicht unbemerkt, daß die Zeit nicht gut gewählt war, indem die Deutschen sowohl noch wegen der Wegnahme Straßburgs erzürnt, als wegen der Türken in Aufregung waren*). Zwei Jahre später unternahm er ebenfalls im Auftrage der Regierung eine Handschriftenreise nach Italien. Alle diese Bemühungen kamen weniger dem 18. Jahrhundert zu Gute, als dem unsrigen, in welchem der echte geschichtliche Sinn, der auf die Ursprünge des Völkerdaseins zurückgeht, auch in Frankreich lebhafter erwachte. Uebrigens legte schon zu Richelieu's Zeit André Duchesne eine von uns bereits erwähnte Sammlung von Quellenschriften an. Colbert wollte eine solche auf erweiterter Grundlage veranstalten, die jedoch erst weit später durch die Congregation von Saint-Maur theilweise zur Ausführung kam. So kommt es, daß Frankreich sich des Vorganges rühmt, obwohl in Deutschland Leibnitz wie auch in Italien Muratori, und zwar jener ganz auf eigenem Weg, früher zu durchdachter Ausführung schritten.

*) Als deutsche Eigenthümlichkeiten nennt er den Ruf der Nachtwächter, die mit Tabaksrauch erfüllten Stuben, die hohen Betten, aber auch die guten Druckereien und die ausgebildete Kirchenmusik.

8. Ueberblick der deutschen Litteratur im 17. Jahrhundert.

a. Uebergangszeit; die erste schlesische Schule.

Wir haben im X. Bande dieses Werkes (S. 354 ff.) den Gang der deutschen Dichtung bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts, also bis zu ihrem niedrigsten Stande begleitet. Was von Poesie in der Nation lag, sprach sich, den Gelehrten verborgen, in Volksliedern aus. Fischart und allenfalls Rollenhagen waren die letzten, die noch als Gelehrte für eine volksthümliche Dichtweise Sinn hatten. Die Meßkataloge des Jahres 1601 und der folgenden weisen eine verschwindend kleine Anzahl von deutschen Originaldichtungen auf. Daraus darf man jedoch nicht schließen, daß wenig Deutsches gelesen worden sei; im Gegentheil, die Lesewuth war auch bei denjenigen Personen, die kein Latein verstanden, ziemlich verbreitet. Aber die Bücher, die man las und die auf das Publikum einwirkten, sind nicht gerade diejenigen, welche in unseren Chrestomathien und Litteraturgeschichten als wichtig und bedeutend angeführt werden. Man kann sich davon überzeugen, wenn man die Versendbücher der damaligen Buchhandlungen zu Rathe zieht, deren sich einige in Frankfurt und an anderen Orten erhalten haben. Abgesehen von Rechenbüchern, Pflanzbüchlein, medicinischen Anweisungen, juristischen Rathgebern, werden meist neue Bearbeitungen alter Stoffe massenhaft versandt: Markolfus, Magelone, Fortunat, Fierabras und Octavianus; ferner das Narrenschiff, sowie der Eulenspiegel in mehreren Bearbeitungen; berühmte Anekdotenbücher, wie „Schimpf und Ernst" von Pauli und der „Rollwagen" von Wickram; endlich die sogenannten „Teuffel", d. h. moralisirende Schriftchen im Volkston, gegen bestimmte Laster und Uebelstände gerichtet, also: Fluchteufel, Gesindeteufel, Geizteufel und dgl. Die Theilnahme für höhere Dinge wurde durch religiöse Streitschriften und durch Relationen über wichtige Begebenheiten, wie z. B. die Donauwörther Sache, in Anspruch genommen. Daneben erschienen zahlreiche Flugblätter, worin Zeitbegebenheiten, zum Theil in Knittelversen, erzählt wurden; doch regte sich auch der wissenschaftliche Sinn, indem man Sammlungen von Aktenstücken veranstaltete. Zwischen beiderlei Unternehmungen stehen halbjährige Relationen über die Geschichte der Gegenwart, welche von Messe zu Messe erschienen. Deutschland nahm in Bezug auf das Druck- und Verlagwesen noch immer den ersten Rang ein und sein Postverkehr war durch die vermittelnde Stellung in Europa bedeutend. So erschien denn auch die erste regelmäßige Zeitung (eine Nummer in der Woche), kurz vor Ausbruch des großen Krieges, bei Emmel in Frankfurt am Main (1615); sehr bald darauf (1617) begründete der Reichspost-Unter-

nehmer in derselben Stadt unter dem Schutze des Kurfürsten Johann Schweickhart von Mainz die Post-Avisen (Postamts-Zeitung *).

Während in jener Zeit Kepler vor Allen den Ruhm des deutschen Geistes aufrecht hielt, war in der allgemeineren Litteratur kaum ein Name von hervorragender Bedeutung; nur den trefflichen Johann Valentin Andreä können wir als einen solchen gelten lassen. Ein Lebensbild dieses vielseitigen Mannes nebst Proben aus seinen Schriften würde den Leser fast in alle Gebiete des damaligen deutschen Geisteslebens einführen. Er war ein Enkel seines gleichnamigen Großvaters, der von würtembergischer Seite die berufene Concordienformel durchsetzen half. Er selbst war duldsam und stand einer rein menschlichen Auffassung der Dinge in jenem zankfüchtigen Zeitalter so nahe, daß er schon deshalb unsere Bewunderung verdient. Er war 1586 zu Herrenberg unweit Tübingen geboren und erhielt auf dieser Universität die gewöhnliche theologische Bildung. Obwohl sein Vater Superintendent gewesen war, verarmte doch seine Mutter so sehr, daß sie ihm, als er zu 20 Jahren auf Reisen ging, nur 12 Kreuzer mitgeben konnte. Doch gelang es ihm, fremde Länder unter günstigen Umständen zu sehen; später wurde er Hofprediger in Stuttgart, dann Superintendent in Calw; er starb als Abt von Adelberg im Jahr 1654. Sein origineller Geist blieb von den Vorurtheilen der Zeit fast unberührt; darum hat noch am Ende des 17. Jahrhunderts Thomasius und im folgenden Herder mit Nachdruck auf ihn aufmerksam gemacht. Am besten lernt man seine Ansichten kennen in der „Mythologia Christiana“, einer Sammlung kleiner allegorischer Dichtungen und Fabeln, die er in sechs Bücher (manipulos) eintheilt. Im Vorwort versichert er, daß er durchaus dem Augsburgischen Bekenntniß, wie es in der Concordienformel wiederholt sei, angehöre und daß er Alles verleugne, was demselben etwa im Buche widerspreche. Dies war damals eine sehr gewöhnliche Verwahrung, bei Andreä insofern ganz der Wahrheit entsprechend, als es ihm nicht darauf ankam, eine Lehrmeinung durch eine andere zu bekämpfen, sondern durch Menschenkenntniß und humane Auffassung dem Dogmatismus überhaupt das Verletzende zu benehmen. Darum ist er ein Lobredner Arnd's, dessen noch jetzt berühmtes Buch „das wahre Christenthum“ von lutherischen Eiferern, wie Osiander, angefeindet wurde, den aber später die besseren Pietisten als einen deutschen Fénélon bezeichneten. Andreä versäumt keine Gelegenheit, Kepler's und Galilei's Lob zu

---

*) Ein Wochenblatt „Mercure Française“ erschien zu Paris von 1605 an, ist aber noch keine Zeitung zu nennen. Ein Anzeigeblatt (Intelligenzblatt) hatte schon 30 Jahre vorher der berühmte Montaigne empfohlen und einzuführen gesucht.

verkünden. Anspielungen auf gleichzeitige Begebenheiten sind häufig; so schildert er die Ankunft des Marschalls d'Ancre in der Unterwelt, wo derselbe mit Sejanus, dem Günstling des Tiberius, zusammenkömmt. Mit Bitterkeit spricht er gegen den neueren Macchiavellismus, der sich hinter die Staatsraison verbirgt und mit dieser jedes Vergehen gegen menschliches und göttliches Recht zu decken glaubt. Daß Weltkenntniß und Beschaulichkeit einander nicht ausschließen, sucht er an dem Beispiel des inbrünstigen Gottesmannes Tauler nachzuweisen; dieser habe die weltlichen Dinge so wohl gekannt, daß man die Erklärung versucht habe, er sehe dieselben zu Hause in einem Zauberspiegel.

Andreä ist unerbittlich gegen die Charlatanerieen seiner Zeit und und stellt sie gern zusammen; so die Auffindung neuer Evangelien; die übertriebene Buchstabenspielerei mit Anagrammen und Akrostichen, welche besonders die lateinische Dichtung verderben half; die Geheimschriften, Jesuitenwunder, das Perpetuum mobile, Brennspiegel, Fortunatseckel, Wünschhütlein. In dieses Gebiet seiner Thätigkeit gehören seine Schriften über den Bund der Rosenkreuzer, welche aber, wie man jetzt annimmt, gerade zur Begründung oder Erneuerung der Thorheit führten, welche Andreä bekämpfen wollte. Von diesen Schriften ist eine, die „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz", unbezweifelt, zwei andere, die in lateinischer Sprache erschienen, wahrscheinlich von ihm abgefaßt. Er schildert mit Geist und Geschick eine schwärmerische Verbindung mystischen Charakters, deren Wappen ein Andreaskreuz mit einer von Dornen umgebenen Rose sei. Von den politischen Romanen hatte er hier den Kunstgriff entlehnt, in spielender Form auf Mißstände der Kirche wie auch des Staates hinzuweisen. Es wurden nun wirklich Rosenkreuz-Verbindungen gegründet, gegen die sodann Andreä selbst sich lebhaft erklärte. Uebrigens hat er auch nachher eine allegorische Reise verfaßt, nämlich „die Republik Christiansburg", welche Mohl den politischen Romanen beizählt *) Er legt den Sonnenstaat des Campanella zu Grunde, nur daß er Familie und Ehe, wie überhaupt das Sittengesetz, in protestantischer Weise aufrecht hält. Vor Allem ist in seinem christlichen Freistaat das Erziehungswesen ausgebildet; der Unterricht findet in geräumigen, anmuthigen Hörsälen statt; Naturalien, physikalische und mathematische Instrumente sind zahlreich vorhanden; auch Anatomie wird

*) Rei publicae christianae descriptio, Straßburg 1619; eine deutsche Uebersetzung erschien 1741 zu Eßlingen. Hiermit nicht zu verwechseln, sondern mehr theologischen Inhaltes ist die gleich ursprünglich deutsch abgefaßte Dichtung „die Christenburg", herausgegeben von Grüneisen, Leipzig 1836.

gelehrt, denn am Körper seien die größten Wunder zu schauen und Seelenwirkungen zu erkennen.

Die volksthümliche Geschmacksrichtung, der Andreä in seinen deutschen Gedichten nachgeht, gibt sich auch in den Urtheilen kund, welche in der „Mythologia“ vorkommen. Er preist das Narrenschiff, er kennt den Freidank und bezeichnet ihn als einen sinnreichen Spruchmeister (eigentlich Pritschmeister, ludio). Er erdichtet eine Scene, wie ein hochmüthiger Pedant den Hans Sachs aus dem Tempel des Ruhmes wegweisen will, wie aber dieser von edlen Männern, wie Fischart und dem frommen Liederdichter Nicolaus Hermann, in Schutz genommen wird. Dem entsprechen Andreä's deutsche Dichtungen, von denen er die meisten Lieder in zwei Sammlungen unter dem Titel „Christlich Gemäl“ und „Christliche Kurzweil“ zusammengestellt hat. Sie sind leicht hingeworfen; er gab ihnen keine Feile und hat die strenge Manier der prosodischen Silbenwägung, die Opitz einführte, nicht angenommen. Er selbst bemerkt in einem Epigramm, das er an den „Grübler“ richtet: „Ohn' Kunst, ohn' Müh', ohn' Fleiß ich dicht'; drum nit nach deinem Kopf mich richt.“ Seine Lehrgedichte haben nur bedingten Werth, indem sie die allegorische Form überbieten; von großer Bedeutung aber ist eines darunter „vom guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes.“ In demselben stellt er sich selbst als einen von Schulweisheit angefüllten jungen stolzen Pedanten dar, der im Gespräch mit einem wahrhaft frommen Seelsorger der guten alten Art zu besserer Einsicht kommt. Der Letztere preist seine wackeren Jugendgenossen in dem schönen Spruch: „Die sind nun todt und leben noch; nun leben Viel und faulen doch.“ Selbstverständlich entnimmt Andreä das Bild eines wackeren Geistlichen weniger aus einer angeblich besseren Vergangenheit, als aus seinem eigenen Gemüth; die Schilderung ist so herzlich und warm, daß man ihr dauernden Werth zusprechen kann.

Auf culturgeschichtlichem Gebiete tritt selten der Fall ein, daß man einen geistigen Umschwung bestimmt nach einer Jahreszahl datiren kann. In einem früheren Abschnitte meinten wir gleichwohl, den Beginn der höfischen Ritterdichtung in das Jahr 1184 verlegen zu dürfen, wo Heinrich von Veldeck dem Kaiserfeste zu Mainz beiwohnte und hier die Inspiration zu seiner „Eneit“ schöpfte (s. Bd. VI, S. 117). Etwas Aehnliches dürfen wir uns noch weit eher für die nun beginnende Periode gestatten; denn die gelehrte Kunstpoesie trat mit einem weit bestimmteren Manifest ins Leben, als jemals die ritterliche. Dies geschah durch Martin Opitz aus Bunzlau in Schlesien (1597 bis 1639) in der Schrift „von der deutschen Poeterei“, in welchem alle ihre Eigenschaft und Zugehör gründlich erzählt und aus-

geführt wird", welche er 1624 in Zeit von fünf Tagen abfaßte. Der letztere Umstand beweist, wie genau er die vorgetragenen Grundsätze durchdacht hatte und wie lebhaft sie vor seinem Geiste standen. Diese Schrift wirkte in Deutschland noch viel nachdrücklicher, als vordem du Bellay's Aufruf zu einer Umgestaltung der Poesie in Frankreich (s. Bd. X, S. 381). Beide Programme hatten das gemein, daß sie von einer aufrichtigen Liebe zur heimischen Sprache ausgingen und daß sie die Nachahmung der Alten als das Mittel zur Erlösung aus dem Verderb und zur Erreichung der höchsten Ziele anpriesen. Opitz schlug zu diesem Zweck eine neue Behandlung des deutschen Versbaues vor, die jedoch schon vorher von gelehrten Dichtern theils unbewußt, theils nach Grundsätzen geübt worden war. Man hat diese Grundsätze namentlich bei drei älteren Poeten nachweisen wollen: vorerst bei Paul Melissus (Schede), der 1602 zu Heidelberg starb, aber schon 40 Jahre vorher von Kaiser Ferdinand zum Dichter gekrönt worden war. Wir besitzen von diesem berühmten Mann, den selbst die Königin Elisabeth in England zurückhalten wollte, nur fünf deutsche Gedichte, darunter zwei Akrosticha auf die Namen Margareta und Rosina, und ein Sonett in Alexandrinern, auf welches hauptsächlich jene Annahme sich gründet. Die beiden Anderen, die man noch als Vorgänger von Opitz nennt, sind Peter Denaisius († 1610 in Heidelberg) und Ernst Schwabe von der Haide, den Opitz rühmend erwähnt, von dessen Lebensumständen aber sehr wenig bekannt ist*). Für uns ist die Frage von geringer Wichtigkeit; denn offenbar ist ein Reformator nur derjenige, der neue Grundsätze mit vollem Bewußtsein geltend macht. Auf das Formale können wir ohnedies, dem Plane dieses Werkes gemäß, kaum eingehen; wir wollen nur bemerken, daß Opitz der Sprache einigermaaßen Gewalt anthat indem er das Princip der Sylbenmessung so sehr in den Vordergrund stellte, daß das echt deutsche Verhältniß der Hebungen und Senkungen sich aus der Kunstdichtung verlor. Wir dürfen dabei freilich nicht übersehen, daß diejenige Form, in welcher seit Hans Sachs die meisten Dichtungen abgefaßt wurden, die vierfüßigen Reimpaare, völlig in Verwilderung gerathen war **). Für unsere Betrachtung ist es wichtiger, hervorzuheben, wie von nun an das Publikum in ein gebildetes

---

*) Auch Nikodemus Frischlein beobachtet in seinen deutsch geschriebenen Komödien die regelmäßige Abwechselung betonter und unbetonter Sylben ziemlich genau.

**) Opitz verbannte auch die Stellung des Adjectivs nach dem Substantiv, wie z. B. in „Röslein roth". Dagegen behält er ganz im Geiste der Volkssprache die doppelte Verneinung bei und gebraucht sie nicht als eine Bejahung; z. B. „da noch kein Gold nicht war, da war die goldne Zeit."

und ein ungebildetes zerfiel und wie die gelehrten Dichter einzig für das Erstere dichteten. Ueberhaupt kamen jene akademischen Vorstellungen von der Poesie auf, die theils den Nachbarvölkern, theils dem Horaz und seinen Zeitgenossen entlehnt waren. In dem an sich löblichen Bestreben, die Dichtkunst und den Dichterberuf in der allgemeinen Schätzung zu heben, macht man fortwährend auf die Wichtigkeit der Litteratur für das Staatswesen aufmerksam; man sucht die Beschäftigung mit ihr als eine edle, für das Vaterland ehrenvolle darzustellen. Man weist darauf hin, wie ruhmvoll es der Heimath sei, wenn sie in den Hauptgattungen als Mitbewerberin auftreten könne. Das Verdienst um Hebung der Sprache erscheint als ein patriotisches, und in diesem Sinne werden seit Petrarka's Zeit Kronen gespendet. Vor Allem macht man den Fürsten und Großen bemerklich, wie sie sich selbst durch Unterstützung der Dichter ehren und wie diese ihnen dafür die Unsterblichkeit verbürgen können. Das Selbstlob der Dichter, welches hauptsächlich ihrem Wirken im Staat und in der Gesellschaft gilt, wird fast unentbehrliche Zuthat; das Mittelalter wußte davon so wenig, daß viele Dichter ihre Namen verbargen oder bei jeder Gelegenheit die Quelle nannten, aus der sie geschöpft hatten.

Opitz verbrachte einen Theil seiner Studienjahre in Heidelberg, wo er Zinkgref und den Dänen Hamilton kennen lernte, in dessen Begleitung er nach Holland ging. Der Aufenthalt in diesem Lande war für ihn von hoher Wichtigkeit; die Art, wie die dortigen Gelehrten sich die antike Bildung aneigneten und ihre eigene Poesie an dieselbe anknüpften, schien ihm die einzig richtige zu sein. Er schloß sich besonders an Daniel Heinsius, dessen „Lobgesang Bacchi" und „Lobgesang Jesu Christi" er aus dem Holländischen übersetzte und den er später mit den Worten anredete: „Ich bekenn' es frei, daß Deine Poesie der meinen Mutter sei." Heinsius schätzte ihn allerdings hoch; aber der viel naturkräftigere Vondel sprach ihm Eigenthümlichkeit und Erfindungsgabe ab. Indessen hielt sich Opitz, der die Interessen der deutschen Dichtung wie ein kluger Diplomat zu vertreten wußte, zeitlebens in den Schranken seiner schönen, jedoch weder urkräftigen noch gestaltungsfähigen Begabung. Er hatte seine Lebensaufgabe schon als einundzwanzigjähriger Jüngling mit voller Sicherheit erfaßt und dies in einer lateinischen Abhandlung „Aristarchus oder über die Geringschätzung der deutschen Sprache" (de contemptu linguae teutonicae) kundgegeben, auch sich früh als Lateindichter einen Namen gemacht. Schon 1622 wurde er von Bethlen Gabor, dem bekannten Fürsten von Siebenbürgen, als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften nach Weißenburg berufen, wo er ein gelehrtes Werk über die Alterthümer Daciens entwarf, an dem er bis zu seinem

Tode fortarbeitete, das aber verloren gegangen ist. Sein Aufenthalt auf dem Landgute Zlatna gab ihm die Veranlassung zu einem Lehrgedichte, dem er diesen Namen gab. Die Freude an dem stillen Landleben im Gegensatze zu Hof und Stadt ist hier warm und stimmungsvoll ausgedrückt; Opitz erscheint als ein nicht unwürdiger Schüler der römischen Elegiker. Ueberhaupt bot ihm die Gattung des Lehrgedichtes mit angeknüpften Schilderungen den richtigen Rahmen für die Tragweite seines Talents; auch das früher abgefaßte „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges" und das spätere, mehr beschreibende „Vesuvius" enthalten Stellen, die man noch jetzt nicht ohne Erbauung lesen mag. Für alle diese Gedichte wählt er den Alexandriner, den er recht eigentlich auf ein Jahrhundert hinaus zum herrschenden Versmaaß in Deutschland machte*). Nachdem eine Art von Heimweh den Dichter wieder nach Schlesien geführt hatte, kam er in Geschäften des Herzogs von Liegnitz nach Wien (1625), wo ihn Kaiser Ferdinand II. zur Belohnung für ein Gedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl eigenhändig mit der Dichterkrone schmückte; drei Jahre später erhielt er den Adel mit dem Beinamen „von Boberfeld" nach dem Fluß, an welchem Bunzlau liegt. Inzwischen war er in die Dienste des Burggrafen Karl Hannibal von Dohna getreten, der als Kammerpräsident von Schlesien die Protestanten arg bedrückte. Dieser Umstand wirft kein günstiges Licht auf den Dichter, dem es vielleicht genügte, durch würdige Haltung und Führung, der Poesie in seiner Person Ansehen zu verschaffen, der daher auf Tüchtigkeit des öffentlichen Charakters kaum größeren Werth legte als auf Kriegsruhm. Sein muthloses Benehmen bei einem Ausfall (unter General Pechmann) gesteht er noch viel naiver ein als Horaz das Wegwerfen seines Schildes; er sagt geradezu: „Es war niemals mein Sinn, dem Feinde Stand zu halten; wer jung erschossen wird, der pfleget nicht zu alten." Dieser Denkweise entspricht es, daß er seine Werke gern mit Zueignungen an Fürsten und Große schmückt, wie er denn das Dedicationswesen, das schon die Humanisten eingeführt hatten, noch mehr in Schwung brachte. Auch enthalten seine Dichtungen selbst manchen Bezug auf die hohen Herren, die ihm Gunst erwiesen. So knüpft sich das Lehrgedicht „Vielguet" an einen Landsitz des Herzogs

*) Der Alexandriner ist bei Opitz in der Censur schärfer und somit antithetischer, als bei Fleming und Anderen. Dies tritt zumeist in den Epigrammen hervor, z. B. in der „Grabschrift eines Bettlers":

Ich hatte nie ein Haus, todt hab' ich eines hier;
Im Leben hatt' ich nichts, todt bin ich reich dafür.
Mein Leben war nur Flucht, das Grab ist meine Ruh';
Im Leben ging ich blos, hier decket man mich zu.

von Münsterberg-Oels an. Die „Schäferei der Nymphen Hercinie“ spielt in einem Thal des Riesengebirges, wo die gräfliche Familie Schafgotsch ihre Besitzungen hat; die Nymphe selbst wird damit bemüht, den Dichter und drei andere Hirten in eine Höhle zu führen, in welcher sich die Ahnenbilder des Hauses befinden. Immerhin bleibt dieses aus Prosa und Versen gemischte Schäfergedicht ein achtungswerther Versuch, die arkadischen Vorstellungen, welche man damals in der Poesie nicht entbehren zu können glaubte, in eine heimische Umgebung zu versetzen.

Uebrigens unterhielt Opitz die Verbindung mit berühmten Gelehrten seiner Zeit eben so eifrig, wie mit den Großen, und es läßt sich nicht leugnen, daß dieselbe auf gegenseitiger Werthschätzung beruhte. Eine seiner Episteln ist an Zinkgref gerichtet, eine an den edlen Herrn Dietrich von dem Werder († 1657) der den Tasso (unter dem Titel „Gottfried oder erlösetes Jerusalem“) und 30 Gesänge des Ariosto in achtzeiligen Reimstrophen übersetzte. In Paris, wohin ihn der Burggraf sandte, gewann Opitz die persönliche Freundschaft des Hugo Grotius; auch übersetzte er dessen Gedicht über die Wahrheit der christlichen Religion ins Deutsche. Die Gunst der Großen ward ihm bis an sein Ende zu Theil; als er, dem Kriegslärm abhold, nach Danzig gezogen war, ernannte ihn König Ladislaus IV. von Polen zum Historiographen. Er starb 1639 an der Pest und wurde in zahllosen poetischen Nachrufen gefeiert; unter denselben befindet sich ein Sonett Paul Fleming's, der ihn an Dichtergeist weit übertraf, der ihn aber hier als den Pindar, Homer und Maro seines Jahrhunderts, ja sogar als den Rächer der todten Germania preist!

Zu den Anregungen, die der überaus fleißige Dichter gab, gehören auch seine dramatischen Arbeiten. Auch auf diesem Gebiete nahm er die Grenzen seines Talentes wahr, indem er sich auf Uebersetzungen und einige Singspiele beschränkte. Er übersetzte die Trojanerinnen des Seneca und die Antigone des Sophokles, und namentlich bei Beurtheilung der letzteren sollte man den Standpunkt seiner Zeit nicht außer Acht lassen und das Verdienst eines reinen, correcten Ausdruckes würdigen. Von den Singspielen ist die „Judith“ in hohem Stil gehalten; die Chorlieder, deren eines von gefangenen Königen vorgetragen wird, sowie die Wechselgesänge enthalten die besten Verse, die wir von Opitz haben. In seinem anderen Singspiel verdeutscht er eine der ältesten Opern, nämlich die „Daphne“, die 1597 von Ottavio Rinuccini in Florenz gedichtet worden war; das deutsche Stück wurde 1627 von Heinrich Schütz (Sagittarius) in Musik gesetzt und kam in Torgau bei der Vermählung des Landgrafen von Hessen mit der

Schwester des Kurfürsten von Sachsen zur Darstellung; wahrscheinlich die erste Aufführung einer deutschen Oper.

Eine Gruppe von Dichtern, welche sich in der Versification an Opitz anschlossen und ihn auch sonst als deutschen Musenführer verehrten, werden als die „ältere schlesische Schule“ bezeichnet. Solche Gruppirungen sind immer ein Nothbehelf und werden, allzuscharf aufgefaßt, leicht zu Mißverstand führen; doch scheint die Litteraturgeschichte ihrer nicht entbehren zu können. Von jenen Dichtern stammen Tscherning, Logau, Andreas Gryphius wirklich aus Schlesien; Paul Fleming aber war ein Sachse. Tscherning, geboren 1611 in Bunzlau, war Opitz's nächster Landsmann, was vielleicht zu seinem Ruhme beitrug, denn an sich ist er sehr unbedeutend. Ueberhaupt dürfen wir auf einzelne Dichter und ihre Leistungen nicht näher eingehen, als ein in den Plan dieses Werkes passender Ueberblick es gestattet; um so weniger, als in der neuen Zeit treffliche Litteraturwerke Verbreitung gefunden haben, in welchen man zum Theil sogar ausgiebige Proben aus den Dichtungen findet. Paul Fleming (meist minder richtig Flemming geschrieben), geboren 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge, ist einer der liebenswürdigsten deutschen Dichter. Er ist der Zeit nach der erste unter denen, deren frühzeitiges Hinscheiden bedauert wird, doch gewährt sein Lebenslauf den erfreulichen Eindruck der Frische, der Thätigkeit und allgemeinen Beliebtheit. Schon als Student erhielt er die Würde eines kaiserlichen gekrönten Poeten; um so mehr fällt es auf, daß ihn später die „fruchtbringende Gesellschaft“ nicht an sich zog. Wir haben in der politischen Geschichte den Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp erwähnt, der zur Anknüpfung von Handelsverbindungen eine Gesandtschaft an den Zaar Michael von Moskau und eine andere an den Schah von Persien nach Ispahan schickte; an beiden Gesandtschaften nahm Fleming als Truchseß und Hofjunker Theil*). Nach der Heimkehr promovirte er in Leyden und gedachte sich mit seiner Braut, die er zu Rewal kennen gelernt hatte, als praktischer Arzt in Hamburg niederzulassen; doch starb er daselbst schon 1640, kaum 31 Jahre alt. Seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte sind voll Herzlichkeit und Wärme; mehr zu bewundern aber ist die unbefangene Sicherheit, mit der er auch den fremdartigen Eindrücken seiner Reise gegenüber die Sprache des heimischen Gefühls beibehält. Das Gedicht „in allen meinen Thaten“, durch das er sich vor der Reise oder während derselben ermuthigte, ist in die Gesangbücher übergegangen. Fleming's

*) Diejenigen, die sich über seinen merkwürdigen Lebensgang unterrichten wollen, verweisen wir auf die anziehende Darstellung von Varnhagen von Ense im IV. Band seiner „biographischen Denkmale.“ Vgl. auch Lappenberg in Schröder's „Lexicon hamburger Schriftsteller.“

Sonette sind sehr bedeutend; in einem derselben spricht er in heftiger Weise gegen die Schwachheit und Erbärmlichkeit der Deutschen, deren Prahlerei den Feind nicht abzuhalten vermag, und gibt damit einen Ton an, der später oft angeschlagen wurde. Doch ist nicht zu vergessen, daß seine Zornesworte gegen die bloßen „Namensdeutschen" von echtem Schmerz eingegeben sind und daß er mit dem Ausrufe schließt: „Ich sag's auch mir zum Hohn!" Daß übrigens auch dieser große Lyriker in einzelnen Stellen der Manier des Zeitalters einen Tribut bringt, ist nicht zu verwundern. Seine Klage auf das „Absterben" des nur sechs Tage alten Töchterleins „Herrn Timothei Poli" ist eines der schönsten deutschen Gelegenheitsgedichte; doch konnte es nur einem damaligen Kunstpoeten einfallen, bei diesem Anlaß die Vergänglichkeit alles Irdischen an historischen Exempeln nachzuweisen: „Babels Mauern sind versunken, Rhodus sein Koloß ertrunken, Assur wurde theil den Persern" u. dgl. Fleming hat auf seinem letzten Krankenlager seinen glücklichen Lebenslauf und seinen weitverbreiteten, unsterblichen Ruhm in einem schwungvollen Sonett besungen; August Wilhelm Schlegel, der unseren Dichter sehr hochhielt, nahm davon Veranlassung, sich selbst ebenfalls in einem Sonett zu preisen, und Platen folgte nach. Indessen hat Fleming das seinige drei Tage vor seinem Tode gedichtet; die Selbstschätzung, mit der er den Nachruhm als Feind des Todes zu Hülfe ruft, hat nichts Anstößiges; jene Beiden aber priesen sich und ihre Werke, als sie noch Jahre vor sich hatten oder zu haben glaubten.

Der Schlesier Friedrich von Logau (1604—1655) ist berühmt durch seine zahlreichen und zum Theil vortrefflichen Epigramme, die er gern als Sinngedichte bezeichnet *). Er steht hoch über den meisten späteren Epigrammatisten, die sich von den abgedroschenen Spöttereien gegen alte Frauen, Geizhälse, schlechte Advokaten oder Aerzte nicht zu trennen vermögen. Daß unter 3553 Epigrammen manche stumpf sein müssen, ist selbstverständlich; manche aber kommen den besten Volkssprüchen an Werth nahe; einige mögen alten Sprichwörtern nachgebildet sein. Was ihnen aber den Hauptvorzug verleiht, ist die mannhafte, maaßvolle, verständige Denkweise und die aufrichtige Vaterlandsliebe, die aus ihnen spricht. Sie gewähren einen Umblick über sämmtliche Mißstände, die während des Krieges und nach demselben jeden Wohlgesinnten schmerzlich berührten; das gesunkene Ansehen Deutschlands, den französischen Hochmuth, den schwedischen Eigennutz, die Schlaffheit und Kälte der Staatsmänner, die Zänkerei

*) „Kein Deutscher füllte noch, wie ich mir ließ berichten,
Ein ganzes großes Buch mit lauter Sinngedichten."

der Theologen. Manches Epigramm drängt sich hervor wie ein Stoßseufzer aus edlem Herzen; so wenn es heißt:

Luthrisch, Päpstisch und Calvinisch;
Diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; nur ist Frage,
Wo das Christenthum denn sei.

Zwei Uebelstände bieten sich dem Spotte Logau's an, die um so wichtiger sind, als sie bis zum Schlusse des Jahrhunderts von wohlmeinenden Sittenpredigern und Satirikern unaufhörlich und, wie es scheint, ohne jeden Erfolg bekämpft werden: die Sprachmengerei und das Modewesen, besonders der ewig wechselnde Geschmack in Kleidertrachten; beide haben im Grund eine Wurzel, nämlich die Ausländerei. Logau ist einsichtsvoll genug, den sittlichen Nachtheil dieser Gebrechen hervorzuheben. Er hängt mit inniger Treue an der deutschen Sprache; er findet, daß keine so lieblich von der Liebe zu sprechen vermag; eine affectirte Ausdrucksweise ist ihm ein Zeichen innerer Unwahrheit; man erhöht den Uebermuth der Franzosen, wenn man von ihnen Flicken erborgt. Ebenso hat er über die wechselnden Trachten den kurzen, treffenden Ausspruch: „Alamode Kleider, Alamode Sinnen; Wie sich's außen wandelt, wandelt sich's auch innen.“ Deutschland, meint er, solle sich schämen, wie ein Bedienter französische Liverey zu tragen. In demselben Sinne spottete Lauremberg und predigte bis ins 18. Jahrhundert hinein Abraham a Santa Clara; man stimmte ihm bei, aber in einer Zeit, wo deutsche Fürsten wie deutsche Gelehrte und Staatsmänner aus Versailles Jahrgelder bezogen, saß das Uebel zu tief, um durch Witz und Satire beseitigt zu werden. Logau gab zuerst 1638 unter dem Namen Salomon von Golaw (Anagramm) „200 Teutscher Reimsprüche,“ sodann (1654, doch ohne Jahreszahl) „deutscher Sinngedichte 3000“ heraus *). Kaum begreiflich ist die Vergessenheit, in welche Logau bald nach seinem Tode gerieth. Im Jahr 1702 veröffentlichte ein Ungenannter „Salomon von Golaw's auferweckte Gedichte“, erlaubte sich jedoch willkürliche Aenderungen und verfuhr auch sonst nicht glücklich. Erst Lessing machte in seinen Litteraturbriefen wieder mit Geist und Nachdruck auf den Dichter aufmerksam und veranstaltete später (1759) gemeinschaftlich mit Ramler eine Auswahl der Sinngedichte in zwölf Büchern.

Andreas Gryphius (Greif) aus Glogau (1616—1648), von manchen zur zweiten schlesischen Schule gerechnet, hat wegen des tiefen Ernstes, der in seinen Dichtungen liegt, und wegen des Schwunges, den er dem Drama zu geben suchte, von jeher besondere Theilnahme

*) Ueber das Nähere vgl. die treffliche Einleitung zu „Sinngedichte von Friedrich von Logau, herausgegeben von Gustav Eitner“; Leipzig 1870.

erregt. Am ausreichendsten scheint er uns neuerdings von Cholevius gewürdigt zu sein*). Ein Blick auf das Leben dieses hochbegabten Mannes ist geeignet, uns wehmüthig zu stimmen, da wir selten von einem bedeutenden Geiste so entschieden den Eindruck empfangen, daß er unter günstigen Umständen weit Größeres geleistet haben würde. Von seinen 48 Lebensjahren gehören 30 dem großen Krieg an; dazu hatte er noch eine ganz besonders unglückselige Jugend, indem er als Kind seinen Vater durch Vergiftung verlor, seine Mutter in zweiter Ehe starb, sein Stiefvater ihn um das Seinige betrog, seine Vaterstadt in Brand gesteckt wurde. Unter so drückenden Erlebnissen erwarb er sich bewundernswerthe Sprachkenntnisse und dichtete schon im 18. Jahr eine Tragödie „Herodes." Ein Herr von Schönborn, dessen Kinder er erzog, und der „kaiserlicher Pfalzgraf" war, machte als solcher von seinem Rechte Gebrauch, ihn als Dichter zu krönen. Gryphius machte weite Reisen: er sah London, Paris, Florenz und Rom mit den Augen eines geschichtskundigen Dichters; er durfte einen Band Gedichte der Republik Venedig widmen und dem Dogen persönlich überreichen. Am wichtigsten wurde für ihn, wie für Opitz, der Aufenthalt in den Niederlanden; er lebte mehrere Jahre in Leyden und hielt dort Vorlesungen über die verschiedensten Fächer, über Philosophie, Geschichte, Physik, Alterthumskunde, sogar über Anatomie. Eine Sammlung seiner Satiren und Epigramme erschien bei den Elzevir in Amsterdam. Nach seiner Heimkehr gestaltete sich sein Schicksal freundlicher; in einem früheren Gedichte hatte er die rührende Klage ausgesprochen: „Ich red' es offenbar: so lang als Titans Licht, vom Himmel ab bestrahlt mein bleiches Angesicht, ist mir noch nie ein Tag, der ganz ohn' Angst, bescheeret." Er schlug mehrere Berufungen aus (darunter eine nach Upsala) und lebte unter zweifelloser litterarischer Anerkennung als Syndicus der Landstände von Glogau. Kurz nach seiner Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft starb er, vom Schlag getroffen, in der Versammlung der Landes-Aeltesten. In seinen lyrischen Dichtungen herrscht meist ein ernster, schwermüthiger Ton; eines darunter, die „Kirchhof-Gedanken" in 50 Strophen bewegt sich ganz unter Gerippen, Leichen und Würmern. Aus dem mitunter eintönigen Schwulst aber dringen ergreifende Wendungen hervor, die den echten Dichter bekunden, wie wenn er in einem Lied über die Eitelkeit menschlicher Bemühungen die Lehre gibt, an die ein berühmter Spruch Goethe's anklingt: „Das kleine Thier, das Seide spinnt, verwirrt sich in sein Spinnen; So müssen wir durch

*) In: Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, Leipzig 1854, Bd. I, S. 379.

unsern Fleiß oft unsern Tod gewinnen.“ Seines trefflichen Lobspruches auf Kopernikus haben wir oben gedacht.

Ein lyrischer Dichter konnte sich auch in Unglückstagen ausbilden; immerhin hat Gryphius den leichten, warmen, frohen Ton Fleming's niemals angestimmt. Weit schlimmer empfand er die Einwirkung des Volkes und der Zeit in seinem Bestreben, ein deutsches Kunst-Drama zu begründen. Unsere gelehrten Poeten hatten alle Fühlung mit dem Volke verloren und hatten dasjenige nicht, was den Franzosen ein Surrogat dafür bot: Hof und Gesellschaft. Wenn auch Stücke von Gryphius hie und da aufgeführt wurden, so fehlte doch die lebendige Wechselwirkung zwischen dem Dichter, dem Publikum und den Kennern. Die Geschichte des deutschen Dramas im Anfang des 17. Jahrhunderts oder vielmehr der Versuche und Ansätze zu einem solchen ist von bedeutendem Interesse; die Forschung darüber ist noch nicht abgeschlossen und wir dürfen es nicht unternehmen, unsere Leser darin einzuführen. Als die englische Bühne ihre höchste Ausbildung erreicht hatte, zogen „englische Komödianten“ nach den Niederlanden und nach Deutschland; sie gelangten bis Dresden, Frankfurt und Heidelberg. Die kräftigen Motive, die breite Anlage und die energische Durchführung waren den deutschen Zuhörern neu und fanden großen Beifall. Ihre Stücke blieben nicht ohne Einfluß auf die dramatischen Werke des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig († 1613 zu Prag), der nicht blos ein berühmter Gelehrter und Präsident des kaiserlichen geheimen Rathes war, sondern auch die erste stehende Hofbühne in Deutschland errichtete, für die er sein Schauspiel „Susanna“ schrieb. Ohne von ästhetischer Kritik unterstützt zu sein, arbeitete man fortwährend für die stets rege Schaulust des Volkes. Als die Bühnen in England geschlossen wurden, setzten einzelne Gesellschaften ihr Gastspiel in Deutschland fort. Eine lustige Person, Bouset Clant, später auch Hanswurst *) genannt, scheint selten gefehlt und meist deutsch gesprochen zu haben; Heinrich Julius läßt ihn manchmal plattdeutsch reden. Bald kamen die „Haupt- und Staats-Actionen“, Schauspiele, deren Verfasser wir meist nicht kennen; mit großer Unbefangenheit benutzten sie tragische Stoffe, überließen manchmal die Ausführung eines unvollkommenen Textbuches dem Improvisationstalent der Schauspieler, mischten opernhafte Rollen, wie Riesen und Zauberinnen ein kleideten auch zuweilen die heroischen Partien in Alexandriner. Eine Sammlung solcher Stücke befindet sich in Wien; und noch um

*) In der ursprünglich deutschen Komödie kommt der Name schon im Jahr 1553 vor. Etwas später, in der Komödie „Adam's Fall“ von Georg Roll (1570) befinden sich Hans Wurst und Hans Hahn in der Begleitung von Gott Vater und Sohn.

1720 wurde ein solches in Norddeutschland verfertigt, das den Tod Karl's XII. zum Gegenstande hat. Dieser naiven und lebendigen Auffassung des Dramas kam kein einsichtsvolles Verständniß von Seiten der litterarischen Gesetzgeber entgegen. Opitz hatte vom Drama einen dürftigen Begriff. Nach seiner Erklärung in der „deutschen Poeterei" sollen in der Tragödie Fürsten und Große auftreten; sie handelt von Todtschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vätermorden, Blutschande, Krieg, Aufruhr, Heulen, Seufzen; die Komödie führt mehr Leute niederen Standes vor und handelt von Hochzeiten, Gastgeboten, Schalkheit der Knechte, ruhmredigen Soldaten, Geiz, Kuppelei und solchen Sachen. In Nürnberg machte man den Versuch, dieses Schema zu erweitern, wovon später die Rede sein wird. Unter diesen Umständen bezeichnen die dramatischen Arbeiten des Gryphius einen bedeutenden Kunstfortschritt, obwohl sie wenig fortgewirkt haben und bei ihrer schwerfälligen, überspannten Ausdrucksweise, im Trauerspiel wenigstens, selten einen Naturlaut oder einen treffend individuellen Charakterzug hervortreten lassen. Sie erschienen meist nachdem die erste Blüthenzeit Corneille's vorüber war, dessen Cid schon 1650 von Grefflinger ins Deutsche übersetzt wurde. Gryphius übersetzte dramatische Arbeiten des Auslandes in der Absicht, sich daran zu schulen; doch befindet sich darunter kein Schauspiel des berühmten Corneille, wohl aber ein von dessen Bruder Thomas selbst nach einem anderen Werk abgefaßtes komisches Stück, der „schwärmende Schäfer" (le berger extravagant), wodurch Gryphius zeigt, daß ihm die Mattigkeit und Affectation der Schäferspiele, die in Nürnberg blüheten, klar geworden ist. Außerdem wählte er zur Bearbeitung aus dem Lateinischen die Märtyrertragödie „Felicitas" des französischen Jesuiten Caussinus und aus dem Holländischen die „Gibeoniter" von Vondel. Für seine eigenen Stücke wählt er den Stoff, wie wir dies schon früher als im Zeitgeschmack liegend angegeben haben, nicht aus den hellen, klaren und erfreulichen Epochen der Geschichte, sondern aus denjenigen, wo Abenteuer und Verbrechen sich häufen, also, wie im „Leo Armenius," (der 820 ermordete Herrscher, s. Bd. IV, S. 454) aus dem byzantinischen Kaiserthum oder, wie in „Katharina von Georgien" aus dem Orient. Die Wahl des letztgenannten Stoffes zeigt übrigens einen kühnen Geist, da derselbe in die Lebenszeit des Gryphius fällt; denn Katharina starb 1624. Noch entschiedener tritt diese Kühnheit in der Tragödie „Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus" hervor, das er kurz nach der Hinrichtung des Königs abfaßte, jedoch 1663 neu bearbeitete. Gryphius theilt seine Stücke in Akte oder „Abtheilungen" und bringt in denselben nach dem Vorgange der Holländer, vielleicht auch des Seneca Chöre oder „Reyen" (Reigen) an, deren lyrischer

Ton den einförmigen Gang der Alexandriner unterbricht. Die Reigen werden von Jungfrauen, Priestern, allegorischen Wesen (z. B. den Tugenden), oft auch von Geistern vorgetragen; auch den Prolog spricht öfter eine allegorische Figur, wie auch Shakespeare einmal das Gerücht als Prolog auftreten läßt; in „Katharina von Georgien" erscheint zu diesem Zweck die „Ewigkeit." Diese Manier paßt wenig zu modernen Gegenständen. In „Karl Stuart" treten die Geister Strafford's, Laud's und der Maria Stuart auf, denen sich ein Reigen ermordeter Könige anschließt; einen anderen Chor bilden Jungfrauen, von denen Karl vor seinem Tod umgeben ist. Das Trauerspiel „Cardenio und Celinde", das in Bologna spielt, hat Gryphius nach seiner eigenen Angabe nicht, wie manchmal berichtet wird, einer italienischen Novelle entnommen, sondern demselben eine wirkliche Begebenheit zu Grunde gelegt, die ihm in Italien berichtet wurde. Der Stoff ist in der neueren Zeit von Achim von Arnim und von Immermann behandelt worden. Tod und Grab kommen fast in allen diesen Stücken nicht blos als Endpunkte der Begebenheit vor, sondern sie bilden den düsteren Grund, auf den sich die Lehre des Dramas bezieht. Selbst im Cardenio, wo das Liebespaar durch furchtbare Schicksale von aller Leidenschaft geläutert wird, lautet die Schlußmoral: „Wer hier recht leben will, denk' jede Stund' ans Sterben." Auch erklärt der Dichter an einer Stelle ausdrücklich: nachdem das Vaterland sich in seine eigene Asche verscharrt habe, wolle er die Vergänglichkeit menschlicher Dinge zur Anschauung bringen. Leider hat er eines seiner Stücke, welches er der schlesischen Vorzeit entnahm, „Heinrich der Fromme", nicht vollendet; dasselbe bezog sich auf den tapferen Fürsten, der 1241 im Kampfe gegen die Mongolen fiel. Uebrigens wird wohl ein geläuterter Geschmack in Gryphius' ernsten Stücken selbst an denjenigen Stellen wenig Freude haben, die zur Zeit des Verfassers wahrscheinlich am meisten Beifall hatten; nämlich solche, wo die hochklingenden Ausdrücke oder, wie Lohenstein es bezeichnet, die „Zentnerworte" am meisten gehäuft sind. So in dem „sterbenden Papinianus", wo Caracalla seinen Bruder Geta in den Armen der Mutter tödten läßt (s. Bd. III, S. 502) und diese den Mörder mit einer Flut von zum Theil neugebildeten Schmähworten überschüttet*). Aus der lateinisch abgefaßten Dedication, mit welcher Gryphius seinen Papinian dem Magistrat von Breslau überreichte, ersehen wir, daß in dieser Stadt sein Leo, seine Katharina und Felicitas mit großem Beifall aufgeführt wurden.

*) Julia ruft dem (abwesenden) Caracalla zu:
„Brudermörder! Vaterfeind! Mutterhenker! Rechtsverderb!
Menschenpest, Gesetzverlacher! Lasterfürst, Cocytus-Erb!"

Die Lustspiele des Gryphius haben nicht nur vortreffliche Züge, sondern sie sind zum Theil ungemein geistvoll angelegt; so gerade dasjenige, das bis auf die Neuzeit am wenigsten bekannt geworden ist, das „verliebte Gespenst.“ In demselben wird eine höhere Liebesgeschichte von leidenschaftlichem Hergang im Stil der italienischen Novellen dargestellt; mit ihr aber ist ein Scherzspiel verflochten, das unter dem Namen „geliebte Dornrose“ eine schlesische Bauernliebschaft im Landesdialecte vorführt. Aus dem letzteren besonders erkennt man, wie Gryphius der richtige Mann gewesen wäre, um aus dem Volksleben zu schöpfen. Berühmter ist das Scherzspiel „Horribiliscribrifax.“ Der Titel zwar erregt Mißtrauen, denn es ist immer ein gezwungener Humor, der durch Wortverrenkungen wirken soll; aber das Lustspiel selbst hat ein großes Interesse, weil darin zwei Karikaturen der Zeit vorkommen, welche die deutsche Sprache in verschiedener Richtung mißhandeln; der pedantische Schulmeister mit seinen lateinischen Citaten und der bramarbasirende Kapitän, der überall französische, spanische und italienische Brocken einmischt. Das Schimpfspiel „Herr Peter Squenz“ von Gryphius behandelt die Geschichte von Pyramus und Thisbe, wie sie von Handwerkern vor einem Fürstensohn dargestellt wird, und zwar in dem Sinne, daß die herabgekommene Volkskomödie mit ihrem unbehülflichen Stil und ihren herzbrechenden Redensarten darin parodirt wird. Es ergäbe einen ansprechenden Zusammenhang, wenn Gryphius diesen Stoff aus Shakespeare entlehnt hätte; doch ist dies nicht der Fall, sondern das Stück wurde nach einer englischen Bearbeitung von Cox durch den Nürnberger Daniel Schwenter in Altorf aufgeführt und von diesem kam das Textbuch an Gryphius. Bei dem Letzteren ist der Schauplatz nicht Athen unter Theseus, sondern ein Dorf Rumpelskirchen. Schlegel hat aus Pietät den Namen Peter Squenz von Gryphius entlehnt.

b. Die Sprachgesellschaften.

Bevor wir von einigen Dichtern reden, die unabhängig von den Reformbemühungen der Zeit auftraten, also einerseits von Weckherlin, andererseits von Spee und überhaupt von den Katholiken, werfen wir vorerst einen Blick auf jene Vereine, welche sich die Hebung der gesunkenen deutschen Sprache zum Ziele setzten. Es ist leicht, nachzuweisen, daß officielle Verbindungen großer Herren gern in ein Schein- und Formelwesen ausarten, daß sie zu einem Mittel gegenseitigen Schönthuns werden und am allerwenigsten geeignet sind, geniale Kräfte zu erwecken. Dies kann uns jedoch nicht hindern, den wahrhaft schönen und patriotischen Eifer anzuerkennen, der die erste Sprachgesellschaft hervorrief und aufrecht erhielt, zu einer Zeit, als

man in Frankreich noch nicht an eine Akademie dachte. Es ist besonders zu beachten, daß diese Bemühungen von den sächsisch-thüringischen Fürstenthümern ausgingen und daß Weimar dabei neben Anhalt in erster Linie stand. Bei den Herzogsfamilien der ernestinischen Linie war es unvergessen, daß ihr Haus in Folge habsburgischer Reaction von der Kur verdrängt und auf kleinere Gebiete beschränkt war. Sie wanden fortwährend ihre Theilnahme den neuen Bildungs-Elementen zu. Dies thaten auch diejenigen unter ihnen, welche durchaus friedliebend gesinnt waren. Die Fragen der Schul- und Erziehungsreform wurden schon vor dem dreißigjährigen Krieg von thüringischen Herzogen und Prinzessinnen ebenso lebhaft erwogen und wohlgemeinte Unternehmungen ebenso thätig begünstigt, als in unserer Zeit etwa die Fröbel'schen Kindergärten. Derselbe Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, der an der Spitze des Palmen-Ordens stand, hatte bereits früher mit dem Pädagogen Wolfgang Ratich Verbindungen angeknüpft, von dem man die Begründung einer neuen rationalen Unterrichtsmethode erwartete; und die Schwester des Fürsten, die verwittwete Herzogin Dorothea von Weimar, nahm denselben Ratich zum Lateinlehrer an und vermachte ihm für seine pädagogischen Zwecke die Summe von 2000 Gulden. Ratich's Reformen entsprachen den Erwartungen ebenso wenig als die Leistungen der fruchtbringenden Gesellschaft; doch ging die Anregung nicht verloren.

Die genannte Gesellschaft wurde 1617 zu Weimar gegründet. Der erste Vorschlag dazu scheint an der herzoglichen Tafel gemacht worden zu sein, wo der Geheimrath Kaspar von Teutleben das Gespräch auf die italienischen Akademieen brachte und wo man sich in der Ansicht einigte, daß eine ähnliche Gesellschaft zur Hebung der deutschen Sprache und Poesie Noth thue. Teutleben wurde der erste Vorsitzende; aber das eigentliche Haupt war der oben genannte Fürst Ludwig, ein Bruder jenes Fürsten Christian, der mit an der Spitze der evangelischen Union stand. Die Gesellschaft sollte deutsche Zucht und deutsches Wesen wahren, insbesondere aber „die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstand, ohne Einmischung fremder und ausländischer Flickwörter, in Reden, Schreiben, Gedichten aufs Allerzierlichste und Deutlichste erhalten und ausüben." Der neue Orden wählte zum Sinnbild den indischen Palmbaum mit der Devise „Alles zu Nutzen." Mit Symbolen, Sprüchen, Beinamen trieben die Herren in Nachahmung der Italiener ein lächerliches Spiel; so hieß eines der Oberhäupter, Wilhelm von Weimar, „der Schmackhafte" und hatte zum Sinnbild eine von Wespen angestochene Birne mit dem Spruch: „Erkannte Güte." In dem Gesellschafts-Saale zu Köthen befand sich ein Stammbuch mit demselben Motto-

Gewiß fand in diesem Vereinswesen die Eitelkeit manche Nahrung und bald drängten sich angesehene Leute zur Mitgliedschaft. Diese wurde jedoch vorzugsweise an hohe Personen, bald auch an berühmte Gelehrte und Dichter verliehen. Opitz hieß in der Gesellschaft der Gekrönte, Andreä der Mürbe, Logau der Verkleinernde, Gryphius der Unsterbliche, Moscherosch der Träumende. Das erste bürgerliche Mitglied aber war Tobias Hübner in Dessau, der ein längeres französisches Lehrgedicht formgetreu übersetzte, also vor Opitz Alexandriner abfaßte. Im allgemeinen jedoch faßte der Orden seine Aufgabe darin richtig auf, daß er Schriften über Grammatik und Metrik veranlaßte oder unterstützte. Die Opitz'schen Grundsätze erhielten vielleicht zum Nachtheil eines echt volksthümlichen Versbaues kanonische Geltung; aber die „Teutsche Rechtschreibung“ von Rector Gueintz in Halle ist keineswegs gering zu schätzen; und im Wesentlichen brachte er nur in geordneter Redaction vor, was bereits in der Gesellschaft besprochen war. Weit größeren Ruf als Gueintz gewann Justus Georg Schottel (1612—1676), der zuletzt Hof- und Konsistorialrath zu Wolfenbüttel war; er war der Lehrer jenes Herzogs Anton Ulrich, der als Komödiendichter berühmt wurde. Es fehlte diesem Grammatiker weder an wissenschaftlichem Geist noch an dichterischem Verständniß. Er verfaßte 1640 eine tiefgefühlte Elegie „der Nymphe Germaniä Todesklage“ und wie alle gutgesinnten Mitglieder des Ordens hielt er die Pflege der Sprache für ein Trostmittel in betrübter Zeit. Sein Hauptwerk ist die „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Hauptsprache,“ die im Jahr 1663 erschien. Schottel bemüht sich bereits, in der Geschichte der Sprache Epochen aufzuweisen und unterscheidet deren fünf: von der Vorzeit, von Karl dem Großen, von Rudolf von Habsburg; die vierte Denkzeit, meint er, werde „mit Herrn Luthero einfallen, der zugleich alle Lieblichkeit, Zier, Ungestüm und bewegenden Donner in die Teutsche Sprache gepflanzet,“ was ihm von Anhängern und Gegnern zugestanden werden müsse. Die fünfte und letzte Denkzeit ist ihm die Epoche der Sprachreinigung; die Staffeln zu einem grundfesten Stande der Sprache habe Ludwig von Anhalt durch Stiftung des Palmenordens gelegt. Ohne Schottel's Namen erschien in dessen Todesjahr seine „kurze und gründliche Anleitung zur Rechtschreibung und Wortforschung.“ Das letzte Oberhaupt der fruchtbringenden Gesellschaft war Herzog August, jener sächsische Prinz, der lange das Stift Magdeburg regierte und nach dessen Tod (1680) es an Friedrich Wilhelm von Brandenburg überging. Während seiner Leitung hatte der Orden seinen Sitz in Halle; es wurden in denselben bis zu seinem Erlöschen 890 Mitglieder aufgenommen; sein Wirken aber hatte sich zuletzt ganz in Aeußerlichkeiten aufgelöst.

Während des Krieges bezeugte Straßburg, das zwei Jahrhunderte lang ein Hauptsitz der deutschen Dichtung, Predigt und Schulbildung gewesen war, seine Theilnahme an der Pflege der Sprache durch Gründung der „aufrichtigen Tannengesellschaft" (1633). Bedeutender als diese war die „Deutsch gesinnte Genossenschaft" in Hamburg, wo das reiche, lebhaft bewegte Bürgerthum für solche Bestrebungen fast noch mehr Anhalt bot als in Nürnberg. Philipp von Zesen (1619—1689) und Dietrich Petersen hatten bei der Begründung ihres Ordens hauptsächlich die Sorgfalt für Reinhaltung der Sprache und für eine wohlbegründete Orthographie im Auge. Die Mitgliederzahl wurde so umfassend, daß man sie in vier Zünfte eintheilte, die nach der Rose, Lilie, Nelke und Raute benannt wurden. Zesen gehörte zu jenen Ordensstiftern, die auch unsere Zeit kennt, die in ihrer phantastischen Eingenommenheit für einen an sich löblichen Zweck eine rastlose Thätigkeit, einen fast naiven Eifer zur Schau tragen, das Lächerliche nicht scheuen und neben vielen Feinden auch geschworene Anhänger gewinnen. In Deutschland, wo man die litterarische Anekdote sehr liebt, wird sein Name immer herbeigezogen, wo vom Purismus und seinen Ausschreitungen die Rede ist. Freilich hatte er bei dem damaligen Stande der Sprachkunde nicht die nöthige Einsicht, um den Begriff des Fremdwortes wissenschaftlich zu begründen und bei seiner Ausmerzung nach strengen Grundsätzen zu verfahren; er schadete sogar, indem die Freunde der Sprachmengerei auf das Seltsame ja Unmögliche seiner Vorschläge hinwiesen. Zwar hat er einige der letzteren, wie daß er Windfang für Mantel, Zeugemutter für Natur sagen wolle, in seiner Schrift „Hochdeutsche Heliconische Hechel" (Hamburg 1668) ausdrücklich abgeleugnet und das Gerücht für eine „grobe, ehrlose Schand- und Landlüge" erklärt; aber was er zugesteht, ist, wenn nicht ganz so auffallend, doch fast noch gezierter, insbesondere sein Bemühen, mythologische Namen durch deutsche, also etwa Venus und Vesta durch Lustinne, Feurinne zu ersetzen. Ihm ist die deutsche Sprache wo nicht die des Paradieses, doch mit derselben näher als andere verwandt. Zesen, für den sich Damen und hohe Herren interessirten, der den Adel und von Sachsen den Rathstitel erhielt, wurde in seinem Wirken lebhaft angefeindet durch den holsteinischen Pastor Johann Rist (1607—1667). Beide waren sehr eitel und sahen ihre Eitelkeit befriedigt, indem sie zu kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt wurden und Poeten krönen durften, von welcher Erlaubniß Rist sehr ausgiebigen Gebrauch machte. Doch war es dem lebhaft angeregten Zesen mehr um die Sache, dem ehrgeizigen Pastor mehr um sich zu thun. Von Rist's überaus zahlreichen Gedichten, darunter Schäfereien, geistliche Lieder und Andachten,

beziehen sich einige in strengem protestantischen Parteisinn auf Zeitbegebenheiten; er widmet sein Lob nicht nur dem König von Schweden und der Gemahlin desselben, sondern auch dem Kardinal Richelieu. Er ist eines der ältesten Vorbilder solcher Litteraten, die durch Cliquen und Lob=Assekuranzen einen übertriebenen Ruhm gewinnen; er wird als nordischer Apoll, als Dichterfürst gepriesen. Seinen Zwecken diente auch der von ihm gestiftete „Schwanenorden an der Elbe," der das Leben seines Begründers nicht lang überdauerte.

Von größerem Einfluß und in Bezug auf dichterische Thätigkeit sogar wirksamer als die fruchtbringende Gesellschaft war der „gekrönte Hirten= und Blumenorden," der 1644 zu Nürnberg gestiftet wurde. Die Schaulust in der alten Reichsstadt war nicht untergegangen, ebensowenig der meistersingerliche Zug, sich an dichterischen Uebungen mit Liebhaberei zu betheiligen. Nachdem das Volksschauspiel verstummt war, erschien zu Nürnberg Johann Klaj aus Meißen, der fast wie ein christlicher Thespis zum ersten Anfang des Dramas zuzurückkehrte. Er hielt seine Vorträge am Sonntag nach Schluß des Gottesdienstes in der Kirche selbst, nachdem Tags zuvor der ordentliche Prediger in einem Anschlagzettel verkündigt hatte: wer dem Poeten zuhören möchte, könne in der Kirche bleiben. Da las er denn seine Erzählung von der Passion, von Herodes, von der Himmelfahrt vor; die eingeflochtenen Reden sprach er im Charakter der verschiedenen Personen und war darauf bedacht, das Versmaaß nach dem Inhalte einzurichten, so daß fröhliche Gedanken in Daktylen, ernste in Trochäen eingekleidet wurden; auch fehlte es nicht an musikalischer Zuthat. Der Prediger selbst war des Lobes voll und Harsdörfer, der unter den gebildeten Patriciern am meisten Sachkenntniß hatte, meinte, der Dichter würde zu Kaiser Karl's oder Otto's Zeiten großen Ruhm erlangt haben. Das Urtheil ist nicht ohne Grund; allerdings können wir uns in dem primitiven Dramatiker eher einen Zeitgenossen der Roswitha, als eines Andreas Gryphius oder gar eines Corneille denken.

Georg Philipp Harsdörfer (1607—1659) hatte die sorgfältigste Bildung eines nürnberger Sprößlinges der Geschlechter erhalten; er hatte zu Altdorf und Straßburg studirt, nachher Holland, Frankreich und Italien bereist und war nach seiner Heimkehr in den Rath gewählt worden; auch hatte ihn der Palmenorden zum Mitglied unter dem Namen „der Spielende" aufgenommen. Er verdankte dies Beiwort seinen „Frauenzimmer=Gesprächspielen." Harsdörfer war nämlich als Schriftsteller fortwährend darauf bedacht, die mancherlei Kenntnisse, die er besaß, der Gesellschaft wie dem „Frauenzimmer" freundlich beizubringen; er war nicht Volksschriftsteller, sondern wollte

die verschiedensten Fächer, Geschichte, Mathematik, Philosophie durch ausgewählte Annehmlichkeiten dem Dilettanten zugänglich machen. Wir erinnern uns dabei an die damals aufkommenden Methoden, die Schwierigkeiten beim Lernen zu beseitigen. Harsdörfer war vielleicht der erste Deutsche, der das „spielende Lehren" umfassend betrieb. Man erkennt dies schon aus den Titeln seiner Schriften, die sich als Geschichtsspiegel, Kunstquell denkwürdiger Lehrsprüche, mathematische Erquickstunden und dann wieder als Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten einführen. Er hielt es für ein großes Verdienst, der ohne Zweifel etwas schwerfälligen deutschen Unterhaltung etwas von dem Schliff und Firniß zu geben, den die französische Gesellschaft besaß. Ohne Seichtigkeit kann es dabei nicht immer abgehen. Zudem hatte er eine begeisterte Vorliebe für Schäfereien. Er war überzeugt, daß die Poesie der Vorzeit unter Schäfern entstanden sei und daß man durch dichterische Annahme des Hirtencostüms sich der Natur nähere. Dieser Gattung ist die Allegorie wahlverwandt; auch vergönnt sie ein leise verhüllendes Anspielen auf Welthändel, Zeitereignisse, Schicksale der Großen und vornehme Liebesgeschichten; wie sich dies Alles schon in Virgil's Eklogen kund gibt. War die Tragödie für Adel und Fürsten, die Komödie für den Bürgerstand, so sollte das Schäferspiel einen idealisirten Bauernstand zu Worte kommen lassen. Einen solchen Mann mußte die Vermischung des akademischen Wesens mit dem arkadischen, die in Italien bestand, ungemein anziehen. Im Jahr 1644 bei einem Hochzeitsfest stritten er und Klaj mit vorgetragenen Versen um einen Blumenkranz; die Erinnerung daran hielten sie in einem Pegnesischen Schäfergedicht fest, das als ihre gemeinsame Arbeit gelten kann; die Blumen des Kranzes wurden übrigens vertheilt. Dieser Vorfall wurde die Veranlassung zur Stiftung des Blumenordens an der Pegnitz, dem die Stimmung der Zeit bei herannahendem Frieden und die Nürnberger Ueberlieferung zu Statten kam. Die opitzische Nüchternheit wich hier einer farbenreichen, sinnlichen Ausmalerei; doch wurde die Poesie allzu entschieden in das äußere Schmuckwerk verlegt. Die Pegnitzschäfer gelangten bald zu einem gewissen Ansehen. Neben Harsdörfer und Klaj trat Sigismund von Birken (1626—1681) auf, der später seinen Namen in Betulius latinisirte. Sein Vater hatte der Religion wegen aus Böhmen flüchten müssen und in Nürnberg als Diakonus eine Stellung gefunden. Birken selbst lebte eine zeitlang in Wolfenbüttel, wo er neben Schottel als Lehrer des Herzogs Anton Ulrich und seines Bruders thätig war. Nach seiner Heimkehr unterrichtete er die vornehme Nürnberger Jugend und erlangte im Pegnitz-Orden als „Floridan" großes Ansehen. Birken besaß, was man damals Anstand und Feinheit nannte;

auch empfahl er sich den Fürstenhäusern durch Lobschriften; so den östreichischen Prinzen und Herren durch einen „ostländischen", den welfischen Herzogen durch einen „niedersächsischen Lorberhain", dem Haus Wettin durch einen „chursächsischen Heldensaal." Seine Gedichte leisten das Aeußerste in verkünstelter Tonmalerei *); überhaupt wurden in diesem Kreise die Spielereien mit Anagrammen, Akrostichen und gar mit Bildgedichten bis zur möglichsten Höhe des Ungeschmacks getrieben. In der letztgenannten Gattung sucht man mit kürzeren und längeren Zeilen in der Weise abzuwechseln, daß das Gedicht beim Abdruck oder bei der Niederschrift einem bestimmten Gegenstand, etwa einer Sanduhr, einer Flasche, bei Harsdörfer einmal einem Reichsapfel, ähnlich sieht. Birken wurde so berühmt, daß Viele seiner Zeitgenossen ihn sich kaum anders als mit dem Lorbeerkranze denken konnten. Für diese Pegnitzdichter kam eine sehr beschäftigte Zeit, als in Nürnberg die Conferenzen zur nachträglichen Durchführung des westfälischen Friedens gehalten wurden. Schon der Friede selbst war sehr geeignet, durch Festlichkeiten begangen zu werden, die den Zuschauer in ein idealisches Weltalter der Natur und Liebe versetzten. Klaj war ungemein thätig, Birken aber übernahm auf besonderen Wunsch des Herzogs von Amalf, Octavio Piccolomini, die Abfassung eines Freudenspieles, wahrscheinlich „Margenis oder das befriedigte Deutschland;" bald nachher wurde er vom Kaiser in den Adelstand erhoben. Ueberhaupt genoß er, vor allen deutschen Dichtern, in Wien eines hohen Ansehens, auch als Geschichtschreiber. Wer Dichtungen aus jener Zeit lesen will, muß sich auf das Verständniß von Wortkünsten, besonders auf die Lösung von Anagrammen einüben; Margenis z. B. ist Germania und der Friede wird zu Brunkosa, d. h. Osnabruk, abgeschlossen. Aehnliche halsbrechende Reimkünste wie Birken machte Georg Neumark (1619—1681), Bibliothekar und Archivar (Erzschreinhalter) der fruchtbringenden Gesellschaft; ein Mann, der früher manche warme und herzliche Lieder gedichtet hatte, unter denen „Wer nur den lieben Gott läßt walten" noch jetzt mit Recht beliebt ist.

Harsdörfer, der so manche Kenntnisse popularisirt hatte, kam auf den Gedanken, eine Anleitung zur Dichtkunst abzufassen, eine Poetik, wie sie seiner Schule ganz entsprechend war; sie erschien von 1650 an in drei Theilen unter dem Titel: „Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der lateinischen Sprache in sechs

*) Zwei Zeilen mögen genügen:
„Es säuseln und bräuseln und kräuseln windfriedige Bläste;
Es zittern und flittern und splittern frischläubichte Aeste."

Stunden einzugießen.“ Dies ist der sprichwörtlich gewordene Nürnberger Trichter. Der poetische Ausdruck, der hier gelehrt wird, besteht hauptsächlich in seltsamen und sinnreichen Umschreibungen und Anspielungen; den Frühling soll man Blumenvater nennen, den Wein Poetensaft oder Kelterblut, den Apfel „des ersten Weibes Gelüst;“ für das Feld findet man zwölf Adjective, auf jeden Monat eins; so kann man es im Februar „das windbetrübte,“ im December „das schneebesamte“ nennen. Da für die wichtigsten Begriffe eine Anzahl von Umschreibungen angegeben sind, so hat man zum Reimen leichte Auswahl; so z. B. kann das Blut je nach Umständen der rothe Heldenschweiß oder das nasse Lebensgold heißen. Das Ernsthafte, ja Traurige bei dem Allem ist, daß gerade Diejenigen, welche sich für die auserwählten Pfleger der Dichtkunst hielten, das Wesen derselben in die allernüchternste verkünstelte Technik setzten und daß der Poesie, die sich beim Volk in köstlichen Liedern regte, von Seiten dieser Nürnberger Gelehrten kein Verständniß entgegenkam, wie es sich doch bei Gryphius, Simon Dach und Anderen zuweilen regte. Gleichwohl blieben die Pegnitzschäfer wegen ihrer patricischen Haltung und ihres gefeilten Stiles in Ansehen; bald nachdem die Gesellschaft ihren hundertjährigen Bestand gefeiert hatte, überließ der Rath von Nürnberg ihr ein Stück Wald, wo ein kunstreicher Irrhain angelegt wurde, und als ein gesellig-litterarischer Verein besteht sie noch gegenwärtig. Ihr Sinnbild war die Rohrpfeife des Pan als Emblem des Uebereinstimmens verschiedener Töne; später kam noch die Passionsblume hinzu, vielleicht um die Pflege des geistlichen Gesanges anzudeuten.

Noch verdient hervorgehoben zu werden, daß die Mitglieder der Sprachgesellschaften, so eifrig sie auch das vaterländische Element anpriesen, doch meist ganz in der Bewunderung der französischen Poesie und Geselligkeit aufgingen. Der Widerspruch löst sich insofern, als sie die höhere Vortrefflichkeit der Nachbarlitteratur einsahen und für Deutschland ein Gleiches schaffen wollten. In Köthen selbst bildeten im Jahr 1624 pfälzische und thüringische Prinzessinnen und Herren einen Kreis, der sich als Académie des vrais amants bezeichnete. Man muß sich an die enge Verbindung erinnern, die zwischen Frankreich und den Calvinisten bestanden. Dieser Kreis erließ ein Sendschreiben an Honoré d'Urfé, ein Jahr vor dessen Tod, um ihm für seinen herrlichen Schäferroman „Asträa“ zu danken und zu berichten, daß sie (wohl im Geiste Seladons) einen Hirtenverein unter sich gestiftet hätten. Allerdings war der letztere nicht von Dauer. Aber Zesen, der schwärmerische Deutsche, huldigte diesem Geschmack, indem er einen Roman der Scudery unter dem Titel übersetzte: „Ibrahim, oder des durchlauchtigen Bassa und der beständigen Isabellen Wun-

dergeschichte." Moscherosch schreibt von Paris aus an Harsdörfer in sehr geschmücktem Französisch, mit dem Bemerken, er betrachte diese Sprache als den besten Braten; „car pour l'allemande, vous sçavez qu'elle nous sert de pain ordinaire et la latine de confiture." Er berichtet ihm über eine Unterhaltung bei Tische, die er als ein wahres platonisches Gastmahl schildert und die sich auf die Frage bezog: ob Poeten zu Staats- und Weltgeschäften geeignet seien? Moscherosch ist natürlich eifrig für Bejahung derselben; er bezieht sich auf Montaigne, den Sokrates der Gallier, auf Pasquier und auf den Halbgott Richelieu (ce semidieu de Richelieu, ce grand cardinal), der nicht nur fast der ganzen Erde Gesetze gebe, sondern auch einer der größten Dichter sei; endlich auf Grotius, vrai miracle de la nature. Man sieht, wie auf den guten Elsässer die erhöhte Pariser Existenz eingewirkt hat. Harsdörfer, den er um Mittheilung seiner Ansicht bittet, ertheilt, ebenfalls in schmuckem Französisch, eine umständliche ostensible Antwort, in welcher er vor Allem zu erkennen gibt, daß er zwischen einem schmutzigen Pedanten oder Bettelgratulanten und einem gebildeten Poeten oder Meister der Beredsamkeit und Wortmalerei wohl zu unterscheiden wisse.

c. Dichtung und Dichtergruppen außerhalb der akademischen Kreise.

Die Reform, welche Opitz in der deutschen Verskunst zu Wege gebracht, wurde von manchen Zeitgenossen als ein Zwang verschmäht und fand in einigen Provinzen in Folge der Grundverschiedenheit in Bildung und Denkweise keinen Eingang. Von den Dichtern, die sich mit Bewußtsein von ihr entfernt hielten, ist Georg Rudolf Weckherlin aus Stuttgart der bedeutendste. Durch seinen ungewöhnlichen Lebenslauf hatte er die glückliche Stellung, im Kampfe der Zeit mit voller Entschiedenheit Partei zu nehmen. Geboren 1584 in Stuttgart, machte er nach vollendeter Universitätszeit große Reisen und konnte bei seiner Heimkehr als eine ungewöhnlich begabte und gebildete Persönlichkeit gelten. Er wurde Sekretär in der herzoglich würtembergischen Kanzlei und verherrlichte das Hofleben in Stuttgart durch seine Gelegenheitsgedichte. Im Jahr 1620 ging er nach London, wo er während der Kriegszeit in der deutschen Kanzlei arbeitete, welche die Verbindung der protestantischen Reichsstände mit England unterhielt. Er erlangte diplomatisches Ansehen, wurde den Königen Jakob und Karl persönlich bekannt und überlebte die Hinrichtung des Letzteren um zwei Jahre. Als Dichter hatte er eine reiche lyrische Ader und wird, nachdem seine Werke neuerdings in einer vortrefflichen Ausgabe erschienen sind, wohl genauer als bisher gewürdigt werden. Auch er dachte an eine Umgestaltung der deutschen Verskunst,

doch strebte er nach Hebung des volksthümlichen Elements und war nicht zufrieden damit, daß die deutsche Sprache und Poesie entlehnten Gesetzen unterworfen werden solle. Gleichwohl nahm er von den Franzosen die Zählung der Sylben ohne Messung und Wägung derselben an und rühmte sich, auf diese Weise die gewichtigen zusammengesetzten Wörter, an denen unsere Sprache reich ist, zwangloser als die neueren Poeten gebrauchen zu können. Er dichtete Sonette vor Opitz, ja wahrscheinlich ist ihm darin nur Paul Melissus vorangegangen; freilich kann man seine Alexandriner nicht regelmäßig scandiren, wie die schlesischen. Ungeachtet der Meinungsverschiedenheit preist er übrigens „Herrn Martin Opitzen, fürtrefflichen teutschen Poeten," in einem schönen Sonett. In seinen Trinkliedern und Hochzeitgedichten findet man landschaftliche, derbgesunde Wendungen; seine Epigramme zeichnen sich wie durch Sinn, so auch durch scharfen, gefeilten Ton aus*). Am bedeutendsten ist er uns als politischer Dichter; die freiere Sphäre Englands hat offenbar auf ihn eingewirkt. Wo Fleming und Andere die Zeitbegebenheiten behandeln, sprechen sie klagend oder zürnend meist nur persönliche Stimmungen aus; Opitz gar hält sich in kühler Ferne; Weckherlin allein ist echter Parteimann, die Sache der evangelischen Verbündeten und später Gustav Adolf's ist ihm Sache der Freiheit und des Vaterlandes, der Kampf in ihren Reihen Pflicht und der Tod in diesem Kampfe gegen Schande und Verrath ehrenvoll; die edle Freiheit ist die Frucht, die der Sterbende dem Vaterlande hinterläßt. Dieser Mahnung verleiht er in seiner berühmten Ode an die Soldaten und in dem Sonett „an das Teutschland" eine Kraft des Ausdrucks, die in jener an Versen reichen Zeit ohne Beispiel ist. Diese zuweilen rauhe Kraft, die er auch in einem größeren Gedichte zu Ehren Gustav Adolf's bekundet, hat sogar die romantischen Herausgeber von „des Knaben Wunderhorn" bewogen, dasselbe ungeachtet seiner Länge als volksthümlich anzunehmen.

Die preußische Dichtergruppe, welche um die Mitte des Jahrhunderts in Königsberg thätig war, bewegte sich nicht in den Formen einer Gesellschaft, hielt aber in Herzlichkeit zusammen und war außerdem durch Vorliebe für die Tonkunst zur Gemeinsamkeit angeregt. Der bedeutendste in dieser Gruppe ist Simon Dach, geboren 1605 zu Memel in Preußen. Er studirte in Königsberg und lebte daselbst eine zeitlang als Schulmann. Der ausgezeichnete Musiker Heinrich Albert, ein geborener Sachse, der als Organist in Königsberg angestellt

---

*) So z. B. „an Herrn Witzleer:"
Du bist keines Weisen Freund, weil Du selber keiner;
Und den Narren bist Du feind, weil Du selber einer.

war, hielt den Verband der Freunde, zu denen auch Roberthin und Mylius gehörte, zusammen; sie trafen sich in seinem Garten, bezeichneten sich auch mit Schäfernamen, wie Simon Dach mit dem Anagramm Chasmindo, legten sich aber keinen Ordenszwang an. Wir haben hier die früheste jener Jünglingsvereinigungen, die in der Geschichte der deutschen Litteratur so viel Einfluß gewannen. Die aufrichtige Liebe zur Sache, der meist anspruchlose warme Ton verleiht diesem Kreis ein liebenswürdiges Gepräge. Ein mächtiger Genius befindet sich nicht in demselben, auch Dach ist ungeachtet des sanften und lebendigen Wohlklanges seiner lyrischen Dichtungen nicht als ein solcher zu bezeichnen; aber durch reine Empfindung und angemessenen Ausdruck hat er Erfreulicheres geleistet als die meisten hochgestelzten Poeten der Zeit. Diejenigen seiner Gedichte, welche unter dem geschraubten Titel „Churbrandenburgische Rose, Adler, Löwe und Zepter" gesammelt erschienen, sind meist officiellen Inhaltes. Schon 1638 empfahl er sich dem damaligen Kurprinzen Friedrich Wilhelm durch ein glückwünschendes Gedicht, wofür er ein Jahr nachher Professor der Poesie an der Universität wurde. Der große Kurfürst war Staatsmann genug, um einzusehen, daß jede geistige Verbindung zwischen seinem Lehensherzogthum Preußen und Deutschland für ihn und seine Pläne von Werth sei. Er nahm es daher gnädig auf, als Simon Dach ihn, freilich in einem würdigen Ton, um ein Geschenk an Grundbesitz ersuchte und sich dabei eben auf die Anknüpfung an deutsches Geistesleben berief: „Phöbus ist bei mir daheime; Diese Kunst der deutschen Reime Lernet Preußen erst von mir." Friedrich Wilhelm verlieh ihm das kleine Gut Kuxheim, wo Dach, glücklich vermählt, der Wissenschaft und Poesie leben konnte. Ihm und seinen Freunden ist ein Zug sanfter Wehmuth eigen; sie ergehen sich gern in Sterbegedanken, wenn auch nicht in der tief düsteren Art des Gryphius. Die besten weltlichen und geistlichen Lieder Dach's finden sich nicht in der genannten Sammlung, sondern als Texte in den „Arien" und in dem „musikalisch-poetischen Lustwäldlein" seines Freundes Albert. Am berühmtesten ist sein Lob der Freundschaft („Der Mensch hat nichts so eigen") und das in Volksmundart gedichtete Liebeslied „Anke (Annchen) von Tharaw," das in jener Zeit als echtes Volkslied aus der Feder eines gelehrten Dichters ganz einzig dasteht; bei uns liest man es meistens in der hochdeutschen Fassung, die ihm Herder in den „Stimmen der Völker" gegeben hat.

Ueberblicken wir den gesammten Umkreis der von uns erwähnten litterarischen Leistungen, so geht daraus als wichtigstes Ergebniß hervor, daß deutsche Dichtung und fortschreitende allgemeine Bildung von nun an in den protestantischen Ländern ihren Sitz aufschlugen.

Noch ist das Zurücktreten der katholischen Geisteskräfte bei weitem nicht so offenkundig, wie in unserer späteren, klassischen Zeit, wo Oestreich, Baiern und überhaupt das ganze römisch-kirchliche Deutschland der glänzenden Dichterreihe von Haller und Klopstock an bis auf Schiller's Tod nur Namen wie den allerdings achtbaren Denis und den seichten Blaumauer entgegenzustellen hat; aber die Thatsache im Wesentlichen steht doch bereits fest. In Wien blickte man auf Birken und Opitz mit derselben fremdartigen Hochschätzung wie ein Jahrhundert später auf Klopstock. Und doch fehlte es dem katholischen Theil der Nation begreiflicher Weise nicht an Talenten und an Naturen, deren lebhaft bewegtes Innere in der Poesie nach einem Ausdruck suchte. Die bedeutendste Erscheinung unter diesen ist Friedrich von Spee, aus dem später in den Adelstand erhobenen Geschlechte Spee von Langenfeld, geboren 1591 zu Kaiserswerth. Er trat zu 19 Jahren in den Jesuitenorden und zeigte sich schon früh befähigt, die jüngeren Ordensglieder in der Philosophie und Moral zu unterrichten. Später wurde er nach Franken geschickt, wo er, vorzüglich in Bamberg und Nürnberg, als Seelsorger wirkte. In dieser Stellung hatte er die verurtheilten Verbrecher zum Tode zu bereiten und insbesondere nach und nach gegen 200 Personen, die der Hexerei angeklagt waren, zum Scheiterhaufen zu führen. Dem edlen Mann ergraute früh das Haar in Folge des Kummers, den ihm seine Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit des ganzen Verfahrens gegen diese Unglücklichen verursachte*). Dieses Verfahren also, nicht zunächst den Hexenglauben an sich, bekämpfte er in seinem berühmten, von uns schon erwähnten Buche „Cautio criminalis sive liber de processu contra sagas.“ Der Kurfürst von Mainz, der ihn in Würzburg kennen lernte, war der erste deutsche Fürst, der gegen den Hexenproceß einschritt. Spee starb schon im Jahr 1635 in Folge einer heldenmüthigen Aufopferung; während eines Kampfes in Trier zwischen Franzosen und Kaiserlichen, sowie nach demselben strengte er sich bei Tröstung der Sterbenden und Pflege der Verwundeten übermäßig an, bis er einem Fieber erlag. Als Dichter war er, wie Opitz und Weckherlin, auf Begründung einer deutschen Verskunst bedacht, in der Ueberzeugung, daß man auch in der Muttersprache poetisch reden und dichten könne. Er wechselt mit langen und kurzen Sylben regelmäßig ab, behält aber dabei mehr Natürlichkeit als Opitz. Ueber die Grundsätze seines Dichtens geben uns die Freunde Auskunft, die 14 Jahre nach seinem Tod seine schönsten Gedichte unter dem Namen „Trutz-Nachtigall

*) Wegen seines grauen Haares befragt, sagte er mit wehmüthiger Ironie: „Das haben die Hexen gethan.“

oder geistlich-poetisch Lustwäldchen" veröffentlichten. Den Titel erklären sie daraus, daß das Büchlein „trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet und zwar aufrichtig poetisch." Schon etwas früher war sein „Guldenes Tugentbuch" erschienen, das in drei Abtheilungen (Uebung im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe) Betrachtungen, mit Sprüchen und Liedern durchwoben, enthält und das von Leibnitz in der „Theodicee" hoch gerühmt wird. In unseren Tagen werden unbefangene Leser kaum bezweifeln, daß Spee's profane Lieder, die übrigens sämmtlich einen religiösen Anklang haben, weit höher als die geistlichen Gesänge zu schätzen sind. Die Letzteren sind zum Theil durch Tändeleien entstellt, wie wenn der gekreuzigte Christus als „schönes Böcklein, rothes Röcklein" angeredet und wenn in Nachahmung des Hohen Liedes das Minneverhältniß der Seele zu Gott in allerlei überzarten Wendungen dargestellt wird. Noch bedenklicher ist es, daß Spee die Form der Schäferei in seine Darstellung der christlichen Mysterien verwebt. Nach Balde's Vorgang schließt er sich an die fünfte Ekloge Virgil's an, in welcher das Lob eines verstorbenen gottähnlichen Hirten Daphnis angestimmt, unter dieser Einkleidung aber wahrscheinlich der ermordete Cäsar gepriesen wird. Wie man die vierte Ekloge, welche die Geburt eines jungen Asinius Pollio feiert, auf das Weihnachtsfest bezog: so wird nun von Balde, Spee und anderen Dichtern der Schäfer Daphnis in den Kreis des Ostermythus gezogen. Auch Gleichnisse und Concepte sind in diesen Stücken oft sehr verkünstelt. Als echt volksthümlich ist aber hervorzuheben, daß die freie Natur mit Wald, Quell und beblümten Wiesen überall den Hintergrund für die heiligen Scenen, besonders auch, bei Spee wie bei anderen katholischen Dichtern, für das Erscheinen der Maria bildet. Zudem stehen seine Verse an Reiz und Wohllaut unbedingt allen gleichzeitigen voran. Dies zeigt sich jedoch zumeist in den mehr weltlichen Liedern, wie in dem „Conterfey des menschlichen Lebens," einem Gedichte, das man dem Stoffe nach mit Rückert's berühmtem Gedichte „die sterbende Blume" vergleichen kann. Spee's Loblied auf den heiligen Franz Xaver, den Genossen des Ignaz von Loyola, und auf dessen Bekehrungsreise nach Japan hat einen herrlichen, stolzen Ton, der namentlich im Anfang an die besten neueren Balladen erinnert.

Die dichterische Thätigkeit der Jesuiten war im 17. Jahrhundert auch in Deutschland sehr ausgebreitet. Dem fortschreitenden Geistesleben der Heimath entfremdet, lehnten sie sich an die italienische und spanische Litteratur; also an solche Muster, welche zum Theil durch den Marinismus und das Haschen nach artigen Einfällen (concetti) verdorben waren. Unter Denjenigen, die Latein dichteten, ist der

Elsässer Jakob Balde (1603—1668) der berühmteste; er war eine zeitlang Hofprediger des Kurfürsten von Baiern und starb zu Neuburg an der Donau. Seine Gedichte zeigen eine männliche Denkweise, aufrichtige Vaterlandsliebe und ernste Trauer um das Kriegsunheil, für welches er freilich die Verschuldung einzig den Gegnern beimißt. Sein Andenken ist mit besonderer Vorliebe von Herder erneut worden, der in seiner „Terpsichore" mehrere Oden Balde's übersetzt hat, in welchen sich ein klarer Weltblick und außerdem ein klassisch einfacher Gedankengang sehr erfreulich kund gibt. Seitdem ist der bairische Jesuit auch deutschen Protestanten als ein bedeutender Dichter werth geworden, obwohl er in der Gesinnung seinen Orden nicht verleugnet. In dem „paradoxon musicum", das ihm von Weißlinger, Koch und Flögel zugeschrieben wird, heißt Luther bald ein Wildschwein, bald der „Bauch von Eisleben." In einem Gedicht über die Eitelkeit der Welt spottet er über Kopernikus, worin er freilich auch Protestanten auf seiner Seite hatte*). Sehr belehrend ist es, die lateinischen Gedichte Balde's mit der deutschen Bearbeitung, wo sie von ihm selbst herrührt, zu vergleichen; während er sich in jenen den Namen eines neuen Horaz verdiente, zeigt sich in diesen eine Nachlässigkeit, ja Rohheit im Ausdruck, aus der wir erkennen, wie nothwendig die Sprachbesserung und die Reform der Verskunst bei allen ihren Mängeln gewesen sind. Dies schließen wir z. B. aus dem merkwürdigen humoristischen Gedicht „Agathyrsus," welches die Dicken und die Mageren einander gegenüberstellt, den Letzteren aber den Vorzug eines besseren und glücklicheren Lebens zuertheilt. Der Agathyrsus erschien 1647 zu München in deutschen und lateinischen Versen zugleich. Einige Dichtungen Balde's wurden schon bei seinen Lebzeiten von den Pegnitzschäfern ins Deutsche übertragen und überhaupt waren seine Lieder für die geistliche Dichtung, auch der Protestanten, von nicht geringem Einfluß.

Da in jener Zeit die Gelehrten ein so wichtiger Theil der Nation waren und vorzugsweise die öffentliche Meinung ausmachten, so nahmen auch lateinische Dichtungen einen breiten Raum in der Litteratur ein. Einige lyrische Sammlungen, unter dem Titel „Poesis lyrica", haben Jesuiten zu Verfassern. Was von den Schulgelehrten

---

*) Die Verse, in der Strophenform des damals sehr beliebten Bohnenliedes, lauten also:

Die Erde steht und nicht umgeht,
Wie recht die Gelehrten meinen.
Ein jeder ist seins Wurmbs vergwist,
Copernicus des seinen.

Goethe hat sich diesen Gedanken auf die sonderbarste Weise angeeignet; s. Werke, Ausg. von 1840, Bd. III, S. 17

beider Bekenntnisse ausging, trägt vielfach den Geist der Verkünstelung an sich; das Anfertigen von Anagrammen wurde ein Geschäft, das kleine und große Geschenke eintrug. Man setzte nämlich aus den Buchstaben des Namens, den man feiern wollte, ein beziehungsreiches Wort oder einen Satz zusammen, der wohl gar als Vorbedeutung aufgefaßt wurde; wie wenn aus „Emanuel" gemacht wurde „A me lumen" (von mir kommt Licht). Die Beispiele dieser weitverbreiteten Liebhaberei und Gunstsucherei zählen nach Tausenden. Ebel aus Gießen, Professor in Ulm, veröffentlichte gar eine Sammlung von Palindromen, d. h. von solchen Gedichten, von denen man jede Zeile Wort für Wort oder auch Buchstaben für Buchstaben vorwärts und rückwärts lesen kann, wobei sie entweder den gleichen oder, was für noch geistreicher gilt, einen entgegengesetzten Sinn ergeben. Manche dieser Spielereien circuliren noch jetzt unter Freunden eines pedantischen Witzes. In den Schulen wurden noch immer lateinische Komödien aufgeführt, bald Stücke von Plautus und Terenz, bald sorgten die Rectoren selbst für den Bedarf, wie Hirtzwig in Frankfurt, der einen Lutherus, einen Belsatzar und einen Jesulus (heilige Komödie über die Kindheit Christi) aufführen ließ. Berühmt waren die Leistungen der Schüler von Straßburg und Magdeburg. Das reiche Gebiet der Mariengeschichten und der Legende überhaupt war den Protestanten abgeschnitten; sie hielten sich an das alte Testament und an die Profangeschichte. Auf dem Gymnasium zu Salzwedel gab man einen „Alexander", der aus Berichten und Reden bei Curtius zusammengestellt war, und einen „Epaminondas vor dem Halsgericht in Theben." Als Zweck dieser Aufführungen, unter welchen sonderbarer Weise die bedenkliche Geschichte Joseph's in Aegypten die beliebteste war, gab man nicht nur die Uebung in der classischen Sprache an, sondern noch mehr den Nutzen für ein weltmännisches Benehmen, für die „Conduite." Die Jesuiten hatten ebenfalls Komödien, dichteten aber auch Dramen zur Erbauung für gebildete Leser. Dieselben erinnern zum Theil entschieden an die geistlichen Spiele (Auto's) des Calderon. Nicolaus Avancini aus Tirol, der am Wiener Hofe geschätzt war, gab eine Poesis dramatica in drei Bänden heraus, darunter ein Spiel zu Ehren des oben genannten Franz Xaver. Er verherrlicht Triumphe des Christenthums aus alter Zeit; so den Sieg Constantins über Maxentius (312), die Bekehrung Wittekind's, den Martyrtod des westgothischen Königssohns Herminegild (s. Bd. IV, S. 91), aber auch das Ende des Marius. Als Muster von Feinheit und Eleganz galten die sehr vornehm gehaltenen Poemata des gelehrten Freiherrn Ferdinand von Fürstemberg, in welchen er seine italienischen Erinnerungen und besonders die Eindrücke aus dem Verkehr mit der hohen und höchsten

Gesellschaft zu Rom besang. In Rom ließ der Jesuit Alexander Donatus von adeligen Schülern eine Tragödie „Suevia" aufführen, in welcher der Untergang der Hohenstaufen als gerechte Bestrafung eines ruchlosen Geschlechtes dargestellt wird.

Wir haben in der politischen Geschichte dargethan, wie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Reihe von begabten Persönlichkeiten, darunter mehrere welfische Fürsten, im Protestantismus keine Befriedigung für Geist und Phantasie zu finden glaubten und deshalb zur römischen Kirche „zurücktraten." Auch unter den Gelehrten und Dichtern kamen solche Bekehrungen vor. Der bedeutendste Convertit ist Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius. Er war 1624 in Breslau geboren, studirte in Holland und später in Padua und wurde Leibarzt des Herzogs von Oels. Schlesien war zu verschiedenen Zeiten der Sitz beschaulicher Denker, die sich in die göttlichen Geheimnisse vertieften. Wir müssen uns erinnern, daß Jakob Böhme, dessen Schriften Scheffler früh studirte, diesem Land angehört hat. Nun aber standen Mystiker und Theosophen stets zu den strengen Dogmatikern im Gegensatz. Jene Gesinnung, die sich der Gottheit einzig auf dem Wege der inneren Erleuchtung und der Liebe nähern will, war der lutherischen Orthodoxie nie willkommen. Wer aber von der letzteren angefochten wurde, schloß sich ebenso naturgemäß an die Katholiken an, wie dies in England die praktisch verständigen Quäker thaten. Ein anderer Schlesier, Knorr (1636—1689), der sich nach seiner Erhebung in den Reichsadel von Rosenroth nannte, Verfasser schöner geistlicher Lieder, war mit Alchymie und Kabbala beschäftigt; er wurde erster Minister bei dem Pfalzgrafen von Sulzbach, der selbst zur römischen Kirche übertrat. Ein jüngerer Schlesier, Quirin Kuhlmann (geb. 1651), hochbegabt, aber schwärmerisch bis zum Wahnsinn, ging ebenfalls von der Ansicht aus, daß die göttlichen Geheimnisse dem gelehrten Verstand unzugänglich seien; er verfiel auf Sectenstiftung, glaubte in Rußland einen Boden für dieselbe zu finden, wurde aber vom Patriarchen von Moskau angeklagt und starb im ersten Jahre der selbstständigen Regierung Peter's des Großen (1689) auf dem Scheiterhaufen. Da schon Jakob Böhme die lutherische Kirchenverfassung für schlimmer hält als die türkische, so haben wir bei Scheffler keine eigennützigen Absichten anzunehmen, wenn er 1653 zum Katholicismus überging. Er nahm bei dieser Gelegenheit den Namen Angelus an, wahrscheinlich zu Ehren des spanischen Mystikers Johannes ab Angelis, der ein Gedicht „Triumph der Liebe" verfaßt hatte. Später trat er in den Minoriten-Orden, erhielt die Priesterweihe und wurde „Hofmarschall" beim Fürstbischof von Breslau; er starb 1677, in demselben Jahr

wie Spinoza, dem er, wie schon Leibnitz bemerkt, näher steht, als man nach dieser Lebensskizze vermuthen sollte. Scheffler hatte sich schon in Holland in die Schriften eines Tauler, Ruysbroek und anderer Mystiker vertieft, deren Denkweise wir früher (Bd. VIII., 28 ff.) dargestellt haben. Seine zum Theil vorzüglichen lyrischen Dichtungen erschienen unter dem Titel „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche;" auch hier ist das Schäferwesen auf die Gottesminne übertragen. Wichtiger für uns ist seine Sammlung geistlicher oder vielmehr theosophischer Epigramme, der sogenannte „Cherubinische Wandersmann" (1657 zu Wien, vermehrt 1674 zu Glatz). Seine mystische Weltanschauung wird hier so entschieden zu einer pantheistischen, daß die Vermischung der eigenen Persönlichkeit mit der Natur Gottes den Zeitgenossen anstößig wurde und er sich in der späteren Ausgabe zu einer einschränkenden Erläuterung veranlaßt sah. Es sind bei ihm überhaupt die Perioden zu unterscheiden. Sein Mysticismus fachte in ihm die Stimmung einer allumfassenden, duldsamen Liebe an; als er aber den Uebertritt vollzogen hatte, mußte er sich allmälig der strengen katholischen Glaubensforderung fügen, die Mystik trat in den Hintergrund und er trat sogar in recht gehässiger Weise polemisch gegen das Lutherthum auf. In dem „Wandersmann" sind manche Betrachtungen von dem milden Geist inneren Gottesbewußtseins eingegeben; diese sind auch dichterisch von hoher Schönheit*). Andere jedoch, in welchen das Pochen auf Einheit mit Gott sich am lautesten macht, sind in der Fassung trocken und dogmatisch; wie wenn es heißt: „Ich bin so groß wie Gott, er ist wie ich so klein;" oder: „werd' ich zu nicht, so muß auch Gott den Geist aufgeben." Scheffler hat noch in unserem Jahrhundert das lebhafteste Interesse bei solchen Convertiten erregt, die wie er sich eines reichen inneren Lebens rühmen mochten; Friedrich Schlegel beschäftigte sich eifrig mit ihm. Aber auch der mildgesinnte Domherr Christoph von Schmidt, der berühmte Kinderschriftsteller, stellte Sprüche von ihm in einem „geistlichen Vergißmeinnicht" zusammen; und von der anderen Seite war er durch seinen Pantheismus auch für Freidenker anziehend, wie denn Varnhagen von Ense einen Auszug aus dem „cherubinischen

---

*) Wir führen deren zwei an:

Die Liebe, wenn sie neu, braust wie ein neuer Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

Das folgende stellt einen reformatorischen Gedanken in meisterhafter Kürze dar:

Ist Christus tausendmal in Bethlehem geboren
Und nicht in Dir: Du bleibst doch ewiglich verloren.

Wandersmann" veranstaltete, wobei seine geistvolle Gemahlin Rahel ihn unterstützte.

Wir wenden uns von dieser immerhin etwas schwülen Sphäre zu einer ganz entgegengesetzten, indem wir dem großen protestantischen Liederdichter Paul Gerhardt (1607—1676), dessen wir in der politischen Geschichte gedacht haben, noch einige Worte widmen. Bei ihm ist von einem weichlichen Vermengen der Glaubens-Ansichten, von einer unklaren Verzückung nicht die Rede; Gerhardt vertritt seine Lehre bis zur Ausschließlichkeit, leistet aber das Höchste und Erfreulichste, dessen eine orthodoxe Dichtung fähig ist. Aus ihm spricht ein unerschütterliches Vertrauen auf die evangelische Lehre, auf den Gewinn der Seligkeit durch den Tod Christi. Dies verleiht seinem Ton etwas Heiteres und Sieghaftes, das ihn neben Luther stellt. Sein Versbau hat eine seltene Kraft und Natürlichkeit, dabei oft einen ergreifenden, ja erschütternden Wohllaut. Von den Künsteleien der Pegnitzdichter hält er sich fern; es ist schon viel, daß in dem berühmten Liede „Befiehl du deine Wege" die Anfangsworte der Verse, gewissermaaßen als Akrostichon, einen Bibelspruch bilden. Auch wenn er einmal dem Jesulein das Mündlein küßt, so ist dies unter so vielen Liedern doch nur ein schwaches Zugeständniß an die tändelnde Manier der Zeit. Daß sich manches Schwache, ja Mißlungene bei ihm findet, ist oft genug hervorgehoben worden; besonders tadelt man den Lied-Anfang: „Herr, ich will ja gerne bleiben, wie ich bin, dein armer Hund;" das Lied aber, dem diese Worte angehören, ist nur Uebersetzung einer lateinischen Elegie von Nathanael Chyträus' (sum canis indignus, fateor). Wenn man aber das Lied „Nun ruhen alle Wälder" verunglimpft hat, so ist dies vielleicht auf Friedrich den Großen zurückzuführen, der dasselbe in einem Rescript nebst anderen Gesängen als „thörichtes Zeug" bezeichnete. Gerhardt's Lieder sind reich an Stellen, von denen man kaum begreift, daß sie in der Zeit des Nürnberger Trichters gedichtet sind, und zwei herrliche Strophen aus seinem Ostergedichte („O Haupt voll Blut"), von Sebastian Bach in der Matthäuspassion harmonisirt, wirken noch heute mit unvergleichlicher Macht auf die Seele. Das Verdienst aber, die Opitz'schen Reformen zuerst in die kirchliche Dichtung eingeführt zu haben, wird in der Litteraturgeschichte einem älteren Geistlichen, dem gemüthvollen Johannes Heermann († 1647 in Lissa) zugeschrieben, dessen Lied „O Gott, du frommer Gott" noch heutzutage im Munde der Kinder lebt.

d. Satire, Zeitschilderung, Roman und Lehrprosa.

Die Gebrechen der Zeit lagen in der Periode, die auf den großen Krieg folgte, so offen da, daß sie zur tadelnden Schilderung auffor-

derten, um so mehr, als man die verkehrten Gewohnheiten, denen sich Hohe und Niedere hingaben, als neu eingedrungen betrachtete. Hierzu gehört vor Allem, wie schon bemerkt, die Herrschaft ausländischer Moden, der stete Wechsel derselben, die Sprachmengerei, das Vornehmthun. Merkwürdiger Weise richten sich die Angriffe in letzterem Sinn auch auf die neumodische Poesie mit ihrer erkünstelten Regelmäßigkeit, auf die Gunstbuhlerei und Lobhudelei der Dichter; doch wird dabei nur sehr selten, nur versteckt auf Opitz selbst und die ihm zunächst Stehenden hingewiesen. Satire und Sittenschilderung führen uns den Zeitgeist weit lebendiger und anschaulicher vor als die poetischen Kunstgattungen, die uns bisher beschäftigt haben. Man pflegt als Satirendichter vorzugsweise zwei Dichter zu nennen, die fast gleichzeitig im nördlichsten Gebiete deutschen Wesens als Schulmänner lebten, nämlich Lauremberg, der 1659 als Professor der Mathematik an der Ritter-Akademie zu Soroe auf Seeland starb, und den Holsteiner Joachim Rachel, Rector in Schleswig († 1669). Der Letztere dichtet als Opitzianer in correcten Alexandrinern und nimmt sich unmittelbar die Alten zum Muster. In einer Satire gegen die Frauen verfährt er wie der Grieche Simonides*); er schildert die bösen Weiber unter dem Bilde von Thieren und stellt ihnen die züchtige Hausfrau gegenüber. Einigemale legt er seinen Dichtungen Satiren von Juvenal und Persius zu Grunde. Rachel ist ungeachtet seiner gelehrten Haltung zuweilen derb bis zur Unflätigkeit, so in seinen Ausfällen gegen die Poetinnen. Ueberhaupt nimmt er gegen die von ihm gerügten Schwächen einen unpassenden Ton der heftigsten Bitterkeit an, wie er allenfalls bei Juvenal im Kampf gegen Erbschleicherei, Giftmischerei und andere spätrömische Laster am Platze war. In dieser Hinsicht ist ihm Lauremberg weit vorzuziehen, der mehr im Charakter eines gutmüthig spottenden Beobachters bleibt und an die neueren Verkehrtheiten den Maaßstab einer guten alten Zeit legt. Zudem interessirt uns Lauremberg als der (bis auf unser Zeitalter) letzte plattdeutsche Dichter von selbstständiger Bedeutung. Dieser Umstand, sowie seine Abneigung gegen das hochdeutsche Kunstwesen, seine Vorliebe für den Reineke Vos, in welchem Buche die Weisheit verborgen liege wie das Feuer unter der Asche,**) läßt ihn

---

*) Nicht der berühmtere Dichter dieses Namens aus Keos, sondern Simonides von Amorgos; s. Bd. I., S. 289. Rachel's Satire war unter dem Namen die „böse Sieben" bekannt, und hieraus ist die verbreitete Redensart weit besser herzuleiten, als von den sieben Todsünden.

**) „In weltlicker Wyßheit is keen Boeck geschreven, dem man billick mehr Rohm un Loff kan geven, Als Reinecke Vos, een schlicht Boeck, darinnen Tho sehnd ys een Speegel hoger Sinnen."

weit volksthümlicher und origineller erscheinen als Rachel. Die erste Ausgabe der Satiren Lauremberg's „in Nedderdütsch gerymet dörch Hans Willmsen L. Rost" (Lauremberg Rostochiensis) erschien ohne Druckort und Jahreszahl; die zweite, vom Jahr 1654, trägt den Titel: „De vier olde beröhmte Schertzgedichte; — mit eenem Anhang van etliken in düssen Tyden nyen ingeschlekenen Mißbrüken." Beide Schulmänner haben uns auch ihre litterarischen Ansichten mitgetheilt; Rachel in der Satire „der Poet", in welcher er den gelehrten Kunstcharakter hervorhebt; denn ein Poet muß ihm ein Mann sein, der in nächtlichen Studien mehr Oel als Wein verzehrt, „der durch den bleichen Fleiß aus Schriften hat erfahren, was merklichs ist geschehn vor vielmahl 100 Jahren." Lauremberg dagegen in seinem Scherzgedicht „van allemodischer Poesie un Reymen" zieht ausdrücklich gegen die Tyrannei der neuen Poetik zu Felde, sowie gegen den hochtrabenden Ton, der neuerdings aufgekommen sei, und gegen die Leichtigkeit, mit welcher dürftige Köpfe zu Ruhm gelangen. Noch bei weitem heftiger, aber mit vielem Geist wird diese Polemik in einer Schrift aufgenommen, die 1673 erschien und deren Titel sprichwörtlich geworden ist: „Reime dich, oder ich fresse dich" von Hartmann Reinhold (pseudonym), von welcher Gervinus eine treffliche Analyse gibt.

Einen umfassenden Zeitspiegel hielt Johann Michael Moscherosch in seinen „Gesichten" der Nation und dem Jahrhundert vor. Dieser einflußreiche Schriftsteller ist uns um so achtbarer, als er bei seinen Schilderungen von edlen und verständigen sittlichen Motiven ausging. Er stammte aus einem ausgewanderten aragonischen Adelsgeschlechte und wurde 1501 zu Wilstädt an der Kinzig geboren. Er wurde Hofmeister, dann Amtmann, später schwedischer Kriegsrath, endlich Secretär und Fiscal der Stadt Straßburg. Im dreißigjährigen Krieg erlitt er fortwährend große Verluste und mußte mehrmals flüchtig werden. Wie lebhaft er von dem Glanz der Pariser Gesellschaft eingenommen war, haben wir oben gesehen; doch zeigt sich dieser romanische Sprosse später in der würdigsten Weise deutsch gesinnt; dem Elsaß und der deutschen Sprache zu Ehren gab er eine Schrift Wimpheling's neu heraus („Wimphelinger's Deutschland," Straßburg 1648). Er wurde von Straßburg aus zum Grafen von Hanau berufen, der ihn zum Geheimrath ernannte; später besorgte er die Geschäfte der Landgräfin von Hessen und starb 1669 auf einer Reise zu Worms. Er verfaßte mehrere Sittenbücher, übersetzte aus dem Französischen eine „Anleitung zum adeligen Leben" und theilte in der Schrift „Cura parentum, d. i. Christlich Vermächtniß eines treuen Vaters" (Straßburg 1643) seine Ansichten und Erfahrungen mit, die hauptsächlich auf Erziehung durchs Leben abzielen. Sein

Hauptwerk „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philander's von Sittewald" erschien in zwei Theilen 1645 zu Straßburg. Es erhielt später Fortsetzungen, indem Moscherosch neue „Gesichte" hinzufügte, aber auch Fälschungen, unter welchen ihn besonders eine verdroß, weil in derselben sein Held Philander schließlich ins Kloster geht. Der Name „Sittewald" ist Anagramm von Wilstädt; das Buch selbst ist noch immer nicht in ausreichender Weise kritisch behandelt. Moscherosch selbst bezeichnete es zuerst als eine Bearbeitung der „Träume und Reden" (Suegnos y discursos) eines spanischen Zeitgenossen, des Quevedo Vilegas († 1645). Quevedo selbst war durch Dante angeregt; aber die Form der Visionen, in welchen der Dichter sich in erträumte Welten oder allegorische Umgebungen versetzt, war seit dem späteren Mittelalter ungemein beliebt. Moscherosch machte natürlich mit denjenigen Erfindungen am meisten Glück, die er, von Quevedo unabhängig zur Schilderung deutscher Verhältnisse anwandte. Auch seine Lieblingsgegenstände sind Modenarrheit, Ausländerei, Titelsucht; eines der vorzüglichsten Kapitel ist gegen den falschen, aus welschen Ländern in Deutschland importirten Begriff von Ehre und „Reputation" gerichtet. Sehr beliebt war das erste Gesicht des zweiten Theiles „A la mode Kehraus." Auf dem Schlosse Geroldseck, wo der Sage nach uralte deutsche Helden wie Ariovist, Armin, Wittekind und der hörnene Siegfried hausen, wird Philander wegen seiner Tracht, seines Bartes, seiner Perücke, noch mehr aber wegen seiner Manieren und Ausdrucksweise zur Rede gestellt. Ariovist, der die Franzosen und Welschen wegen der im Krieg verübten Greuel noch mehr als zuvor verabscheut, will den Gast nicht für einen Deutschen gelten lassen, bis Philander verspricht, künftighin in vaterländischer Weise aufzutreten, die Muttersprache unverfälscht zu reden und mit keinen fremden Wörtern zu verunehren. Sonderbar nur, daß Moscherosch selbst in diesem Werke wenigstens die Citate aus fremden Sprachen häuft, wodurch er doch gewiß zierlich erscheinen will; die Darstellung artet überhaupt häufig in ein Vademecum von Anekdoten und Sprüchen aus. Gerade um deßwillen ist das Buch, wo nicht ästhetisch, doch in anderer Hinsicht hochzuschätzen; es ist eine wahre Fundgrube von merkwürdigen Wendungen der Art, die man jetzt geflügelte Worte nennt, und in dieser Hinsicht noch wenig ausgebeutet. Es vergegenwärtigt uns vollständig den Kreis der Erfahrungen, Vorstellungen und der Lecture eines gebildeten Deutschen jener Zeit. Auch kommt es uns nicht in den Sinn, die Echtheit und Würde der von Gervinus, Kurz und Anderen hochgepriesenen Vaterlandsliebe Moscherosch's zu bestreiten; nur will es uns dünken, als ob gerade von diesen elenden

Zeiten an der Patriotismus ungemein wortreich geworden sei und als ob doch Philander dazu den Ton mit angegeben habe.

Für ein bedeutendes Dichtertalent lag der Gedanke nahe, den großen Krieg mit den durch ihn hervorgebrachten Zuständen zum Gegenstande zu nehmen. Andreas Gryphius hatte dazu angesetzt und Hoffmannswaldau ein solches Werk ziemlich weit geführt, aber später vernichtet. Man täuschte sich, wenn man glaubte, in einer Zeit wie die damalige, dem gewaltigen Stoff ein entsprechend ernstes Gewand umlegen zu können. Das bedeutendste litterarische Denkmal, das uns vom Krieg geblieben, ist von ganz anderer Art; wir meinen den Roman Simplicissimus. Hier hat ein trefflicher Beobachter, ein Welt- und Menschenkenner den richtigen Vorwurf für seine leichte und geschickte Darstellung gefunden. Die Romane jener Zeit haben meist keinen organisch durchgebildeten Erzählungsgang; sie bestehen aus aneinandergereihten Bildern und Abenteuern, die durch keinen andern Faden zusammengehalten werden, als durch die eine Person, welche in jedem Kapitel die Hauptrolle spielt. Für den Zweck der Erzählung ist es daher passend und sogar erforderlich, daß der Held keine allzutiefe Natur sei, daß er sich nach den Umständen in jede Lage findet und es mit der Art der Liebe wie des Erwerbes nicht allzu genau nimmt. Diese Gattung, der sogenannte picareske Roman, stammt aus Spanien, wo Mendoza († 1575) in seinem „Leben des Lazarillo de Tormes“ und der oben erwähnte Quevedo in seinem „Gran Tacagno“ die Musterwerke schufen. Wenn auch eine Art von Entwickelung durch die Abenteuerfolge geht, so könnten doch ganze Kapitel unbeschadet des Verständnisses wegfallen. Die Schicksale der fahrenden Helden haben übrigens das Eigenthümliche, daß sie uns die hohen und niederen Stände in fortwährender Annäherung und Vermischung zeigen, was, wenn man uns den Vergleich nicht übel nehmen will, noch im Wilhelm Meister der Fall ist. Die Gattung der Schelmenromane ist in Deutschland aus dem bedeutend späteren Gil Blas des Lesage bekannter, als aus dem Simplicissimus. Der Verfasser des Letzteren ist Hans (Jacob) Christoph von Grimmelshausen, der sich auf den Titeln anderer Schriften mit den sonderbarsten Anagrammen, wie z. B. Samuel Greifensohn von Hirschfeld, benannte; er war um 1625 zu Gelnhausen geboren und starb 1676 als bischöflich Straßburgischer Schultheiß zu Renchen (im Badischen), war demnach Katholik, wie auch sein Todtenschein ausweist. Das Wenige, was über sein Leben zu ermitteln war, sowie auch das Bibliographische über sein Hauptwerk ist neuerdings mit Sorgfalt erforscht worden.

Simplicissimus, ein Waisenknabe, der bei einem Bauer im Spessart die ersten Kinderjahre verlebte, kommt zu einem Einsiedler,

wird dann von den Schweden aufgegriffen, kommt als Page zum Commandanten von Hanau und von der Zeit an in die verschiedensten Verhältnisse, die uns in ihrer bunten Folge die Unsicherheit, das tumultuarische, verwilderte Treiben und die Glückswechsel des dreißigjährigen Krieges in der lebhaftesten Weise vor Augen führen. Die volksthümliche, durchweg anschauliche Darstellungsweise, die vielen bald drolligen bald gemüthlichen Züge lassen bei dem Leser den Eindruck des Grauens, der sich zuweilen regt, nicht aufkommen. Dabei hat Simplicius ungeachtet seiner Verwahrlosung, seiner Eulenspiegeleien, ja seiner Schalks- und Diebsstreiche doch mehr Innerlichkeit, mehr Herzliches und Naives, als Gilblas und andere seiner Genossen. Der ungeheure Beifall, den das Werk fand, veranlaßte den Verfasser, es etwas matter fortzusetzen, obwohl er bereits den Helden nach vielen vollbrachten Reisen in eine beschauliche Einsamkeit zurückgeführt hatte. In dieser Fortsetzung läßt er den Simplicius, gleichsam als Vorläufer der Robinson-Geschichten, auf einer Insel ohne menschliche Gesellschaft sein Leben beschließen. Als echter Volksschriftsteller zeigt sich Grimmelshausen noch in anderen Erzählungen, so in der „Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin Courage," welche sich als „Landstürzerin", ein ziemlich rohes weibliches Gegenstück zum Simplicissimus, meist in Begleitung der Heere bis nach Ungarn und Italien begibt. Grimmelshausen's Erzählung „der stolze Melcher" erinnert einigermaaßen an den „Meier Helmbrecht" (s. Bd. VI., S. 120), doch mit milderem Ausgang; eine andere „der erste Bärenhäuter" ist von Clemens Brentano nachgebildet worden.

Den Simplicissimus selbst nennt der Verfasser „ein dunkles Scherzgedicht, das Geschichtsweise etlichermaaßen erzehlet und vorstellet das Begehen des dreißigjährigen Kriegswesens." In seiner anspruchlosen Natürlichkeit enthält das Buch einen nicht geringen Schatz von Romantik, die sich ungezwungen aus der Schilderung des Lebens in Wald und Hütte, in Dorf und Zelt entwickelt. Kein Schriftsteller, vielleicht kein Zeitgenosse war mit den Leiden, Wünschen und Hoffnungen der unteren Stände so vertraut. Bekannt ist es, daß er zuerst von einem „deutschen Parlamente" spricht; freilich legt er die Idee einem wandernden Phantasten in den Mund, der sich für den Gott Jupiter hält. Indessen sind dergleichen ahnungsvolle Vorschläge immer gern in humoristischer Einkleidung ans Licht gebracht worden; man zieht gleichsam dem Gedanken eine Narrenjacke an, die ihm Schutz gewährt und das Verfängliche benimmt. Jener Jupiter will „von jeder Stadt in ganz Teutschland zween von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Leibeigenschaften sammt allen Zöllen, Accisen, Zinsen, Gülten

und Umgelten aufheben und solche Anstalten machen, daß man von keinen Frohnen, Wachen, Contibuiren noch Beschwerung beim Volk wissen wird." Alsdann wird er mit dem Götterchor herunter zu den Teutschen steigen, den Helikon mitten unter ihre Grenzen setzen und die Musen von Neuem darauf pflanzen. Den Großen wird er die Wahl geben, im Lande zu bleiben oder nicht. Was bleibt und sein Vaterland liebt, die werden leben müssen wie andere Leute; aber das Privatleben der Teutschen wird glückseliger sein, als jetzund der Stand eines Königs. Die aber, die immerzu herrschen wollen, wird er durch Ungarn in die Moldau, Walachei, ja in Asiam hinüberführen, ihnen alle Kriegsgurgeln mitgeben und sie dort zu Königen machen. Da Simplicius ihn fragt, ob die unterschiedlichen Pfaffen nicht einen neuen Krieg anspinnen würden, erwidert Jupiter, der von ihm erwählte Held werde den geist- und weltlichen Häuptern die bisherigen hochschädlichen Spaltungen in Glaubenssachen trefflich zu Gemüthe führen und sie durch hochvernünftige Argumente dahin bringen, daß sie eine allgemeine Vereinigung schließen; nachher wird er ein groß Jubelfest anstellen und der Welt die geläuterte Religion publiciren. In dem Roman bringt übrigens Simplicius die Gründe vor, warum er nicht katholisch werden könne, er wird aber von seinem Freund Bonamico widerlegt. Grimmelshausen war mit Bewußtsein und Beruf Volksschriftsteller; dies zeigt sich in seinem „Ewigwährenden Kalender," der neben Kriegsgeschichten auch gemeinnützige Belehrungen, Anekdoten und Schwänke enthält, ähnlich wie im Anfang unseres Jahrhunderts in benachbarter Gegend Hebel's Rheinländischer Hausfreund. Von der Kunstpoesie seiner Zeit nimmt er durchaus keine Notiz; seine Verse sind schlichte achtsilbige Reime. Wohl aber betheiligt er sich lebhaft an dem Kampfe gegen die Sprachmengerei und rühmt den Schlesiern und Sachsen gegenüber die Mundart seiner oberrheinischen Heimath, wo namentlich bei den Gebildeten unter dem Einfluß des Kammergerichtes zu Speier sowie der Universitäten zu Straßburg, Heidelberg, Freiburg ein gutes Deutsch gesprochen werde; dasselbe sei der Fall auch auf der Kleinseite zu Prag, weil dort kein Bauerndeutsch bekannt sei. Die Schrift, in welcher er dies ausführt, führt zwar den Namen des Simplicissimus im Titel, hat aber sonst zu ihm keinen Bezug *).

Während Grimmelshausens Werk in seiner Natürlichkeit und Frische noch jetzt an Interesse kaum verloren hat, sind die anspruchsvollen Romane des Jahrhunderts vergessen; und doch hatten sowohl

*) Des Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng in seinem teutschen Michel, von Signeur Meßmahl (Anagramm von Grimmelshausen), 1673.

die Verfasser als ihr Publikum die höchste Vorstellung von dem Werthe dieser Kunstgattung. Der Roman, mochte er nun schäferlich oder heroisch sein, war eine vornehme Arbeit; entweder verhüllte er höfische Abenteuer und Liebschaften oder er spendete geradezu politische Belehrung, wie die lateinisch geschriebene „Argenis“ des in Frankreich geborenen katholischen Schotten Barclay. Diese im Jahre 1621 veröffentlichte Erzählung, die 700 Quartseiten umfaßt, war eines der gelesensten Werke der Zeit und galt für Leibniz' Lieblingsbuch; wie denn überhaupt der große Denker im Aesthetischen ganz den Geschmack seiner Zeit theilte, die Gedichte der späteren Schlesier wegen ihrer „amurösen“ Natur anpries und manche derselben den ihm befreundeten fürstlichen Personen empfahl. Die Lesewuth war nicht geringer als heutzutage; es gab aber der Bücher weniger, obschon am Schlusse des Jahrhunderts in Hamburg eine wahre Fabrik von Unterhaltungsschriften bestand. Ein dicker Romanband war schon seines Stoffreichthums halber willkommen. Man nahm an, daß diese Bücher wegen ihres geschmückten, faltenreichen Stils der höheren Jugend vortheilhaft seien, die aus ihnen den Gesprächston der Fürsten und des Hofes kennen lerne. Vor allen beliebt waren die gelehrten Episoden, in welchen der Autor sich über die verschiedensten Fächer, Länderkunde, Heraldik, Kriegs- und Staatsalterthümer verbreitete, so daß auch der Weltmann, ja das Frauenzimmer aus ihnen „artliche“ Belehrung schöpfen konnte. Man bezeichnete die Romane wegen ihrer Anlehnung an wirkliche Begebenheiten auch als Gedicht-Geschichten. Philipp von Zesen, der durch Uebersetzung eines Romans der Scudery diesen Geschmack beförderte, erfuhr heftigen Tadel, weil er in der „Adriatischen Rosamund“ *) nicht eine fürstliche Liebschaft, sondern nach Angabe der Gegner sein eigenes Verhältniß zu einer Jungenmagd oder Wäscherin in hohem Ton verherrlicht habe. Einen solchen Vorwurf konnte man seinen zum Theil nur bearbeiteten biblischen Romanen „Assenath“ und „Simson“ nicht machen; denn das erstgenannte Buch, dessen Heldin die Braut Joseph's, des Sohnes Jakob's ist, steckt voll von ägyptischen Alterthümern. Hohen Ruhm erlangte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (1633—17), der in der Fruchtbringenden Gesellschaft der Siegprangende hieß, mit seiner „Aramena oder die durchlauchtige Syrerin“; doch in seiner „Römischen Octavia“ glaubte man noch reichere Belehrung zu finden und ein Mann wie Thomasius zollt ihm dafür das höchste Lob. In der Vorrede zu seinem lateinischen Sammelwerk „Geschichte der Weisheit und Thorheit“ (1693) weist nämlich Thomasius an der Octavia

*) Er nannte sich auf dem Titel Ritterhold vom Blauen; Ritterhold ist Verdeutschung von Philipp; Blau, lateinisch caesius, soll an Zesen erinnern.

nach, wie dieselben Charaktere und Thatsachen mit leichter Aenderung im Darstellen ganz verschiedene Gestalt annehmen und wie sich hierdurch der Grundsatz rechtfertigt, daß der kleinste Umstand das Recht ändere; denn Anton Ulrich habe aus Messalina und Locusta, den Buhlerinnen und Giftmischerinnen, durch kleine Modificationen (paucis saltem circumstantiis rerum clanculum gestarum additis) edle Frauen zu machen verstanden; was allerdings schon ein Stück Arbeit ist. In einer Episode des Romans, der Geschichte der Prinzessin Solane, soll das Schicksal der von uns früher erwähnten unglücklichen Sophia Dorothea von Celle dargestellt sein, die, bevor sie an Georg I. von Hannover vermählt wurde, mit dem Sohn Anton Ulrich's verlobt war.

Unter den gravitätischen Romanen dieser Zeit wird keiner so oft genannt, als derjenige des Freiherrn Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen (1653—1697): „Asiatische Banise, oder blutiges, doch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend.“ Pegu ist ein Reich in Hinterindien; das Interesse für die entlegensten Erdtheile war durch Reisebeschreibungen und Handelsfahrten angeregt und der Verfasser, der später eine Art von Zeitchronik in Folio herausgab, nahm hier die Gelegenheit wahr, sein Publikum über „wundersame Gebräuche der Asiaten“ zu belehren. Der schwülstige Stil der Banise ist sprichwörtlich geworden, obwohl die Meisten ihn nur aus dem ersten Satze kennen, indem dieser in einem so verbreiteten Buche, wie Vilmar's Litteraturgeschichte, beispielsweise angeführt ist.

Von größerem Verdienst und ungleich höherer Bedeutung ist der, wie man sagen könnte, patriotisch-encyklopädische Roman Arminius von Lohenstein, den wir noch unter den Dichtern der zweiten schlesischen Schule zu nennen haben. Dieses von seinem Urheber nicht vollendete Werk wurde erst 1689, 6 Jahre nach Lohenstein's Tode, durch Benjamin Neukirch herausgegeben, dann wieder 1731 von Gebauer; es war inzwischen, wahrscheinlich von des Verfassers Bruder und von einem Leipziger Prediger Namens Wagner mit einer Fortsetzung und einem Schluß versehen worden. Obwohl Neukirch in der Vorrede die drei Absichten richtig angibt, welche bei dem Dichter obwalteten, zweifeln wir doch, ob er dieselben ausreichend charakterisirt hat. Es ist leicht, über dieses Buch zu spotten, schon wegen seines ungeheuren Umfangs, denn es zählt in der späteren Gebauer'schen Ausgabe 2868 doppelspaltige Quartseiten. Auch verletzt uns die Offenheit, mit der Neukirch bekennt, der Verfasser habe eine klügliche Anwendung seiner weitläufigen Gelehrsamkeit geben wollen, denn blos erdichtete Dinge zu schreiben, sei „vor ihn eine allzuschlechte Bemühung“ ge-

wesen. Lohenstein hat allerdings in diesem Roman Vieles ausgekramt, aber er kam dem Bedürfnisse seiner Zeitgenossen in einem edleren Sinn entgegen, als dies sonst geschah. Er dichtete in den für Deutschland so jämmerlichen Zeiten des Nymweger Friedens und der Reunionen; er wollte, wie sein Freund Aßmann von Abschatz, darauf hinwirken, daß alle Deutschen unter der Führung der Fürsten wie des Adels sich zum Schutze des Reiches vereinigten. Dazu schien ihm eine belebte Schilderung des altdeutschen Wesens mit fortwährendem Bezug auf die Gegenwart ein treffliches Mittel. Er sucht mit vielem Geist, nur freilich in einem Zeitalter, dem die Kenntniß des heimischen Alterthums abhanden gekommen war, mit unzureichenden Mitteln und in verfehltem Geschmack, das alte Heldenthum mit der Gegenwart in Verbindung zu setzen. Er will den Armin an Kaiser Leopold knüpfen, wie Virgil den Aeneas an Augustus geknüpft hatte. Der Titel des Buches besagt, diese „sinnreiche Staats-, Liebes- und Heldengeschichte“ sei „dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge“ vorgestellt. Lohenstein umgibt demnach sein cheruskisches Heldenpaar mit Edlen, welche den Namen deutscher Grafengeschlechter tragen, wie Starhemberg, Tecklenburg, Nassau, Waldeck, Wittgenstein, Hoya; ein Nesselrode entdeckt den Verrath des Segestes. Er belebt manche von Naturfreunden gern besuchte Gebirgslandschaften, indem er bedeutende Scenen dahin verlegt. Manches berührt uns dabei fast komisch, wie wenn Thusnelda und Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, im Bad Schwalbach mit einander verkehren. Auch tritt der Freiheitskrieg oft hinter die galanten Abenteuer zurück, mit denen Hermann und sein schöner Bruder Flavius von den römischen Damen heimgesucht werden, während Thusnelda sich vor Marbod und Tiberius kaum zu schützen weiß. Zudem wird die Erzählung unter der Fülle von Belehrungen gleichsam ersäuft; bei einer Jagd wird alle mögliche Auskunft über das Thierleben angebracht; bei einer Tisch-Unterhaltung wird die ganze Urgeschichte Deutschlands erzählt. Ariovist lebt als Einsiedler in einer Höhle und zeigt dem Marbod das krystallene Grab des Tuisko. Marbod will Thusnelden durch ein Geschenk für sich gewinnen und wirft in ihren Becher den Ring des Polykrates, was zu einem gelehrten Excurs Veranlassung gibt. Ein wurzelsuchender uralter Bewohner des Riesengebirges erzählt von den Wundern desselben. Auch das Mittel der Prophetie wird angewandt und z. B. die Entdeckung von Amerika im Voraus berichtet. Diese Mannigfaltigkeit entzückte die Zeitgenossen so, daß nach Aßmann's Bericht selbst Thomasius meinte, Lohenstein könne sich dreifach mit Virgil messen. Was die Darstellung betrifft, so ist bekannt, daß Moses Mendelsohn

Vorzüge an ihr anerkannte, die er hinter dem berufenen Schwulst nicht gesucht hätte. Der Titel des Romans beginnt mit den Worten: „Großmüthiger Feldherr Arminius;" im Buch selbst aber wird meistens die Namensform Hermann gebraucht, welche dadurch in Schwung kam und später in Elias Schlegel's und Klopstock's Dichtungen überging.

Was die rein belehrende deutsche Prosa in diesem Jahrhundert anbetrifft, so ist ihr Gebiet durch den Gebrauch des Lateinischen überaus eingeschränkt. Von der Predigt, die sich in Frankreich so hoch bedeutend entwickelte, ist in litterarischer Beziehung wenig zu sagen; sie gewann erst mit dem Ausgang des Jahrhunderts unter der Einwirkung des Pietismus Leben und Wärme. Der geistvolle und helldenkende Prediger Balthasar Schupp steht als Schriftsteller einem Moscherosch näher als den Dogmatikern seiner Zeit. Er war 1610 in Gießen geboren, und wurde daselbst schon mit 25 Jahren Professor der Geschichte und Beredsamkeit, später Hofprediger des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der ihn wegen seiner Tüchtigkeit und Weltkenntniß so hoch schätzte, daß er ihn 1647 zu den westfälischen Friedens-Unterhandlungen absandte. Bald nachher wurde er Prediger in Hamburg, wo er schon 1661 starb. Seine Amtsthätigkeit war auf Erweckung eines sittlichen Lebens, auf Stärkung des Willens gerichtet, oft mit ganz bestimmten Zielpunkten; er sprach gegen üppig prunkende Mahlzeiten, wie auch gegen die Annahme fremder Ammen zum Nähren der Kinder, welches er für Mutterpflicht erklärte; ganz im Sinne Rousseau's, nur daß Schupp seine Beweisgründe der Bibel entnahm. Solche praktische Anwendungen waren ihm wichtiger als dogmatisches Poltern und als Verfluchung der Andersgläubigen, doch fand er damit bei dem orthodoxen Theil der Gemeinde wenig Anklang. In seinen Schriften spricht er sich über die oft genannten Lieblingsgegenstände der damaligen Moralisten meist sehr witzig aus, mitunter in halb novellistischer Einkleidung. Die beliebte, mit Anekdoten und Scherzen verwebte Darstellung, deren er sich hier bedient, behielt er auch auf der Kanzel bei, daher seine Gegner ihn immer „Fabul-Hanß" schalten; er wählte daher diese Bezeichnung für eine seiner Schriften und fragt in der Vorrede, ob das eine Todsünde sei, daß ein Theologus aus guter Intention eine Fabel erzähle, dem gemeinen Mann dadurch gute Lehre beizubringen? Er kämpft übrigens nicht blos gegen die Mißstände in Sitte und Familienleben, sondern deckt ebenso eifrig die Verkommenheit des Staats- und Kirchenwesens auf. Er erinnert insofern an Andreä, obwohl er nicht dessen milden, gemüthvollen Ton hat. Merkwürdig ist es, daß den Schriftstellern dieser Zeit, sobald sie volksthümlich gesinnt waren,

auch volksthümliche Vorstellungen zu Gebote stehen; Schupp fährt im Traum mit dem wilden Heer durch Deutschland und erklärt dem mitziehenden Kaiser Karl die Mißbräuche in katholischen wie in protestantischen Gemeinden, namentlich im Stiftungswesen. Deshalb darf man ihn aber nicht, wie manchmal geschieht, eines unkirchlichen Sinnes anklagen; er eifert für Heilighaltung der Sonn- und Feiertage und spricht sich mit Bitterkeit darüber aus, daß der Zahlungstermin der Frankfurter Messe auf die Osterwoche, der Kasseler Markt auf den Dreikönigstag falle und daß am letzteren Tag der Kieler Umschlag beginne. Unter den katholischen Predigern ist manchmal Ulrich Megerle (Abraham a Santa Clara, 1642—1709) mit Schupp zusammengestellt worden. Wir haben ihn bereits als Redner in den Zeiten der Türkengefahr und als Vorbild von Schiller's Kapuziner genannt. An Geisteskraft und an jenem sittlichen Ernst, welcher den Scherzen Würde und Zusammenhang verleiht, steht er dem Hamburger Prediger nicht gleich; von humaner Würdigung dessen, was der Gegner für sich anwenden könnte, ist bei ihm keine Spur; seine Gesinnung gegen Protestanten und Juden ist so plump fanatisch wie bei dem bornirtesten Pfäfflein. Dagegen ist seine Darstellungsgabe bewundernswerth; die entlegensten Anekdoten, Wortspiele und Gleichnisse hält er am Faden des Gedankenganges fest, so daß nie der Eindruck des bloßen Anhäufens von Einzelheiten entsteht, wie z. B. oft bei Fischart; er kommt der Schönheitslinie weit näher als dieser. Die Gestaltungskraft äußert sich bei ihm wie bei Schupp darin, daß er seine Betrachtungen gern zu einer Gesammtschilderung, etwa einer Vision vereinigt, seine Gleichnisse in der Art von Priameln zusammenreiht. Freilich sind die Betrachtungen selbst mitunter schaal, die Witzeleien oft gar zu äußerlich; Abraham durfte sich, wie es scheint, eine streng gehaltene Vortragsweise nicht fünf Minuten lang gestatten. Einen Bourdaloue oder Massillon besaß der Wiener Hof nicht und hätte ihn schwerlich gewürdigt oder auch nur ertragen.

So theologisch die Zeit war, wurden doch gedruckte Predigten wenig gelesen, wohl aber Erbauungsschriften, wie Arnd's wahres Christenthum, das zwar von starren Orthodoxen wie Corvinus und Osiander heftig angefeindet wurde, aber nach des Verfassers Tod (1621) erst recht in Aufnahme kam, dem frommgesinnten Bürgerstand immer werther wurde und im Lauf des Jahrhunderts immer neue Auflagen erlebte. Daneben las man geistliche Liedersammlungen, welche zum Theil von sehr berühmten Verfassern, wie Johann Rist, ausgingen und meist bis zur Abgeschmacktheit gezierte Titel trugen, wie: Seelenparadies, gekreuzigte Liebesflammen, geistlicher Pechweihrauch; die

letztere von einem der vorzüglichsten Liederdichter, dem Schlesier, Benjamin Schmolck († 1737.)

Tractate und Relationen über die Zeitgeschichte, waren sowohl während des großen Krieges, als nach demselben sehr gebräuchlich; dagegen fehlte es durchaus an Schriften in der Muttersprache, welche den geschichtlichen Sinn hätten heranbilden können. Um ein solches zu nennen, müssen wir auf den Anfang des Jahrhunderts zurückgehen; wir meinen „Teutsche Apophthegmata, das ist der Teutschen scharffsinnige kluge Sprüche,“ zusammengetragen durch Julius Wilhelm Zinkgref. Der Verfasser war 1591 in Heidelberg geboren, wo man schon vor Opitz an Begründung einer strengeren deutschen Versform dachte; er ließ sich, nachdem er Frankreich und die Niederlande bereist hatte, als Jurist in seiner Vaterstadt nieder und lebte in demselben Kreise mit Opitz, an dessen Bestrebungen er den lebhaftesten Antheil nahm. Später besuchte er als französischer Gesandschaftssecretär mehrere deutsche Höfe, fand nach einander Anstellungen in Worms und Alzey, starb aber an den Folgen eines Kriegsschreckens oder an der Pest schon 1635. Zinkgref war selbst Dichter, eines seiner Liebeslieder ist durch echt volksthümlichen Ton ausgezeichnet und sein Soldatenlob mit dem Zurufe: „Drum gehet tapfer an, ihr meine Landsgenossen“ steht zwischen Fischart's „Germania domitrix gentium“ und Weckherlius kriegerischem Gesang nicht unwürdig in der Mitte. Er ging bei seinem Anschluß an Opitz von dem Gedanken aus, daß durch Hebung der Litteratur das Vaterland geehrt werden müsse; derselbe Gedanke leitete ihn bei der Sammlung jener Sprüche. Nichts hatte das klassische Alterthum dem Bürger und Weltmann so werth gemacht, als sein Anekdotenschatz; jene Fülle von Aussprüchen, aus denen die vier weltlichen Cardinaltugenden, Weisheit, Tapferkeit, Mäßigung im Glück und Unglück, Gerechtigkeit uns so ansprechend, gleichsam mit so hellen Augen und so würdigen Geberden, entgegentreten. Es war demnach ein überaus glücklicher Gedanke, der deutschen Vorzeit einen ähnlichen Schatz zu entnehmen, die Kaiser, Bischöfe und Rittersleute dem bildungslustigen Geschlecht näher zu bringen. Zinkgref hat in der That mehr als ein anderer die Liebe zur deutschen Geschichte angefacht; dazu kommt der in seiner Schlichtheit ganz vortreffliche Vortrag, der jene historischen Züge in aller Treue, ohne Pathos und Ziererei, hervortreten läßt. Das alles erkannte auch Opitz, der nach dem Erscheinen der Apophthegmata eine seiner schönsten Episteln an Zinkgref richtete. Noch jetzt sind die von dem Letzteren gewählten Aussprüche zum großen Theil allbekannt, obwohl ihre Thatsächlichkeit vor dem Lichte der unerbittlichen neueren Kritik selten besteht.

Reisebeschreibungen wurden häufig gelesen; zum Theil waren es noch immer die älteren, wie sie der Frankfurter Buchhändler Feyerabend in seinem „Reyssbuch des Heyligen Landes" zusammengestellt hatte, zum Theil neue Uebersetzungen, und nur Weniges, was als Bereicherung der Litteratur genannt werden könnte. In erster Reihe steht des Adam Olearius (Oelenschläger) „Moskowitische und Persianische Reisebeschreibung" (zuerst Schleswig 1647). Olearius ist einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller des Jahrhunderts. Geboren zu Aschersleben, (wahrscheinlich 1600) kam er nach Vollendung seiner Studien als Mathematikus und Bibliothekar in die Dienste des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorp und nahm als herzoglicher Rath an den beiden Gesandtschaftsreisen nach Moskau und Ispahan Antheil, deren wir in der politischen Geschichte und im Leben Paul Fleming's Erwähnung gethan haben. Sein Einfluß und sein würdiges Benehmen verschaffte den Mitreisenden, auch unserem Dichter, Trost in manchen Widerwärtigkeiten. Olearius erlernte gründlich die persische Sprache und verfaßte eine lateinische Uebersetzung des „Rosengartens" oder der Gedichtsammlung des berühmten Saadi (s. Bd. IV, S. 210). Als er unter dem Namen „der Vielbemühte" in den Palmenorden aufgenommen worden war, glaubte er sich verpflichtet, die Zwecke dieser Gesellschaft durch eine neue Leistung zu fördern und bearbeitete nun den Rosengarten in deutscher Sprache, auch hierin den Ruhm eines geschmackvollen und hochgebildeten Mannes bewährend, indem er sich von Ueberladung und Ziererei freihielt. Mehr aber leistete er durch sein Reisewerk, daß bei voller Zuverlässigkeit in der Erzählung und Schilderung die vielseitigste Auskunft über Land und Volk gewährt. Der Persönlichkeit Fleming's gedenkt er mehrfach mit Liebe und Achtung; er theilt auch mehrere Gedichte desselben mit, namentlich ein herrliches Sonett zum Lob eines in Ispahan lebenden Schweizers, der in Folge von schmählichen Angriffen zum Tod verurtheilt und hingerichtet wurde, da er es verschmähte, durch Abschwörung des Christenthums sein Leben zu retten. Des Olearius Reise ist im 17. Jahrhundert bis gegen den Ausgang desselben das vorzüglichste deutsche Werk in wissenschaftlicher Prosa, denn was geschichtliche Darstellungen betrifft, wurden die wenigen, welche diesen Namen verdienen, wie z. B. noch Pufendorf's Geschichte des großen Kurfürsten, in lateinischer Sprache abgefaßt.

e. Die zweite schlesische Schule und ihre Gegner.

Die Dichter, welche man zur Gruppe der zweiten schlesischen Schule rechnet, haben für die Nachwelt auffallend wenig Bedeutung, ja ihre Werke sind völlig aus dem Kreis der Lecture verschwunden. Und doch standen sie bei Lebzeiten in zweifelloser Anerkennung; nicht nur ihre

Parteigenossen, sondern sogar ausgezeichnete Denker waren der Ansicht, mit Hofmannswaldau, Gryphius, Lohenstein habe die Dichtung eine Höhe erreicht, die nicht mehr zu überbieten sei; was noch folgen könne, sei nur Nachlese. Man sieht daraus nur, wie völlig dieses Geschlecht von jeder Berührung mit dem Volksleben abgekommen war. Daß in einem großen Dichter der Pulsschlag der Zeit, der Geisteskämpfe, des nationalen Daseins sich regen müsse, kam keinem mehr in den Sinn. Der mit Einfällen und Gleichnissen aufgefütterte Stil, den wir als Gongorismus, Euphuismus, und unter anderen Namen kennen gelernt haben, suchte unter den europäischen Litteraturen die deutsche zuletzt heim. Christian Hofmann von Hofmannswaldau (1618—1649) gestand aufrichtig, daß er die Liebe für das wesentlichste Motiv der Dichtung halte; er hätte nur von seinem Standpunkt aus die Galanterie statt der Liebe nennen müssen. Alle die süßen, verlockenden, zuchtlosen Umschreibungen, womit er den körperlichen Schauplatz des Liebesglückes vergegenwärtigen will, machen nicht den Eindruck einer mächtigen Leidenschaft. Hofmann war der Sohn eines sehr angesehenen Bürgers von Breslau, lernte auf Reisen im Gefolge eines Fürsten von Tremonville die vornehme Welt des Auslandes kennen und wäre noch mit dem kaiserlichen Gesandten nach Konstantinopel gegangen, wenn ihm nicht sein Vater die Stelle eines Rathsherrn verschafft und ihn dadurch an die Heimath gefesselt hätte. Diese Stelle soll er daheim und mehrmals auf Sendungen an den Wiener Hof musterhaft verwaltet haben; er konnte auf seine achtbare bürgerliche Stellung verweisen, wenn er in seinen Dichtungen der Lüsternheit schmeichelte. Im Sinne der Zeit gab es ihm schon ein Ansehen, daß er der Poeterei nur seine Nebenstunden widmete; er dichtete wie ein bescheidener Liebhaber, obwohl man gerade die ausbündige Technik des Ausdrucks bei ihm bewunderte. Er hatte schon als Gymnasiast in Danzig gedichtet und bei Opitz Förderung gefunden, wandte sich aber von dessen nüchternem Wesen durchaus ab, was ihm vielleicht als Verdienst anzurechnen ist. Hofmann's Stil ist nicht hochtrabend, aber mit Zierrathen überladen. Da er, abgesehen von seinen geistlichen Liedern, nicht erheben und belehren, sondern ergötzen will, so bestrebt er sich, in jeder Zeile anmuthige Gleichnisse, gefällige, überraschende, kitzelnde Wendungen anzubringen. Alle möglichen Edelsteine, Blumen, Wohlgerüche wie Zimmet und Ambra, und Näschereien, vor Allem Zucker und Marzipan werden aufgeboten, um das „liebwertheste Frauenzimmer“, den Duft ihres Athems, die Weiße ihrer Hand und ihres Nackens, den Glanz ihres Auges und andere Reize zu schildern. Ein falscher Freund dagegen wird mit nicht weniger als 24 Dingen verglichen, darunter ein Rechenpfennig, ein Basiliskenei, ein Giftbaum,

ein Krokodil, ein Vogelsteller aufgezählt sind. Diesen Stil fand man vortrefflich und glaubte damit die französische Zierlichkeit völlig erreicht, also für das Vaterland eine Errungenschaft gemacht zu haben. Der neuschlesische Ton fand Nachahmer; man lernt ihn am besten aus der nach und nach in sieben Theilen erschienenen Sammlung „auserlesene Gedichte des Herrn von Hofmannswaldau und anderer Deutschen" kennen, die Benjamin Neukirch von 1695 an herausgab. Hofmannswaldau brachte auch eine Dichtungsart in Schwung, welche schon im alten Rom, wo Ovid sich ihr widmete, als ein Erzeugniß moderner Unnatur betrachtet werden kann, nämlich die Heroiden oder, wie man im Deutschen sagte, Heldenbriefe; d. h. briefliche Ergüsse des Gefühls und der Leidenschaft, welche Männern und Frauen aus dem Kreis der Heldensage beigelegt werden. Bei Ovid schreibt Helena an den Paris, Dejanira an den Hercules, Leander an Hero; die Schilderungen schlossen sich an einen allbekannten epischen Hintergrund an. Hofmannswaldau, dessen „Curiöse Heldenbriefe und andere herrliche Gedichte" 1673 zu Breslau erschienen, hatte diesen Vortheil weit weniger; wenn er den Thüringer Landgrafen Ludwig den Springer mit seiner Geliebten Adelheid von Stade, oder selbst wenn er Heloisen mit Abälard gereimte Briefe wechseln ließ, so mußte er allen Reiz vom Ausdruck der Begierde hernehmen. Das Aeußerste leisten darin die Alexandriner, in welchen Armin und Thusnelda ihre Gefühle austauschen und Armin seine Geliebte stückweise mit den Oertlichkeiten der Stadt Rom vergleicht. Uns war es stets unbegreiflich, wie man solche kühle Schamlosigkeiten, die nicht wie in Heinse's Ardinghello und Hildegard durch sinnliches Feuer zu erklären sind, entschuldigen mochte. Die Italiener, denen Hofmann sich in der Manier anschloß, sind reiner geblieben. Ziegler, Verfasser der Banise, war in der Auswahl der Stoffe noch ausgreifender als Hofmann, er läßt Abraham mit Sarah, ja sogar Eva mit Adam Heldenbriefe wechseln; auch Bathseba richtet einen an den König David, immer in Alexandrinern und in demjenigen Ton, in welchem nach der Auffassung dieser Pedanten etwa Ludwig XIV. sich mit der Montespan unterhielt; ja die letztgenannte Epistel enthält geradezu eine Verherrlichung des Maitressenberufes.

Neben Hofmannswaldau pflegt man Daniel Caspar von Lohenstein, den Verfasser des Romans Arminius, zu nennen, der sich in seinen Schriften zuweilen nur mit seinen beiden Vornamen bezeichnet.*)

*) In einen sonderbaren Irrthum verfällt der allerdings belesene Wolfgang Menzel, wenn er den vermeintlichen Caspar als einen dramatischen Dichter beurtheilt, der zwischen Gryphius und Lohenstein in der Mitte stehe; s. deutsche Dichtung, Bd. II., S. 410.

Er wurde im folgenden Jahrhundert von Bodmer und seinen Freunden zum Gegenstande der heftigsten Angriffe ausersehen, durch welche der Ausdruck „Lohensteinischer Schwulst“ sprichwörtlich geworden ist. Sein Lebensgang ist dem des Hofmannswaldau ähnlich; er war in Schlesien geboren (zu Nimptsch 1635), zeigte sich als ein frühreifer Knabe, machte Bildungsreisen, erhielt hohe Aemter, wurde von Wien aus zum kaiserlichen Rath ernannt und starb 1683 als erster Syndicus der Stadt Breslau. Als Nachahmer des von ihm verehrten Hofmannswaldau dichtete auch er Heldenbriefwechsel, so z. B. einen zwischen Philipp II. und der Prinzessin Eboli. Lohenstein war ein gelehrter Jurist, auch sonst ungeheuer belesen, und ließ sich dafür bewundern, daß er seine Dichtungen in Nebenstunden abfaßte. Das Beste, was er in Versen gedichtet hat, ist eine geistvolle und im Ganzen reingehaltene Behandlung des Mythus von der Entstehung der Venus und ihrer Aufnahme bei den Göttern. In ganz anderem Stil sind seine Tragödien gehalten. Er hält sich in der Form an Gryphius, bringt wie dieser Chöre oder Reyen an und wählt seine Stoffe aus denselben geschichtlichen Kreisen. Aber bei Gryphius blickt aus allem Wörterpomp eine stille Kraft und Würde der Denkweise hervor, von der bei Lohenstein nichts zu finden ist; er schildert das Gräßlichste, Unzucht, Mord, lange Reihen von Hinrichtungen, nur weil er darin das echt Tragische zu finden glaubt. Seinen „Ibrahim Bassa“, der noch am meisten Talent zeigt, verfaßte er zu 15 Jahren. Dieses Stück ist nicht mit dem „Ibrahim Sultan“ zu verwechseln, der 1679 zur Feier der „keuschen Vermählung Kaiser Leopold's“ gedichtet wurde. Ibrahim ist der um die Mitte des Jahrhunderts im Kerker erdrosselte unfähige Herrscher, dessen Regierung mit Freveln angefüllt war (s. oben S. 266). Die Beziehung des an Unzucht und Greueln reichen Stückes zu der Vermählung des tugendhaften Kaisers deutet eine allegorische Person an, der Bosporus, der den Prolog spricht: das Haus Habsburg nämlich, damals im Türkenkampfe begriffen, hat die Bestimmung, der morgenländischen Barbarei ein Ende zu machen. Sinnreicher und nicht ohne einen großartigen Zug erklärt Lohenstein seine reichstreue Gesinnung in der „Kleopatra;“ nach ihrem und des Antonius Tode läßt Augustus, im Begriffe, das römische Weltreich zu begründen, sich das Grab Alexander's öffnen; doch verkündigt der Chor, daß die entstehende Monarchie einst an die Deutschen und sammt einer neuen Welt an das Haus Habsburg kommen werde. Zwei seiner tragischen Stoffe hat Lohenstein der Regierung Nero's entnommen; in dem einen „Epicharis“, wird die Entdeckung und Bestrafung eines gegen den Kaiser gerichteten republikanischen Complottes geschildert, welches den Seneca auf den Thron zu erheben bezweckt. Epicharis, die Anstifterin der

Verschwörung, ist ein Zerrbild der Heldinnen Corneille's; der vierte Akt handelt nur von Köpfen, Verstümmeln und Todtpeitschen. In der „Agrippina" aber hat der Dichter nicht ohne bedeutendes Darstellertalent die ruchloseste Scene gezeichnet, die je dramatisch behandelt wurde. Man begreift die Gesellschaft kaum, welcher dergleichen von einem achtbaren und geachteten Mann geboten werden konnte.

Die übrigen Dichter der zweiten schlesischen Schule sind, mit Einschluß des Christian Gryphius, eines Sohnes des Andreas, zu geringfügig, um hier besprochen zu werden. Vergessen wollen wir jedoch nicht den in manchem Betracht vortrefflichen Hans Aßmann von Abschatz (1646—1699), den wir in der politischen Geschichte wegen eines ausgezeichneten vaterländischen Liedes genannt haben. Dieser schlesische Edelmann, in seiner Jugend wie Gryphius vom Unglück verfolgt, genoß später eine geachtete Stellung, indem er die Rechte und Freiheiten der Herzogthümer Brieg, Liegnitz und Wohlau wahren half, welche Kaiser Leopold an sich gezogen hatte; gleichwohl erwarb er sich die Gunst des Wiener Hofes. Abschatz bekundet nicht nur in seinen politischen Liedern, sondern auch in den wenigen geistlichen und in den erotischen eine sehr glückliche lyrische Ader und Sinn für natürlichen Wohllaut. Er hat sich um des Zeitgeschmackes willen und aus landschaftlicher Anhänglichkeit zur Schule Hofmannswaldau's gesellt, ohne recht in ihren Rahmen zu passen; sein Liedchen „Liebestod" könnte, wenn nicht die Namen Filidor und Galathea darin vorkämen, für ein Volkslied gelten.

Die zweite schlesische Schule ist uns am wichtigsten durch die Gegensätze, die sie hervorrief. Diese konnten nicht ausbleiben; denn es fehlte weder an Freunden der natürlich-volksthümlichen Einfachheit, noch der klaren und geschmackvollen, deren Muster man bei den französischen Klassikern suchte. Nur können wir nicht behaupten, daß die Dichtungen, welche dieser Gegensatz vorerst ins Leben rief, die neuschlesischen an Werth und Gehalt übertrafen, kaum daß sie ihnen darin immer gleichkamen; aber der Kampf selbst führte zur Ahnung eines besseren Geschmacks und einer höheren Poesie. Er machte der gegenseitigen Anbeterei, dem gedankenlosen Spenden von Lorbern und Dichterkronen ein Ende. Der befreiende Geist der Untersuchung drang allmählich doch auch in das Gebiet der ästhetischen Kritik ein, wenn auch seine ersten Leistungen noch dürftig waren. Wir haben gesehen, mit welchem Eifer damals die Frage vom Werthe der Alten und der Neuen in Frankreich und England behandelt wurden, wie Bentley und Temple in den Kampf eintraten, wie Boileau und Huet gegen Perrault standen. Die Nachwirkung konnte in Deutschland nicht ausbleiben; selbst die Schulmeister mochten nicht länger mit ansehen, daß man die Bres-

lauer Poeten neben Homer, Horaz und Virgil stellte. Es entwickelte sich eine Polemik, die mit ihren Gegenständen wuchs, in der Zeit Gottsched's und Bodmer's einen bedeutenden Schwung nahm und seit Lessing eine Kraft und Tiefe gewann, wie nirgendwo im Auslande. Es traten aber noch andere bedeutendere Motive hinzu. Zuerst die Nothwendigkeit einer gründlicheren Kenntniß der älteren deutschen Dichtungen; durch Morhof und Andere wurde der erste Grund zu einer Litteraturgeschichte gelegt, die auf Höheres als auf Bücherverzeichnisse ausging. Sodann das siegreiche Eindringen der deutschen Sprache in das Gebiet der Wissenschaften und Studien; ein Ergebniß, an welchem der bessere Theil des deutschen Bürgerthums im Bunde mit wackeren Schulmännern und freigesinnten Gelehrten ein halbes Jahrhundert lang unter den ungünstigsten Umständen mit rührender Treue gearbeitet hat. Sodann erhielt das Schriftwesen einen erhöhten Inhalt durch die theologische Richtung der ersten Pietisten, welche mehr auf Erbauung und Gemüthswärme, als auf dogmatische Klopffechterei ausgingen. Hierzu kamen die ersten Flügelschläge der Aufklärung und einer Moralphilosophie, welche den Menschen mit der wirklichen Welt befreundete und bald sogar auf die Natur als auf eine Quelle der Erkenntniß Gottes hinzuweisen wagte.

Unter denjenigen, welche sich aus Vorliebe für das Natürliche und aus Ueberdruß an dem ermüdenden Stelzengang der neuen Schlesier dem Banne derselben entzogen, steht Christian Weise aus Zittau (1642—1708) voran, der eine zeitlang in Helmstedt lebte, dann Professor der Politik und Beredsamkeit in Weißenfels war und endlich dem Gymnasium seiner Vaterstadt 30 Jahre lang als Rector vorstand. Diesem eigenthümlichen Manne war die Lehre vom Natürlichen und Verständlichen zu einem Lebensprincip geworden. Er hatte die Vorstellung von einer ins Breite gehenden, die Welt abspiegelnden Poesie; aber dieser hohe Begriff konnte nicht bei ihm zur Ausbildung kommen. Die Zeit schien ihm für Virgile und Homere nicht gemacht, und was die Poesie vorerst leisten konnte, schien ihm einer besonders tiefen Weihe und Sammlung nicht werth zu sein. In seinen „curiösen Gedanken von deutschen Versen“ erklärt er, die Dichtung habe dreierlei Vortheile; man könne durch sie 1, manchem Mann einen Dienst erweisen; 2, seine Affekte vergnügen; 3, sich und Anderen zur Erholung Etwas aufsetzen. Alles dies hat er reichlich gethan; schon als Student reimte er frischweg, mit leichtem, oft melodischem Redefluß, und einige seiner Lieder haben sich bis in unser Jahrhundert erhalten. Dann trat er als „Moralist“ in der Weise des Moscherosch auf und machte besonders mit der Schrift: „Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt“ (1658) großes Glück; schon vorher hatte er „Die drei Haupt-

verderber“ und eine Erzählung „Die drei klügsten Leute“ geschrieben. Die drei Verderber für Deutschland sind ihm die Abnahme der frommen Zucht, die den Alten abgeborgte Schulweisheit und die Ausländerei. In diesem Buche findet sich die merkwürdige Fiction von einem Nationalfeinde der Deutschen, dem slawischen oder wendischen König Mistevo, der, um sich für die Unterdrückung seines Stammes zu rächen, von seinem Waldversteck aus jene drei Uebel in Deutschland befördert. In einem anderen moralisirenden Roman „der politische Näscher“ (1679) stellt er gewissermaaßen schöpferisch einen neuen Typus auf, der bei den Lesern und in der Litteratur schlagend wirkte. „Der Näscher“ hat in sich einen unruhigen Wissenstrieb; ohne den inneren Halt einer gläubigen Denkweise und festen Meinung will er sich Kenntniß, Weltverstand und Einfluß verschaffen. Crescentio zieht mit Philander in der Welt herum, die Näscher kennen zu lernen. Dieses Buch wurde in allen Ständen gelesen und rief eine Fluth von Nachahmungen hervor; bald gab es einen politischen Maulaffen, Grillenfänger und noch eine ganze Reihe, die bei Gervinus verzeichnet ist. Der gesunde Menschenverstand und einfache Glaube war noch nie so entschieden als das beste Princip empfohlen worden. Aber nicht minder umfassend wirkte Weise durch seine zahllosen dramatischen Werke. Wie er in Bezug auf Lyrik richtig geahnt hatte, in der alten Einfalt liege Etwas, das manchem Lorberträger verborgen sei: so ging er auch im Drama von der wohlbegründeten Ansicht aus, daß in der Handlung und in der Vorführung der Charaktere das Wesentlichste liege. Er that nur des Guten gar zu viel, wie denn schon Leibnitz beklagt, daß der talentvolle Mann sich durch Vielschreiberei verflache. Als Rector von Zittau ließ er eine Unzahl von biblischen, geschichtlichen oder phantastisch erfundenen Schauspielen von seinen Schülern aufführen; Einfälle, die früher Glück gemacht hatten, kleidete er neu ein. Die antike Form und die Regeln des Aristoteles verschmäht er ganz und gar; er hatte nur seine Schüler im Auge und versah manches Stück mit soviel Rollen, als die Anstalt Zöglinge hatte. Simson und Ahab, Masaniello und der Marschall d'Ancre treten bei ihm als dramatische Helden auf. Manche seine Erfindungen sind so glücklich, daß man den Mangel an durchdachter Ausführung zu bedauern hat.

Wenn Weise und seine Nachfolger in Plattheit versanken, so kam eine andere Art von Poesie auf, die sich in Klarheit, Eleganz und reinem Ausdruck an die Franzosen hielt und offenbar in damaliger Zeit höchst günstig gewirkt hat. Man bezeichnete die Gruppe, welche dieser Richtung folgte, zuweilen als Hofpoeten, obwohl diese Beziehung auf den berühmtesten derselben, den Freiherrn **Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz** (1654—1699) nicht eigentlich paßt.

Canitz hatte sich an Höfen gebildet und den großen Kurfürsten auf seinen Feldzügen als Kammerjunker begleitet, wurde nachher Legationsrath und war bei einer ganzen Reihe von Gesandtschaften betheiligt, zuletzt bei den Unterhandlungen, die im Haag wegen der spanischen Erbfolge geführt wurden. Während eines Aufenthalt in Hamburg, welches damals ein Hauptsitz der Litteratur war, scheint sich bei ihm die Ueberzeugung von dem Unwerthe des regellosen, sozusagen anarchischen poetischen Treibens in Deutschland festgestellt zu haben. Als vollendeter Weltmann wußte er die Verbindung zu schätzen, welche in Paris zwischen Litteratur und Gesellschaft herrschte; der Geschmack, die Klarheit und Würde, die bei den französischen Dichtern herrschte, die feine Rechenschaft, die sie sich und anderen von ihrem Verfahren ablegten, schienen ihm auch für Deutschland wünschenswerth. Canitz hatte in Berlin die richtige Stellung, um seine Ansichten geltend zu machen. Er hatte selbst mehr Verstand und Takt als Phantasie oder gar eigentliche Schöpferkraft; aber er liebte die Poesie aufrichtig und wußte im Umgang mit Gelehrten und Dichtern den Ton steifer Gönnerschaft abzulegen; obwohl Staatsmann, liebte er doch einen traulichen und beschaulichen Verkehr mit Gleichgesinnten. Boileau war in allen Stücken sein Muster; wie dieser bekämpfte er den affectirten Stil der Romane und somit auch der neuschlesischen Dichter, obwohl er sie niemals in Unehren nennt.*) Er widmete sich insbesondere den beiden einzigen Gattungen, welche die Neuzeit nicht von den Griechen, sondern von den nüchternen Römern entlehnt hat: der Epistel und der Satire. In seiner dritten Satire (von der Poesie) beklagt er sich mit Recht über den allzubeliebten hochtrabenden Ton: „Kein Wort kommt für den Tag, das nicht auf Stelzen geht;“ noch mehr trifft sein Spott die Gelegenheitspoeten, die beim Begräbniß jedes Dorfschulmeisters den ganzen Olymp zur Leiche bitten. Der angemessene Ton, die ruhige Haltung seiner Verse waren den gebildeten Zeitgenossen eine Wohlthat; aus der Verwilderung schien sich ein Pfad zu besseren Zielen zu eröffnen. Das ist aber auch alles; denn seine Gedanken sind gewöhnlich, seine Empfindungen kühl und sein Wohllaut mechanisch, aber weder einschmeichelnd noch ergreifend. Von seinen Liedern hat sich nur das eine erhalten: „Ich trachte nicht nach hohen Dingen.“ Die überaus lange Trauerode freilich, die er dem Andenken seiner Gattin Dorothea, einer geborenen von Arnimb, widmete, galt für ein Kleinod deutscher Poesie und wie Varnhagen berichtet, gab es noch bis in unser Jahrhundert alte Herren (er nennt den General von Kalkreuth), die sie auswendig wußten und

*) Doch kann es kaum auf sonst Jemanden gehen, wenn von Dichtern gesprochen wird, die ihre Liebe mit „des Aetna Feuer-Klufft“ vergleichen und von einem Schäfer Coridon, der nichts als Zibeth und Ambra von sich haucht.

über alle späteren Leistungen setzte. Der um Canitz vereinigte Parnaß gab natürlich seiner Theilnahme bei diesem Trauerfall nicht sparsamen Ausdruck; vor Allen Besser, von welchem Canitz in jener Satire sagt, daß er allein unter den deutschen Zeitgenossen den wahren Quell der Hippokrene kenne. Es ist sehr bezeichnend, daß Besser seine Trauergedichte auf die Frau von Canitz dem betrübten Wittwer zusendet und ihn bittet, den Gedanken der fünften Strophe passend einzukleiden, sowie, daß Canitz ihm wirklich nicht blos eine, sondern zwei Varianten zur Auswahl übersendet.

Johann von Besser (1654—1729), geboren zu Frauenburg in Kurland, war ein eigentlicher Hofpoet und zwar im höchsten Sinne, den man dem Worte damals beilegte. Obwohl Sohn eines Predigers, zeigte er in seiner Persönlichkeit chevalereskenAnstand. Er begleitete einen jungen Edelmann auf die Universität Leipzig, entsagte der Theologie und ging nach Berlin, wurde von Friedrich Wilhelm zum Legationsrath ernannt und nach London geschickt, wo er seinen Rang mit Geistesgegenwart behauptete; der große Kurfürst verhalf ihm zu einer reichen Heirath. Doch beginnt sein höchster Glanz erst mit der Erhebung Friedrich's III. zum König; Besser wurde in den Adelstand erhoben und zum Oberceremonienmeister ernannt. Er hatte nun alle Festlichkeiten, allegorische und mythologische Schaustellungen, Begrüßungen und dergleichen zu ordnen; das Dichten war nur der kleinere Theil seiner Arbeit. In der Heraldik und verwandten Wissenschaften war er die erste Autorität seiner Zeit; er besaß eine Bibliothek von 18,000 Bänden, die ihm später der sächsische Hof abkaufte, aber auf Lebenszeit überließ, unter der Bedingung, daß er einen jüngeren Mann in seine Wissenschaft einführe. Doch fällt dieser Theil seiner Wirksamkeit nicht in die hier einzuhaltenden Grenzen. Seine mühsame Gelegenheitspoesie hat geringen Werth, obwohl man es loben muß, daß er unter dem Einflusse seines Freundes Canitz den üblichen Schwulst ablegte. Seine hübschesten Verse finden sich in zwei Gedichten über den Vorrang der blauen und schwarzen Augen, welches galante Thema ungemein beliebt war; denn schon in Lohenstein's Arminius wird derselbe Streit geführt, indem die blonde Thusnelda die schwarzen Augen, die brunette armenische Prinzessin Erato aber die blauen vertheidigt.*)

Unter Denjenigen, die von der Schule Hofmannswaldau's zu der

*) Berühmt war Besser's Vers:

> Blaues Feuer brennt, wo Schätze liegen,
> Und Dein blaues Auge wird nicht trügen;
> Denn es sind der Schätze reiche Gaben
> In den Bergen Deiner Brust begraben.

verstandesmäßigen Poesie, die Canitz empfahl, übergingen, ist der Schlesier Benjamin Neukirch (1665–1729) zu nennen. Wir haben ihn als Herausgeber der Gedichtsammlung genannt, aus welcher wir hauptsächlich jene Schule kennen lernen; er selbst klagt späterhin, daß er nur so lange Beifall und Lohn gefunden habe, als er selbst seine Verse mit Schwulst auszierte. In Berlin fand er nämlich ungeachtet der Protection B·sser's nur wenig Förderung, obwohl er in „heroischen Gedichten" den neuen König als Salomo besang und das Andenken der geistvollen Königin Sophie Charlotte feierte; doch erhielt er später an dem verwandten Hofe zu Ansbach ein vortheilhaftes Amt als Erzieher des Erbprinzen. In dieser Stellung kam er auf den Gedanken, Fénélon's Telemach in deutsche Alexandriner zu übertragen und somit wie er meinte, jungen Fürsten einen Spiegel, dem Vaterlande aber ein Epos zu schenken. Das Werk erschien in drei Bänden prachtvoll ausgestattet und mit Kupfern geziert, unter dem Titel: „Begebenheiten des Prinzen von Ithaka" und gehörte noch zu Goethe's geistiger Nahrung in seinen Kindesjahren.

Auch der geistvolle Epigrammendichter Christian Wernicke (oder Warnecke) wandte sich in seinen reiferen Jahren gegen Lohenstein und Hofmannswaldau, die er in der Jugend verehrt hatte. Wir sind über sein Leben unvollständig unterrichtet; er verbrachte mehrere Jahre in Hamburg und gerieth mit den dortigen Poeten Postel, dem Verfasser eines Epos „Wittekind" und Hunold in einen lebhaften Federkrieg, indem diese beiden sich der Schlesier annahmen. Der Streit, der in den Anfang des 18. Jahrhunderts fällt und auf den wir hier nicht eingehen können, artete in gemeine Angriffe aus, war aber nicht unwichtig, indem Hamburg damals die bedeutendsten litterarischen Kräfte beherbergte. Wernicke, der vortrefflich französisch und englisch verstand und schrieb, wurde später vom König von Dänemark als Resident nach Paris gesandt, wo er um 1720 starb. An klarer Einsicht und ästhetischer Bildung war er seinen Gegnern überlegen; es ist nur zu bedauern, daß er dieselben in seinem „Heldengedichte, Hans Sachs genannt" (Altona 1703) durch Vergleichung mit dem wackeren Schuhmacher verhöhnen will, den er als Muster eines Stümpers auffaßt. Seine Epigramme, die er in sechs Bücher eintheilt, bezeichnet er als „Ueberschriften;" sie enthalten zum Theil Urtheile über alte und neue Schriftsteller, z. B. ein geistvolles über den Tacitus, zum Theil aber auch Bemerkungen über politische Zustände. Er vergleicht schlagend die endlosen Verhandlungen in Regensburg mit den fünf „französischen Donnerworten: Car tel est notre plaesir;" er weist den Uebermuth des Abbé Bouhours zurecht und beklagt die Gallomanie in einem Epigramme wahrheitstreuer, zugleich aber vermöge der kau=

stischen Schlußwendung bitterer und stolzer, als Andere in wortreichen Jeremiaden:

„Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Mit Pulver, welches wir erfunden;
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht;
Daß wir dort unser Geld verschwenden;
Mit dem es uns nachher besticht;
Daß es durch unsre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen senden:
Geht eh' in meinen Kopf hinein,
Als daß wir dort die Kraft verlieren.
Daß ihre Weiber wir verführen
Und unsrer Feinde Väter sein."

Gewiß urtheilte noch Hagedorn, der ebenfalls in Hamburg lebte, nicht mit Unrecht, Wernicke sei an Sprache und Wohllaut leicht, an Geist schwer zu übertreffen.

f. Umschwung beim Ausgange des Jahrhunderts; Hebung der Sprache; Pietismus, Aufklärung und Popularphilosophie.

Was am Ausgange des Jahrhunderts in der deutschen Dichtung geleistet wurde, war bei Weitem nicht so bedeutsam und folgenreich, als die Bestrebungen in einigen verwandten Gebieten. Hierzu gehört vor Allem die Einführung der Muttersprache in die Studien und in die wissenschaftliche Litteratur. Wir berühren hier die erfreulichste Seite unseres heimischen Lebens. Selbst in der traurigsten Periode gab der Deutsche die Sorge für Schule und Volksbildung nicht auf; Städte-Obrigkeiten, wohldenkende Gelehrte, auch Edelleute und Fürsten betheiligten sich daran. Wie schon der deutsche Humanismus sich dadurch vom romanischen unterschied, daß er die neu gewonnene Bildung in Schule und Haus brachte: so zeigte sich derselbe Gegensatz auch nach dem großen Kriege, in den für uns ungünstigsten Verhältnissen. Fénélon schrieb über Mädchen-Erziehung, später verfaßte Rollin als Schulmann seine römischen Geschichte; aber an eigentliche Volksbildung wurde in der ganzen französischen Glanzperiode nicht gedacht. Dagegen hörte Deutschland selbst während des Krieges nicht auf, sich für den schon genannten Wolfgang Ratich zu interessiren, der eine Methode für leichteren Sprachunterricht erfunden hatte und jüngere Lehrer für dieselbe auszubilden versprach. Der Fürst Ludwig von Anhalt richtete eine Druckerei ein, um die neuen Schulbücher liefern zu können; in Magdeburg suchte man Ratich zu gewinnen; der berühmte Jungius wurde zu einem Gutachten über ihn aufgefordert. Wenn uns der stets wandernde Ratich an Basedow erinnert, so gemahnt das Lebensbild des würdigen Amos Comenius (eigentlich Komenski, aus Komna bei Brünn; 1592—1671) eher an Pestalozzi.

Er war erst Prediger bei den böhmischen Brüdern in Fulneck, mußte aber 1624 der Religion wegen die östreichischen Staaten verlassen und lebte seitdem meist in Lissa. Als die Schweden 1656 diese Stadt verbrannten, verlor er alle seine Handschriften und Bücher. Von da an lebte er, stets lehrend, in Schlesien, in Hamburg, zuletzt in Amsterdam, wo er, 77 Jahre alt, verschied. Comenius war ein Denker von hoher sittlicher Würde, ganz von der Idee durchdrungen, daß die Hebung und Beglückung des Menschengeschlechts von der Jugendbildung ausgehen müsse. Der Grundzug seiner Lehrmethode bestand darin, die Kenntniß der Sprache zugleich mit der Kenntniß der realen Gegenstände zu überliefern. Da er dies in ausgedehnter Weise nur durch Abbildungen zu leisten vermochte, so verfaßte er das berühmte Jugendwerk: Orbis terrarum pictus oder die sichtbare Welt," das zuerst 1657 in Nürnberg erschien. Die Wirkung war außerordentlich; doch noch weiter erstreckte sich der Einfluß eines älteren Werkes von Comenius, der lateinisch abgefaßten „erschlossenen Pforte der Sprachen." Dieses Buch wurde in zwölf europäische Sprachen, ja sogar in asiatische übersetzt; ins Arabische von Golius, einem Bruder des berühmten holländischen Gelehrten. Im Jahre 1641 wurde Comenius nach England berufen, um das Schulwesen zu reformiren, und die Angelegenheit kam im Parlamente zur Sprache, aber der Bürgerkrieg trat hindernd ein. Hierauf arbeitete er im Auftrag Oxenstierna's zu Elbing einige Schulbücher aus. In einem derselben, seiner „neuen Sprachmethode," das zu Ende des Jahres 1648 erschien, wendet er sich an die Fürsten mit der Anrede: „Ihr Mächtigen habt Vieles zerstört, nun baut wieder auf!"

Unmittelbar nach dem Frieden begann man in den Städten sich mit neuen Schulordnungen zu beschäftigen. Hier nun trat überall die Frage in den Vordergrund, welche Stellung die Muttersprache einnehmen sollte. Die verschiedensten Motive vereinigten sich, um für das Deutsche eine größere Sorgfalt in Anspruch zu nehmen: das Wirken der Sprachgesellschaften, das Aufkommen einer neuen Dichtkunst, vor Allem die nicht erstorbene Vorliebe für das einzige volksthümliche Besitzthum. Damit wirkte auf die sonderbarste Weise das Streben zusammen, es den bewunderten Franzosen an Zierlichkeit und modernem Schliff gleich zu thun. Dies führte auf den Gedanken, man müsse wie das Nachbarvolk die eigene Sprache ausbilden. Es herrschte bei den Schulmeistern das Bestreben, die unbehülfliche Pedanterie abzulegen und sich zur feineren Ausbildung der höheren Jugend fähig zu erweisen.*) Ueberhaupt regte sich ein Streben aus der dumpfen „Schul-

---

*) Raumer führt aus einem Görlitzer Programm folgende Aeußerung des Rectors Baumeister an: „Wir unterscheiden adlicher und vornehmer Leute

fuchserei" hinaus zum Weltmännischen und Praktischen. Die Schulkomödie kam wieder zur Blüthe, weil man erklärte, durch theatralische Aufführungen werde die Jugend eine „anständige Hardiesse" gewinnen¹; aber schon vor Christian Weise begann man hie und da, deutsche Stücke zu verwenden. Auch sonst begann man an dem lateinischen Unterricht zu rütteln und auf das Quälende der grammatischen Regel- und Ausnahme-Plackereien hinzuweisen. Schuppius trat hierbei besonders lebhaft hervor, zuweilen mit Berufung auf Comenius. In seiner Schrift „Teutscher Lehrmeister", welche er, hierin selbst pedantisch, in die Form eines Discurses mit dem edlen Daphnis aus Cimbrien (Johann Rist) einkleidet, erklärt er, die Weisheit sei an keine Sprache gebunden, man könne auch auf Deutsch lernen, wie einem Kranken zu helfen sei; die Franzosen lernten alle Facultäten und freien Künste in ihrer Muttersprache. Diese Beweisführung ist nicht eben tief, aber als Beginn einer heilsamen Opposition merkwürdig. Selbst Thomasius ist von dem Vorwurf nicht frei zu sprechen, daß er bei Empfehlung der deutschen Sprache allzuviel Rücksicht auf weltmännisches Auftreten legte. Welchen Sturm er erregte, als er deutsche Vorlesungen hielt und gelehrte Materien in deutscher Sprache behandelte, haben wir schon erwähnt. Sein Auftreten erregte bei Theologen aufrichtige Angst; man hielt es für allzugefährlich, wenn subtile Glaubensmaterien in einer dem gemeinen Mann zugänglichen Form behandelt werden sollten; auch schien das Band, das die Studien in ganz Europa zusammenhielt, sich lösen zu müssen, wenn das Latein aufhören würde, die Brief- und Umgangssprache der Gelehrten zu sein. Dagegen macht der geistvolle Philologe Johann Matthias Gesner, der um 1730 in Leipzig Rector war, eine feine Bemerkung zu Gunsten der von Thomasius angeregten Neuerung. Ob er im Recht ist, wenn er behauptet, Thomasius habe Deutsch vorgetragen, weil er kein Latein verstand, wollen wir nicht entscheiden; wohl aber erklärt er mit Grund, die Unkenntniß der Muttersprache habe es verschuldet, daß man das Latein in ganz verdorbener, fast barbarischer Weise gesprochen habe; darum hätten gelehrte Männer seit Stiftung der Universität Halle zum Studium und zur Anwendung des Deutschen auch bei akademischen Vorträgen gerathen, was vorher für ganz unerlaubt erachtet worden sei.

Tiefer und bedeutsamer als die Gründe des Schuppius und Thomasius waren diejenigen, welche **Gabriel Wagner** aus Quedlinburg für die Pflege deutscher Eigenthümlichkeit anführte. Die Schrift,

---

Kinder von andern, so niedriger Geburt sind, auch darin, daß wir ihnen einen näheren, liebreicheren und vertrauteren Umgang mit den Lehrern unter Bezeigung aller anständigen Höflichkeit gestatten."

worin er sich darüber ausspricht, führt den Titel: „Prüfung des europäischen Verstandes durch die weltweise Geschichte von Realis de Vienna“; er wohnte nämlich eine zeitlang in Wien, mußte aber in Folge seiner hellen Ansichten, die er rückhaltlos aussprach, von dort entfliehen. Seine Schrift wurde im Jahr 1693 dem Verleger in Leipzig entwendet; nur ein Bericht über dieselbe erschien 1715 im Druck und wurde nicht nach Verdienst gewürdigt. An der Hand dieses Berichtes hat Herder, der mit seinem vielseitigen Verständniß und Feingefühl so manches Echte und Bedeutende zu erneuern wußte, die Ansichten Wagner's in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ entwickelt. Der Letztere gehörte unstreitig zu den scharfsinnigsten Köpfen seiner Zeit. Er stellt die Deutschen darin mit den Griechen zusammen, daß beide Völker den Beruf zur Verbreitung geistiger Bildung erhalten hätten; den Deutschen fehle es bei aller Intelligenz an edlem Ehrgeiz und großmüthiger Vaterlandsliebe, daher rühre ihre Armuth und Ohnmacht, die Verstandesverfinsterung, der Stolz und Trotz des Auslandes, der Verlust von Ländern und Städten, die Kriegführung auf unsere Kosten. Das Märchen von der deutschen Einfalt glauben wir selbst aus Niedertracht und Mangel an Geschichtskenntniß. Unsere Schulmeister, Pfarrer, Sprachkünstler und das geduldig schwitzende Volk halten Anstrengung für Verstand; wir vertheidigen nicht einmal unsere Erfindungen gegen das Ausland. Wir glauben den Freunden mit Kindereien wehe zu thun, wie wenn wir ihnen nachweisen, daß Einer unter ihnen etwa eine Stadt wie Rostock und Altorf nicht gekannt hat. (Dies paßt noch heute vortrefflich.) In Deutschland, bemerkt er sodann, wohnt der Verstand außer den Schulen; das Volk ist oft sinnreich, die Vornehmen schulfüchsig; im Auslande dagegen sind die Gelehrten zum Theil die klügsten. Er erklärt, lange vor Brockes: die Natur sei Gottes Buch, nicht Gottes Feindin; Naturkünste machen aufrichtig, Schulkünste hartherzig und stolz.

In diese Periode beginnender Gährung trat das Zeitschriftenwesen als ein mächtiges Ferment ein. Es begann für Deutschland mit den in lateinischer Sprache abgefaßten Verhandlungen der Gelehrten (Acta Eruditorum), die in Nachahmung des Journal des Savants und anderer Unternehmungen 1682 zu Leipzig durch Otto Mencke ins Leben gerufen wurden; der letzte ihrer 117 Bände erschien genau ein Jahrhundert später. An dieser Zeitschrift, die in monatlichen Quartheften erschien, arbeiteten zu Anfang Gelehrte wie Tenzel, Carpzow, Sagittarius, Thomasius und Leibnitz mit; der Letztere veröffentlichte hier seine Grundzüge der Differentialrechnung. Thomasius ging bald einen Schritt weiter, indem er (1788) die erste litterarische Zeitschrift in deutscher Sprache begründete, unter dem Titel:

„Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft= und gesetzmäßige Gedanken oder Monatsgespräche über allerhand, vornehmlich über neue Bücher." Kaum minder schwerfällig als dieser Titel war stellenweise die Form; doch zeigten sich die Wirkungen bald, namentlich da Nachahmungen nicht auf sich warten ließen. Jetzt erst entspann sich ein lebendigeres Verhältniß zwischen Litteratur und Leben; das öffentliche Bedürfniß, der öffentliche Geschmack wurden als Richter über geistige Arbeiten angerufen. Hieraus ergab sich die Beseitigung der bisherigen Unsicherheit in den Grundsätzen der Darstellung als unumgänglich; die beginnende Kritik und Polemik erhielt nunmehr deutliche Ziele. Auch erkannte man die Nothwendigkeit, die sehr vereinzelten Kenntnisse, welche über die frühere Litteratur verbreitet waren, zu ordnen und zu vertiefen.

Wir haben schon bemerkt, daß im Anfang des 17. Jahrhunderts unsere Gelehrten fast jede Berührung mit dem altnationalen Wesen aufgegeben hatten. Die mittelhochdeutschen Dichtungen wurden kaum mehr gelesen und Wolfgang Lazius, der um 1614 vom Nibelungenlied sprach, hielt dasselbe für eine Art von Reimchronik der Thaten Attila's. Indessen war der Sinn für deutsches Alterthum nicht abgestorben, und es ist bemerkenswerth, daß namentlich Juristen und Publicisten ihn lebendig erhielten. So hat unter anderen **Melchior Goldast von Heimingsfeld** († 1635), der meist ein unstetes, dürftiges Litteratenleben führte, zuletzt aber doch Kanzler an der Universität Gießen wurde, einer besseren Zeit vorgearbeitet. Vom Urkundensammeln, worin er nicht immer sehr zuverlässig ist, kam er auf das Lesen der Dichter, welche er für die Alterthümer zu verwerthen gedachte. Didactische Werke scheinen ihn am meisten angezogen zu haben; man erstaunt, wenn man seine selten gewordene Sammlung von Lehrdichtungen liest, über den Umfang seiner Lectüre in dieser dunklen Zeit. Er macht in derselben (Paraeneticorum veterum Pars I, 1604) Mittheilungen aus dem Winsbecke und der Winsbeckin (s. Bd. VI., S. 133); er erwähnt den Wolfdietrich, den König Laurin, den Dietrich von Verona, den gehörnten Siegfried von Köln (Agrippinensis), den Ernst von Schwaben (nach ihm von Oestreich oder Baiern) und fragt mit Recht, warum man diesen Gedichten nicht ebenso viel Aufmerksamkeit zuwende, als den hebräischen und arabischen; von Dichtern kennt er Wolfram, Wernher, Stricker, Marner und andere; dem Walther widmet er als einem trefflichen Sittenrichter hohes Lob. Der Tannhäuser ist ihm ein Geschichtsschreiber; doch führt er auch das Volkslied an, das diesen Namen trägt. Nach Goldast verdient **Schilter** genannt zu werden, dem es ausschließlicher um das Juristische und Antiquarische zu thun war; er starb 1705

als Rathsherr zu Straßburg. Aber auch Opitz besaß offenen Sinn genug, um seine Theilnahme dem Annoliede zuzuwenden; er fertigte eine Abschrift desselben an, die bald hohen Werth erhielt, da das Original verbrannte (s. Bd. V., S. 352). Doch fanden diese Ermittelungen einen sehr beschränkten Leserkreis. Anders war es am Ausgang des Jahrhunderts, als der Streit um die Theorie der Dichtung den Sinn für solche Studien erhöht hatte. Daniel Georg Morhof (1639—1691), zuletzt Professor und Bibliothekar in Kiel, stellte nicht nur in seinem „Polyhistor" eine Masse von litterarischen Notizen zusammen, sondern gab in seinem werthvollen Buche „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen" (zuerst 1682) einen planmäßigen Ueberblick des damaligen Bestandes der Litteraturkunde, wobei er auch auf Sprachformen und Versmaaße Rücksicht nimmt. Die Anregung war ungemein fruchtbar und schon 1715 bezeichnet Burkart Menke die Litteraturgeschichte als die „Modewissenschaft itziger Zeiten."

Vom höchsten Werth aber war es, daß Poesie und Prosa durch die neuen religiösen Bewegungen einen lebendigen Gehalt erhielten. In damaliger Zeit konnten sich die Elemente der Befreiung auf keinem anderen Gebiet entwickeln, als auf dem des Glaubens. Von Arnd und Andreä an hatte es nie an Männern gefehlt, welche die Forderung erhoben, man solle über den Streit um religiöse Meinungen nicht die Reinheit des Herzens, die Bedürfnisse des Gemüthes und die Liebe vergessen. Dieser Richtung entsprach der Pietismus, der dem subjectiven inneren Leben sein Recht zu verschaffen suchte. Indem Gläubige sich zusammen fanden, die das Erbauliche höher anschlugen als das Dogmatische, barg ihr Bestreben den Keim der Toleranz in sich, die bald zu einer Forderung der Zeit wurde. Daß die Pietisten selbst sich früh von ihr abwandten, daß sie aus einseitiger Rücksicht auf Frömmigkeit und Gemüth den scharfen Geist der Untersuchung zu fürchten anfingen, aus Kopfhängerei die Philosophie anfeindeten, kommt in der Epoche, die wir eben besprechen, noch nicht in Betracht. Diese Epoche knüpft sich an den von uns schon mehrfach erwähnten Philipp Jacob Spener an. Zu seinen Anhängern gehörte der berühmte August Hermann Francke aus Lübeck (1663 bis 1727), der in Leipzig ein Collegium für Bibelfreunde hielt und darum verdächtigt wurde; Thomasius nahm sich des schüchternen Mannes mit allem Eifer an. Als Diaconus in Erfurt, welches zum Erzbisthum Mainz gehörte, war Francke als angeblicher Sektenstifter neuen Anfechtungen ausgesetzt und wurde sogar durch ein kurfürstliches Rescript von seinem Amte entfernt. Spener selbst folgte 1691 einem Rufe nach Berlin und war bei den Vorbereitungen zur Stiftung der

Universität Halle thätig, welche der Mittelpunkt der neuen Richtung werden sollte. Schon mit Anfang des folgenden Jahres wurde Francke zum Professor bestimmt und zugleich zum Pfarrer in der Halle'schen Vorstadt Glaucha ernannt. Die umfassenden wohlthätigen Stiftungen, die er bald zu errichten begann, können wir hier nicht besprechen; doch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Pietismus in seiner guten Anfangszeit sich überhaupt durch praktischen Unternehmungsgeist kundgab. Hierher gehört unter Anderen die von dem Freiherrn und Kammerjunker Karl Hildebrand von Canstein († 1719) im Sinne seiner Freunde Spener und Francke gegründete Bibel-Anstalt, welche noch jetzt besteht. Um „Gottes Wort den Armen zur Erbauung für einen geringen Preis in die Hände zu bringen", wurden das alte und neue Testament mit „stehenbleibenden Lettern" (Stereotypen) in deutscher, später auch in böhmischer und polnischer Sprache vervielfältigt; bis jetzt sind gegen sechs Millionen Exemplare ausgegeben worden.

Daß die Spener'sche oder Halle'sche Theologie auf den Stil der Predigt mächtig und vorzugsweise günstig einwirkte, konnte nicht ausbleiben. Durch sie wurde das Gefühl, die gebundene Herzenswärme zum Ausdrucke gebracht, die sich bald auch im weltlichen Gebiet als Philantropie, wohl auch als Empfindsamkeit und Schwärmerei zu äußern begann. Der Kanzelton eines Schuppius, der Anekdoten und Fabeln in seine Reden verflocht, konnte sich innerhalb der protestantischen Kirche nicht erhalten. An seine Stelle trat ein schleppender Ton, ein ciceronianischer Faltenwurf, über welchen sich noch Herder beklagt. Vor Allem aber erhielt sich die Manier dogmatischer Beweisführung; der streitbare Orthodoxe verfluchte seinen Gegner, nachdem er ihn vorher mit Schlußfolgerungen und namentlich mit Citaten vernichtet hatte. Einen solchen Prediger schildert später Gellert in geistvoller Weise:

Er hatte recht auf seinen Text studiret
Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
Bald griechisch, bald hebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer fleißig ausschändiret
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret!

Da dieses Unwesen am Schlusse des 17. Jahrhunderts noch weit mehr in Blüthe stand als zu Gellert's Zeit, so war die milde Betrachtung und erbauliche Zusprache, welche vom Kreise Spener's ausging, im Anfang wenigstens, eine Wohlthat, ja eine Befreiung für Herz und Geist.

Eines der bedeutendsten und einflußreichsten wissenschaftlichen Werke, die um jene Zeit verfaßt wurden, ging aus dem Kreise Spener's hervor:

die „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“ von Gottfried Arnold (2 Bände, Frankfurt 1699). Unsere Generation, in Zeiten der Revolution und Reform aufgewachsen, verbindet mit dem Worte Ketzer nicht mehr den gehässigen Begriff, der ihm in früheren Jahrhunderten anhaftete. Es ist uns daher nicht leicht, die von bedeutendem Wissen unterstützte Kühnheit, die Arnold in jenem Werke bewies, völlig zu würdigen. Arnold behauptet mit einem damals unerhörten Freimuth, die Ketzerei sei zu manchen Zeiten ein hochbedeutendes Element in der Entwickelung der Glaubenslehre gewesen. Indem er nachweist, daß die Verfolgung frommer und erleuchteter Ketzer meist von der Prälatur ausgegangen sei, bestreitet er auch die Gültigkeit der Verdammungs-Urtheile, die von Kirchenversammlungen ausgingen. Arnold wurde noch heftiger von der lutherischen Orthodoxie als von Katholiken angegriffen; doch war die Wirkung seines Werkes eine außerordentliche und entsprach besonders dem im 18. Jahrhundert immer mehr aufkommenden Triebe, für die Unterdrückten in der Weltgeschichte Partei zu nehmen. Die Darstellung in seinem Hauptwerke (er verfaßte mehr als 40 Schriften) ist nicht lichtvoll genug und etwas schwerfällig, doch für jene Zeit verdienstlich; man schrieb dem Thomasius einigen Antheil daran zu. Arnold war in Dresden mit Spener, den er innig verehrte, persönlich bekannt; später lebte er einige Zeit in Frankfurt als Corrector, dann in Gießen als Professor der Geschichte. Er starb 1714 als Prediger zu Perleberg während des Gottesdienstes an den Folgen eines Schreckens, da Werber in seine Kirche eindrangen.

Auch der hochberühmte Gottfried Wilhelm von Leibnitz (1646—1716) stand mit den ersten Pietisten in freundlichem Verkehr, so wie er auch die Bestrebungen zur Hebung der Muttersprache aufmunterte, obwohl er selbst seine Hauptwerke lateinisch oder französisch abfaßte. Da das Wirken dieses großen Denkers und Forschers sich auf die verschiedensten Gebiete erstreckte, so hatten wir seiner in der politischen und litterarischen Geschichte bereits vielfach zu gedenken. Als Staatsmann kennen wir ihn aus jener Denkschrift über die Eroberung von Aegypten, die er der Regierung Ludwig's XIV. überreichte, sowie aus einem Kriegsmanifeste gegen Frankreich. Seine Bemühungen um Vereinigung der christlichen Bekenntnisse zeigten ihn uns im Verkehr mit Bossuet. Auch unter den Erneuerern der Rechts- und Staatslehre hatten wir ihn anzuführen. Im Dienste der welfischen Fürstenhäuser entdeckte er den genealogischen Zusammenhang derselben mit dem Haus Este; aber, was von höherem Werth ist, durch seine Urkundensammlung gehört er zu den ersten Begründern einer neuen methodischen Geschichtsforschung.

Als Erfinder der Differentialrechnung oder des Calculs des Unendlichen hatten wir ihn neben Newton zu nennen. Leibnitz verlor im sechsten Jahre seinen Vater, der Professor der Moral in Leipzig war; auf der Nicolaischule hatte er den Jacob Thomasius, Vater des berühmten Schriftstellers, zum Lehrer. Er verfaßte früh lateinische Gedichte und vertheidigte zu 18 Jahren seine philosophische Schrift vom Grunde der Individualität (de principio individuationis). Doch ließ man ihn wegen seiner Jugend nicht zur Promotion zu, worauf er an der Nürnberger Universität Altdorf den Doctorgrad erwarb. An der Wirthstafel in Nürnberg machte er die für ihn sehr folgenreiche Bekanntschaft des helldenkenden kurmainzischen Ministers von Boyneburg und ging auf dessen Anregung 1672 nach Paris, wo er Pascal's Rechenmaschine verbesserte und mit Huyghens, wie auch mit Colbert in Verbindung trat. Leibnitz wies alle Anträge, die ihm von Paris und Rom aus mit der Bedingung gemacht wurden, daß er zum Katholicismus übertrete, standhaft zurück. Er blieb von 1673 an in den Diensten der Herzoge von Hannover, nahm seinen Wohnsitz in der Hauptstadt derselben, machte aber bis zum Beginn seines Greisenalters viele Reisen. Seines Aufenthaltes in Berlin, wo er die Akademie der Wissenschaften einrichtete, und in Wien, wo die Gründung einer ähnlichen Societät nicht zu Stande kam, haben wir schon gedacht. Es galt für Deutschland als höchst ehrenvoll, daß ein Deutscher an der Spitze der geistigen Angelegenheiten Europas stand, wie etwa Humboldt in unseren Tagen. Der Kaiser erhob Leibnitz zum Reichsfreiherrn, Peter der Große zum Geheimrath; Würdendiplome, Pensionen, Bitten um wissenschaftliche Rathschläge strömten ihm von allen Seiten zu*). Leibnitz starb 1716 zu Hannover in seinem Arbeitsessel. Der Geistlichkeit war er nicht befreundet, den Bürgern stand er fern; daher fand sein Leichenbegängniß fast ohne jegliches Geleite statt.

Was Leibnitz in deutscher Sprache schrieb (darunter auch einige Gedichte) ist meist erst nach seinem Tode gedruckt worden. In Versen klagt er, „daß manche Höfe sich der deutschen Sprache schämen, Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen.“ Im Jahr 1697 verfaßte er die ausgezeichnete Schrift „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache,“

---

*) Unter einem Abdruck seines Bildnisses wurden später vier Zeilen von Voltaire angebracht:

Il fut dans l'univers connu par ses ouvrages
Et dans son pays même il se fit respecter;
Il éclaira les rois, il instruisit les sages;
Plus sage qu'eux il sut douter.

worin er ausführt, daß unsere Sprache, soweit sie vom Volk ausgebildet werden könne, keiner anderen nachstehe, um so mehr aber in allen Beziehungen, die vom Hof und von der Wissenschaft aus entwickelt werden müßten. In seinen französischen und lateinischen Schriften ist die Darstellung trefflich durch Klarheit und Bestimmtheit, doch, wie Kenner meinen, nicht durchaus ungezwungen *).

Der streng theoretische Theil der Leibnitz'schen Philosophie, die sogenannte Monadenlehre, mag in Fachschriften besprochen werden. Dagegen haben wir einige Andeutungen zu geben über seine Lehre von der Natur und von der sittlichen Welt in ihrem Verhältniß zu Gott; denn diese Lehre, die er am ausführlichsten in seiner Theodicee vorträgt, hat auf die Denkweise der Deutschen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts den mächtigsten Einfluß geübt, ja ist für dieselbe geradezu bestimmend gewesen. Der gewöhnlichen Annahme nach ist dieses Buch aus den mündlichen und schriftlichen Unterhaltungen des Philosophen mit der berühmten preußischen Königin Sophie Charlotte hervorgegangen. Am Hofe derselben zu Charlottenburg herrschte der freieste Geistesverkehr um dieselbe Zeit, wo in Versailles ein dumpfer Druck auf den Gemüthern lastete. Die Prediger der französischen Gemeinde von Berlin, von welchen Beausobre den größten Ruf genoß, durften dort ihre Ansichten so zwanglos vortragen, wie der Jesuit Vota und der geflüchtete irländische Freigeist Toland. Hier war Leibnitz der geehrteste Gast; hier soll ihm die Königin auch die Gedanken mitgetheilt haben, zu denen die Lecture der skeptischen Schriften Bayle's sie angeregt hatte. Kant spricht über die Art, wie Leibnitz an diesem Damenhofe philosophische Fragen behandelte, mit leisem Spotte. Zweifel, wie sie der Königin sich aufdrängten, wurden in jenem theologischen Zeitalter oft genug in eleganter Gesellschaft erörtert; sie drängen sich übrigens denkenden Kindern schon bei der Konfirmation auf. So die beiden Fragen, warum Gott bei seiner unbedingten Allmacht das Böse in der Welt, der materiellen wie der sittlichen, zulasse; und ferner, wie sich die göttliche Vorherbestimmung

---

*) Der Verfasser gibt darüber in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" folgendes Urtheil: „Leibnitz wagte nicht, sich durch den Gebrauch von Luther's Sprache ein deutsches Publikum zu schaffen, wie sich Locke ein englisches geschaffen hatte. Leibnitz, dem Zeitgeist und der Aristokratie huldigend, wollte oder durfte Franzosen und Engländern nicht zumuthen, wenn sie ihn lesen wollten, deutsch zu lernen, sondern er bediente sich als Hofmann auch der Hofsprache, oder mit anderen Worten, er schrieb nicht deutsch, sondern in fremden Sprachen. Leibnitz schrieb in einem Latein voller Gallicismen, in einem Französisch voller Latinismen, so daß ihn Bolingbroke nicht ganz mit Unrecht der Barbarei und Unverständlichkeit anklagt." (S. Bd. I., S. 596).

aller Dinge, also auch aller Handlungen, mit der Freiheit des menschlichen Willens vertrage? Die Theodicee, welche diese Fragen lösen soll, handelt daher „über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Bösen.“ Leibnitz nimmt an, daß bei jeder einzelnen Handlung Willensfreiheit obwalte, daß aber die Ergebnisse aller Handlungen durch göttliche Voraussicht nach einem harmonischen Plane zusammenwirken. Die Welt ist unter denen, die Gott schaffen konnte, die beste; denn es ist unmöglich, anzunehmen, daß Gott eine bessere nicht gekannt oder nicht gewollt habe. Das Böse ist vorhanden, damit sich das Gute an demselben übe, zur Erkenntniß seiner selbst und zur Freude an seiner eigenen Bethätigung gelange. Dieser Glaube, daß die Welt ungeachtet ihrer Mängel auf die Glückseligkeit der in ihr lebenden Geschöpfe berechnet sei, der sogenannte Optimismus, mochte strengeren Philosophen nur für das Erzeugniß einer weltmännischen Beruhigungsphilosophie gelten; so viel aber ist gewiß, daß er in einer Zeit, wo Deutschland sich den Katechismushändeln und den Litaneien über die in Sünden ertrunkene Menschheit zu entziehen begann, den Fingerzeig in ein neues Reich der Hoffnung, Menschenliebe und Lebensfreude eröffnete. War die Welt nicht mehr ein Jammerthal ohne Ausgang, war sie nach ewigen Gesetzen auf Heil und Glück berechnet, so verlor auch die Natur ihre feindseligen Schrecken; die Betrachtung derselben, die Versenkung in ihre Reize und Geheimnisse erschien, wie Brockes bald verkündete, nur als eine neue Form der Gottesverehrung. Freilich, die Vorstellung von der Vollkommenheit der Welt war dem Wunderglauben nicht günstig; auch war die Orthodoxie damit nicht einverstanden, daß man nun religiöse Wahrheiten, statt aus Bibel und Katechismus, aus der Beobachtung einer Quelle, eines Käfers, eines Bienenschwarmes schöpfen solle; doch wurde gerade dieser Gedanke den Deutschen vor allen werth und drang schließlich in alle Kinderschriften ein. Das Böse aber, statt den Menschen niederzudrücken, sollte, so begann man zu lehren, vielmehr seinen Stolz anregen, denn es bestätige ihm seine Bestimmung zur Freiheit. In diesem Sinne verfaßte noch Haller sein Lehrgedicht vom Ursprung des Uebels, worin es heißt: „Gott liebet keinen Zwang; die Welt mit ihren Mängeln gilt mehr ihm, als ein Schwarm von willenlosen Engeln.“ Und noch am Schlusse des Jahrhunderts gibt Schiller, bei welchem die Spuren eines häuslich frommen Kinderlebens sich sehr langsam verloren, im Carlos demselben Gedanken einen freilich weit schwungvolleren Ausdruck: „Er (Gott), der Freiheit entzückende Erscheinung nicht zu stören, läßt der Uebel grauenvolles Heer in seinem Weltall lieber toben.“ An die Vorstellung von einer zum Glück führenden Weltordnung schloß sich leicht auch die

weitere von der Befähigung und Bestimmung der Menschheit zur Vervollkommnung. Selbst Ereignisse, welche den Optimismus zu widerlegen schienen, wie um die Mitte des folgenden Jahrhunderts das Erdbeben von Lissabon, regten wohl Controversen an, brachten aber dem Glauben an die möglich beste Welt vorerst keine Gefahr. Erst nach der kantischen Philosophie einerseits und mit den Enttäuschungen, die mit der Revolutionszeit eintrafen, andererseits, trat ein Umschwung zur entgegengesetzten Ansicht, zum Pessimismus ein, der in unserem Jahrhundert auch seine Philosophie gefunden hat.

Hier schließen wir diese litterarischen und culturgeschichtlichen Uebersichten. Wir nehmen für dieselben, im Sinne des Verfassers der Weltgeschichte, lieber den Vorwurf auf uns, etwas abwegig verfahren zu sein, als nur die breite Heerstraße der einander ausschreibenden Litteraturgeschichten betreten zu haben.

Berichtigungen.

1. Zu Band X, Seite 217.

Der Verfasser der Weltgeschichte hat mit ungerechtfertigter Vorliebe an der Ansicht festgehalten, daß Melchior Inchhofer (Inchover) der Verfasser der satirischen Schrift „Monarchia Solipsorum“ sei; er hat diese Ansicht wiederholt in Vorlesungen und Gesprächen zu behaupten gesucht. Nun gibt zwar eine Ausgabe von 1552 wirklich den Genannten als Verfasser an, und seine Autorschaft wird in einer 1843 in Zürich und Winterthur erschienenen Schrift „Zur Kenntniß der Gesellschaft Jesu“, vertheidigt, auf welche Schlosser sich verließ. Doch ist diese Meinung völlig unhaltbar. Inchhofer, geb. 1584, wahrscheinlich zu Günz, schrieb eine Kirchengeschichte des Königreichs Ungarn (Annales Ecclesiastici regni Hungariae), wovon nur der erste Band erschien; die Meinung, daß er auch die Monarchia verfaßt habe, scheint von den Jansenisten verbreitet worden zu sein. Der wirkliche Verfasser aber ist, wie fast mit Sicherheit behauptet werden kann, Julius Clemens, Graf Scotti, aus Piacenza, der im Jahr 1645 zu Venedig aus dem Jesuiten-Orden austrat. In demselben Jahr erschien das Werk, ebenfalls in Venedig, unter dem Titel: Lucii Cornelii Europaei Monarchia Solipsorum ad virum clarissimum Leonem Allatium. Nähere Auskunft findet man in dem Artikel „Inchhofer“ von Dr. theol. G. E. Steitz in Herzog's theologischer Encyclopädie.

2. Zu Band XIII, Seite 307.

Inzwischen ist erschienen: „La verité sur le masque de fer, par Th. Jung, officier de l'Etat major (Paris, 1873, H. Plon). Hier wird nachgewiesen, der Gefangene sei ein lothringischer Edelmann, ein Herr von Kissenbach und Harmoises gewesen, der sich an einem Unternehmen gegen das Leben Ludwig's XIV. betheiligt oder den Plan dazu entworfen hatte. Derselbe wurde in der Nacht vom 27. auf den 28. März 1673 in der Nähe von Peronne festgenommen, man ließ ihn nicht hinrichten, weil Louvois hoffte, sich seiner als Zeugen gegen die Anstifter, unter welchen der Kriegsminister persönliche Feinde vermuthete, bedienen zu können. Er verblieb nun in verschiedenen Gefängnissen, zuletzt (bis 1703) in der Bastille; beim Transport mußte er eine Sammetmaske tragen. Durch diese Ermittelungen ist die Vermuthung, daß Matthioli der Gefangene gewesen, beseitigt. Vgl. Sybel's historische Zeitschrift, 1873, 3. Heft.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

Geschichte der neueren Zeit.